


Guido Grasekamp

# Binäre Codierung und das System der Krankenbehandlung

Eine systemtheoretische und  
philosophische Untersuchung

**VELBRÜCK  
WISSENSCHAFT**

<https://doi.org/10.5771/9783845292564>, am 09.10.2024, 21:14:15  
Open Access –  - <https://www.nomos-elibrary.de/agb>

Guido Grasekamp  
Binäre Codierung und das System der Krankenbehandlung



Guido Grasekamp  
Binäre Codierung  
und das System der  
Krankenbehandlung

Eine systemtheoretische und  
philosophische Untersuchung

**VELBRÜCK  
WISSENSCHAFT**

*Für meinen Lehrer Heribert W. Gärtner*

Die vorliegende Publikation wurde 2017 von der Pflegewissenschaftlichen Fakultät an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Valendar als Dissertation zur Erlangung des akademischen Grades eines Doktors »Dr. rer. cur.« angenommen.

Datum der Disputation war der 30. März 2017.

Erste Auflage 2017  
© Velbrück Wissenschaft, Weilerswist 2017  
www.velbrueck-wissenschaft.de  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-95832-126-7

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

# Inhalt

1. Einleitung . . . . .	7
2. Die Genese der binären Codierung im Werk Luhmanns . . . . .	11
2.1 Codierung und symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien . . . . .	12
2.2 Tauschmedien und symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien . . . . .	21
2.3 Der Stellenwert der Codierung im Kontext der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien . . . . .	26
2.4 Die Form des Mediums . . . . .	31
2.5 Vom Medienelement zur binären Codierung . . . . .	42
3. Die Form der Codierung . . . . .	57
3.1 Binäre Codierung . . . . .	58
3.1.1 Technisierung binärer Codes – Eine neue »Realitätsgrundlage« . . . . .	60
3.1.2 Die Funktionssysteme beobachten auf der Ebene zweiter Ordnung . . . . .	67
3.1.3 Die Selbstreferenz der Codewerte . . . . .	74
3.1.4 Autopoiesis und operative Geschlossenheit . . . . .	76
3.1.5 Designation, Reflexion und die Präferenzproblematik . . . . .	79
3.1.6 Binäre Codes zwischen Paradoxie und Paradoxieentfaltung . . . . .	92
3.1.7 Die Entscheidung zwischen zwei Werten in der Zeit . . . . .	98
3.1.8 Ausschluss dritter Werte . . . . .	107
3.1.9 Transjunktion, Rejektion und Akzeption . . . . .	109
3.2 Programme . . . . .	116
3.2.1 Kriterien der richtigen Zuordnung zu den Codewerten . . . . .	116
3.2.2 Programme und Umwelteinflüsse . . . . .	119
3.2.3 Die andere Seite der Unterscheidung . . . . .	123
4. Binäre Codierung verschiedener Funktionssysteme . . . . .	129
4.1 Das Wirtschaftssystem . . . . .	133
4.1.1 Knappheit und die symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien Eigentum und Geld . . . . .	135
4.1.2 Haben/Nichthaben und Zahlung/Nichtzahlung . . . . .	144
4.1.3 Die Programme des Wirtschaftssystems . . . . .	151

4.2	Das Wissenschaftssystem . . . . .	165
4.2.1	Vom Wissen zum ›wahren‹ Wissen . . . . .	167
4.2.2	Der Ursprung ›wahren‹ Wissens . . . . .	168
4.2.3	Die Funktion der Wissenschaft . . . . .	177
4.2.4	Das Funktionssystem Wissenschaft operiert auf der Ebene der Beobachtung zweiter Ebene . . . . .	180
4.2.5	Das symbolisch generalisierte Kommunikationsmedium ›Wahrheit‹ . . . . .	185
4.2.6	Binäre Codierung wahr/unwahr . . . . .	190
4.2.7	Theorien und Methoden . . . . .	213
4.2.8	Nebencodierung ›Reputation‹ . . . . .	217
4.2.9	Inklusion in das Wissenschaftssystem . . . . .	225
5.	Das System der Krankenbehandlung . . . . .	228
5.1	Eine gesellschaftstheoretische Perspektive . . . . .	231
5.2	Das Reflexionsdefizit im System der Krankenbehandlung . . . . .	240
5.2.1	Marginalität der Kommunikation . . . . .	243
5.2.2	Das Reflexionsdefizit als Ziel der Medizin . . . . .	250
5.3	Die Funktion des Systems der Krankenbehandlung . . . . .	259
5.3.1	Körperorientierung . . . . .	264
5.3.2	Der Schmerz im Verhältnis von Körper und Bewusstsein . . . . .	268
5.4	Binäre Codierung im System der Krankenbehandlung . . . . .	284
5.4.1	›Der medizinische Code‹ . . . . .	286
5.4.2	Der Code krank/gesund . . . . .	300
5.4.3	Die Unzulänglichkeit der binären Codierung krank/gesund . . . . .	310
5.5	Die ›tiefere‹ Zweiwertigkeit der medizinischen Codierung . . . . .	320
5.5.1	Isomorphie . . . . .	329
5.5.2	Wiedereintritt und binäre Struktur . . . . .	332
5.5.3	Körperlicher Zustand und Differenzbildung . . . . .	338
5.5.4	Der kommunizierte Anfang . . . . .	344
5.5.5	Die Kommunikation und der unbestimmte Zustand . . . . .	351
5.5.6	Die Struktur des unmarkierten Zustands . . . . .	355
5.5.7	Kommunikation als Maßgabe . . . . .	358
5.5.8	Struktur des Anfangs . . . . .	369
5.5.9	Re-entry, Form der Codierung und die Struktur des Anfangs . . . . .	377
5.5.10	Das Ende und der Anfang . . . . .	384
5.5.11	Krankenbehandlung und der zeitlose Vollzug . . . . .	388
5.6	Krankheit, Systemtheorie, Heilung . . . . .	394
6.	Literaturverzeichnis . . . . .	397

# I. Einleitung

In dieser Arbeit geht es um ›binäre Codierung‹ und ihre Anwendung im ›System der Krankenbehandlung‹. In der soziologischen Systemtheorie unterscheidet Luhmann verschiedene Codierungen. In ihrer prominentesten Form erscheint sie als eine Struktur der gesellschaftlichen Kommunikation, deren Funktion es ist, die unterschiedlichen Funktionssysteme der Gesellschaft als ›Präferenzcodes‹<sup>1</sup> in ihren Operationen anzuleiten. Diese stehen somit an zentraler Stelle der Gesellschaftstheorie Luhmanns und sollen das erste Thema dieser Arbeit bilden.

Eine intensive Beschäftigung mit der binären Codierung lässt sich bei Luhmann seit den frühen siebziger Jahren ausmachen.<sup>2</sup> Eine jeweils auf die Funktionssysteme bezogene theoretische Auseinandersetzung mit binären Codierungen, wie zum Beispiel wahr/unwahr, zahlen/nicht zahlen, recht/unrecht, schön/hässlich usw., findet dann sowohl auf der Ebene seiner Monographien zu den einzelnen Funktionssystemen<sup>3</sup> als auch in einzelnen themenspezifischen Beiträgen statt.<sup>4</sup> Bemerkenswert ist jedoch, dass diese Form der Auseinandersetzung bislang nicht zu einer ausgearbeiteten, generalisierten Beschreibung eben dieser Leitstruktur im gesellschaftstheoretischen Kontext geführt hat.<sup>5</sup> Eine solche wäre im Rahmen der Systemtheorie eigentlich zu erwarten, besonders da die binäre Codierung ein typisches Kriterium für die sich ausdifferenzie-

- 1 Siehe hierzu Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1997b, S. 360.
- 2 Die wichtigsten frühen Arbeiten zu diesem Thema: Luhmann, Niklas: *Macht*. 3. Aufl. Lucius & Lucius: Stuttgart, 2003a. Erstauflage 1975 und Luhmann, Niklas: »Einführende Bemerkungen zu einer Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien«. In: ders.: *Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*. 5. Aufl. VS-Verlag: Wiesbaden, 2005, S. 212–240.
- 3 Im Suhrkamp Verlag erschienen: *Das Recht der Gesellschaft* (1995); *Die Wissenschaft der Gesellschaft* (1992); *Die Politik der Gesellschaft* (2002a); *Die Wirtschaft der Gesellschaft* (1994); *Die Religion der Gesellschaft* (2002b); *Das Erziehungssystem der Gesellschaft* (2002c); *Die Kunst der Gesellschaft* (1997a).
- 4 Siehe für die entsprechenden Beiträge die Verweise in den rekonstruktiven Kapiteln dieser Arbeit (Kapitel 3–4).
- 5 Siehe zur methodischen Notwendigkeit einer entsprechend abstrakten Begrifflichkeit Stichweh, Rudolf: »Theorie und Methode in der Systemtheorie«. In: John, René; Henkel, Anna; Rückert-John, Jana (Hrsg.): *Die Methodologien des Systems. Wie kommt man zum Fall und wie dahinter?* VS-Verlag: Wiesbaden, 2010, S. 15–28, besonders S. 24.



renden Funktionssysteme darstellt<sup>6</sup> und insofern, allein schon um Analogieschlüsse in den unterschiedlichen Funktionssystemen zu vermeiden, auf ein entsprechend abstraktes, und was genau so wichtig ist, umfassendes Niveau gebracht werden müsste. Bezogen auf diese Problematik muss man hervorheben, dass Luhmanns Beschäftigung mit der binären Codierung auch heute noch den Primärzugang zu einem entsprechenden Verständnis bildet, dessen weitere Ausdifferenzierung immer noch aussteht. Eine Absicht dieser Arbeit ist es deshalb, der Genese der binären Codierung im Werk Luhmanns nachzugehen (Kapitel 2), um diese dann aus den vielen Stellen ihres Vorkommens bei Luhmann rekonstruieren zu können (Kapitel 3). Damit die dabei entstehenden Formbedingungen der binären Codierung den einzelnen Funktionssystemen nicht fremdartig gegenüberstehen, denn letztlich geht es um Anwendung, »folgt dann eine Respezifikation, die Spezifika einführt, die dem Zielkontext (einem sozialen System) eigen sind und dadurch den Begriff in eine Anwendungslage schiebt.«<sup>7</sup> Eine solche Respezifikation der binären Codierung nehme ich an den beiden Systemen Wirtschaft und Wissenschaft vor (Kapitel 4). Ziel ist dabei jedoch nicht nur die Auflösung von Fremdartigkeit und die Anwendbarkeit in diesen Systemen, sondern es geht zusätzlich um die induktive Identifizierung weiterer für die binäre Codierung wichtiger Bezugspunkte, wie zum Beispiel die *Funktion*, die *symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien*, die *Nebencodierungen*, die *Zweitcodierungen* und die *Kontingenzformeln* gesellschaftlicher Funktionssysteme.

Dieses Vorgehen ist deshalb von Relevanz, da es in dieser Arbeit zweitens um das System der Krankenbehandlung geht (Kapitel 5), an dem die Erkenntnisse aus den Kapiteln 2–4 einer weiteren Respezifikation zugeführt werden sollen. Diese Wahl ist jedoch alles andere als zufällig. Blickt man auf Luhmanns Beschäftigung mit diesem System, so fällt auf, dass er zu diesem System keine ausgearbeitete Monographie vorgelegt hat, sondern in nur drei relativ knappen Artikeln<sup>8</sup> auf besondere Aspekte des Systems der Krankenbehandlung hingewiesen hat. Auch wenn diese Tatsache allein schon ausreichen würde, sich ausgiebig mit der binären Co-

6 Siehe hierzu Luhmann, Niklas: »Der medizinische Code«. In: ders.: *Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven*. 3. Auflage. VS-Verlag: Wiesbaden, 2005c, S. 177.

7 Stichweh, Rudolf: »Theorie und Methode in der Systemtheorie«, S. 24.

8 Hierbei handelt es sich um die Aufsätze: Luhmann, Niklas: »Medizin und Gesellschaftstheorie«. In: *MMG 8* (1983b), S. 168–175. Luhmann, Niklas: »Anspruchsinflation im Krankheitssystem. Eine Stellungnahme aus gesellschaftstheoretischer Sicht«. In: Herder-Dorneich, Philipp; Schuller, Alexander (Hrsg.): *Die Anspruchsspirale*. Kohlhammer: Stuttgart, 1983a, S. 28–49. Luhmann, Niklas: »Der medizinische Code«. In: ders.: *Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven*. 3. Auflage. VS-Verlag: Wiesbaden, 2005c, S. 176–188.

dierung in diesem System zu beschäftigen, so liegt die Motivation hierzu auf der Ebene der Aussagen Luhmanns zur binären Codierung im System der Krankenbehandlung selbst. Denn er spricht in seinem letzten Artikel »Der medizinische Code« hierauf bezogen von einer Anomalie, von einer *Absonderlichkeit* in der binären Codierung, die er daran festmacht, dass es in diesem System zu einer *perversen Vertauschung* der beiden Werte der binären Codierung kommt.<sup>9</sup> Ist man im Wissenschaftssystem zum Beispiel gewohnt, die Zielsetzung der binären Codierung wahr/unwahr mit dem Positivwert wahr zu identifizieren – »nur aufgrund von Wahrheiten, nicht aufgrund von Unwahrheiten, lassen sich Technologien entwickeln oder sonstige Vorteile gewinnen«<sup>10</sup> – so stellt Luhmann für das System der Krankenbehandlung fest: »Der positive Wert ist die Krankheit, der negative Wert die Gesundheit. Nur Krankheiten sind für den Arzt instruktiv, nur mit Krankheiten kann er etwas anfangen.«<sup>11</sup> Luhmann hält es (obschon er dagegen argumentiert) zumindest für möglich, dass die Vertauschung der Werte ein Argument gegen die These darstellen könnte, dass es sich bei dem System der Krankenbehandlung um ein ausdifferenziertes Funktionssystem handele.<sup>12</sup> Das Ziel dieses Kapitels ist es deshalb zu überprüfen, ob sich die im allgemeinen Teil dieser Arbeit herausgestellten Formbedingungen der binären Codierung im System der Krankenbehandlung überhaupt respezifizieren lassen oder ob das System der Krankenbehandlung vielleicht doch in eine nicht einholbare Schiefelage im Vergleich zu den anderen, gut ausgearbeiteten Funktionssystemen gerät.<sup>13</sup>

9 Vgl. Luhmann, Niklas: »Der medizinische Code«, S. 180.

10 Ebd.

11 Ebd., S. 179.

12 Vgl. ebd., S. 180.

13 Ähnlich wie dies für den Begriff der binären Codierung im Allgemeinen gilt, so zeigt sich auch im speziellen Fall ihrer Anwendung im System der Krankenbehandlung eine entsprechende Unterbehandlung in der weiteren soziologischen Auseinandersetzung an. Zwar lässt sich ein entsprechender Diskurs mit vornehmlich zwei Richtungen erkennen: Es gibt einerseits Ansätze, die Luhmanns Version der binären Codierung im System der Krankenbehandlung akzeptieren und andererseits Vorschläge, hier besonders aus den Gesundheitswissenschaften, die ihn irgendwie zu kurieren versuchen. Auch hier gibt es natürlich theoriearchitektonisch interessante Ansätze; diese sind aber vom Umfang her und aus einer informationstheoretischen Perspektive heraus entweder nicht selektiv genug oder zeigen, trotz gleichzeitiger Bezugnahme auf die binäre Codierung Luhmanns, zu gravierende Abweichungen vom eigentlichen Ansatz. Sie werden deshalb im Rahmen der hier vorliegenden Arbeit nur in sehr differenzierter Weise und dem roten Faden der hier durchgeführten Untersuchung entsprechend analysiert. Ich werde demnach nicht vorschnell einer dieser zwei Richtungen folgen, sondern primär den weiterführenden Informationen aus den letztlich sehr aufschlussreichen Erörterungen Luhmanns nachgehen.

Dabei werde ich darstellen, dass das System der Krankenbehandlung, aus einer praxeologischen Perspektive<sup>14</sup> heraus, auf die Anwendung der binären Codierung, so wie Luhmann sie vorgeschlagen hat, paradox reagiert. Auch wenn die Systemtheorie auf Paradoxien eingestellt ist, so zeigen sie sich hier, im Umgang mit dem System der Krankenbehandlung, als Inkonsistenzen am methodologischen Instrumentarium der Systemtheorie. Und um diese Inkonsistenzen, die sich nicht zuletzt auf eine Unterbestimmung der eigentlichen Funktion des Systems der Krankenbehandlung zurückführen lassen, auflösen zu können, führt die abschließende Untersuchung in eine philosophische Argumentation ein, die sich selbst als platonische Dialektik ausweist.<sup>15</sup>

- 14 Hier im Sinne Vogds, der von der »Autonomie der Praxis« spricht, in der die sich selbst plausibilisierende und selbst stabilisierende Praxis den zusätzlichen Beobachterstandpunkt bildet. Vgl. hierzu Vogd, Werner: *Zur Soziologie der organisierten Krankenbehandlung*. Velbrück Wissenschaft: Weilerswist, 2011, S. 42ff.
- 15 Siehe zur impliziten Form dieser Methode Platon, *Politeia VI–VII* 484St. Neu übersetzt und erläutert von Otto Apelt. Sechste der Neuübersetzung dritte Auflage. Meiner: Leipzig, S. 225ff. Siehe zu einer grundsätzlichen Auseinandersetzung mit dieser Methode Grasekamp, Guido: »Einführung in Platons ungeschriebene Lehre«. In: Borutta, Manfred; Grasekamp, Guido; Ketzner, Ruth (Hrsg.): *Theorie als Mission: Fest- und Streitschrift zum 60. Geburtstag von Heribert W. Gärtner*. Tectum: Marburg, 2015a, S. 85–122. Siehe fernerhin Szlezák, Thomas A.: *Platon lesen*. Legenda 1. Frommann-holzboog: Stuttgart-Bad Cannstatt, 1993, S. 71ff.

## 2. Die Genese der binären Codierung im Werk Luhmanns

Betrachtet man das Konzept der binären Codierung im Werk Luhmanns, so fällt auf, dass er mit dieser Begrifflichkeit eine spezifische Struktur bezeichnet, die im Verlauf seiner gesellschaftstheoretischen Ausarbeitungen einen zentralen Stellenwert einnimmt. Eine nähere Analyse der Arbeiten, die Luhmann zu diesem Thema verfasst hat, soll dazu dienen, sowohl die systematische Entwicklung dieses Begriffes<sup>1</sup> in den früheren Arbeiten als auch dessen Funktion innerhalb der Gesellschaftstheorie Luhmanns nachzuzeichnen. Es geht darum, binäre Codierung als eine Struktur zu rekonstruieren, die jedes Funktionssystem als operativen Bezugspunkt seiner Ausdifferenzierung vorhalten muss. Damit ist zugleich die Referenz dieser Untersuchung festgelegt. Sie setzt an der Systemreferenz Gesellschaft an und versucht bei aller Unterschiedlichkeit der jeweiligen Bezugsprobleme, strukturelle Merkmale herauszustellen, die allen Funktionssystemen als Vergleichshorizont zukommen. Ziel ist nicht die Angleichung der einzelnen Funktionssysteme, im Sinne einer analytisch klärbaren Anpassungssteigerung, sondern die Rekonstruktion derjenigen strukturellen und semantischen Bezüge, die einen Hinweis auf die minimalen Strukturbedingungen liefern, die der binären Codierung eines Funktionssystems zukommen müssen. Es geht also um die *conditio sine qua non* und insofern um die Rekonstruktion von redundanten Unterscheidungen, die dieser Arbeit als Bedingungen der Analyse des Systems der Krankenbehandlung vorausgesetzt werden können.

Dieses Kapitel wird sich in erster Linie mit den frühen Schriften Luhmanns befassen und die binäre Codierung als zentrale Struktur sowohl von symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien als auch von Funktionssystemen der funktional differenzierten Gesellschaft in den Mittelpunkt der Untersuchung stellen. In den darauf folgenden zwei Kapiteln wird es erstens um die Rekonstruktion der binären Codierung als Leitdifferenz der Funktionssysteme der Gesellschaft und ihrer spezifischen Funktionsweisen innerhalb der Unterscheidung Codierung/Programmierung gehen, und zweitens werden zwei der Funktionssysteme,

- 1 Die historische Entwicklung der binären Codierung wird mit diesem Beobachterstandpunkt zwar nicht ausgeklammert; sie wird allerdings nur dann beleuchtet, wenn sie zur systematischen Differenzierung einen Beitrag leistet. Sie bleibt deshalb für die hier vorliegende Untersuchung relevant, da frühere historische Einzelstudien, die die binären Codierungen ausschließlich als qualitative Mediacodes betrachten, ohne historischen Bezug gar nicht systematisiert werden können.

›Wirtschaft‹ und ›Wissenschaft‹, zu denen Luhmann in Ergänzung zu seiner Gesellschaftstheorie Einzelanalysen durchgeführt hat,<sup>2</sup> hinsichtlich ihrer systematischen Einführung dieser Form der Codierung analysiert. Hierbei kommt es wie gesagt nicht darauf an, alle strukturellen Merkmale der binären Codierung in jedem Funktionssystem als im gleichen Maße entwickelt herauszustellen, denn diese Untersuchung bleibt, wie von Luhmann gefordert, offen für evolutionäre Unterschiede.<sup>3</sup> Vielmehr soll die binäre Codierung in ihren jeweils unterschiedlichen funktionsbezogenen Operationsweisen und folglich als eine Struktur innerhalb eines systemimmanenten Verweisungshorizontes dargestellt werden, um sowohl Unabhängigkeiten als auch Abhängigkeiten von weiteren Reproduktionsbedingungen desselben Systems erkennen zu können. Auf diese Weise lassen sich neben der binären Codierung zusätzliche relevante Unterscheidungen generieren, die für die Autopoiesis der Systeme eine wichtige Rolle spielen und somit bei entsprechenden Aussagen zum System der Krankenbehandlung nicht fehlen dürfen.<sup>4</sup>

## 2.1 Codierung und symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien

In den frühen Schriften Luhmanns wird die binäre Codierung als ein die symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien strukturierender Begriff eingeführt. Angepasst an die ersten Ausarbeitungen zu den Kommunikationsmedien expliziert Luhmann mit dem Code-Begriff diejenigen Strukturen, die mit Kommunikationsmedien wie zum Beispiel Macht und Liebe einhergehen. Innerhalb dieses Kontextes wird der Begriff der binären Codierung bei Luhmann in den 60er, 70er und frühen 80er Jahren keiner eindeutigen Begriffsdefinition unterzogen. Man findet bei ihm zum Beispiel folgende verschiedene Begriffe: Binäre Schematismen, Codierung, Medizin-Codes, binäre Codes.<sup>5</sup> Betrachtet man die für die binäre Codierung

2 Siehe Fußnote 3, Kapitel 1

3 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1997b, S. 359.

4 Hierzu zählen z.B. Funktion, symbiotische Symbole, symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium, Zweitcodierung, Nebencodes.

5 Siehe z.B. Luhmann, Niklas: *Vertrauen*. 4. Aufl. Lucius & Lucius: Stuttgart, 2000, S. 118. Erstauflage 1968; Luhmann, Niklas: *Macht*. 3. Aufl. Lucius & Lucius: Stuttgart, 2003a. Erstauflage 1975, S. 31ff. und Luhmann, Niklas: »Einführende Bemerkungen zu einer Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien«. In: ders.: *Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*. 5. Aufl. VS-Verlag: Wiesbaden, 2005, S. 212–240.

relevanten Arbeiten zu jener Zeit, dann fällt ebenfalls auf, dass eine eindeutige theoriearchitektonische Bestimmung der genannten Begrifflichkeiten nicht ohne weiteres durchführbar ist. Weiterführende Erörterungen zu der Frage, wie die Einheit und die Unterschiede der genannten Begriffe zu verstehen sind, werden teils explizit erörtert<sup>6</sup> oder aber zugunsten einer inhaltlichen Vorarbeit zu den Kommunikationsmedien zurückgestellt.<sup>7</sup> An diesen Stellen deutet sich an, dass die binäre Codierung thematisch noch nicht im Fokus seiner gesellschaftstheoretischen Untersuchung steht. Eine differenzierte Analyse binärer Codierung als Struktur symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien einerseits und als Struktur moderner Funktionssysteme andererseits liegt dort in dieser Deutlichkeit noch nicht vor.<sup>8</sup> Um sich mit Bezug auf die frühen Schriften Luhmanns einer entsprechenden Begriffsbestimmung nähern und eventuell implizite, aber doch bedeutsame Inhalte herausstellen zu können, ist es erforderlich zu zeigen, wie Luhmann die ›binären Schematisierungen‹ und ›Codes‹ als Strukturen ursprünglich in seine Texte einführt und unterscheidet. Neben den relevanten Schriften zu *Macht*, *Liebe* und *Vertrauen*,<sup>9</sup> zeigt der Text »Einführende Bemerkungen zu einer Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien«, wie sehr Luhmann um eine differenzierte Auseinandersetzung mit dem Begriff der binären Codierung bemüht ist. Da Luhmann die binäre Codierung von Anfang an als eine Struktur der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien einführt, ist es sinnvoll, eine Beschreibung der Funktion und der strukturellen Voraussetzungen dieser Medien der systematischen Entwicklung der binären Codierung im Frühwerk Luhmanns voranzustellen.<sup>10</sup>

6 Vgl. Luhmann, Niklas: *Macht*, S. 31–59.

7 Siehe Luhmann, Niklas: *Vertrauen*, S. 72 f. und S. 118.

8 Auch der sehr aufschlussreiche frühe Artikel Luhmanns: Luhmann, Niklas: »Einführende Bemerkungen zu einer Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien« geht über implizite Annahmen nicht hinaus. So sucht man bei Luhmann auf dieser Ebene der abstrakten Auseinandersetzung vergebens eine explizite Auseinandersetzung zur Differenzierung von ›Mediencodes‹ und ›Funktionscodes‹, die über unvollständige Annäherungen hinausgeht, s. Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 387ff. und Anmerkung 296 S. 748. Die Relevanz einer solchen Explikation soll in der Folge mitberücksichtigt werden.

9 Siehe Luhmann, Niklas: *Vertrauen*; Luhmann, Niklas: *Macht* und Luhmann, Niklas: *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1982.

10 Ich beziehe mich an dieser Stelle primär auf die Ausführungen Luhmanns zu symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien in »*Die Gesellschaft der Gesellschaft*«. Die unmittelbar daran anschließende genetische Betrachtung der Codierung und Medien wird sich – ohne Verlust an Konsistenz – auf die frühen Schriften Luhmanns zu diesem Thema beziehen.

Die Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien<sup>11</sup> bezieht sich auf das Problem der Unwahrscheinlichkeit von Kommunikation in einer komplexen Gesellschaft. Dahinter verbirgt sich die Frage, wie es überhaupt möglich sein kann, dass in einer differenzierten Gesellschaft weiterhin kommuniziert wird, obwohl Kommunikation eine höchst unwahrscheinliche Operation darstellt und unter Berücksichtigung der strukturellen Erfordernisse genügend Anlass dazu bietet, eine Fortführung derselben zu unterlassen.<sup>12</sup> Dieser Umstand wird noch einmal dadurch potenziert, dass mit dem Aufkommen von Schrift, die kommunikativen Möglichkeiten und damit auch Verstehensmöglichkeiten und Ablehnungswahrscheinlichkeiten sprachlicher Angebote enorm vermehrt werden und nicht mehr automatisch durch die in dieser Hinsicht deutlich disziplinierenden Mechanismen der Interaktion abgesichert sind. Kommunikationsmedien entstehen als Antwort auf diese Problematik als Zusatzeinrichtungen zur Sprache. Sie setzen ihre Ja/Nein-Codierung voraus<sup>13</sup> mit der Funktion, angenommene Kommunikationsereignisse zu kondensieren und deren Sinngehalte für weitere Kommunikationen in anderen Situationen zu konfirmieren, das heißt erwartbar<sup>14</sup> zu machen. Die hier benutzten Begriffe Kondensierung/Konfirmierung stammen aus dem Kalkül George Spencer-Brown's<sup>15</sup>

- 11 Luhmann unterscheidet zwei Arten von Kommunikationsmedien. 1.) Verbreitungsmedien und 2.) Erfolgsmedien. Siehe Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 202ff. Die Verbreitungsmedien, z. B. Buchdruck, elektronische Medien verbreiten den Kreis der durch Sprache erreichbaren *Empfänger*. 2.) Mit Erfolgsmedien sind die symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien gemeint, mit denen ich mich in der Folge näher auseinandersetzen werde.
- 12 Ich beziehe mich hier auf die dem Kommunikationsbegriff immanenten Schwellen, die sich aus der systemtheoretischen Unterscheidung von Information, Mitteilung und Verstehen ergeben. Siehe Luhmann, Niklas: »Die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation«. In: ders.: *Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation*. 4. Aufl. VS-Verlag: Wiesbaden, 2005b, S. 30f. Bezogen auf diese drei Elemente der Kommunikation ergeben sich nach Luhmann drei Schwellen der »Entmutigung«: 1.) die Unwahrscheinlichkeit des Verstehens, bei Nicht-Identität des Bewusstseins und ständig wechselnder Kommunikationskontexte. 2.) die Unwahrscheinlichkeit, dass Teilnehmer erreicht werden, die nicht mehr automatisch über Interaktion zugänglich sind. 3.) Der Erfolg der Kommunikation wird in dem Maße unwahrscheinlich, als er die Verstehens-Problematik noch einmal potenziert, weil nicht gesichert ist, dass »der Empfänger den selektiven Inhalt der Kommunikation (die Information) als Prämisse des eigenen Verhaltens übernimmt«.
- 13 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 316.
- 14 Vgl. ebd.
- 15 Vgl. Spencer-Brown, George: *Die Gesetze der Form*. 2. Aufl. Bohmeier Verlag: Lübeck, 1999.

und wurden von Luhmann in die soziologische Methodologie eingeführt.<sup>16</sup> Sie beziehen sich auf die Auseinandersetzung mit dessen Sinnbegriff und der hier vorstehenden Frage, wie dieser trotz wechselnder Situationen in der Kommunikation als derselbe erscheinen und damit Begriffsbildungen auf Dauer stellen kann. Kondensierung steht dann für die Erzeugung von Identitäten innerhalb des rekursiven Kommunikationssystems, das erfordert, dass nicht wiederholbare, situationsübergreifende Aspekte der Kommunikation weggelassen werden müssen. Der dadurch kondensierte Sinn muss sich dann in anderen Situationen bewähren, das heißt, konfirmieren.<sup>17</sup> So operierende (kommunizierende) Sinnsysteme machen Generalisierungen notwendig, die sprachlich nicht mehr eindeutig definierbar sind, sondern eher als »generalisierte Sinninvarianten [Hervorh. d. A.]« bezeichnet werden müssen, die sich aus dem Zusammenspiel von Kondensierung und Konfirmierung ergeben und letztlich nur noch von dem System abhängen, das diese Generalisierungen benutzt.<sup>18</sup> Die mit der Sprache gegebene symmetrische Chancenverteilung für Jas und Neins wird durch die symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien schließlich *mehr* auf die Seite der Annahme von Kommunikation verschoben; die ursprüngliche Symmetrie wird asymmetrisiert. Luhmann geht bereits beim normalen Sprachgebrauch davon aus, »daß ein angenommener Sinnvorschlag größere Chancen hat, wiederholt zu werden, als ein abgelehnter«.<sup>19</sup> Ein angenommener Sinnvorschlag hat mehr Chancen, durch weiterführende Kommunikation in andere Situationen übernommen zu werden und somit die Generalisierbarkeit kommunikativer Ereignisse zu unterstützen.<sup>20</sup> Denn Ablehnung führt, so Luhmann, nur zu spezialisierten Konfliktsystemen oder Konfliktbewältigungssystemen, deren Generalisierbarkeit daran scheitert, dass sich die Kondensierungen, das heißt die Bildung von Identitäten, zu stark an die sie erzeugenden Situationen binden und somit mögliche Themen der Kommunikation radikal einschränken. Die Annahme von Kommunikationen hingegen lässt eine »positive Semantik akzeptierten Sinnes« entstehen, die in diesem Prozess der Verdichtung, der Wiederverwendung und Abstraktion immer mehr heranreift.<sup>21</sup> Die symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien, wie zum Beispiel Geld, Wahrheit, Macht, Liebe können als ein Ergebnis dieses Prozesses angesehen werden.<sup>22</sup> Während die Sprache

16 Siehe z. B. Luhmann, Niklas: *Einführung in die Systemtheorie*. Dirk Baecker (Hrsg.). Dritte Auflage. Carl-Auer: Heidelberg, 2006a, S. 33 ff.; Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 75.

17 Vgl. ebd.

18 Vgl. ebd.

19 Ebd., S. 316.

20 Vgl. ebd., S. 316f.

21 Vgl. ebd., S. 317.

22 Vgl. ebd.



jedoch das Problem der Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation auf diese Weise nur strukturiert und die Möglichkeit von abrufbaren Präferenzbildungen bietet, stellt sich die Frage, wie symbolisch generalisierte Medien auf der Ebene der Gesellschaft mit Kommunikationen umgehen, die nicht über konkrete Interaktionen abgearbeitet werden können, sondern die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation noch einmal steigern, indem sie zum Beispiel im Wissenschaftsbetrieb zuallererst in der Form spezifischer Schriftstücke, beziehungsweise Publikationen, erzeugt werden und dort mit unwahrscheinlichen Behauptungen erfolgreich umzugehen haben.<sup>23</sup> Die Funktionsweise erfolgreicher Medienarbeit läuft hier einerseits über die bereits dargelegte Generalisierbarkeit wiederverwendbarer Identitäten in der Kommunikation und andererseits über die durch die Medien eingeleiteten, spezifischen Symbolisierungen ihres Kommunikationsbereiches. Symbolisch sind sie, da sie eine Überbrückung von Differenzen leisten, deren Einheit sie selber darstellen. Dadurch statten sie die Kommunikation mit Annahmewahrscheinlichkeiten aus.<sup>24</sup> So lassen sich unwahrscheinliche Behauptungen unter dem Medium Wahrheit erfolgreich kommunizieren, da sich Publikationen in differenzierter Auseinandersetzung mit Forschung darzustellen haben. An dieser Unterscheidung Forschung/Publikation kristallisieren dann zum Beispiel die mit dem Medium Wahrheit verträglichen Generalisierungen, die dann zu den Erwartungen des Systems kondensieren und konfirmieren. Mit anderen Worten: Kommunikationsmedien schaffen es mit Hilfe ihrer symbolischen Generalisierungen, unterscheidbare Kommunikationen unter einem abstrakten Gesichtspunkt der Passung gegen die Unwahrscheinlichkeit zu steuern. Sie koordinieren also Selektionen, deren Verknüpfbarkeit unter besondere Bedingungen gebracht werden muss.<sup>25</sup> Kommunikationen lassen sich in diesem Sinne mit zusätzlichen Annahmehancen ausstatten, wenn die Bedingungen, unter denen ihre Auswahl stattfindet, bekannt sind und für weitere Zugriffe zur Verfügung stehen. Positive Anschlusskommunikation ist somit kein arbiträres Unterfangen, ganz im Gegenteil: Sie wird gerade durch die Beachtung entsprechender Konditionierungen noch zusätzlich ermutigt.<sup>26</sup> Luhmann verdeutlicht diese Errungenschaften an einem Beispiel aus dem Wirtschaftssystem: »Symbolisch generalisierte Medien transformieren auf wunderbare Weise Nein-Wahrscheinlichkeiten in Ja-Wahrscheinlichkeiten – zum Beispiel: indem sie es ermöglichen, für Güter oder Dienstleistungen, die man erhalten möchte, Bezahlung anzubieten.«<sup>27</sup> Die An-

23 Vgl. hierzu auch ebd.

24 Vgl. ebd., S. 319.

25 Vgl. ebd., S. 320.

26 Vgl. ebd., S. 321.

27 Ebd., S. 320.

eignung von Gütern oder Dienstleistungen wird unter die Bedingung der Bezahlung gestellt. Kommunikation wird über Transaktion hergestellt, die beide Seiten bindet: denjenigen der bezahlt und denjenigen der seine Güter verkauft und damit Geld zur weiteren Verfügung erhält. Unter Prämissen der Bedürfnisbefriedigung, Nachfrage und Preisbildung lassen sich solche Transaktionen vervielfältigen und konditionieren, ohne deren Inhalt im Einzelfall schon im Voraus bestimmen zu können. Bei ausreichender Ausdifferenzierung dieses Kommunikationsmediums lassen sich schließlich ganze Organisationen und Institutionen auf die Reproduktionsweise eines daraus entstehenden Systems einstellen<sup>28</sup> und zugleich unabhängig von dem Erfordernis werden, dass jede einzelne Kommunikation angenommen werden muss. Systeme, die ihre Einheit durch symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien absichern, zeigen in diesem Sinne eine gewisse *Negationstoleranz* bezüglich einzelner, situationsabhängiger Kommunikationen.

Betrachtet man die hier beschriebenen Funktionsweisen der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien, dann deutet sich bereits an, dass sie zwar einer rein kommunikationstheoretischen Behandlung zugänglich bleiben,<sup>29</sup> aber ihre Ausdifferenzierung zugleich entsprechende Systemdifferenzierungen vorantreibt, an die systemtheoretische Überlegungen anknüpfen können.<sup>30</sup> In diesem Sinne ist Luhmanns Aussage zu verstehen, dass »Kommunikationsmedien ... nicht die Folge funktionaler Systemdifferenzierung, sondern eher Katalysatoren für die Ausdifferenzierung von Funktionssystemen [sind]«. <sup>31</sup> Die funktional differenzierte Gesellschaft erfüllt demnach ihre wichtigsten Funktionen in Verbindung mit unterschiedlichen, symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien, wobei jedoch festzuhalten bleibt, dass Medien entstehen und differenziert werden können, bevor es darauf bezogene Funktionssysteme gibt.<sup>32</sup> Die entscheidenden Strukturen, wie Codierung, Programme und die dafür notwendige Sondersemantik können so in den Medien bereits provisorisch vorbereitet sein,<sup>33</sup> um dann in Verbindung mit den Funktionssystemen der modernen Gesellschaft ihre ausgereifte Form entwickeln zu können.

Symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien sind hinsichtlich ihrer Funktion, Selektionen zu konditionieren und dadurch gleichzeitig

28 Siehe hierzu auch Luhmann, Niklas: »Die Wirtschaft der Gesellschaft als autopoietisches System«. In: *Zeitschrift für Soziologie*. 13, 4 (1984a), S. 319.

29 Siehe für einen solchen Versuch Baecker, Dirk: *Form und Formen der Kommunikation*. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 2007; besonders S. 206ff.

30 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 204f.

31 Luhmann, Niklas: »Die Wirtschaft der Gesellschaft als autopoietisches System«, S. 319.

32 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 392.

33 Vgl. ebd.

zu motivieren, äquivalent. Luhmann geht nun davon aus, dass die Ausdifferenzierung der Medien weitere Formen benötigt, die sich dann jedoch auf die jeweiligen Spezialprobleme der Bearbeitung unwahrscheinlicher Kommunikation beziehen.<sup>34</sup> Die Spezifikation und Ausdifferenzierung wird hierzu an bestimmte Alter/Ego-Konstellationen gekoppelt und geht von einer selbstkonstituierten Zweierheit aus, die bei jeder Selektion berücksichtigen muss, dass sie mit weiteren Selektionen zu rechnen hat.<sup>35</sup> Diese selbstreferenzielle Anlage ursprünglicher doppelter Kontingenz setzt eine ›immanente Dualität‹ voraus, die so angelegt ist, dass es zu Zirkelunterbrechungen kommen kann.<sup>36</sup> Alter und Ego stehen damit nicht für zwei voneinander unabhängige Entitäten, was sie für sich selbst natürlich sein können, sondern für eine austauschbare Zurechnungskonstellation. Die Unterbrechung des Zirkels macht sich hierzu abhängig von einem zurechnenden Beobachter, der das beobachtete Verhalten (die Zurechnung) auf die Umwelt bezieht.<sup>37</sup> Luhmann unterscheidet nun zwei Zurechnungsarten: die internale und die externale.<sup>38</sup> Selektionen können entweder dem System selbst oder der Umwelt zugerechnet werden. Entsprechend den Elementen der Kommunikation und der Notwendigkeit zwischen Information und Mitteilung zu unterscheiden, koppelt Luhmann die internale Zurechnung an die Mitteilungsfunktion von Kommunikation und bezieht diese als Handlung auf das System selbst. Im Falle externaler Zurechnung handelt es sich um Informationsbildung, die folglich der Umwelt zugerechnet werden kann und das System als nur *erlebend* bezeichnet.<sup>39</sup> *Handeln* und *Erleben* sind auf der Ebene der Elemente von Kommunikation schlechthin implementiert und ermöglichen dadurch, dass jede Kommunikation immer und gleichzeitig beide Zurechnungsarten ins Spiel bringen kann. Alter kann erleben, wie Ego handelt oder Alter handelt, während Ego erlebend zuschaut, usw. *Handeln* und *Erleben* können auf unterschiedliche Weise auf die ›immanente Dualität‹ Alter/Ego zugerechnet werden. Es ergeben sich damit unterscheidbare Konstellationen, die der Ausdifferenzierung *unterschiedlicher* symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien vorausgesetzt werden müssen.<sup>40</sup> Luhmann hat hierzu folgende Tabelle entwickelt:<sup>41</sup>

34 Vgl. ebd., S. 332.

35 Vgl. ebd., S. 333.

36 Vgl. ebd.

37 Vgl. ebd.

38 Vgl. ebd., S. 334.

39 Vgl. ebd., S. 335.

40 Vgl. ebd.

41 Vgl. hierzu z.B. ebd., S. 336; Luhmann, Niklas: »Einführende Bemerkungen«, S. 219; Luhmann, Niklas: *Liebe als Passion*, S. 27; Luhmann, Niklas: »Knappheit, Geld und die bürgerliche Gesellschaft«. In: *Jahrbuch für Sozialwissenschaft*. 23 (1972a), S. 197.

Alter \ Ego	Erleben	Handeln
Erleben	Ae -> Ee Wahrheit Werte	Ae -> Eh Liebe
Handeln	Ah -> Ee Eigentum/Geld Kunst	Ah -> Eh Macht/Recht

Diese Zurechnungskonstellationen asymmetrisieren die ursprüngliche doppelte Kontingenz, indem sie Kommunikationen über Alter zu Ego laufen lassen; gleichzeitig platzieren sie Kausalität, damit Konditionierungen angebracht werden können. »Insofern dirigiert (nicht: determiniert!) das Zurechnungsschema die Konditionierungen der Selektion und über diese die erwartbare Motivation.«<sup>42</sup> An den in der Tabelle dargestellten symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien, wie zum Beispiel Wahrheit, Geld, Liebe und Macht/Recht, wird sichtbar, dass es sich um bedeutende symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien handelt, die sich im Kontext gesellschaftlicher Funktionen ausdifferenzieren. Die dabei entstehenden Funktionssysteme, wie zum Beispiel das Wirtschaftssystem, das Rechtssystem und das Wissenschaftssystem, nutzen ihrerseits diese Medien zur Symbolisierung eines jeweils eigenständigen Bereiches. Sie nutzen sozusagen die Fähigkeit der Medien, sich über bestimmte Kommunikationslagen und Bezugsprobleme<sup>43</sup> ausdifferenzieren zu können. Wer die Wahrheit sagt, muss dann nicht mehr gleichzeitig schön sein oder wer reich ist, muss nicht mehr zugleich Recht bekommen.<sup>44</sup> Die Funktionssysteme orientieren sich in ihren Kommunikationen an unterschiedlichen symbolischen Generalisierungen und entwickeln dabei unterschiedliche Spezials-

42 Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 336.

43 So zeigt sich für Wahrheit das Bezugsproblem in der Durchsetzung *neuen* Wissens, für Liebe in der Duplikation von Weltansichten, für die man Zustimmung erlangen möchte, und, wie zu sehen sein wird, im Bereich von Eigentum und Geld: in knappen Gütern, an die auch ein anderer interessiert sein könnte. Siehe hierzu ebd., S. 339ff.

44 All dies bleibt natürlich möglich, z.B. unter dem Gesichtspunkt der Korruption (zum Beispiel Bestechung, um Recht zu bekommen). Dennoch müssen solche Ereignisse, wenn sie vorkommen, hinsichtlich ihrer primären Systemreferenz eingeordnet werden. Eine Zahlung bleibt eine Zahlung und Rechtsprechung bleibt Rechtsprechung; beide Operationen sind verschiedenen Systemen zuzurechnen.

mantiken, die bestimmten gesellschaftlichen Funktionen zugeordnet werden können. Im Bereich der Wirtschaft, welche unter dem *Gebot der Knappheit funktioniert*, lassen sich in Anlehnung an das Beispiel oben Bedürfnislagen der Teilnehmer steuern. Steuern bedeutet an dieser Stelle aber nicht nur, dass allgemeine Interaktionskonstellationen durch Geld symbolisch vorstrukturiert und durch Bedürfnisse geschaffen werden; es geht darüber hinaus um die Bildung von spezifischen ›Zweierbeziehungen‹, in denen sich die Partner einer Kommunikation zur Verfügung stellen, die *von Dritten geduldet* wird:<sup>45</sup> Alter handelt, während Ego nur erlebend zuschaut. Diese Duldung von Tauschbeziehungen ist aufgrund des Knappheitsgebots alles andere als selbstverständlich; denn beide Seiten haben angesichts der Knappheit von Gütern das Bedürfnis, das Nötige für die Zukunft zu sichern. Am Beispiel des hierfür nötigen Mediums Eigentum, beziehungsweise Geld, erkennt man die Wichtigkeit besonderer Symbole für die Ausdifferenzierung von entsprechenden Funktionssystemen, die jeweils eine ungewöhnliche Konstellation in einen Autopoiesis fördernden Katalysator umwandeln.<sup>46</sup>

Das Sicheinlassen auf besondere Funktionssysteme in einer nicht mehr durch Rangordnungen garantierten Einheit der Gesellschaft lässt sich so über bestimmte Symbole steuern, deren Relevanz nicht in einer teleologisch garantierten Einheit, sondern gerade in ihrer Differenz überbrückenden und dadurch immer wieder Differenz erzeugenden Operationsweise liegt.<sup>47</sup> Während die Funktionsbestimmung die einzelnen symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien noch nicht gegeneinander abhebt und dies erst durch die Konditionierungen vorauszusetzender Alter/Ego-Konstellationen geschehen kann, bestimmt sich die Reife eines Erfolgsmediums durch ihre Fähigkeit, Funktionssysteme auszudifferenzieren. Beachtet man die formbildende Unterscheidung jeder Systemdifferenzierung System/Umwelt, so lässt sich feststellen, dass weder Funktion, noch Alter/Ego-Konstellationen alleine ausreichen, um beschreiben zu können, wie sich das System gegen seine Umwelt differenziert. Symbolische Generalisierungen benötigen deshalb weitere

45 Baecker weist darauf hin, dass die Duldung durch Dritte ein Erfordernis darstellt, welches auch in anderen Funktionssystemen vorkommt; siehe hierzu auch wieder Baecker, Dirk: *Form und Formen der Kommunikation*, S. 212ff.

46 Die gesellschaftliche Differenzierung zeigt jedoch auch – aber dies ist kein Gegenbeweis für die hier dargelegten Ausführungen – dass es Funktionssysteme, z. B. das Erziehungssystem, gibt, die scheinbar ohne ein Erfolgsmedium auskommen oder um wichtige Kommunikationsmedien, wie Werte und Moral, die sich nicht in einzelnen Funktionssystemen ausdifferenzieren.

47 Vgl. zum symbolischen und diabolischen Charakter symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 319f.

Strukturen, um sich gegenüber der internen Umwelt der Gesellschaft schließen zu können. Die Besonderheit dieser Strukturen liegt erstens in ihrer die einzelnen Funktionssysteme übergreifenden Relevanz zur Beschreibung funktionaler Äquivalente auf der Ebene der Gesellschaft und zweitens in ihrer Fähigkeit, konkrete Lebenssachverhalte auf ein äußerst abstraktes, weil symbolisch generalisiertes Medium zu beziehen und operativ zu schließen. Als ›wichtigste‹ Struktur zeigt sich hier die binäre Codierung, weil sie als Codestruktur jedes symbolisch generalisierten Mediums und als Leitdifferenz der entsprechenden Funktionssysteme für deren Schließung gegenüber der Umwelt verantwortlich ist.

## 2.2 Tauschmedien und symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien

Um die strukturellen Merkmale der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien untersuchen und die binäre Codierung in ihrem theoretischen Entstehungskontext analysieren zu können, wird die Untersuchung nun auf die frühen Ausarbeitungen Luhmanns zu den symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien gelenkt. Dieser explizite Rückgang auf die frühen Ausarbeitungen zu Medien und Codierung ist deshalb so wichtig, da Luhmann seit den späten 80er Jahren immer mehr dazu übergegangen ist, die Codierung der Medien nur noch in ihrer technisierteren, das heißt in einer klareren, logisch *zweiwertigen* Form zu betrachten. Aber gerade die früheren Ausarbeitungen »Liebe als Passion«<sup>48</sup> und »Einführende Bemerkungen zu einer Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien«<sup>49</sup> beinhalten zudem noch theoretische, meist implizite Anhaltspunkte, die es noch dazu nahelegen, Codierung und symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien entgegen der späteren Interpretation bei Luhmann plausibel auseinanderzuhalten.<sup>50</sup>

Die Theorie der Kommunikationsmedien hat mit Bezug auf Parsons in anderer Form und in einem anderen theoretischen Horizont bereits

48 Luhmann, Niklas: *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1982.

49 Luhmann, Niklas: »Einführende Bemerkungen zu einer Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien«.

50 Für kritische Hinweise zur Identifizierung von binärer Codierung und symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien siehe Künzler, Jan: »Grundlagenprobleme der Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien bei Niklas Luhmann«. In: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 16, Heft 5, 1987, S. 317–333. Hier besonders S. 322f.

eine soziologische Karriere durchlaufen,<sup>51</sup> während die Struktur der binären Codierung in seiner spezielleren Form erst bei Luhmann auftaucht. Es handelt sich um eine theoriearchitektonische Neuerung, die mit der Reformulierung des Kontingenz-Begriffs zusammenhängt. Dieser zeigt sich bei Luhmann als einer der zentralen Begriffe, dessen Neufassung laut Luhmann dann in der Konsequenz die Verallgemeinerung des Parsonsschen Konzeptes symbolisch generalisierter *Tauschmedien* zu einer Theorie symbolisch generalisierter *Kommunikationsmedien* einleitet.<sup>52</sup> Parsons geht, so Luhmann, davon aus, dass bei zunehmender Systemdifferenzierung die kontingenten Beziehungen der Teilsysteme zueinander aufgrund ihrer wechselseitigen Abhängigkeiten und der sich daraus ergebenden Folgen nicht mehr alleine die Form eines ad hoc Tausches annehmen können.<sup>53</sup> Deshalb, so führt Luhmann weiter aus, müsse »die Vielzahl der Außenbeziehungen, die bei Systemdifferenzierung anfallen, .. durch symbolisch generalisierte ›Tauschmedien‹ wie zum Beispiel Geld vermittelt werden.«<sup>54</sup> Im Verhältnis zu anderen sei jedes Teilsystem genötigt, dann sowohl auf der Basis der Direktbefriedigung als auch auf einer symbolisch generalisierten Ebene komplementäre Erwartungen zu bilden.<sup>55</sup> Medien konstituieren sich so auf der Ebene der Gesellschaft. Sowohl für Parsons als auch für Luhmann treten sie somit in Folge einer Komplexitätssteigerung auf, die mit den bis dahin geltenden traditionellen Formen gesellschaftlicher Differenzierung nicht mehr adäquat beschrieben werden kann.<sup>56</sup> Für Luhmann hängt dies, wie zu sehen war, unter anderem mit der Entstehung der Schrift zusammen, die dafür sorgt, dass die Erreichbarkeit von Kommunikationsteilnehmern nicht mehr allein durch Interaktion und darauf basierenden Verhaltenskontrollen abgesichert werden kann. Ein Bedarf für neuartige Medien entsteht dann aufgrund der Auflösung relativ geringer Alternativen-Spielräume und des Verlustes konkreter ›Realitätskonstruktionen‹.<sup>57</sup> Dies bedeutet für die Konstitution der Medien:<sup>58</sup>

51 Siehe hierzu z.B. Parsons, Talcott: »Social Systems and the Symbolic Media of Interchange«. In: *Social Systems and the Evolution of Action Theory*. New York, 1977.

52 Ich beziehe mich in der nun folgenden Argumentation primär auf Luhmanns Abgrenzung gegen Parsons in Luhmann, Niklas: »Einführende Bemerkungen zu einer Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien«, S. 214.

53 Vgl. ebd., S. 213.

54 Ebd., S. 214.

55 Vgl. ebd.

56 Vgl. Baecker, Dirk: *Form und Formen der Kommunikation*, S. 207 ff.

57 Vgl. Luhmann, Niklas: »Einführende Bemerkungen«, S. 216.

58 Ebd.

»Die Gründe für die Annahme von Selektionsofferten müssen auf abstrakterer Basis rekonstruiert werden, sie müssen auf Kommunikation mit Unbekannten eingestellt sein und die Verquickung mit einem archaischen Ethos der Sozialbindung unter Nahestehenden abstreifen.«

Parsons und Luhmann stimmen zwar darin überein, dass Medien eine konkrete Funktionalität gewinnen, wenn die Gesellschaft aufgrund von Differenzierungsprozessen komplexer wird und Handlungen und Kommunikationen nur unter Begrenzung ihrer Reichweite Motivationspotenzial entfalten.<sup>59</sup> Bei aller Gemeinsamkeit dieser Ausgangslage erweitert Luhmann jedoch auf einer elementaren Ebene den medienbezogenen Ansatz, indem er den Begriff der Kontingenz aus der Parsonsschen Theorie übernimmt und reformuliert. Während sich bei Parsons, so stellt Luhmann fest, der Begriff der Kontingenz als ein Verhältnis der »Abhängigkeit von« darstellt,<sup>60</sup> das sich im Bezug der Teilsysteme zueinander im Kontext von Systemdifferenzierung zeigt, zum Beispiel am Tauschmedium Geld (es geht in diesem Sinne um »auf Befriedigung von Bedürfnissen abzielende[] individuelle[] Transaktionen«<sup>61</sup>), steht bei Luhmann der Begriff der Kontingenz von Beginn an in einem allgemeineren kommunikationstheoretischen Rahmen:<sup>62</sup>

»Diese Fassung des Kontingenzbegriffs können wir erweitern durch Rückgriff auf den allgemeinen modaltheoretischen Begriff der Kontingenz, der das ›Auch-andersmöglich-Sein‹ des Seienden bezeichnet und durch Negation von Unmöglichkeit und Notwendigkeit definiert werden kann. Kontingenz in diesem Sinne entsteht dadurch, daß Systeme auch andere Zustände annehmen können, und sie wird zur doppelten Kontingenz, sobald Systeme die Selektion eigener Zustände darauf abstellen, daß andere Systeme kontingent sind.«

So verstandene Kontingenz setzt jede Kommunikation von vorneherein der Unsicherheit aus. Auf reziproke Abhängigkeiten und somit strukturell gesicherter Fortsetzung kann nicht mehr abgestellt werden. Doppelte Kontingenz und eine darauf aufbauende Theorie der Kommunikationsmedien verselbständigen sich gegenüber den bei Parsons vorausgesetzten strukturellen Verankerungen. Luhmann erweitert durch diese Neufassung des Kontingenzbegriffs das Bezugsproblem einer Theorie der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien auf Kommunikation schlechthin.<sup>63</sup> In

59 Vgl. Baecker, Dirk: *Form und Formen der Kommunikation*, S. 177.

60 Vgl. Luhmann, Niklas: »Einführende Bemerkungen«, S. 214.

61 Ebd., S. 215.

62 Ebd., S. 214.

63 Der Bezug auf Kommunikation schlechthin deutet an, dass die Theorie der Kommunikationsmedien nach dem Verständnis Luhmanns nicht, wie von



der Folge spricht Luhmann dann auch nicht wie Parsons von Tauschmedien, sondern von Kommunikationsmedien.<sup>64</sup> Der Kontingenzbegriff im Allgemeinen und der Begriff der doppelten Kontingenz im Besonderen bilden dann im weiteren Verlauf die theoretische Grundlage der weiteren Ausarbeitungen Luhmanns zu diesem Problemkreis. Kommunikation, die auf doppelter Kontingenz aufbaut, ist konstitutionell unsicher und somit erst einmal unwahrscheinlich.<sup>65</sup> In diesem Sinne stellt sich für Luhmann von Beginn an die theorieleitende Frage, wie die erfolgreiche Annahme von Kommunikation trotz dieser ›eingebauten‹ Unsicherheit sichergestellt werden kann.<sup>66</sup> Bei Parsons findet Luhmann hierauf keine entsprechende Antwort. Parsons verschiebt die Frage der Motivation ins Psychologische.<sup>67</sup> Dies liegt unter anderem daran, dass der strukturell-funktionale Ansatz Parsons »den Strukturbegriff dem Funktionsbegriff vorordnet. Dadurch nimmt sich die strukturell-funktionale Theorie die Möglichkeit, Strukturen schlechthin zu problematisieren und nach dem Sinn von Systembildung überhaupt zu fragen.«<sup>68</sup> Parsons setzt folglich einen anderen Schwerpunkt der Analyse, der auf Bestandserhaltung von Systemen zielt und hierzu zwei Ebenen der Vermittlung auseinanderhält: 1.) Die Notwendigkeit eines allgemein gesellschaftlichen ›Vorverständigtseins‹, welches »in der Form der symbolischen Generalisierung übergreifender Werte« die Komplementarität und die wechselseitige Anerkennung von Erwartungen sichert. Und 2.) die bereits erwähnte direkte, in gegenseitiger Abhängigkeit vollzogene Bedürfnis-

Parsons verfolgt, aus der Systemtheorie ableitbar ist. Der Ansatz der doppelten Kontingenz und eine sich daran anschließende thematische Ausarbeitung der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien zeigen den autonomen Charakter, den eine Kommunikationstheorie in Konvergenz mit der Systemtheorie und bezogen auf die Dimension der Zeit der Evolutionstheorie entfaltet. Zur hier angedeuteten Problematik nicht ineinander überführbarer Theorieansätze und einer diesbezüglichen Einführung des Beobachters bei Luhmann siehe z.B. Göbel, Andreas: *Theoriegenese als Problemgenese. Eine problemgeschichtliche Rekonstruktion der soziologischen Systemtheorie Niklas Luhmanns*. UVK Universitätsverlag: Konstanz, 2000, S. 96ff. Ferner Luhmann, Niklas: »Systemtheorie, Evolutionstheorie und Kommunikationstheorie«. In: der.: *Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*. 5. Aufl. VS-Verlag: Wiesbaden, 2005, 241–254.

64 Vgl. Luhmann, Niklas: »Einführende Bemerkungen«, S. 214.

65 Dies wurde im letzten Kapitel bereits erörtert. Siehe hierzu erneut Luhmann, Niklas: »Die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation«, S. 29–40.

66 Vgl. Luhmann, Niklas: »Einführende Bemerkungen«, S. 214.

67 Vgl. ebd., S. 215

68 Luhmann, Niklas: »Soziologie als Theorie sozialer Systeme«. In: ders.: *Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme*. 7. Aufl. VS-Verlag: Wiesbaden, 2005, S.144.

befriedigung.<sup>69</sup> Die Grundform symbolischer Generalisierung bildet für Parsons dabei die Sprache.<sup>70</sup> Ohne die Analyse der Theorie Parsons an dieser Stelle weiter zu entfalten, lässt sich konstatieren, dass Luhmann die sich hier zeigenden Problembezüge zur Beantwortung der Motivationsfrage nicht unberücksichtigt lässt. Er hat sie in den Kontext seiner Systemtheorie übernommen und durch das vorgeschaltete Konzept der Kontingenz folgenreich erweitert. Die genannten zwei Ebenen tauchen bei ihm unter den Begriffen »Code und Prozeß«<sup>71</sup> in gewandelter und nicht übertragbarer Form wieder auf.

Betrachtet man die genannten Ebenen so, wie sie sich in der Systemtheorie Luhmanns zeigen, dann stellt ihn die oben erwähnte Verallgemeinerung der Theorie der Tauschmedien zu einer Theorie der Kommunikationsmedien vor ein doppeltes Problem: zum einen vor die Notwendigkeit einer funktionstheoretischen Beschreibung, die deutlich macht, wie Kommunikation überhaupt zur Annahme motivieren kann, zum anderen rückt die Frage in den Vordergrund, wie ein auf Gesellschaft bezogenes ›Vorverständnis‹ durch Sprache systemtheoretisch zu verstehen ist. Oder zusammenfassend: »Wie kann eine Ordnung sich aufbauen, die Unmögliches in Mögliches, Unwahrscheinliches in Wahrscheinliches transformiert?«<sup>72</sup> Diese Transformationsprozesse lassen sich mit Hilfe der Erfolgsmedien erklären. Sie beziehen sich auf die zwei Ebenen Parsonsscher Analyse und versuchen sie gleichsam durch einen funktionalen Systembezug zu überwinden. Während sich die Frage der Motivation durch Kommunikation primär an eine ausgearbeitete Theorie der Kommunikationsmedien richtet, so befindet sich die »Verallgemeinerung von Sinnorientierungen, die es ermöglicht, identischen Sinn gegenüber verschiedenen Partnern in verschiedenen Situationen festzuhalten«,<sup>73</sup> zusätzlich auf einer die Systemtheorie in den Vordergrund rückenden Ebene. Die nötige Transformation wird dann faktisch möglich durch die Einbindung einer realitätsgebundenen Semantik wie Wahrheit, Liebe, Geld, Macht usw., über welche sich das Problem der gleichzeitigen Inanspruchnahme von Generalisierung, Selektion und Motivation lösen lässt.<sup>74</sup> »Diese Terminologien *bezeichnen* Eigenschaften von Sätzen, Gefühle, Tauschmittel, Drohmittel und Ähnliches, und mit diesen Orientierungen auf

69 Vgl. Luhmann, Niklas: »Einführende Bemerkungen«, S. 214f.

70 Vgl. ebd.

71 Vgl. Luhmann, Niklas: *Macht*, S. 31

72 Luhmann, Niklas: »Die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation«, S. 30.

73 So lautet die Neufassung des in der neueren Systemtheorie so nicht weiter fortführbaren Begriffs des Vorverständnisens in Luhmann, Niklas: *Macht*, S. 31.

74 Vgl. Luhmann, Niklas: *Liebe als Passion*, S. 22.

Sachverhalte hin wird in der Anwendung der Medien operiert.«<sup>75</sup> So dargestellt sind die Medien selber nicht solche Sachverhalte, sondern *Kommunikationsanweisungen*. Sie lassen sich als solche nicht auf der Ebene der Gefühle, Qualitäten und Ursächlichkeiten erfassen, sondern sie sind als Medien sozial vermittelt durch eine Verständigung über die *Möglichkeiten der Kommunikation*.<sup>76</sup> Liebe in diesem Sinne ist dann zum Beispiel »selbst kein Gefühl, sondern ein Kommunikationscode, nach dessen Regeln man Gefühle ausdrücken, bilden, simulieren, anderen unterstellen, leugnen ...«<sup>77</sup> kann. Als Kommunikationsanweisungen operieren diese Begriffe in einem durch ihre spezifische Semantik vermittelten Möglichkeitsraum, der die jeweiligen Sachverhalte zeitgebunden konkretisiert.

### 2.3 Der Stellenwert der Codierung im Kontext der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien

Die Codes werden somit als »erste« Regeln der Kommunikationsanweisungen mediengebunden eingeführt. Der oben genannten Differenzierung von Code und Prozess liegt also die Generalisierung von Symbolen zugrunde.<sup>78</sup> Generalisierung wird dabei in dem oben gemeinten Sinn verstanden als eine Verallgemeinerung von Sinnorientierungen, die ein Festhalten identischer Bezüge bei wechselnden Situationen ermöglicht. Der Code-Begriff stellt sich somit strukturell in eine Theorie der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien und soll als solcher eine erste Differenzierung medienbezogener Inhalte vornehmen. Bemerkenswert ist, dass Luhmann den Codebegriff in enger Anlehnung an Parsons gegen die gegebene Symbolstruktur differenziert. Luhmann geht davon aus, dass der Parsonsschen Unterscheidung der beiden Ebenen (Vorverständigtsein/Transaktionen) die linguistische Unterscheidung »code und message«<sup>79</sup> vorausliegt. Er stellt fest, dass ein der Linguistik angelehntes Verständnis des Code-Begriffs im Sinne von nicht hinterfragten Werten und Symbolreihen hinsichtlich der Darstellung von Kontingenz nicht weiterführen würde.<sup>80</sup> Wertbezüge dieser Art stützten die Struktur so aufgebauter Systeme und verhinderten gleichzeitig eine Problematisierung derselben. Die funktional-strukturelle Sichtweise Luhmanns kann

75 Luhmann, Niklas: *Liebe als Passion*, S. 22.

76 Vgl. ebd., S. 22f.

77 Ebd., S. 23.

78 Vgl. Luhmann, Niklas: *Macht*, S. 31.

79 Vgl. Luhmann, Niklas: »Einführende Bemerkungen«, S. 215.

80 Vgl. ebd., S. 215.

sich deshalb nicht mit einer solchen Interpretation von Codes im Sinne einer strukturerhaltenden Architektur zufrieden geben. Er überwindet den in der Linguistik so bezeichneten und nicht weiter differenzierten Codebegriff mit Bezug auf Kontingenz. Er fragt, »ob und wie die Kontingenz individuellen Handelns in der Struktur sozialer Systeme abgebildet und verstärkt werden kann«<sup>81</sup> und eröffnet mit der Möglichkeit, dass jede Handlung eine Selektion darstellt und auch anders möglich ist, die Implementierung von Negationsmöglichkeiten in die Struktur der Handlung selbst. Er bestimmt die Codes in der Folge dann »nicht als Werte oder als Symbolreihen schlechthin .., sondern mit einer spezifischen Abstraktion als Disjunktionen: als ›Ja oder Nein‹, ›Haben oder Nicht-haben‹, ›Wahrheit oder Unwahrheit‹, ›Recht oder Unrecht‹, ›Schönheit oder Häßlichkeit‹.«<sup>82</sup> Er gewinnt durch diese Disjunktionen die Möglichkeit der Negation, welche sich innerhalb der Kommunikation behandeln lässt und so auf Dauer geschaltete Strukturfestlegungen voraussetzungsvoll macht. Aus der Negationsfähigkeit von systembezogenen Kommunikationen ergeben sich somit Freiheiten für den strukturellen Aufbau von Systemen, der durch die Kontingenz vorangetrieben, aber durch die jeweils codegebundenen Disjunktionen nicht der Beliebigkeit überlassen wird.

Die Codes zeigen sich hier als Disjunktionen denen eine Generalisierung von Symbolen vorausgesetzt wird. Dieser Bezug zu den Kommunikationsmedien wird noch einmal unterstrichen durch die oben gemachte Definition, dass die Codes »nicht als Werte oder als Symbolreihen *schlechthin* [Hervorh. d. A.]« bestimmt werden dürfen; Symbolreihen und Disjunktionen werden unterschieden. Luhmann beobachtet die Medien demnach nicht mehr als ein Vorverständnis im Parsonsschen Sinne, sondern mit einer Unterscheidung<sup>83</sup>, deren eine Seite die dargestellten Disjunktionen bezeichnen und deren andere Seite die *Werte oder Symbolreihen* mitführt.

Damit ist Luhmann in der Lage, dem Code-Begriff eine präzise Fassung zu geben. Luhmann geht es um die Stärkung des Direktionswertes eines solchen Codes. Der ursprüngliche an die Linguisten angelehnte Codebegriff mit seinem Bezug auf abstrakte Symbolreihen zeigt sich ohne entsprechende Abgrenzungskriterien. Mit der Unterscheidung von Disjunktionen und Symbolreihen lässt sich nun der kybernetische Codebegriff in die Systemtheorie einführen. Luhmann orientiert sich dabei an der Defini-

81 Ebd.

82 Ebd.

83 Unterscheidung verstanden im Sinne George Spencer-Browns, in Spencer-Brown, George: *Gesetze der Form*. 2. Aufl. Bohmeier Verlag: Lübeck, 1999. Erstauflage 1969. Ich werde auf den damit eingeläuteten Formbegriff und der sich hier zeigenden Unterscheidung in der Unterscheidung zurückkommen.

tion, die Klaus und Liebscher im »Wörterbuch der Kybernetik« gegeben haben. Es geht bei dieser Definition um die Möglichkeit, ohne Informationsverlust »die Darstellung von Zeichen aus einem relativ reichhaltigen Zeichenvorrat durch eine relativ kleine Anzahl von Zeichen aus einem zur Kodierung benutzten Zeichenvorrat« verstehen zu können.<sup>84</sup> Hiermit liegt dann eine Duplikationsregel vor, »die es ermöglicht, jedem Item des einen Symbolsystems ein Korrelat in einem anderen zu geben« und den Bereich bis auf einfache Ja-Nein-Fassungen zu reduzieren.<sup>85</sup> Es geht also nicht um Ersetzung der auf Generalisierung zielenden und dadurch strukturierenden Symbole und Werte, sondern um deren *Spezifizierung* durch Unterscheidung.<sup>86</sup> Der Code-Begriff wird als ein Differenz-Begriff eingeführt, dessen Struktur die Ausdifferenzierung der Funktionssysteme anleitet und somit eine besondere Form der Informationsverarbeitung<sup>87</sup> in Gang setzt, die sich durch Bezugnahme auf die symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien mit dem Festhalten, dem Erinnern oder dem Vergessen reproduzierbarer semantischer Strukturen, das heißt bewahrenswerten Sinns<sup>88</sup> von Kommunikationsmedien, befasst. Disjunktion und bewah-

84 Klaus, Georg; Liebscher, Heinz (Hrsg.): *Wörterbuch der Kybernetik*. Band 1. Fischer: Frankfurt am Main, 1979, S. 310f.

85 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 220ff.

86 Diese Unterscheidung ermöglicht es Luhmann, kommunikationstheoretische, evolutionäre und systemtheoretische Folgen auseinanderzuhalten. So wird sich im weiteren Verlauf der Untersuchung zeigen, dass Luhmann es vermeidet, die Unterscheidung Disjunktion/Symbolreihen, die letztlich auf eine Unterscheidung von Codierung/Medium hinausläuft und damit evolutionstheoretische Probleme auf kommunikationstheoretische Aspekte der Medien zu beziehen erlaubt, von beiden Seiten her zu betrachten. Luhmann selbst weist auf diesen Aspekt mit aller gebotenen Zurückhaltung hin: vgl. Luhmann, Niklas: »Einführende Bemerkungen«, S. 215.

87 Zu einem adäquaten Verständnis des Informationsbegriffs s. wieder Bäcker, Dirk: *Form und Formen der Kommunikation*, S. 18ff.

88 Siehe zu dieser Interpretation semantischer Strukturen Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 538. Stichweh zeigt, dass Luhmann den Begriff der Semantik durchaus vieldeutig benutzt: z. B. als »Formen der Gesellschaft«, »höherstufig generalisierten, relativ situationsunabhängig verfügbaren Sinn«, »Vorrat möglicher Themen«. Meines Erachtens hat diese Vieldeutigkeit damit zu tun, dass dieser Begriff einerseits als Form und andererseits als mediales Substrat beobachtet werden kann. Ähnlich wie Wörter einerseits Formbildungen von Buchstaben und andererseits mediales Substrat für Sätze bilden. Diese Untersuchung wird diese verschiedenen Facetten des Begriffs aufgreifen und zeigen, dass Semantik einmal als Formbildung innerhalb von Kommunikationsmedien begriffen werden kann, dann aber auch, als mediales Substrat für die Herstellung von Programmen innerhalb ausgereifter Funktionssysteme. Für die verschiedenen Formulierungen Luhmanns siehe: Stichweh, Rudolf: »Semantik und Sozialstruktur. Zur Logik

renswerter Sinn, oder mit Bezug auf den realitätsgebundenen Sprachgebrauch Code/Semantik, lassen sich also nicht unabhängig voneinander reproduzieren, sind aber auch nicht aufeinander reduzierbar. Informationsgewinnung und Informationsverarbeitung müssen dann als systeminterne Operationen verstanden werden. Da jedes System sich bereits als System/Umwelt-Differenz von einer an sich unbekanntem Umwelt unterscheidet, also nur durch Ausgriff auf das eigene ›Bild‹ von Umwelt im Stande ist, Umwelt zu erfassen und nur durch Reproduktion dieser Unterscheidung zu reproduzierbaren Identitäten kommt, bedeutet dies, dass jede selbsterzeugte Information in einem bereits operierenden System konstruiert wird und insofern zwar ein singuläres, aber kein isoliertes Ereignis darstellt. Jede Information hat einen differenz- und deshalb strukturbildenden Charakter. Sie findet in einem Horizont anderer Möglichkeiten statt, der sich mit jeder neuen Information verändert und somit eine Relevanz für weitere Operationen (Kommunikationen, Handlungen, Unterscheidungen)<sup>89</sup> entfaltet, wobei die Reichweite der Information nur aufgrund ihrer Strukturbildungsfähigkeit, oder anders: in der Kondensierung und Konfirmierung darauf bezogener Strukturen, und deshalb auch nur im Nachhinein beurteilt werden kann.<sup>90</sup> Innerhalb des Systems zeigt sich Information deshalb immer als ein Unterschied, der einen Unterschied macht.<sup>91</sup> Die Informationsverarbeitung bleibt im Fall der Medien und den sich daraus spezialisierender Funktionssysteme

einer systemtheoretischen Unterscheidung«. In: Tänzler, Dirk; Knoblauch, Hubert; Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): *Neue Perspektiven der Wissenssoziologie*. UVK: Konstanz, 2006, S. 162ff.

- 89) Soweit die Unterschiede in den Begriffen für den hier entfalteten Zusammenhang nicht im Vordergrund stehen, soll die Nutzung des Operationsbegriffs hier nicht weiter stören.
- 90) Der hier dargestellte Begriff der Information liegt in seinem Strukturbildungspotenzial nahe an der Form/Medium-Unterscheidung, die Luhmann seit seinen Arbeiten in den späten 80ern in Anlehnung an Fritz Heider, im Rahmen seiner Kommunikationstheorie, entwickelt hat. Luhmann geht davon aus, dass sich Formen immer nur in Differenz zu einem Medium zeigen. Das Medium (mediales Substrat oder lose gekoppelte Elemente) lässt sich durch bestimmte, nur auf das Medium bezogene, nur ereignishaft gegebene und dadurch vergängliche Formen beeindrucken. Das Medium reproduziert sich indem sich die lose gekoppelten Elemente zu strikten Kopplungen zusammenfügen. Solche Medien sind schließlich nur in ihren jeweiligen Formen beobachtbar und deshalb davon abhängig, dass das Medium immer wieder Anschlüsse in weiteren Formen findet (dass das Medium sozusagen zirkuliert). Siehe hierzu auch Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 190ff.
- 91) Oder genauer: »Information« kann .. als irgendein Unterschied, der bei einem späteren Ereignis einen Unterschied ausmacht, definiert werden.« So Bateson, Gregory: *Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische,*

men auf die jeweiligen Disjunktionen bezogen. Die symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien erfahren durch diesen Vorgang wiederum eine durch die Codierung unterstützte Bedeutungssteigerung.<sup>92</sup>

Diese Steigerungsmöglichkeit durch Codierung wird deutlicher, wenn man sie unter dem Aspekt des mit der Disjunktion gegebenen Negationspotenzials betrachtet. Jeder Codierung liegt, nach Luhmann, in dieser Hinsicht eine Duplikationsregel zugrunde, bei der die Sprache eine auf diese Regel bezogene Funktion übernimmt, »indem sie für alle vorhandenen Informationen zwei Fassungen zur Verfügung stellt: eine positive und eine negative.«<sup>93</sup> Systeme erreichen damit »eine Umverteilung von Häufigkeiten und Wahrscheinlichkeiten im Vergleich zu dem, was an Materialien oder Informationen aus der Umwelt anfällt.«<sup>94</sup> Das System verselbständigt sich gegenüber einer Umwelt, deren Relevanz durch das System *selbst gemacht* und bestimmt wird. Codierung ist laut Luhmann eine Art semantische Verdoppelung von Hinsichten, die der Informationsgewinnung und Informationsverarbeitung dient.<sup>95</sup> Die Kommunikationsmedien entfalten entlang ihrer Funktion einen eigenen Bereich an Kommunikationsmöglichkeiten, der ohne Negation nicht denkbar wäre und schnell in realitätsüberfordernde Kommunikationszuminungen enden würde. Blickt man auf Luhmanns frühe Ausarbeitungen zu den Kommunikationsmedien ›Liebe‹ und ›Macht‹,<sup>96</sup> dann lassen sich mit Blick auf die Codes verschiedene Duplikationsregeln ausmachen. »Ein besonderer ›Code‹ für Liebe bildet sich, wenn alle Informationen dupliziert werden im Hinblick auf das, was sie in der allgemeinen, anonym konstituierten Welt, und das, was sie für Dich, für uns, für unsere Welt bedeuten.«<sup>97</sup> Zum Macht-Code äußert sich Luhmann folgendermaßen: »In einem sehr elementaren oder interaktionellen Sinne ist Macht immer schon ein Code – nämlich insofern, als sie den Handlungsselektionen, deren Übertragung erstrebt wird, Punkt für Punkt Vermeidungsalternativen zuordnet, also die in Betracht gezogenen Möglichkeiten zunächst dupliziert.«<sup>98</sup> Mit Hilfe dieser Duplikationsregeln lässt sich der Gewinn der Codes für eine Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien feiner fassen. Denn auf Kommunikationsmedien bezogene Codierungen erweitern zwar die

*biologische und epistemologische Perspektiven.* Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1985, S. 488.

92 Siehe hierzu auch Luhmann, Niklas: *Liebe als Passion*, S. 24.

93 Luhmann, Niklas: »Einführende Bemerkungen«, S. 215.

94 Ebd.

95 Vgl. Luhmann, Niklas: *Liebe als Passion*, S. 214.

96 Weitere Schriften zu Medien liegen in der frühen Schaffenszeit Luhmanns noch nicht in entsprechend ausgearbeiteter Weise vor.

97 Ebd., S. 25.

98 Luhmann, Niklas: *Macht*, S. 34.

Kommunikationsmöglichkeiten, bis hin zu einer kritischen Schwelle der Negation; allerdings wird diese Grenze in die Möglichkeiten der Medien selbst verlagert. Die Symbolik der Medien, mit ihrem realitätsgebundenen Sprachgebrauch, wirkt mit Bezug auf die Kommunikationen eines Systems einheitsstiftend und erfährt gerade durch die Negationsmöglichkeit einzelner Prozesse eine Ausdifferenzierung ihres semantischen Apparates. Solche semantischen Generalisierungen und Codes stehen so in einem für die Fortführung der Kommunikationen des Systems wichtigen Zusammenhang von Komplexitätsreduktion und -steigerung. Das Zusammenspiel von Code und symbolischen Generalisierungen, von Differenz und Einheit geschieht im System selbst. Die Gefahren, die mit einem Versagen (oder verständlicher: mit der Negation) von Kommunikationen einhergehen, können dann durch die Ausdifferenzierung darauf bezogener Erwartungen beobachtet und vermieden werden.<sup>99</sup>

## 2.4 Die Form des Mediums

Für Luhmann sind Codes Strukturen mit der Funktion einer Duplikationsregel.<sup>100</sup> Diese hält »für Vorkommnisse oder Zustände, die an sich nur einmal vorhanden sind, zwei mögliche Ausprägungen [bereit].«<sup>101</sup> Betrachtet man nun die bereits vorgetragenen Duplikationsregeln und die definierten Disjunktionen, wie Wahrheit/Unwahrheit usw. genauer, so fällt auf, dass sich ihr jeweiliger Formalisierungsgrad und ihre jeweilige Form unterscheiden. Ich wiederhole: »Ein besonderer ›Code‹ für Liebe bildet sich, wenn alle Informationen dupliziert werden im Hinblick auf das, was sie in der allgemeinen, anonym konstituierten Welt,

99 Hier zeigt sich, dass sich Kommunikationsmedien im Laufe der Zeit bewähren müssen. Dies hängt mit den auf die jeweiligen Medien bezogenen Erwartungsbildungen zusammen, die bereits in einem gewissen Maß ausdifferenziert sein müssen, damit sich in der modernen Gesellschaft auf spezielle Erfolgsmedien bezogene Funktionssysteme überhaupt stabilisieren können. Kommunikationsmedien sind insofern Katalysatoren und ›Stabilisatoren‹ moderner Funktionssysteme. Und die interessante Frage lautet, wie lassen sich solche Katalysatoren und ›Stabilisatoren‹ in Funktionssystemen ausdifferenzieren, die derartige Kommunikationsmedien nicht ausgebildet haben, wie dies laut Luhmann z.B. für die Krankenbehandlung der Fall zu sein scheint.

100 Vgl. Luhmann, Niklas: »Einführende Bemerkungen«, S. 215.

101 Luhmann, Niklas: »Ist Kunst codierbar?«. In: ders.: *Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation*. 4. Aufl. VS-Verlag: Wiesbaden, 2005, S. 282.



und das, was sie für Dich, für uns, für unsere Welt bedeuten.«<sup>102</sup> Hieran schließt sich die Frage an, ob sich der so bildende Code, in dem Sinne einer Disjunktion wie ›Ja‹ oder ›Nein‹, ›Haben‹ oder ›Nichthaben‹ etc. darstellen lässt. Luhmann stellt fest:<sup>103</sup>

»Die Differenz [im Medium Liebe; d.A.] kann nicht so behandelt werden, daß eine Information eine bleibt und entweder in die eine oder in die andere Welt gehört; denn natürlich projiziert jede Privatwelt ihre eigenen Unendlichkeiten in den Totalhorizont der Welt, die für alle dieselbe ist. Sondern die Information muss dupliziert werden, um in beiden Welten (je nach aktuellem Bedarf) Prüftests bestehen und Geltung gewinnen zu können.«

Diese Duplikationsregel, welche für das Medium Liebe herausgestellt wird, lässt sich dem Anschein nach nur schwer in die Form einer inkonvertiblen Disjunktion von Liebe/Nicht-Liebe bringen.<sup>104</sup> Luhmann hält die Begriffe Duplikationsregel und Disjunktion an dieser Stelle nicht eindeutig auseinander. Für ihn fungieren beide Formen wie oben dargestellt als Code, als eine Seite einer Unterscheidung, die als ihre andere Seite die jeweils mediengebundene Semantik<sup>105</sup> mitführt und von dieser unterschieden werden muss. Es handelt sich um eine Unterscheidung von Strukturen: Codes bezeichnen Strukturen der Systemdifferenzierung, und die Semantik bezeichnet »Strukturen, die bestimmte Selektionslinien wahrscheinlicher machen als andere, Sensibilitäten in bestimmten Richtungen verfeinern und in anderen abstumpfen«.<sup>106</sup> Unter dem Begriff Semantik lassen sich dann zum Beispiel kondensierte Ausdrucksweisen, besondere Namen oder Worte, wichtige Situationsdefi-

102 Luhmann, Niklas: *Liebe als Passion*, S. 25.

103 Ebd.

104 Obschon die Andeutung einer solchen formalisierten Disjunktion, jedoch ohne ausreichende Differenzierung, bei Luhmann selbst vorfindlich ist. Siehe Luhmann, Niklas: *Macht*, S.44.

105 So muss man die Äußerungen Luhmanns im Anschluss an den Begriff der Symbolreihen verstehen.

106 Luhmann, Niklas: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*. Band 1. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1993/1980a, S. 25. An dieser Stelle lässt sich die Untersuchung auf die bekannte und von Stichweh kritisierte Unterscheidung Semantik/Sozialstruktur ein und versucht zu zeigen, wie die Untrennbarkeit von Semantik und Sozialstruktur in der Form der Codierung zu verstehen ist; gleichzeitig wird Semantik in dieser Arbeit aber auch, unter der Form des Mediums, in seiner kommunikationstheoretischen und damit gesamtgesellschaftlichen Relevanz reflektiert. Siehe wieder Stichweh, Rudolf: »Semantik und Sozialstruktur«, S. 157–171; besonders S. 166ff.

nitionen usw. zusammenfassen,<sup>107</sup> wobei die medienbezogene Semantik als *Sondersemantik* (*Liebesbekundungen, wahrheitsbezogene Aussagen, etc.*), ihre Strukturentwicklung in den Kontext gesellschaftlicher Systemdifferenzierung und deshalb auf die von ihr unterschiedenen Duplikationsregeln oder Disjunktionen beziehen muss.

Fasst man die bisherigen Äußerungen zusammen, dann lassen sich bis hierher verschiedene Unterscheidungen auseinanderhalten: Disjunktion/Semantik, Duplikationsregel/Semantik.<sup>108</sup> Es bleibt also zu klären, inwiefern sich die ›verschiedenen‹ Codes weiterhin unterscheiden und wie dies mit der semantischen Entwicklung von auf diese Codes bezogenen Generalisierungen zusammenhängt. Es handelt sich hierbei um Fragen, die von Luhmann selber nicht explizit beantwortet werden. Weder die klare Unterscheidung von Duplikationsregeln und technisierten Disjunktionen, noch die viel weitreichendere Unterscheidung Code/Semantik werden von Luhmann einer ausführlichen Analyse unterzogen. Dies hat wahrscheinlich theorietechnische Gründe. Diese Untersuchung wird jedoch in Ergänzung zu den rekonstruktiven Anteilen dieser Arbeit und zugunsten einer differenzierten Auseinandersetzung mit dem Begriff der binären Codierung immer wieder auf die Unterscheidung Code/Semantik zurückkommen und letztlich evolutionstheoretische Überlegungen einbeziehen, um diese Unterscheidung entsprechend ausdifferenzieren zu können.

Bezogen auf das vorhergehende Beispiel zeigt sich die Duplikationsregel des Mediums Liebe als eine die (semantisch zugängliche) Welt verdoppelnde. Beide Welten entfalten danach erst einmal eine im System konstruierte spezifische Relevanz, deren Besonderheit nicht im gegenseitigen Ausschluss, sondern in der Bildung einer strukturierten Alternative mit *möglichen* Präferenzen für die Intimwelt bei *gleichzeitigem* (!) Zugriff auf die Gemeinwelt besteht. Negationspotenzial zeigt sich hier also lediglich in der Primärunterscheidung zweier Welten, wobei die nicht anonym konstituierte Welt durch die auf sie bezogene Informationsverarbeitung eingeschlossen und nicht ausgeschlossen bleibt; und dies ganz im Sinne einer *Regel*, deren operationsleitenden Differenzen unbestimmt bleiben. So vorgestellte Duplikationsregeln eröffnen zwar einen Horizont an möglichen Operationen, lassen deren Aktualisierung aber sowohl hinsichtlich systemdifferenzierender als auch semantischer Identifikationspunkte völlig unterbestimmt. Disjunktion zeigt sich im Gegensatz hierzu als eine spezifische Konstellation sich gegenseitig ausschließender Werte. Auch hier geht es natürlich um reflexionsfähige

107 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 643.

108 Eine solche Unterscheidung ergibt sich bereits aufgrund der Definition des kybernetischen Codebegriffs, der die Codierung mit Bezug auf zwei Zeichenbereiche nicht notwendig auf eine Zweiwertigkeit engführt.

Negationspotenziale,<sup>109</sup> allerdings mit der Besonderheit, dass es jeweils *zeitgebunden* zur Entscheidung über die strukturierte Alternative in der Kommunikation kommt. Es gibt hier nicht so etwas wie einen gleichzeitigen Zugang zu beiden Seiten. Sobald eine Seite bestimmt ist, ist damit auch die Negation der anderen Seite bestimmt. Wenn jemand vor Gericht Recht bekommt, kann er im operativen Sinn des Rechtssystems nicht zugleich im Unrecht sein. Und etwas was wahr ist, kann nicht zugleich unwahr sein. Für einen Wechsel in den Werten, braucht es zeitlich gesehen eine neue zu entscheidende Situation/Information.<sup>110</sup>

Diese Bemerkungen zeigen bereits, dass das, was unter dem Titel Duplikationsregel läuft, im strengen Sinne nicht adäquat mit der Unterscheidung Disjunktion/Semantik beobachtet werden kann oder zumindest einer Reinterpretation innerhalb dieser Unterscheidung bedarf. Es ist an dieser Stelle deshalb sinnvoll, gewisse Begriffsentscheidungen zu treffen, die stärker deren jeweiligen Reproduktionskontext in den Mittelpunkt stellen und gleichzeitig eine konsistente Ausgangsbasis für die Rekonstruktion des später bei Luhmann in den Vordergrund tretenden Begriffs der ›binären Codierung‹ liefern. Es handelt sich dabei sicherlich nicht um willkürliche Entscheidungen, sie sind aber insofern erklärungsbedürftig, als Luhmann aus analytischen Gesichtspunkten, wie bereits gesagt, relativ einfach mit Begriffen wie Codierung, binäre Codierung oder Mediacodes umgeht. Zieht man also in Betracht, dass die ersten Ausarbeitungen Luhmanns zu den Kommunikationsmedien

109 Für ein über die bereits hinreichende Darstellung des Negationsbegriffs hinausgehendes tieferes Verständnis zu dem Begriff der Negation s. Luhmann, Niklas: »Über die Funktion der Negation in sinnkonstituierenden Systemen«. In: ders.: *Soziologische Aufklärung 3: Soziales System, Gesellschaft, Organisation*. 4. Aufl. VS-Verlag: Wiesbaden, 2005, S. 41–57. Und ferner: Luhmann, Niklas: »Sinn als Grundbegriff der Soziologie«. In: Habermas, Jürgen; Luhmann, Niklas: *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung*. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1972b, S. 35ff.

110 So galten z.B. die Bewegungsgesetze Newtons in der Physik lange Zeit als wahr, bis man bemerkte, dass sie bei Extremen, z.B. Geschwindigkeiten nahe der Lichtgeschwindigkeit, Probleme aufwarfen. Schließlich wurden sie durch Einsteins Arbeiten, die es schafften, auch mit diesen Problemen fertig zu werden, grundsätzlich widerlegt, oder zumindest in Bereiche praktischer Teilanwendungen abgedrängt. Dieses Beispiel zeigt, dass die Produktivität wissenschaftlicher Ergebnisse durch zeitlich später ansetzende und frühere Probleme mitberücksichtigende Negation(sversuche) geradezu gesteigert werden kann, während eine gleichzeitige Bezeichnung beider Seiten nur zu paradoxen Ergebnissen führen würde, die zwar interessant, aber erst einmal unproduktiv wären. Dies gilt im übertragenen Sinn natürlich auch für die anderen Funktionssysteme.

Liebe und Macht mit spezifischen *Duplikationsregeln* operieren, die von den *inkonvertiblen Disjunktionen* unterschieden werden müssen, ergeben sich Anhaltspunkte für eine Bezeichnung dieser Begriffe. Problemlos lassen sich nach den bisherigen Erörterungen die inkonvertiblen Disjunktionen als *binäre Codierungen* im strengeren Sinn späterer Ausarbeitungen Luhmanns bezeichnen. Die Duplikationsregeln lassen sich eher als Kontexturierungen für spezifischere, noch zu analysierende *Medien-Codes*<sup>111</sup> bezeichnen, da es sich bei jenen lediglich um qualitativ bestimmte ›Leerformen‹ handelt, die für ihre operative Umsetzung weiterer Unterscheidungen bedürfen, die die selbstreferenziellen Operationen des Systems koordinieren und sich gleichzeitig von den so semantisch gesteuerten Externalisierungen abhängig machen. Ihre polyvalente Übersetzungsmöglichkeit in Zeichen führt in der Folge dazu, dass sich Mediencodes nicht vollständig von gesamtgesellschaftlichen Strukturen lösen können.

Um diese Funktionsweise der Mediencodes zu verdeutlichen, ist es von Nutzen, sie auf ihre selbstreferenziellen und reflexiven Merkmale hin zu beobachten. Sowohl Mediencodes als auch binäre Codierungen fungieren als Differenzen, indem sie Informationen generieren und so zur Ausdifferenzierung der Kommunikationsmedien beitragen.<sup>112</sup> Die Mediencodes stellen hierzu für jedes beliebige Item ein komplementäres anderes in ihrem jeweiligem Relevanzbereich bereit.<sup>113</sup> Sie präbendieren damit Vollständigkeit bei gleichzeitiger Ermutigung zur Fortsetzung medienbezogener Kommunikation. Liebe und Macht zum Beispiel zeigen sich dann nicht als reines Gefühl oder als Attribute eines Subjekts, sondern als entpersonalisierte Regeln für konkrete Übertragungsleistungen in der Kommunikation.<sup>114</sup> Luhmann weist damit darauf hin, dass Kommunikationsmedien, wie er an anderer Stelle sagt, als *semantische Codes* die Handlungs- und Erlebensselektion leiten.<sup>115</sup> Es handelt sich um einen selbstreferenziellen

111 Dieser Begriff wird anstelle des Begriffs Duplikationsregel beibehalten. Für die inkonvertiblen Disjunktionen soll, wie gesagt, der Begriff der binären Codierung reserviert werden.

112 Siehe hierzu ohne Bezug auf die Differenzierung der beiden Unterscheidungen Luhmann, Niklas: *Liebe als Passion*, S. 107. Auch die folgenden Verweise sind im Kontext der hier durchgeführten Rekonstruktion zu verstehen und entwirren eine von Luhmann mehr implizite, weil über verschiedene Teile seine Gesamtwerkes verteilte, Erörterung.

113 Vgl. Luhmann, Niklas: »Der Politische Code. Zur Entwirrung von Verwirrungen«. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 29 (1977), S. 157.

114 Vgl. Luhmann, Niklas: *Macht*, S. 37.

115 Vgl. Dahm, Karl-Wilhelm; Luhmann, Niklas; Stoodt, Dieter: *Religion-System und Sozialisation*. Luchterhand Verlag: Darmstadt und Neuwied, 1972, S. 68.

Mechanismus, der zu einer stärkeren Ausprägung der Einheit des Kommunikationsmediums führt.<sup>116</sup> Luhmann stellt fest, dass »nur im Sicheinlassen auf Selbstreferenz das Medium soziale Systeme ausdifferenzieren und als Code für diese realisiert werden [kann].«<sup>117</sup> Die Selbstreferenz zeigt sich demnach darin, dass die Mediacodierung als Regel eine gewisse Orientierung für die Operationen des jeweiligen Systems bildet.<sup>118</sup> In Bezug auf solche Orientierungen »gewinnen Kommunikationen den Wert von Information über eine Auswahl aus zulässigen Möglichkeiten.«<sup>119</sup> Wie beschrieben reduziert jede konkrete Kommunikation als Selektion Komplexität und sorgt als Information für einen Überschuss an Möglichkeiten. Betrachtet man nun den Code vor dem Hintergrund der medialen Duplikationsregel, dann ist es nicht nötig, dass die Leitstruktur als Teil des Systems einer Beobachtung zugänglich sein muss; sie kann erst einmal unterbestimmt bleiben. Auf der Ebene der Semantik entstehen sodann Redundanzen, die zwar strukturell angeleitet auf das jeweilige Kommunikationsmedium bezogen bleiben, aber nicht als unveränderliche Strukturen betrachtet werden dürfen, sondern aufgrund ihrer Funktion der Ermöglichung weiterer Operationen und der damit verbundenen Selbstinformierung, der Kontingenz und damit der Veränderung ausgesetzt sind. Was sich auf diese Weise herstellt, ist eine spezifische Verweisungsstruktur, wobei »der Code eines Mediums symbolisch generalisierte Regeln der möglichen Kombination anderer Symbole enthält.«<sup>120</sup> Mediacode, Semantik und Kommunikationsmedium werden aufeinander bezogen und verhindern durch ihre sinnförmige Bezugnahme, dass es zu einem Kurzschluss auf der Ebene reiner Selbstreferenz kommt; sie lassen aber gleichzeitig eine explizite Disjunktion in Form einer binären Codierung zugunsten dieses medienbezogenen Verweisungszusammenhangs in den Hintergrund treten. Daraus folgt, dass keine Kommunikation, die im System solcher Kommunikationsmedien stattfindet, ungeachtet dieses selbstreferenziellen Verweisungszusammenhangs ablaufen kann. Nicht der Bezug auf eine binäre Codierung, die eine beobachtbare, funktionssystembildende Struktur aufweist, steht hier in der Kommunikation im Vordergrund, sondern das Medium selbst, das sich sozusagen seine entsprechenden Formen sucht. Und die Frage lautet dann, welche Kommunikationen sich überhaupt noch sinnvoll ausschließen lassen; denn jede Kommunikation, die mit einem Bezug auf das Medium auftritt, ist dann für das System relevant.

116 Vgl. Luhmann, Niklas: *Liebe als Passion*, S. 108.

117 Ebd., S. 49.

118 Vgl. ebd., S. 87.

119 Luhmann, Niklas: »Knappheit, Geld und die bürgerliche Gesellschaft«. In: Brinkmann, Carl; Jürgensen, Harald (Hrsg.): *Jahrbuch für Sozialwissenschaften*. 23(1972a), S. 201.

120 Dahm, Karl-Wilhelm; Luhmann, Niklas; Stoodt, Dieter: *Religion-System und Sozialisation*, S. 68.

Mediencodes funktionieren als nicht notwendig reflexive Strukturen und können das Medium nur als eine Semantik vertreten, die sich auf das Medium bezieht. Die Duplikationsregel des Mediums lässt unterschiedliche Strukturbildungen und Identitäten – man kann im Anschluss an Heinz von Förster auch von ›Eigenwerten‹ sprechen<sup>121</sup> – zu, von denen erst einmal nur erwartet wird, dass sie sich im Bereich des Mediums kommunizieren. Systembildung ist damit natürlich nicht ausgeschlossen, aber damit es zur Ausdifferenzierung moderner Funktionssysteme kommen kann, muss sich diese ›Blindheit‹ der Mediencodes verkehren. Luhmann beschreibt diesen Prozess mit dem Begriff der Reflexivität im Kontext des Mediums ›Liebe‹.<sup>122</sup> Er stellt fest:<sup>123</sup>

»Wenn eine Sondersemantik für ein spezielles Kommunikationsmedium hinreichend ausdifferenziert ist, können auch die durch dieses Medium geordneten Prozesse selbstreferentiell werden. ... Die Entwicklung erzwingt eine zunehmende Neutralisierung aller Voraussetzungen für Liebe, die nicht in der Liebe selbst liegen. Die Form dafür ist Reflexivität, und die Funktion ist: Öffnung für universelle Zugänglichkeit mit autonomer, nicht mehr extern vorprogrammierter Selbststeuerung des Medienbereichs.«

Die Prozesse, die bislang auf der basalen Ebene ohne reflexive Beobachtungen abliefen, werden bei zunehmender Ausdifferenzierung des Mediums zum Gegenstand expliziter Beobachtung. Dies ist deshalb möglich, weil sich mit der Zeit rigide Strukturen ausbilden, die das Potenzial haben, als Leitstruktur des Systems zu konfirmieren. Eine solche Struktur, die als disjunktive Unterscheidung (noch nicht als binäre Codierung!) innerhalb des Systems schließlich beobachtet wird, steht nun in einem, man kann sagen, prekären Verhältnis zu ihrer Duplikationsregel. Denn die entstehende Leitstruktur, die sich in der Leerform der Duplikationsregel profiliert, »regelt .. nicht nur das Verhalten, sondern erfasst auch sein eigenes Wiedervorkommen in dem von ihm geregelt

121 Siehe Foerster, Heinz von: *Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke*. Herausgegeben von Schmidt, Siegfried J. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1993, S. 103ff. Eigenwerte konstituieren sich in einer den »Beobachter einbeziehenden .. Epistemologie als ›Zeichen für stabile Verhaltensweisen‹«. In der Kybernetik lässt sich dieser Eigenwert im Kontext von Rekursionen ›berechnen‹ und ist insofern informativer als der Begriff der Identität.

122 Nur muss hier natürlich mit aller Vorsicht darauf Rücksicht genommen werden, dass dieses Medium keinem Funktionssystem zugeordnet werden kann. Deshalb geht es mir hier vielmehr um das Aufzeigen desjenigen Prozesses, der vor die ›Schwelle‹ der binären Codierung führt, die wiederum für die Entstehung moderner Funktionssysteme unabkömmlich ist.

123 Luhmann, Niklas: *Liebe als Passion*, S. 36.

Verhaltensbereich.«<sup>124</sup> Ein ausdifferenzierter Code, der in diesem reflexiven Sinne in seinem eigenen Bereich bemerkt und zur Selbststeuerung benutzt werden kann, trägt dann auch nicht mehr alleine die Form einer allgemeinen Duplikationsregel. Ein so ausdifferenzierter Mediencode ist zugleich allgemein und konkret. Allgemein in dem Sinne, dass er eine Struktur bereithält, die für eine große Anzahl von Problemen in seinem Bereich Anwendung finden kann; konkret ist er insofern, als die symbolischen Generalisierungen in der Ordnungsstruktur ihres Verweisungszusammenhangs eine derart redundante Form gewinnen können, dass sie bei spezifischen Handlungs- und Erlebensselektionen als zentrale Unterscheidung beobachtet und benutzt werden können. Luhmann stellt allein für das Medium Liebe im Laufe seiner Evolution verschiedene dieser aufeinanderfolgenden zentralen Unterscheidungen heraus:<sup>125</sup>

»Von der Idealisierung des Gegenstands der Liebe aus konnte man nur Perfektion und Privation denken, nicht aber eine zweiwertige Codierung. ... Die anschließende Umformung zum Prinzip des amour passion bietet schon bessere Ausgangspunkte. Aufgrund der Fraglosigkeit des plaisir trennen sich die Möglichkeiten aufrichtiger und unaufrichtiger Liebe. ... Die Romantik subjektiviert das Problem in der reflexiven Doppelwertigkeit des Sichhingebens und Sichbewahrens. ... Sobald die Gesellschaft nun das gegenläufige Interesse an unpersönlichen und an persönlichen Beziehungen strukturell vorgibt, läßt sich dieses Problem der Codierung der Intimität sehr viel zwangloser lösen.«

Aufrichtige/Unaufrichtige Liebe, Sichhingeben/Sichbewahren, unpersönliche/persönliche Beziehungen sind diejenigen Unterscheidungen, die Luhmann innerhalb der Evolution des symbolisch generalisierten Kommunikationsmediums ›Liebe‹ beobachtet. Die Veränderungsbereitschaft dieser Leitdifferenzen lässt sich am Beispiel aufrichtige/unaufrichtige Liebe gut nachzeichnen. Luhmann weist im Kontext von Intimbeziehungen darauf hin,<sup>126</sup> dass, obwohl es bereits über längere Zeit einen radikalen Zweifel an der Möglichkeit des Aufrichtigseins gab, dahingehende Kommunikationsversuche durch semantische »Künsteleien« und »Raffinement« aufrechterhalten wurden. Erst »wenn das Verhältnis des Autors zu seiner Kommunikation ... als eine Art Existenzverfälschung«<sup>127</sup> gesehen wird, »dann sind auch Liebeserklärungen nicht mehr möglich. Einmal hier angelangt, verliert auch das Testen der Differenz von aufrichtiger und unaufrichtiger Liebe seinen Sinn. ... Jede Reflexion würde die Differenz auf den gemeinsamen Nenner der Un-

124 Hierzu entsprechend ebd., S. 37.

125 Ebd., S. 214f.

126 Vgl. ebd., S. 132f.

127 Ebd., S. 133.

aufrichtigkeit reduzieren«. <sup>128</sup> Es wird deutlich, dass in diesem Fall die Leitdifferenz aufrichtige/unaufrichtige Liebe nicht mehr als Differenz funktioniert und der Blick auf die Einheit dieser Differenz gelenkt wird. Aufrichtigkeit ist nicht mehr als Aufrichtigkeit entfaltbar und erhält den Wert der Unaufrichtigkeit. Die Orientierung an dieser Differenz ist *innerhalb* der Liebe nicht mehr haltbar und muss durch eine andere ersetzt werden. Die ›Leitdifferenzen‹ der Mediacodes unterliegen demnach einem Wandel, der dadurch zustande kommt, dass die Differenzen bei expliziter Beobachtung nicht normativ gefestigt, sondern ausgetauscht werden. Die entstehende Semantik, auch wenn es sich hierbei um Sondersemantik handelt, muss deshalb sowohl abhängig als auch unabhängig von den veränderbaren Leitdifferenzen vorgestellt werden, das heißt, das jeweilige symbolisch generalisierte Kommunikationsmedium nutzt zwar die Leitdifferenzen, um überhaupt Formen generieren zu können, da diese aber bis zum Zeitpunkt ihrer Selbstbeobachtung blind genutzt werden, bieten sie keine von den semantischen Strukturen des jeweiligen Mediums unabhängige Vollorientierung. Evolutionäre Errungenschaften auf der Ebene der Semantik können bestimmte Selektionslinien innerhalb eines Systems in einer Art verfeinern, die die Nutzung bestimmter *konvertibler* Leitdifferenzen angesichts redundanter durch bestimmte Generalisierungen priorisierte Selektionen sekundär werden lassen. So aufgebaute Mediacodes geben ihren Leitdifferenzen einen durch Themen beschränkten Primat, der in dieser Form nicht auf Dauer stabilisierbar ist und nur im Übergang zur nächsten Leitdifferenz der Beobachtung 2. Ordnung ausgesetzt wird. <sup>129</sup>

Um die Konsequenzen solcher Unterscheidungen genauer fassen zu können, ist es notwendig, Unterscheidung als Form zu verstehen. Dieser Begriff rekurriert auf George Spencer-Brown. Dieser hat in seinem Buch »Gesetze der Form« <sup>130</sup> dargelegt, dass das Unterscheiden der primäre Akt zur Entstehung einer Welt ist und hat im Bereich der Mathematik nachgewiesen, wie man mit nur einem einzigen Operator sowohl die Struktur der Arithmetik als auch der Algebra bis hin zur

128 Ebd., S. 133.

129 Siehe zur grundsätzlichen Veränderbarkeit binärer Codes auch Stäheli, Urs: »Der Code als leerer Signifikant? Diskurstheoretische Beobachtungen«. In: *Soziale Systeme* 2 (1996), H.2, S. 257–281. Mit dieser Analyse vereinbar wäre auch die These von Will Martens, der von der Möglichkeit spricht, dass Semantik einem neben der Gesellschaft bestehenden Kultursystem angehören könne. Martens, Will: »Struktur, Semantik und Gedächtnis. Vorbemerkungen zur Evolutionstheorie«. In: Giegel, Hans-Joachim; Schimank, Uwe (Hrsg.): *Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns »Die Gesellschaft der Gesellschaft«*. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 2003, S.188ff.

130 Spencer-Brown, George: *Gesetze der Form*. 2. Aufl. Bohmeier Verlag: Lübeck, 1999.



Berücksichtigung von Zeit und einer daraus entstehenden imaginären Selektion von Zuständen unter Voraussetzung eines Beobachters (re-entry) nachzeichnen kann. Ich werde den damit einsetzenden Einstieg zu einer formtheoretischen Behandlung der hier beobachtbaren Unterscheidungen weiterverfolgen und formtheoretische Überlegungen für eine Beobachtung 2. Ordnung nutzen, die geeignet sind, an Luhmann's Unterscheidungen anzuknüpfen. Ich nehme aber Abstand von einer umfassenden methodologischen Beschreibung soziologischer Formen,<sup>131</sup> die zwar interessant, aber mit Bezug auf die Zielsetzung dieser Arbeit nicht weiterführend ist. Im Kontext dieser Untersuchung ist es wichtig festzuhalten, dass eine Form eine Unterscheidung ist, die zwei bezeichnungsfähige Seiten hat, von der aber im operativen Einsatz nur eine Seite bezeichnet werden kann, während die andere Seite als unbezeichnete Seite mitgeführt werden muss. Spencer-Brown unterscheidet dementsprechend ›marked‹ und ›unmarked state‹.<sup>132</sup> Zur Bezeichnung der anderen Seite ist dann eine weitere Operation notwendig, die Zeit in Anspruch nimmt. Das Besondere an dieser Unterscheidung ist nun, dass die Form, das heißt die Unterscheidung selbst, nicht zum gleichen Zeitpunkt beobachtet werden kann, aber als ein Startpunkt, als eine erste Unterscheidung vorausgesetzt werden muss und gleichzeitig immer nur über bezeichnete Kopien, das heißt über Bestimmung der einen Seite dieser Unterscheidung, fassbar ist. Der unmarked state oder das Kreuzen der Grenze stellt sich als ein Kreuzen in einen bestimmbaren und durch die gleichzeitige Produktion einer weiteren Unterscheidung unbestimmbaren Zustand dar. Dies führt zur In-Formation ganzer Unterscheidungsketten, die die Imagination einheitlicher, da identifizierbarer Bezugspunkte (bestimmte Unbestimmtheit) schaffen. Diese Art der Unterscheidungsbildung ist in seiner zeitlichen Exploration mit ›memory‹ und ›oszillation‹ übersetzbar; sie ist der Beobachter, der sich, während er nur eine Seite der Unterscheidung bezeichnet, selbst nicht sehen, aber den Zustand, den er gerade bezeichnet, als Ausgangspunkt für weitere Operationen wählen kann.<sup>133</sup> Bezieht man diesen Formbegriff nun auf die oben gemachte Unterscheidung MedieneCode/Semantik, dann zeigt sich, dass zum Beispiel die spezifizierende Unterscheidung aufrichtig/unaufrichtig als ein auswechselbarer Standpunkt erscheint, der als Leitdifferenz des MedieneCodes eine Seite der Unterscheidung ausmacht und zugleich unterhalb (da veränder-

131 Siehe für einen solchen Versuch Karafilidis, Athanansios: *Soziale Formen. Fortführung eines soziologischen Programms*. Transcript Verlag: Bielefeld, 2010.

132 Siehe hierzu Spencer-Brown, George: *Gesetze der Form*.

133 Für eine ausführliche Analyse des Formbegriffs siehe: Baecker, Dirk (Hrsg.): *Kalkül der Form*. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1993.

bar) der Ebene einer durch Evolution sich entwickelnden Semantik angesiedelt werden muss. Der Mediene code dient dabei als Attraktor sowohl für systemdifferenzierende Leitdifferenzen, als auch für semantische Generalisierung, weil er als qualitativ bestimmte ›Leerform‹ einerseits Semantiken im Hinblick auf ihre Qualität bestimmt und sich somit von vergangenen Formen abhängig macht und andererseits weitere Systemdifferenzierungen benötigt, die die Funktion, Kommunikation wahrscheinlich zu machen, konkret verankern. Es kommt zu einer ständigen Oszillation zwischen den beiden Seiten der Unterscheidung: Mediene code und semantische Generalisierungen, die darauf hinweisen, dass sich das Medium als die Form dieser Unterscheidung in bestimmten Formen zwar binden, aber nicht auf Dauer festlegen lässt. Die semantischen Errungenschaften der Medien bringen das Medium selbst in eine Zirkulation, die sich auf spezifische Oszillationen einstellen muss und deshalb nur in Verbindung mit einem entsprechenden Mediene code funktionieren kann, der zentrale Differenzen zur Ordnung seiner Asymmetrisierungen benutzt.<sup>134</sup> Ein Mediene code, der seine symbolische Generalisierung im Blick behält, kommt in seiner Ausdifferenzierung nicht ohne Stabilisierung dieses Seitenblickes aus. Für die Codierung der Liebe zum Beispiel bedeutet dies, und hierfür seien abermals Luhmanns Worte herangezogen:<sup>135</sup>

»Jeder Einzelgesichtspunkt, der Liebe charakterisiert, versteht sich im Verbund mit anderen. Da dies für jeden Gesichtspunkt, also auch für *jeden anderen* gilt, findet sich jedes Thema in jedem anderen als *anderes des anderen* wieder. Über Selbstreferenz wird also auf der semantischen Ebene eine Geschlossenheit der Codierung erreicht.«

In dieser Form der Schließung der *Mediencodierung*, die über selbstreferenzielle semantische Generalisierungen läuft und hierzu, wie gezeigt, in ihrem Schatten nutzbare, aber bei Erscheinen revidierbare Leitstrukturen entstehen lässt, *liegt der Unterschied zu den binären Codierungen*.

Der Begriff der *binären Codierung* lässt sich in dieser Hinsicht leichter formalisieren, da seine Hauptaufgabe darin besteht, »die möglichen Operationen zweiwertig vorzustrukturieren«. <sup>136</sup> Diese zwei Werte

134 Nichts anderes meint Luhmann, wenn er sagt, dass sich wichtige bewahrenswerte Formen (Semantik) in das mediale Substrat einschreiben und der Substratbildung für die weitere Zirkulation zur Verfügung stehen. Siehe zur Bindung der Formen als Semantik Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 200 und für eine grundsätzliche Darstellung wieder 190ff.

135 Luhmann, Niklas: *Liebe als Passion*, S. 35.

136 Luhmann, Niklas: *Macht*, S. 42.

»werden aber mittels binärer Schematisierung<sup>137</sup> so behandelt, als ob sie durch bloße Negation ineinander überführt werden könnten. Damit wird der Übergang von der einen zur anderen Form erleichtert.«<sup>138</sup> Es stellt sich nun die Frage, wie sich eine auf die binäre Codierung bezogene Form binäre Codierung/Semantik im Unterschied zur Form Mediene-code/Semantik operationalisiert. Es dürfte klar geworden sein, dass es sich hierbei nicht nur um einen unterschiedlichen Gebrauch von Begriffen handelt. Das Problem liegt tiefer, da binäre Codierungen wie wahr/unwahr, recht/unrecht usw. nun selbst an die Stelle treten, die zuvor für die Mediene-codes vorbehalten war.<sup>139</sup>

## 2.5 Vom Mediene-code zur binären Codierung

Die Ausführungen haben gezeigt, dass die Unterscheidung Mediene-code/Semantik die entscheidenden Merkmale aufweist, die notwendig sind, um ein Medium in seiner operationsfähigen Form beobachten zu können. Diese Unterscheidung wird deshalb im Folgenden als die Form des Mediums bezeichnet. Zur Beschreibung der binären Codierung ist es nun, wie aus dem obigen Zitat Luhmanns ersichtlich, einerseits notwendig, dass durch die Form des Mediums im Vorfeld eine Neutralisierung aller Voraussetzungen des jeweiligen symbolisch generalisierten Kommunikationsmediums stattfindet, die nicht im Medium selbst liegen.<sup>140</sup> Leit-differenzen bleiben in diesem Sinne solange einer Wandlung unterzogen, bis das Gesamtsystem die »Öffnung für universelle Zugänglichkeit mit autonomer, nicht mehr extern vorprogrammierter Selbststeuerung des

137 Luhmann benutzt sowohl den Begriff der binären Codierung als auch der binären Schematisierung an geeigneten Stellen für denselben Sachverhalt, s. Luhmann, Niklas: *Vertrauen*, S. 118. An anderer Stelle setzt er den binären Codebegriff dem Code-Begriff der Medien gleich, s. Luhmann, Niklas: »Die Ausdifferenzierung von Erkenntnisgewinn: Zur Genese von Wissenschaft«. In Stehr, Nico; Mella, Volker (Hg.): *Wissenssoziologie*. Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 22 (1980): Opladen, 1981, S. 112. Ich werde hier im Bewusstsein der späteren Schriften Luhmanns, die in dieser Arbeit differenzierten Begrifflichkeiten wählen. Ich werde, wie gesagt, von Mediene-codierung im Rahmen von Kommunikationsmedien sprechen, und in Abgrenzung hierzu werden binäre Codierung und binäre Schematismen in gleicher Bedeutung herangezogen.

138 Luhmann, Niklas: *Vertrauen*, S. 118.

139 Besonders für die späteren Ausarbeitungen Luhmanns zum Begriff der binären Codierung, in der binäre Codierung und Programme mehr als zuvor als eigenständige Strukturen dargestellt werden, entfaltet das hier Gesagte Relevanz.

140 Vgl. Luhmann, Niklas: *Liebe als Passion*, S. 36.

Medienbereichs<sup>141</sup> erreicht hat, also gesamtgesellschaftliche Einflüsse durch selbstreferenziell und reflexiv bestimmte Kommunikationsbereiche selbst steuert und sich von einer strikten Anlehnung an gesellschaftsstrukturelle Asymmetrien löst.<sup>142</sup> Andererseits müssen die so entstehenden autonomen symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien die Voraussetzung für den Übergang in eine funktional differenzierte Gesellschaft bilden, in der sich die Kommunikationsmedien an spezifische Funktionen binden lassen und damit auf ein Teilsystem mit Universalzuständigkeit festgelegt werden können. Erst innerhalb solcher Teilsysteme werden die Leitdifferenzen strukturell auf einer Ebene 2. Ordnung stabilisierbar. Dieser Vorgang wird klarer, wenn er an besonderen Merkmalen der funktional differenzierten Gesellschaft verdeutlicht wird.

Da die funktional differenzierte Gesellschaft ihre Funktionen auf verschiedene Systeme verteilt, erreichen diese laut Luhmann untereinander »ein Maximum an interner Ungleichheit und Autonomie«. <sup>143</sup> Systeme, wie zum Beispiel das Wissenschaftssystem mit seinem binären Code wahr/unwahr und das Rechtssystem mit recht/unrecht, gleichen sich auf dieser Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung, wenn man sie isoliert voneinander betrachtet, nur noch »in ihrer Ungleichheit«. <sup>144</sup> Vergleichbar werden sie aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu einem »übergeordneten« Gesellschaftssystem, das sich anders als die Teilsysteme nicht strukturell gegen Kommunikationen in seiner Umwelt differenziert, sondern *jegliche* Kommunikation als *Vollzug* von Gesellschaft einbezieht. <sup>145</sup> Bei aller Verschiedenheit der Teilsysteme untereinander ergibt sich daraus eine besondere Zugehörigkeit zur Systemreferenz Gesellschaft und den an Kommunikationen orientierten Strukturbildungen. Jedoch nicht so, dass Gesellschaft als Einheit dieser Teile beobachtet wird. Luhmann geht davon aus, dass die einzelnen Funktionssysteme vielmehr dazu tendieren, ihre eigene Funktion zu hypostasieren; das heißt, dass sich in diesem System keine systemimmanenten Anhaltspunkte mehr finden lassen, die gegen eine »bestmögliche Erfüllung der Funktion« sprechen. <sup>146</sup> Sie überlassen den Ausgleich dieser Hypostasierung dann den »System/Umwelt-Interdependenzen des Gesellschaftssystems, das heißt der Evolution«. <sup>147</sup> Daraus ergeben sich schließlich Koordinationsschwierigkeiten der Teilsysteme untereinander, die die Primärsetzung nur eines Teilsys-

141 Ebd., S. 36.

142 Vgl. hierzu Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 370.

143 Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. 2. Teilband. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1998, S. 617.

144 Vgl. ebd., S. 613.

145 Zur ausführlichen Ausarbeitung dieser Beschreibung der Gesellschaft in der Gesellschaft und folgender Erörterungen siehe weiterhin ebd.

146 Vgl. Luhmann, Niklas: »Anspruchsinflation im Krankheitssystem«, S. 29.

147 Ebd., S. 30.

tems, zum Beispiel der Politik, zum Zwecke einer gesamtgesellschaftlichen Steuerung verhindern.<sup>148</sup> Durch die Bindung besonderer Kommunikationsmedien an die jeweiligen Funktionssysteme etabliert sich hier die Tendenz zur Selbststeuerung; und zwar so, dass gesellschaftliche Probleme, sofern sie im Kontext des jeweiligen Mediums und der Funktion auftauchen, nach deren Leitdifferenzen abgearbeitet werden. Auf gesamtgesellschaftlicher Ebene beschreibt Luhmann die Notwendigkeit dieser Entwicklung anhand eines Beispiels:<sup>149</sup>

»Das Mittelalter war mit Rollendifferenzierungen und mit semantischen Unterscheidungen ausgekommen. Es konnte, weil die Einheit der Gesellschaft durch Stratifikation gesichert war, innerhalb des Mediums Wahrheit unterschiedliche Wahrheitsformen akzeptieren; ... oder innerhalb des Mediums Macht unterschiedliche Inseln der politisch relevanten Machtbildung. ... Die sich daraus ergebenden innerfunktionellen Koordinationschwierigkeiten wuchsen jedoch an, und die Reaktion darauf lag dann in dem Versuch, Funktionssysteme *in sich* besser zu koordinieren, ihnen das Monopol für jeweils ein Kommunikationsmedium zuzuweisen und auf Koordination *zwischen* ihnen zu verzichten.«

Diese Veränderungen haben zur Folge, dass sich Wissenschaftssystem, Wirtschaftssystem, Rechtssystem, Politiksystem etc. gegenüber ihrer jeweiligen Umwelt in einer Weise differenzieren, dass diese in erster Linie »nur ein Leerkorrelat für Selbstreferenz«<sup>150</sup> darstellt. Auf Basis dieser Selbstreferenz tauchen aber dann in der jeweiligen Umwelt dieser Teilsysteme andere Systeme »als bezeichnungsfähige Einheiten«<sup>151</sup> wieder auf. Das System kann dann bezeichnen, »welche spezifischen Sachverhalte in der Umwelt für es in spezifischer Weise relevant sind.«<sup>152</sup> Innerhalb einer funktional differenzierten Gesellschaft übernimmt jedes Teilsystem sozusagen das ›Monopol‹ für genau ein Kommunikationsmedium und wird somit auf die eigene Selbstreferenz und ihre besondere Operationsform verwiesen. Diese Selbstreferenz innerhalb der Teilsysteme, die die Umwelt nur noch als ›Leerkorrelat‹ für interne

148 Wobei diese Möglichkeit innerhalb gesellschaftlicher Selbstbeschreibungen natürlich nicht ausgeschlossen wird, sogar vielfach durch die Politik suggeriert wird. Für eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit der Problematik eines gesellschaftsweiten Primats von Teilsystemen siehe hierzu auch Schimank, Uwe: »Funktionale Differenzierung und gesellschaftsweiter Primat von Teilsystemen – offene Fragen bei Parsons und Luhmann«. In: *Soziale Systeme* 11 (2005), Heft 2, S.395–414.

149 Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 709.

150 Vgl. ebd., S. 609.

151 Vgl. ebd., S. 609.

152 Ebd., S. 609.

Operationen ansieht, nimmt dann im Vergleich zu der bisher beschriebenen Selbstreferenz eine andere Form an. Es hat sich gezeigt, dass die Selbstreferenz im System für Intimbeziehungen über ein komplexes Zusammenspiel von semantischen Verweisungen, Mediocodierung und entsprechenden Leitdifferenzen geregelt wird. Der Mediocode leitet hier die Orientierung und sorgt somit für eine variationsbereite Interdependenz von Leitdifferenzen und semantischen Generalisierungen. Im obigen Zitat Luhmanns zeichnet sich dieser Zusammenhang innerhalb der stratifikatorischen Differenzierungsform implizit als unvollständige Trennung eben dieser Mediocodes von einer entsprechenden gesamtgesellschaftlichen Semantik ab. In den autonomen Teilsystemen der funktional differenzierten Gesellschaft wie Kunst, Wissenschaft, Recht etc. stehen solche, die Umwelt (mit-)bezeichnenden, Differenzen nicht mehr im Vordergrund. Die Mediocodierung nimmt hier die Form von binären Codierungen an, wobei diese durch die Bindung an bestimmte Funktionen der jeweiligen Systeme eine Form der ›Beständigkeit‹ erreichen, die strukturelle Ambivalenz zwischen Teilsystem und Gesellschaft verhindert.<sup>153</sup> Die Möglichkeit der strukturellen Autonomisierung ergibt sich, wenn sich »die Selbstreferenz .. auf die Form des Duals« zusammenzieht;<sup>154</sup> und zwar so, dass zum Beispiel Wahrheit auf Unwahrheit und Unwahrheit auf Wahrheit verweist.<sup>155</sup> Der bereits oben beschriebene Kurzschluss wird in solchen unmittelbaren Verweisungen dadurch verhindert, dass Anschlussselektionen auf beiden Seiten der Unterscheidung möglich sind, aber zeitlich differenziert auftreten. Denn Wahrheit darf nicht »nur als Hinweis auf Unwahrheit« benutzt werden, und umgekehrt.<sup>156</sup> Insofern können »binäre Schematismen .. nun ganz generell in ihrer Funktion für selbstreferentielle Systeme begriffen werden als Formen der Sicherung von Anschlussfähigkeit.«<sup>157</sup> Die Besonderheit derartiger binärer Codierungen liegt demnach in der Vereinfachung der Umkehrung der Verhältnisse, ohne dass hieraus ein Zirkel entsteht, mit dem Vorteil, dass bereits hier die Schließung des Systems erfolgen kann. »Es bedarf einer bloßen Negation, und schon sind wahre Sätze unwahr.«<sup>158</sup> Gerade diese Einfachheit sorgt dafür, dass

153 Zu einer kritischen Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Funktion und Codierung siehe Schimank, Uwe: »Code – Leistungen – Funktion: Zur Konstitution gesellschaftlicher Teilsysteme«. In: *Soziale Systeme*, Jg. 4 (1998), H.1, S. 175–183.

154 Luhmann, Niklas: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*. Band 1. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1980a, S. 311.

155 Vgl. ebd., S.311.

156 Vgl. ebd., S.311.

157 Ebd., S.311.

158 Ebd.

ganze Funktionssysteme ihre Operationen an diesen zwei Möglichkeiten orientieren.

Was sich hier infolge der früheren Ausarbeitungen Luhmanns zu den Themen Selbstreferenz und binären Codierungen zeigt, lässt sich differenztheoretisch expliziter nachzeichnen.<sup>159</sup> Bei der sich auf die beschriebene Weise implementierenden Form der Codierung binäre Codierung/Semantik handelt es sich wie bei der Form des Mediums um eine Form mit zwei Seiten. Wie jede Form lässt sich die Einheit dieser Unterscheidung, also die Form selbst, nicht beobachten. Jeder Versuch würde in eine Paradoxie hineinführen, die ihre Operationen dadurch blockiert, dass der Durchblick auf die Einheit jede Operation, also jede Unterscheidung, auf die Einheit der Unterscheidung zurücklenken und die für Operationen notwendige Unterbrechung des Zirkels verhindern würde. Bei der Form des Mediums wird dieser Durchblick auf die Paradoxie durch die Veränderungsbereitschaft der Leitdifferenzen bei gleichzeitiger Stützung in semantischen Strukturen entfaltet. Das Problem einer Entdifferenzierung des Mediums wird hier durch Variation verhindert. Die Form der Codierung kann auf solch einen Mechanismus der Veränderung nicht zurückgreifen, da sich die binären Codierungen innerhalb der funktional differenzierten Gesellschaft an Funktionen koppeln, die der selbstreferenziellen Operationsweise des jeweiligen Systems als unverzichtbarer Bezugspunkt dienen.<sup>160</sup> Mit der Notwendigkeit, alle Operationen des Systems auf diese Funktion zu beziehen, ist das Funktionssystem genötigt, die binäre Codierung nach außen hin abzugrenzen und gegen Veränderungsdruck durch sonstige gesellschaftliche Strukturen abzusichern. Das System geht zu einer Beobachtung 2. Ordnung über und benutzt die Selbstreferenz der binären Codierung zur Unterscheidung von einer bis dahin allein über die Medien geregelte gesellschaftsbezogene Semantik. Solche Funktionssysteme richten dann alle ihre Operationen an diesen binären Codierungen aus. Funktionssysteme beobachten dadurch nicht nur die bi-

159 Die nun folgenden Bemerkungen zum Formbegriff folgen wiederum den Ausarbeitungen von George Spencer-Brown und Niklas Luhmann, der die systemtheoretische Übersetzung des Formenkalküls unternommen hat. Siehe Spencer-Brown, George: *Gesetze der Form*. Für einen ersten Einstieg in die Arbeiten Luhmanns zu diesem differenztheoretischen Ansatz s. den Aufsatz Luhmann, Niklas: »Neuere Entwicklungen in der Systemtheorie«. In: *Merkur: deutsche Zeitschrift für europäisches Denken*. 42 (1988). Klett-Cotta: Stuttgart, S. 292–300; oder Luhmann, Niklas: *Einführung in die Systemtheorie*, S. 66ff. Die hier ansetzende inhaltliche Auseinandersetzung mit der Unterscheidung Form des Mediums/Form der Codierung findet sich bei Luhmann nicht in dieser expliziten Form. Einzelbeiträge werden natürlich, wie bereits mehrfach gesagt, in den Text als rekonstruktiver Anteil eingebaut.

160 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 748.

näre Codierung als Orientierungsdual, sondern auch ihre Stellung als System in einer gesellschaftlichen Umwelt. Oder anders: Die Form der Codierung entsteht, wenn die Funktionssysteme der Gesellschaft innerhalb der vorauszusetzenden Form des Mediums einen sogenannten re-entry<sup>161</sup> vollziehen; das heißt, die Leitdifferenzen, die im Kontext der Medien bisher nur ›blind‹ operierten, werden nun zu einem ›Ankerpunkt‹ systeminterner Operationen. Die gesellschaftliche Orientierung wird nun durch eine Funktion spezifiziert und mediale Kommunikationen werden durch einen binären Code enggeführt, der als Unterscheidung mit zwei Seiten im System beobachtbar ist, aber jetzt nicht mehr mit Bezug auf gesamtgesellschaftliche Tendenzen, sondern funktionssystemadäquat operiert. Bisher unsichere System/Umwelt-Verhältnisse werden durch ein Abbild dieser Unterscheidung im System beruhigt. Zum Beispiel die binäre Codierung wahr/unwahr des Wissenschaftssystem stellt dann in diesem System die Weise dar, wie Umweltirritationen abgebildet und systemintern verarbeitet werden können. Unsicherheit und Sicherheit des spezifischen System/Umwelt-Verhältnisses werden zu einem Produkt des Systems. Einmal eingerichtet, stabilisiert sich dieser re-entry durch eine nicht mehr hintergehbare Beobachtungsnotwendigkeit auf der Ebene 2. Ordnung. Dies führt zu einer Transformation der Form des Mediums. Während diese bisher durch die Unterscheidung: Mediencode/Semantik beschrieben wurde, nimmt der re-entry eine besondere Form an, die in Rechnung stellt, dass sich Leitdifferenzen innerhalb der Funktionssysteme invariant setzen und deshalb als binäre Codierungen reformuliert werden müssen. Es entsteht eine Form in der Form. Die Funktionssysteme operieren jetzt mit der Form der Codierung. Die Zuständigkeit für jeweils eine binäre Codierung tritt in den Fokus der Teilsysteme, gerade weil sie sich von sonstigen *Umweltbestimmungen* differenziert unabhängig machen können. Der re-entry vollzieht den entscheidenden Schritt zu dieser Autonomisierung der Funktionssysteme. Der Unterschied zu vorher besteht in einem besonderen Struktureffekt, den ich oben ›Ankerpunkt‹ genannt habe. Keine Kommunikation kann den re-entry auf der Ebene der binären Codierung ignorieren, was dazu führt, dass die eintretende Unterscheidung zur unerschöpflichen Informationsquelle wird. Die binäre Codierung wird zum priorisierten Orientierungsdual des Systems und steht damit außer Konkurrenz; oder anders: Sie wird

161 Siehe zum Begriff des re-entry und der damit verbundenen zentralen und paradoxen Stellung des Beobachters Kapitel 11, 12 und die entsprechenden Anmerkungen auf S. 84ff. der bereits mehrfach angesprochenen *Gesetze der Form* von George Spencer-Brown. Dieser Begriff wird in der späteren Ausarbeitung einen präziseren Sinn bekommen. Hier stütze ich mich auf eine Interpretation des Begriffes, wie ihn die Systemtheorie nahelegt.



zum imaginierten Bezugspunkt, wobei die Beobachtungen des Systems nicht mehr anders können, als zwischen den zwei Werten der binären Codierung hin und her zu ›flippen‹.<sup>162</sup> So lassen sich binäre Codierungen in einem Grad stabilisieren, der etwas ›Künstliches‹ für die Funktionssysteme in der Umwelt hat. »Sie müssen als solche aufoktroyiert werden. ... Das Problem liegt in der präsumptiven Vollständigkeit des Schemas, im Anspruch der Konstruktion der Totalität des Möglichen durch einen Gegensatz.«<sup>163</sup> Nimmt man noch mal das Beispiel der binären Codierung wahr/unwahr, dann lässt sich feststellen, dass, wenn diese binäre Codierung einmal innerhalb der Gesellschaft anerkannt ist, alle Kommunikationen des Wissenschaftssystems an dieser Unterscheidung orientiert werden. Alle externen Anforderungen können dann vom System nur bearbeitet werden, wenn sie sich diesem Schema unterwerfen,<sup>164</sup> was die Öffnung eines solchen Systems für seine Umwelt sehr voraussetzungsvoll macht und eben deshalb ›künstlich‹ erscheinen mag.

Der re-entry führt ebenfalls dazu, dass auch die andere Seite der eingetretenen Unterscheidung, das heißt die semantischen Generalisierungen (oder: Semantik), durch das System einer *Neubewertung* unterzogen werden. Innerhalb des Systems und unterschieden von der binären Codierung artikulieren sie sich als eine systemeigene Spezialsprache, die nicht mehr als Kontrollinstanz für Veränderungsmöglichkeiten einer ›blinden‹ Leitdifferenz in Funktion tritt. Während sich unter Bezugnahme auf das jeweilige Kommunikationsmedium die Evolution der Semantik und die Evolution der Mediencodes<sup>165</sup> parallel ausdifferenzieren konnten und zu nur durch die Themenfähigkeit des Mediums eingeschränkten Formbildungen auf der Ebene gesellschaftlicher Kommunikation führten,<sup>166</sup> wird durch den re-entry eine Beobachtung 2. Ordnung in das System eingeführt, die in der Lage ist, Operationen zu beobachten, die bisher nur durch die Reproduktion bewahrenswerten Sinns seman-

162 Dieser Begriff wird in Anlehnung an George Spencer-Brown benutzt. Er benutzte ihn 1973 anlässlich einer Bitte um die Erklärung der Laws of forms auf der »AUM-Conference« im Esalen Institute. Leider ist die online gestellte Konferenz nicht mehr verfügbar.

163 Luhmann, Niklas: *Macht*, S.44.

164 Dies ändert sich auch nicht, wenn Wissenschaftler primär um ihre Reputation bemüht sind, da auch Reputation unter dem Gebot der richtigen Zuteilung steht, die sich vom Schema wahr/unwahr nicht isolieren kann. Ich werde hierauf in der Analyse zum Wissenschaftssystem Kapitel 4.2.8 Nebencodierung ›Reputation‹ zurückkommen.

165 An dieser Stelle könnte man nun auch plausibel von der Unterscheidung Semantik/Sozialstruktur reden.

166 Siehe im Kontext dieser Argumentation auch Stichweh, Rudolf: »Semantik und Sozialstruktur«, S. 166f.

tischer Generalisierungen operationsfähig waren. Damit rückt die Beobachtung der bisher ›blind‹ abgelaufenen Sozialstruktur in den Fokus. Die Strukturbildungsfähigkeit der Semantik wird durch die Beobachtung gesellschaftlicher Strukturen auf einer höheren Ebene reformuliert. Bis dahin geltende semantische Abhängigkeiten können neu beurteilt und reflektiert werden, von einem Standpunkt aus, der mit der Beobachtung nicht sofort wieder in sich zusammenfällt. Einfache gesellschaftliche Operationen werden von nun an von funktionsbezogenen Beobachtungen unterschieden. Die Form des Mediums wird zum Horizont der Form der Codierung und damit zur gesellschaftlichen Kommunikation schlechthin. Die Semantik stellt damit zwar weiterhin den Umweltbezug des Systems her, allerdings nicht mehr in Form eines Durchgriffsrechts auf die binäre Codierung. Was sich dabei herausbildet, ist eine besondere Programmebene, die die Kurzschlüssigkeit der Selbstreferenz der binären Codierung auflöst. Diese Programmebene gibt an, unter welchen Bedingungen für welchen Wert der binären Codierung optiert werden kann. Betrachtet man hierzu wiederum das Wissenschaftssystem so zeigt sich diesbezüglich die Trennung von »logisch-binäre[r] Codierung der Wahrheit und .. Theoriefixierung.«<sup>167</sup> Beide Ebenen – binäre Codierung und Programme – werden strikt auseingehalten. Luhmann macht deutlich: »Der technische Zwang zur Zweiwertigkeit ... ist eine Sache, die Anforderungen an ein Forschungsprogramm im Hinblick auf mögliche Richtigkeit der Aussagen ist eine andere.«<sup>168</sup> Die Kriterien der Wahl machen dann nicht schon die Wahl selbst aus. Die Programmebene ist in dieser Hinsicht wertfrei. Die Funktion der stabilisierten binären Codierung wird in den Programmen nicht in Frage gestellt; ganz im Gegenteil, sie werden durch die Programme zusätzlich gestützt. Umweltbezug stellt sich nur über den Umweg der Programmebene ein, ohne die es nicht zur Entscheidung über wahr oder unwahr, recht oder unrecht, schön oder hässlich in einer Kommunikation kommen könnte. Immer handelt es sich bei den Kriterien unter denen kommuniziert wird, um systemeigene Kriterien. Das System differenziert seine Irritationsfähigkeit und damit seinen Umweltkontakt und erlangt insofern eine Unabhängigkeit von gesamtgesellschaftlichen Kommunikationen, die auf der Ebene der Form des Mediums so nicht nachweisbar ist. Und mit der Unterscheidung binäre Codierung/Programme und dem hier dargestellten Bezug zur Form des Mediums ließe sich auf Stichweh's Frage: Was passiert, wenn die Evolution der Semantik und die Evolution der Sozialstruktur auf die funktional differenzierte Gesellschaft treffen? antworten: Beide finden dann auf der Ebene der Funktionssysteme statt und werden durch Program-

167 Luhmann, Niklas: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. Band 2. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1993/1980b, S. 115.

168 Ebd.

mierung der Codierung in ein neuartiges Verhältnis gebracht, das eine reine Evolution der Semantik durch die Kopplung an binäre Codierung nicht nur an eine sozialstrukturelle Unterscheidung bindet, sondern sie von deren Evolution in den Programmen des Systems abhängig macht, ohne sie jedoch zu determinieren.<sup>169</sup>

Die Untersuchung wurde mit der Unterscheidung Disjunktion/Semantik begonnen und darauf aufbauend hat sich gezeigt, dass Luhmann das, was bei ihm unter dem Titel ›binäre Codierung‹ läuft, eigentlich mit zwei Unterscheidungen beobachtet, die er nicht genügend auseinanderhält: Mediacode/Semantik und Disjunktion/Semantik. Eine tiefergehende Analyse dieser beiden Unterscheidungen hat die Form des Mediums: Mediacode/Semantik und die Form der Codierung: Binäre Codierung/Programme herausgestellt. Es bleibt festzuhalten, dass die modernen, ausdifferenzierten Funktionssysteme der Gesellschaft die Form der Codierung nutzen, um für eine gesicherte Systembildungsfähigkeit zu sorgen. Sie nutzen dafür die *Technisierbarkeit* der binären Codierung. Daneben gibt es jedoch auch andere Medien, die ihren Ehrgeiz gerade dareinsetzen, »nicht technisierbar zu sein«. <sup>170</sup> Luhmann nennt in diesem Zusammenhang die Medien Liebe und Kunst und stellt fest, dass diese eben deshalb auf gesicherte Systembildungsfähigkeit verzichten müssen.<sup>171</sup> Ein weiterer Sonderfall betrifft das Erziehungssystem. Hier lässt sich, laut Luhmann, trotz erfolgreicher Systembildung unter Nutzung eines spezifischen Codes (jedoch nur für gesellschaftliche Selektionszwecke),<sup>172</sup> kein katalytisch wirksames, symbolisch generalisiertes

169 Siehe zu dieser Fragestellung: Stichweh, Rudolf: »Semantik und Sozialstruktur«, S. 166f.

170 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 368.

171 Vgl. ebd.

172 Siehe hierzu Luhmann, Niklas: »Das Kind als Medium der Erziehung«. In: ders.: *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch*. 3. Auflage. VS-Verlag: Wiesbaden, 2008, S. 198 und 211. Luhmann unterscheidet zwischen Selektion (als Codierung) und Bildung (als Programmierung) im Erziehungssystem und macht darauf aufmerksam, dass beide eigentlich konstitutionell zusammengehörenden Konzepte hier ohne Rücksicht aufeinander ausdifferenziert wurden. Gesellschaftliche Selektion wird aus der Sicht der Bildung negativ beurteilt. Daraus folgt, dass Selektion nicht als Codierung des Gesamtsystems Erziehung verstanden werden darf und erst recht nicht in der Lage ist, ein entsprechendes Medium zu codieren (ganz abgesehen davon, dass ein solches Medium für das Erziehungssystem bisher selbst nicht eindeutig bestimmt ist, s. nächste Fußnote). Luhmann weist explizit darauf hin, dass, »wenn es zu einer zweiwertigen Beurteilung kommt (gute/schlechte Kinder, bestandene/nichtbestandene Prüfungen, gute/schlechte Zensuren), .. dies aus Gründen der Selektion, nicht aus Gründen der Erziehung« geschieht. (Und blickt man auf die verschiedenen Versionen der

Kommunikationsmedium ausmachen.<sup>173</sup> Diese Feststellungen und die voraussetzungsvolle Zusammenkunft beider Formen (Medium und Codierung) sind erklärungsbedürftig. Während hinreichend aufgezeigt ist, dass ein Medium nur zusammen mit einem strikten, funktionsgebundenen binären Code die Form der Codierung annehmen kann, und nur damit die entscheidenden Merkmale zur Bildung eines ausgereiften Funktionssystems besitzt, ist es nur schwer verständlich, wie sich die Form der Codierung ohne eine entsprechende Form des Mediums ausdifferenzieren sollte. Bei aller Möglichkeit der genannten Funktionssysteme, sich hinsichtlich der Form der Codierung selbst beobachten und mediale Semantik in striktere Programme übersetzen zu können und auf dieser Ebene ›ältere‹ medienbezogene Strukturen auswechseln zu können (dies, weil der re-entry die neue Form der Codierung auf eine andere Ebene der Informationsverarbeitung hebt und die Form des Mediums in

Codierung, so verweist deren Pluralität allein schon auf die grundsätzliche Frage, ob es sich hierbei überhaupt um binäre Codierungen im hier untersuchten Sinn handeln kann. Die Beantwortung dieser Frage, speziell für das Erziehungssystem, muss hier zurückstehen. Stattdessen wird die Antwort auf einer allgemeineren Ebene beantwortet werden.

- 173 Luhmann geht davon aus, dass sich ein geeignetes Kommunikationsmedium für Erziehung (dies gilt ebenso für das System der Krankenbehandlung) nicht ausbilden konnte, weil das Problem hoher Ablehnungswahrscheinlichkeit, das die Autokatalyse solcher Medien in Gang setzt, hier gar nicht vorhanden ist. Das Erziehungssystem zielt nicht auf Kommunikationserfolg ab, sondern auf erfolgreiche Umweltveränderung. Obschon diese Feststellung durchaus schlüssig ist und den Direktvergleich mit Medien wie Geld und Wahrheit sicherlich aushält, macht Luhmann selbst darauf aufmerksam, dass ein Bedarf für ein solches Kommunikationsmedium auch in der Erziehung nicht gelehrt werden kann. Möchte man ein solches finden, so gilt es, die Problemlage hinreichend zu abstrahieren. Einen solchen Versuch unternimmt Luhmann an verschiedenen Stellen und identifiziert dabei zwei wesentliche Medien des Erziehungssystems: das Kind als unterscheidbares Medium und den Lebenslauf, der jedoch individuell aufgefüllt werden muss. Vgl. zur Besonderheit des Erziehungs- und Krankheitssystems besonders: Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 407f. Zur ›Notwendigkeit‹ eines Mediums: Luhmann, Niklas: »Das Kind als Medium«, S. 194ff.; zum Lebenslauf: Luhmann, Niklas: *Das Erziehungssystem der Gesellschaft*. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 2002c, S. 93ff. Lenzen, Dieter; Luhmann, Niklas (Hrsg.), *Bildung und Weiterbildung im Erziehungssystem: Lebenslauf und Humanontogenese als Medium und Form*. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1997; Kritisch zur Konzeption des Lebenslaufs siehe: Kade, Jochen: »Lebenslauf – Netzwerk – Selbstpädagogisierung. Medienentwicklung und Strukturbildung im Erziehungssystem«. In: Ehrenspeck, Yvonne; Lenzen, Dieter (Hrsg.): *Beobachtungen des Erziehungssystems. Systemtheoretische Perspektiven*. VS-Verlag: Wiesbaden, 2006, S. 13–25.

den blinden Fleck der Beobachtung rückt), so vollzieht sich der re-entry doch innerhalb der Form des Mediums. Die bis zum re-entry evolutionär erreichte, systembildende Semantik ist zwar, wie bereits mehrfach gezeigt, kontingent und nur lose gekoppelt, aber dennoch strukturiert und liegt nicht einfach zum Vergessen bereit.<sup>174</sup> Einzelne Generalisierungen können zwar gelöscht werden, aber nicht das gesamte Gedächtnis auf einmal. Plötzliche Umwälzungen sind möglich, aber erratische Sprünge sind auch hier obsolet; und die Annahme, dass ein entsprechendes Kommunikationsmedium vorliegen muss, wenn ein Funktionssystem als Ganzes codiert werden soll, liegt näher als die Hypothese, dass ein solches sich aus dem Nichts oder dem Chaos ad-hoc gebiert.<sup>175</sup>

Gesellschaftliche Problemorientierung und eine darauf bezogene Semantik entstehen nicht erst mit der binären Codierung; und bei Luhmann scheint diese Annahme trotz der sonst induktiven Vorgehensweise zum Gewinn gesellschaftlicher Erkenntnisse dennoch die Hand zu führen, wenn er von seiner Konstruktion gesellschaftlicher Teilsysteme ausgeht, die Medium und Codierung nicht in dem hier vorgenommenen Sinne ausreichend aufeinander bezieht, das heißt, unterscheidet.<sup>176</sup> Die

174 Ich beziehe mich hier wieder auf die Medium/Form-Unterscheidung bei Luhmann. Semantik stellt sich hier als loses und in Formen strikt koppelbares mediales Substrat dar. Bemerkenswert ist an dieser Stelle nochmals, dass sie, im Gegensatz zur Programmierung ausgereifter Funktionssysteme, nicht im gleichen Maße in der Lage ist, strukturbildende Erwartungen auszulösen. Binäre Codierung und Programmierung bieten in dieser Hinsicht den strukturellen Rahmen, der es ermöglicht, die entsprechenden Unsicherheiten, die mit reinen Mediacodes gegeben sind, durch Reduktion auf rigide Unterscheidungen aufzufangen. Erst durch den re-entry der binären Codierung ist eine solche strukturelle Rigidität erreicht, die es erlaubt, Programmierung und Codierung in einem Maße aufeinander einzuspielen, dass sozialstrukturelle Ergebnisse (hier: die Form der Codierung) vor die evolutionär gewonnene Semantik treten und in dieser zu neuen Formbildungen führen. Zu einer grundsätzlichen und kritischen, aber allgemeinen Auseinandersetzung mit der Unterscheidung Semantik/Sozialstruktur siehe wiederum: Stichweh, Rudolf: »Semantik und Sozialstruktur«, S. 157–171.

175 Siehe zu einer entsprechenden, Evolution mit einbeziehenden Untersuchungsanregung meine Analyse des Wissenschaftssystems in diesem Buch.

176 Vielleicht ließe sich hier mit Schimank die Frage stellen, wieso Luhmann so strikt am Konzept der funktionalen Differenzierung festhält, obschon sich das Autopoiesiskonzept (und damit das Differenzprinzip) einer solchen Primärsetzung entgegenzustellen scheinen. Vgl. hierzu mit anderem Schwerpunkt der Analyse: Schimank, Uwe: »Code-Leistungen-Funktion«, S. 175–183. Ich vermute, dass der Schlüssel zu Luhmanns Verständnis dieses heiklen Punktes im Konzept des Beobachters und damit auf der Ebene 2. Ordnung anzusiedeln ist. Der gesellschaftlich induzierte re-entry wird zum Fixpunkt sowohl für die Gesellschaft als auch für Luhmanns Theorie. Geht man nun

These liegt nahe, dass es keine *Gesamtcodierung* eines Funktionssystems geben kann, wenn nicht zugleich ein auf die Codierung bezogenes mediales Substrat, das heißt ein Horizont eines Einheitsgesichtspunktes, Semantik, zur Verfügung steht, der für die entsprechende Neuformierung in den Programmen der Form der Codierung zur Verfügung steht.<sup>177</sup> Die Form des Medium, das heißt die Bildung eines semantischen Horizontes, der einerseits für Leitdifferenzen der Systemdifferenzierung bis hin zur Ausbildung strenger binärer Codierungen und deren Programme vorauszusetzen bleibt und andererseits evolutionär bedingte semantische Selektionslinien nicht ad hoc ausschalten kann, ist auf dieser analytischen Ebene unabdingbar; und wenn man die Universalität der modernen Funktionssysteme mit in Anspruch nimmt, sogar notwendige Bedingung. Kein Funktionssystem kann demnach Universalität seiner Orientierung alleine durch die binäre Codierung und darauf spezialisierter Programme implementieren.<sup>178</sup> Sie müssen zugespitzt gesagt, Normalkommunikation mit einbinden können, die im Gegensatz zu programmatischen Voraussetzungen nur lose an die binäre Codierung gekoppelt ist. Nicht jeder Wahrheitsanspruch wird beispielsweise über die Ebene der Meinung hinaus durch Methode und Theorie plausibilisiert oder bewiesen, aber stellt sich trotzdem als eine semantische Reproduktion unter dem Medium der Wahrheit und damit vielleicht auch als Operation des Wissenschaftssystems heraus. Und hierbei handelt es sich keineswegs um eine Trivialität. Für Luhmann, der die binäre Codierung lediglich als Entfaltungsmöglichkeit für die im Medium liegende Paradoxie betrachtet und die Unterscheidung Form der Codierung

davon aus, dass die Gesellschaft an diesem Punkt die Form funktionaler Differenzierung annimmt, dann kommt es zu einer Beobachtung 2. Ordnung, die in besonderem Maße zugänglich für theoretische Beschreibungen ist und es legitim erlaubt, den Begriff der Beobachtung gegen den Begriff der Operation und damit gegen Evolution abzugrenzen.

- 177 Im Erziehungssystem, wo eine solches, klares Kommunikationsmedium fraglich ist, bezieht sich die Codierung auch nur auf Aspekte gesellschaftlicher Selektion und nicht auf das Erziehungssystem als Ganzes.
- 178 Dies mag angesichts des späten Entstehens des Kommunikationsmediums Geld und deren Codierung zahlen/nicht zahlen in Frage stehen; doch hier hat man es mit der Entstehung einer Zweitcodierung zu tun: Geld und binäre Codierung haben den gleichen Entstehungshorizont. Aber auch hier ist zu bedenken, dass die Primärcodierung Eigentum haben/nicht haben weiterhin operiert wird und über den Zugang zu Bedürfnissen auch die Zweitcodierung bindet und somit in eine alltagsplausible Kommunikation stellt. Es stellt sich hier vielmehr die Frage, wie hoch die Minimalbedingungen für mediale Orientierung anzusetzen sind und inwiefern hier das Kommunikationsmedium Eigentum solche Minimalanforderungen erfüllt. In den Erörterungen zum Wirtschaftssystem wird dieses Thema nochmals aufgegriffen.

und Form des Mediums nicht auseinanderzieht, stellt sich hier insofern kein Problem, als derlei Kommunikationsmedien als Teil des jeweiligen Funktionssystem anzusehen sind. Diese Untersuchung hier versucht jedoch in Differenz zu Luhmann zu zeigen, dass die Kommunikationsmedien für die Bildung von Funktionssystemen (durch die Formbildung der Codierung) zwar zur Verfügung stehen, aber neben der sich dadurch entwickelnden Spezialsemantik, ein semantisches Gedächtnis aufweisen, das möglicherweise funktional indifferent fungiert. Um jedoch frühzeitige Kontusionen zu vermeiden, folgt diese Untersuchung aufgrund ihres rekonstruktiven Ansatzes erst einmal der Voraussetzung, dass gesellschaftliche Differenzierung der Moderne primär funktional ist und verschweigt zumindest für den Moment, dass sich die ›Exklusivität‹ von Funktionssystemen immer nur als eine Seite einer Unterscheidung zeigt, wobei die andere Seite nicht notwendig eine Spezialsprache voraussetzt und als medienbezogene auch Alltagskommunikation sein kann. Und ganz im Sinne der Medium/Form-Unterscheidung bei Luhmann kann man sagen, dass sich durch die Formbildung einer Spezialsprache das mediale Substrat (hier: sonstige medienbezogene Semantik) nicht auflöst oder ein für alle Mal festsetzt, sondern es wird immer wieder freigegeben für Neuformungen. Das heißt, sowohl Funktionssysteme als auch auf deren Medium bezogene Kommunikation (wie gesagt, im weitesten Sinne: Alltagskommunikation) werden gleichzeitig reproduziert, und Gesellschaft fungiert dann als die Form in der dies möglich ist.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass sich die Form der Codierung an die Stelle zuvor ›blind‹ operierender Differenzen in den Medienelement einsetzt (ohne deren Horizont jedoch ersetzen zu können) und eine rein semantische Evolution durch Bindung an Programmen verhindert, die auf die binäre Codierung bezogen bleiben. Damit rückt die Sozialstruktur der Gesellschaft zwar auf dieser Ebene in den Vordergrund, aber evolutionär gewachsene Begriffe, Situationen, Ausdrucksweisen, Generalisierungen usw., die im Gedächtnis des Systems gespeichert und zusätzlich zu den spezialisierteren Formen der Programme auf eine weniger ausgeprägte Systemdifferenzierung bezogen bleiben, binden das System an die innergesellschaftliche Umwelt; wobei, dies sei hier nochmals wiederholt, diese Bindung auch durch die Form der Codierung und ihrer Operationsweise, Selektionen durch eigene Kriterien zu binden, nicht restlos aufgehoben werden kann.<sup>179</sup> Hieraus ergibt sich die Unterscheidung: binäre Codierung/Programme//Semantik wobei der Doppelpunkt deutlich machen soll, dass trotz oder gerade wegen der technisierten Informationsverarbeitung innerhalb der Funktionssysteme, auf der anderen Seite eine Art ›kontinuierlich reproduzierter Rest‹ übrigbleibt,

179) Vergleiche hierzu, aber in einem anderen Zusammenhang Luhmann, Niklas: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. Band 1, S. 48.



der das System bei Bedarf darauf hinweist, dass es auch über semantische und nicht nur über Systemstrukturen gesamtgesellschaftlich integriert ist. Dieser Horizont, der sich in dieser weiter ausdifferenzierten Form der Codierung bildet, macht das Funktionssystem für die verschiedenen Umwelten in einer Weise sichtbar und letztlich zugänglich, die über einfache sprachliche Bezüge hinaus keine weiteren Systemkenntnisse erfordert.<sup>180</sup> Mit anderen Worten wird verhindert, dass sich das jeweilige Funktionssystem durch seine Spezialsprachen isoliert und stattdessen für Publikum, Organisation und Funktionssysteme, auch über den engen Rahmen der Programme hinaus, Anhaltspunkte für Ansprüche geltend machen kann. Als einfachste Übersetzungsleistung stellt sich dabei die kommunikative Erfassung von auf den Körper der Menschen bezogenen symbiotischen Symbolen ein, die hier anzusiedeln wären. Kommunikativ erfassbare ›Körperzustände‹ oder Gefühle, wie *Bedürfnisse* im Wirtschaftssystem, *Sex* in der Liebe, *Wahrnehmung* im Wissenschaftssystem, lassen sich hierbei sprachlich formieren und zeigen sich einerseits als nicht hintergehbare Generalisierungen medialer Verarbeitung und andererseits als Katalysator darauf aufbauender symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien und damit für Funktionssysteme schlechthin. Ich werde darauf zurückkommen.<sup>181</sup>

Diese Ausführungen, die letztlich auf einen Nicht-Ausschluss von Kommunikation hinweisen und diesen durch die Unterscheidung Programme und Semantik differenzieren, stimmen mit der Funktion der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien überein, für alle Kommunikationen in ihrem jeweiligen Zuständigkeitsbereich offen zu sein. Es ist Ausdruck für das, was Luhmann mediales Substrat nennt, das sich zu strikten Formen binden lässt. Dieses Substrat steht bei Luhmann sowohl für nicht festgelegte gesellschaftliche Kommunikation als auch für ein durch Sondersemantik kondensiertes voraussetzungsreicheres Substrat, in das sich Formen der Programme einsetzen können.<sup>182</sup> Hier ist es jedoch sinnvoll, den Begriff der Semantik anstelle des medi-

180 Für das Funktionssystem der Erziehung, dies sei hier nur als Vermutung ausgesprochen, mag das Fehlen eines sichtbaren Kommunikationsmediums daran liegen, dass der re-entry zu einer Form der Selbstbeobachtung geführt hat, die durch den Begriff der Bildung, den Zugang zu einfacheren semantischen Strukturen der Sozialisation verbaut hat und somit Schwierigkeiten hat, auf eine voraussetzende Form des Mediums durchzudringen.

181 Für eine theoretische Auseinandersetzung mit symbiotischen Symbolen siehe Luhmann, Niklas: »Symbiotische Mechanismen«. In: ders.: *Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation*. 4. Auflage. VS-Verlag: Wiesbaden, 2005, S. 262–280; sowie Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 378ff.

182 Vgl. hierzu Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1992, S. 188f.



alen Substrates beizubehalten, da er stärker gegen den Begriff der Programme differenziert, während der Begriff des medialen Substrats ein Begriff ist, der aus der Form des Mediums erwächst und die Form der Codierung als Spezialfall medialer Verarbeitung betrachtet. Diese Arbeit hat aber gerade diesen Spezialfall als Referenzpunkt gewählt, in dem der Begriff des medialen Substrates, wie gezeigt wurde, in zwei Aspekte zerfällt, in Sondersemantik und in Semantik. Dass diese Semantiken hier ebenfalls nicht als starres Begriffsgerüst, sondern als Verweisungshorizonte mit aktualisierbaren Möglichkeiten verstanden werden dürfen, sollte hinlänglich dargelegt worden sein.

Für die weitere Untersuchung bleibt festzuhalten, dass sich aus der Perspektive der hier zu behandelnden binären Codierung die Form des Mediums als die voraussetzende Form ergibt, die aufgrund der Beobachtungsmöglichkeiten der modernen Funktionssysteme in erster Linie in ihren jeweiligen spezifischen Formen (ihren unit acts) beobachtet wird: Wissensfixierungen im Wissenschaftssystem, Zahlungen im Wirtschaftssystem, kollektiv bindende Entscheidungen im Politiksystem. Sie fallen in den Kontext einer Sondersemantik, die in erster Linie für Selbstbeschreibungen der Funktionssysteme die primäre Orientierung herstellt. Semantische Randbedingungen, die in der Form des Mediums zusätzlich anfallen, lassen sich für auf diese Weise operierende Systeme leicht ausblenden. Da jedoch diese Arbeit die Referenz der Gesellschaft als ihren Ausgangspunkt gewählt hat und erst später zu den besonderen Merkmalen des Systems der Krankenbehandlung übergeht, können diese ›störenden Reste‹ nicht von vorn herein ausgeklammert werden.

### 3. Die Form der Codierung

Die Einführung der Codierung auf der Strukturebene verschiedener Funktionssysteme der Gesellschaft rückt eine spezifische Unterscheidung in den Vordergrund: Binäre Codierung/Programme. Die Besonderheit dieser Form der Codierung liegt in der Art und Weise, wie mit ihr Umweltkontakte innerhalb des Systems operationalisiert werden. Wie bereits dargelegt, ist die Codierung in dieser Form nicht mehr der ständigen Gefahr der Auswechslung ihrer Leitbegriffe ausgeliefert. Der re-entry der Unterscheidung MedieneCode/Semantik hat dazu geführt, dass die Funktionssysteme eigene Kriterien der Entscheidung über die jeweilige Codierung legen. Diese Kriterien reagieren als Programme auf Umwelteinflüsse und sind in diesem Sinne kognitiv (lernbereit) angelegt. Die Funktionssysteme beobachten sich im Kontext der neuen Unterscheidung binäre Codierung/Programme selbst. Es kommt zu einer Oszillation zwischen beiden Seiten der Unterscheidung mit dem Ziel, relevante Ereignisse nach bestimmten systeminternen Kriterien einer richtigen Zuordnung zu einem der beiden Codewerte zuführen zu können. Diese besondere, durch die Form der Codierung eingerichtete Beobachtung hat dann strukturelle Auswirkungen sowohl innerhalb der jeweiligen Funktionssysteme als auch bezüglich der Funktionssysteme untereinander. Dieses Kapitel soll dazu dienen, die besonderen Merkmale der binären Codierung und der Programme herauszuarbeiten und auf ihr operatives Verhältnis einzugehen. Das Referenzsystem ist hierbei immer noch die Gesellschaft. Es geht also darum, im Kontext dieser Begriffe diejenigen Strukturen zu beschreiben und zu analysieren, die sich in jedem Funktionssystem der funktional differenzierten Gesellschaft finden lassen. Das Auffinden solcher Gemeinsamkeiten spricht auf Gesellschaftsebene für eine übergeordnete Vergleichbarkeit der Funktionssysteme untereinander. In einem weiteren Kapitel werde ich die von Luhmann beschriebenen Funktionssysteme ›Wirtschaft‹ und ›Wissenschaft‹ mit Blick auf die dort eingerichteten Formen der Codierung in einem konkreteren Kontext betrachten und einer funktionalen Analyse unterziehen.

Die hier gewählte Vorgehensweise zielt auf eine Rekonstruktion der Begrifflichkeiten ›binäre Codierung‹ und ›Programme‹ aus dem Werk Luhmanns. Im Unterschied zur Darstellung der theoriearchitektonischen Entwicklung dieser Begriffe durch verschiedene Auflösungs- und Rekombinationstechniken geht es bei der Rekonstruktion darum, die Form der Codierung aus dem gesamten Werk Luhmanns selbst entstehen zu lassen. Betrachtet man die bisherige Untersuchung und die dort behandelten Begriffe: Binäre Schematismen – MedieneCodes – Binäre Codierung, so war es nötig, deren verschiedene Bedeutungshorizonte ausei-

inanderzuhalten und der technisierten binären Codierung bezüglich der Struktur gesellschaftlicher Teilsysteme einen in evolutionärer Hinsicht und theoriearchitektonisch prominenteren Rang einzuräumen. Diesem Zweck diene die Analyse der Werke aus der früheren Schaffensperiode Luhmanns bis in die 80er Jahre. Bei einer Fokussierung der Form der Codierung lässt sich jedoch trotz allem theoretischen Kontextwandel (zum Beispiel Autopoiesis-Wende, formtheoretische Betrachtung), eine relativ stabile Architektur der hierauf bezogenen Begrifflichkeiten feststellen. Eventuell auftretende Nuancen lassen sich dann durch direkte Gegenüberstellung der verschiedenen Fundstellen über alle Schaffensjahre hinweg besser beleuchten als durch eine chronologische Abhandlung, mit der man der binären Codierung der Funktionssysteme vorweg einen Bedeutungswandel unterstellen würde. Oder falls dies nicht der Fall ist, bestünde der Gewinn lediglich in einer Art Kategorisierung von Inhalten innerhalb verschiedener Zeitabschnitte. Eine Gegenüberstellung dieser Inhalte wäre dann immer noch notwendig. Dies war der ausschlaggebende Grund, das gesamte Werk Luhmanns in direkte Beziehung zu den Inhalten der Codierung zu setzen und die Rekonstruktion der Form der Codierung gegenüber einer chronologischen Untersuchung der relevanten Begriffe vorzuziehen.

### 3.1 Binäre Codierung

Die binäre Codierung »kann ... als eine der wichtigsten Errungenschaften angesehen werden, die die moderne Gesellschaft auszeichnen.«<sup>1</sup> Sie »differenziert die Gesellschaft in Funktionssysteme und erzeugt damit diejenige Struktur, der alle Folgeprobleme des Formtypus der modernen Gesellschaft zugerechnet werden müssen.«<sup>2</sup> Die binäre Codierung muss nach diesem Verständnis als diejenige Leitdifferenz verstanden werden, die auf der Ebene der jeweiligen Funktionssysteme für die konkrete Informationsverarbeitung gesellschaftlicher Spezialthemen eintritt. Dass es sich hierbei um eine funktionspezifische Verarbeitung handelt, zeigt sich nicht zuletzt an der besonderen Semantik der verschiedenen Codes:

»Die wichtigsten Funktionssysteme der modernen Gesellschaft unterscheiden sich dadurch, daß sie verschiedene Codierungen verwenden. Wenn man vom Eigentumscode (Haben/Nichthaben) ausgeht und mit Transaktionen

- 1 Luhmann, Niklas: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*. Band 3. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1993/1989a, S. 312.
- 2 Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«. In: *Rechtstheorie*, 17, 1986a, S.190.

die Codewerte umverteilt, operiert man in der Wirtschaft. Geht es um wahr/unwahr, ordnet die Kommunikation sich der Wissenschaft zu. Im Falle der Religion kann man eine Codierung nach Transzendenz/Immanenz annehmen. Das Medizinsystem wird nur tätig, wenn jemand als krank und nicht als gesund beschrieben wird. In der Politik liegt die primäre Codierung in der Frage, ob man die den Staatsämtern übertragene Macht ausübt oder ihr unterworfen ist.«<sup>3</sup>

Diese Orientierung des Funktionssystems an einem eigenen Code, der einen Kontingenzzraum für das systeminterne Entscheiden aufspannt, macht ihn für das System unentbehrlich.<sup>4</sup> Gleichmaßen ist er »unersetzlich, weil jede andere Codierung – wenn man etwa das Rechtssystem von Recht/Unrecht auf wahr/unwahr oder nützlich/schädlich umstellen würde – das System einer anderen Funktion zuordnen würde.«<sup>5</sup> Betrachtet man unter diesen Bedingungen die binäre Codierung als zentrale Struktur gesellschaftlicher Differenzierung, so wird deutlich, dass die Gesellschaft ihre Einheit auf verschiedene Unterscheidungen und Funktionssysteme verteilt und somit die Frage danach, ob eines dieser Systeme den gesellschaftlichen Primat übernehmen könnte, höchst begründungsbedürftig erscheinen lässt. Vielmehr scheint die Strukturierung der Kommunikationen innerhalb der Funktionssysteme darauf hinauszulaufen, dass die binären Codierungen bezüglich ihrer besonderen Funktionszuordnung *jeweils* universelle Geltung beanspruchen,<sup>6</sup> das heißt, die Welt aus einer systemspezifischen Autonomie heraus betrachten. Codes lassen sich so als *Totalkonstruktionen* interpretieren.<sup>7</sup> Luhmann sagt hierzu: »Sie sind Weltkonstruktionen mit Universalitätsanspruch und ohne ontologische Begrenzung. Alles, was in ihren Relevanzbereich fällt, wird dem einen oder dem anderen Wert zugeordnet unter Ausschluss dritter Möglichkeiten.«<sup>8</sup> In jedem Funktionssystem erscheint die moderne Gesellschaft im Spiegel einer komplementären Unterscheidung und lässt sich so nicht mehr auf übergeordneten Prinzipien der Gesellschaft gründen. In diesem Sinne stellen die binären Codierun-

3 Luhmann, Niklas: *Die Moral der Gesellschaft*. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 2008a, S. 184.

4 Vgl. Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 195.

5 Ebd.

6 Vgl. Luhmann, Niklas: *Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen?* 5. Aufl. VS Verlag: Wiesbaden, 2008b, S. 50.

7 Vgl. Luhmann, Niklas: *Ökologische Kommunikation*, S. 52.

8 Ebd. Siehe ferner Luhmann, Niklas: »Codierung und Programmierung«. In: ders.: *Soziologische Aufklärung 4. Beiträge zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft*. 3. Aufl. VS-Verlag: Wiesbaden, 2005, S. 195; mit Bezug auf die Künstlichkeit der Codierung s. Luhmann, Niklas: *Macht*, S.44; Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 202.

gen eine evolutionäre Errungenschaft dar, da sie das, was gesellschaftlich als richtige Kommunikation anerkannt werden kann, den Kriterien der unterschiedlichen Funktionssysteme überlassen. Es entsteht ein polykontexturales Gesellschaftsbild, das keine hierarchische Über- oder Unterordnung der Funktionssysteme untereinander mehr zulässt. Die Gesellschaft als Referenz für jegliche Form der Kommunikation kann sich ihre Kommunikation nicht aussuchen. Sie kann nicht ungeachtet der Tatsache spezifischer Fremdreferenzen kommunizieren, die deutlich machen, dass die Umwelt sich nicht als eine Art unbeschriebenes Blatt darstellen lässt. Sie trägt diesem Sachverhalt Rechnung und strukturiert ihre Hauptfunktionen deshalb auf der Ebene ihrer Teilsysteme mit Hilfe eines binären Codes als »Sofern-Abstraktionen«. Das heißt, »sie gelten nur, sofern die Kommunikation ihren Anwendungsbereich wählt. ... Die Einschaltung des Codes ist also ein gesamtgesellschaftlich kontingentes Phänomen, und nur so ist es überhaupt möglich, ein bloßes Zweierschema zu totalisieren.«<sup>9</sup> Die Gesamtgesellschaft lässt sich nicht auf einen bestimmten Code reduzieren; gleichzeitig setzt sie sich damit aber dem Problem aus, dass aus jedem Funktionssystem heraus ein gesamtgesellschaftlicher Anspruch entsteht, der seine Grenzen trotz vorauszusetzender Umwelt nur im jeweiligen System selber erfährt.<sup>10</sup>

### 3.1.1 Technisierung binärer Codes – Eine neue »Realitätsgrundlage«

Die Komplexität, die dadurch entsteht, dass die Codierung für ihren Funktionsbereich universelle Geltung beansprucht und jede Form der Informationsverarbeitung innerhalb ihres Systems anführt, wird alleine dadurch reduziert, dass die Codierung aufgrund ihrer Dichotomisierung in jedem Fall eine scharfe Reduktion bewirkt.<sup>11</sup> Komplexität wird in eine behandelbare Form überführt.<sup>12</sup> Informationen werden »im Kommunikationsprozess bewertet und dem Vergleich mit einem genau korrespondierenden Gegenwert ausgesetzt«.<sup>13</sup> Wert und Gegenwert rekonstruieren auf dieser Ebene eine besondere Form der Selbstreferenz. Die Oszillation zwischen den beiden Werten wird einerseits dadurch erleichtert, »daß es nur einen Gegenwert gibt, der laufend mitgeführt, mitbedacht, im Auge behalten werden kann.«<sup>14</sup> Diese ständige Präsenz

9 Luhmann, Niklas: *Ökologische Kommunikation*, S. 53.

10 Siehe hierzu abermals: Luhmann, Niklas: »Anspruchsinflation im Krankheitssystem«, S. 29f.

11 Vgl. Luhmann, Niklas: *Ökologische Kommunikation*, S. 144.

12 Vgl. Luhmann, Niklas: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. Band 2, S. 37.

13 Luhmann, Niklas: *Ökologische Kommunikation*, S. 51.

14 Luhmann, Niklas: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. Band 2, S. 37.

des Gegenwertes führt andererseits jedoch fast zwangsläufig zu der Frage, wann dieser zutreffen soll. Der Übergang zum Gegenwert wird dann durch programmatische Bedingungen geregelt, interpunktiert und insofern erschwert.<sup>15</sup>

Die Besonderheit, die sich mit Bezug auf die Oszillation zwischen Wert und Gegenwert feststellen lässt, liegt in der Einfachheit ihres Vollzuges. Der Übergang von Wert zu Gegenwert geschieht aufgrund einer einfachen Negation und zwar der Negation des jeweiligen Positivwertes. Codewerte sind so durch situationsabhängige Folgeoperationen umkehrbar: »Wenn ein Positivwert, zum Beispiel wahr, angenommen wird, bereitet es keine Schwierigkeiten, mit einer weiteren Operation zu bestimmen, was folglich unwahr wäre, nämlich die gegenteilige Aussage.«<sup>16</sup> Die Unterbrechung einfacher Selbstreferenz wird allein schon aufgrund dieser Art der Komplementarität erreicht und führt dazu, dass man auf der Ebene des Codes auf weitergehende Konditionierungen, die die Oszillation zwischen beiden Werten anleiten, verzichten kann.<sup>17</sup> Luhmann spricht in diesem Zusammenhang von *Technisierung des binären Codes*.<sup>18</sup> Solche technisierten Codes fungieren »fast wie logisch symmetrische Umtauschrelationen«<sup>19</sup> und bieten »damit eine quasi sichere Option auf den Gegenwert«.<sup>20</sup> Dass es sich hierbei nur um einen fast logischen Sachverhalt handelt, hängt damit zusammen, dass man geneigt ist, zuerst an diejenige Logik zu denken, die im Kontext wissenschaftlicher Kalküle eingesetzt wird.<sup>21</sup> Hierbei handelt es sich aber nach Luhmann nur um einen Sonderfall von Technizität.<sup>22</sup> Zwar geht es auch bei der Codierung von Situationen um eine Erleichterung der Informationsverarbeitung, dadurch dass Sinnbezüge auf

15 Vgl. Luhmann, Niklas: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. Band 2, S. 37.

16 Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 360.

17 Vgl. ebd. Diese Konditionierungen spielen dann auf der Ebene der Programmierung wiederum eine erhebliche Rolle, da natürlich im System geregelt werden muss, wann der Gegenwert des jeweiligen Codes zutrifft. Ich werde auf diese Besonderheit invarianter Codes und variabler Programme zurückkommen.

18 S. z. B. Luhmann, Niklas: »Die Einheit des Rechtssystems«. In: *Rechtstheorie*, 14, 1983c, S. 145; Luhmann, Niklas: *Ökologische Kommunikation*, S. 54; Luhmann, Niklas: *Soziologie des Risikos*. De Gruyter: Berlin, 2003b, S. 86; Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 389 und ferner S. 367. Nach den Erörterungen im letzten Kapitel ist deutlich geworden, dass natürlich jede Technisierung eines Codes auf einer weiteren (oder höheren) Ebene gleichzeitig die Technisierung des funktionspezifischen Mediums meint.

19 Luhmann, Niklas: *Soziologie des Risikos*, S. 86.

20 Ebd.

21 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 367.

22 Vgl. ebd.

die jeweils gebotene Zweiwertigkeit reduziert werden und nicht jeder mögliche Weltsachverhalt Thema der so operierenden Systeme wird.<sup>23</sup> Jedoch liegt jeder Grenzüberschreitung von einem zum anderen Wert eine jeweils veränderte Situationsdefinition zugrunde,<sup>24</sup> die ein vollständiges Loslösen von Welt (Umwelt) nicht zulässt und somit keinem logischen Kalkül vollständig zugeführt werden kann.<sup>25</sup> Die Reduktion möglicher Sinnkonstellationen bei gleichzeitigem universellen (nicht generellen!) Umweltbezug ist als derjenige Katalysator anzusehen, der die Ausdifferenzierung der Funktionssysteme vorantreibt. Sie gewinnen durch das unabhängige Kreuzen zwischen beiden Werten die Möglichkeit, weitere Konditionierungen (zum Beispiel moralisch bedingte) außer Acht zu lassen.<sup>26</sup> Die Eindeutigkeit der Codierung zielt auf eine Entweder-oder-Entscheidung und verhindert, dass das jeweilige Funktionssystem »in vage und interpretationsbedürftige Generalisierung« ausweichen muss.<sup>27</sup> Das Wirtschaftssystem bestätigt diese Konstellation:

»Und auch in dieser Hinsicht ist das Geld ein optimaler Fall, denn wenn gezahlt wird, besteht kein Zweifel daran, daß und wieviel gezahlt wird.«<sup>28</sup>

Es ergeben sich klar beurteilbare und entscheidbare Situationen, die dann Auswirkungen auf den Einfluss von funktionsfremden oder anders codierten Kommunikationen haben. Mit Bezug auf den Moralcode heißt es bei Luhmann hierzu:

»Typisch müssen Laien bei hochtechnisierten Codes und entsprechenden Programmen dieser Art die Erfahrung einstecken, daß es auf all das nicht ankommt, woran sie zunächst gedacht hatten. Das bedeutet nicht zuletzt, daß auch die moralische Bewertung zurückstehen muß, weil die Zuteilung

23 Siehe hierzu auch Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 367 und S. 389f.

24 Vgl. Luhmann, Niklas: *Macht*, S. 43.

25 Für diejenigen, die hier einen Widerspruch zur systemtheoretischen Inanspruchnahme der Laws of form von George Spencer-Brown zu sehen glauben, sei darauf hingewiesen, dass George Spencer-Brown die Logik selbst als eine Interpretation des Kalküls behandelt. Der Formenkalkül selbst zeigt sich als ein Kalkül, der mit Unterscheidungen und Zeit operieren kann. Diese Besonderheit qualifiziert ihn zur Beachtung innerhalb der Systemtheorie, ohne dabei natürlich außer Acht zu lassen, dass auch dieser Kalkül, genau wie die Systemtheorie, keine Weltsachverhalte determiniert, sondern nur unterscheiden kann. Siehe Spencer-Brown: *Gesetze der Form*, S. 97ff.

26 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 389.

27 Vgl. ebd.

28 Ebd.

der positiven bzw. negativen Codewerte nicht mit der Unterscheidung von Achtung und Mißachtung koordiniert werden kann.«<sup>29</sup>

Die Koordination von Informationen läuft in erster Linie über die Zweitwertigkeit des Codes und über spezifische Programme. Daraus resultiert auf der Ebene der Codierung eine operative Geschlossenheit, die für eine scharfe Begrenzung der Reaktionsfähigkeit dieser Systeme sorgt. Die Technizität führt innerhalb der Systeme zwar zu einer besonderen ›Vielfalt‹ der Operationen; diese stehen jedoch alle in einen nicht hintergehbaren Bezug zur codierten Informationsverarbeitung, die vorgibt, auf welche internen und externen Bedingungen reagiert werden kann.<sup>30</sup> Die mit diesen Operationen einhergehenden klaren, und man kann fast sagen ›extravaganten‹ Entscheidungssituationen, weisen, nach all dem, was zu den Kommunikationsmedien bereits gesagt wurde, zusätzlich darauf hin, dass es nicht mehr die *Meinungen* von Alter und Ego sind, die codiert werden, sondern die *Kommunikationen* selbst.<sup>31</sup> »Es handelt sich mithin um eine lediglich kommunikationstechnische Einrichtung und nicht etwa um einen Weltsachverhalt, den man in der Kommunikation nur noch abzubilden hätte.«<sup>32</sup> Oder schärfer: Es können nicht einfache Weltsachverhalte sein, die codiert werden, da es in der Welt keine negativen Tatsachen gibt. Es kann also auf dieser Ebene der Reproduktion von Funktionssystemen immer nur um die Kommunikation über Realität gehen. Hierzu sagt Luhmann zusammenfassend: »Die Welt ist, was sie ist. Aber durch Codierung der Kommunikation *über* Realität erreicht man, daß alles, was aufgegriffen wird, als kontingent behandelt und an einem Gegenwert reflektiert werden kann.«<sup>33</sup> Diese Kontingenz verweist auf die Programme des Systems und somit auf Lernfähigkeit schlechthin. Die Programme, die die inhaltliche Bearbeitung dessen behandeln, was mit den binären Codierungen bewertet werden soll, bilden sozusagen die veränderbare Seite einer hoch rigiden, weil technisierten Gegenseite.

Jedes Funktionssystem operiert demnach mit Realitätskonstruktionen, wobei die Frage nach der Gültigkeit derartiger ›Welt-Bilder‹ und deren Akzeptanz in der Umwelt des Systems das jeweilige Funktionssystem immer wieder auf die eigene Autopoiesis und damit auf die Notwendigkeit verweist, geeignete Anschlussoperationen (Kommunikationen) zu reproduzieren. Es geht dann in dieser Reproduktion von Teilsystemen, die ihre ›Realität‹ nur durchhalten können, wenn sie zu der sie

29 Ebd., S. 390.

30 Vgl. Luhmann, Niklas: *Ökologische Kommunikation*, S. 55.

31 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 360.

32 Luhmann, Niklas: *Ökologische Kommunikation*, S. 52.

33 Ebd., S. 51. Zum Verständnis der Realitätsproblematik siehe das Beispiel in Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 366f.



umgebenden Umwelt passt, zum Beispiel nicht mehr um *Wahrheit* im Sinne eines übergeordneten Prinzips oder eines zu erreichenden Ziels, das man im Sinne eines geschichtsübergreifenden Logos immer schon erreicht hat, sondern um Anpassungsfähigkeit auf der Ebene von aktuell stattfindenden Ereignissen. Und für diese Anpassungsfähigkeit werden innerhalb der Codierung der positive Wert, der für Anschlussfähigkeit steht, und der Negativwert, der für Reflexion steht, vorgehalten.<sup>34</sup> Wahrheitsbeschreibungen werden damit auf der Ebene der Programme der Kontingenz ausgesetzt, weil die stabile Form ihrer Reproduktion eine zweiwertige ist. Allerdings, und dies gilt es festzuhalten, geht es dabei immer nur um die Konditionierungen des in Frage kommenden Systems (hier: Wissenschaftssystem). Funktionssysteme, die sich demnach mit Hilfe einer Leitstruktur ausdifferenzieren und deren Funktion immer schon auf Angepasstheit verweist, leisten dies über die Geschlossenheit der Codierung einerseits und über die Offenheit der Programme andererseits. Die eigensinnigen Operationsweisen der Systeme dürfen hier nicht so verstanden werden, dass sie zu einer Exklusivität des Umweltbezuges oder des Zugangs zu diesem System nur für bestimmte ›Gruppen‹ führen, sondern sie leisten erst einmal nur einen Beitrag zu einer differenzierten Beobachtung auf der Ebene der Kommunikationen, die sich an den jeweiligen Code orientieren; das heißt in der Konsequenz, dass die Codierung universelle Anwendbarkeit bei gleichzeitiger Trennschärfe zu anderen Codes erlauben muss.<sup>35</sup> Trotz der Reproduktion von qualitativer Geschlossenheit soll sie Weltoffenheit repräsentieren.<sup>36</sup> Dies erreicht sie durch die Eröffnung eines Kontingenzzraumes, der über Wert und Gegenwert konstituiert wird. Luhmann hierzu beispielhaft mit Bezug auf das Rechtssystem:

»Nicht nur der organisatorisch-professionelle Komplex, sondern alle Kommunikationen, die auf den Rechtscode Bezug nehmen, sind Operationen des Rechtssystems – gleichgültig, ob es sich um bindende Entscheidungen handelt, oder um ›private‹ Rechtsbehauptungen, um kautelari-sche Vorsorge für Rechtspositionen oder um Versuche, sich angesichts eines drohenden Rechtsstreites zu verständigen.«<sup>37</sup>

Diese Feststellung Luhmanns überrascht an dieser Stelle, weil sie die Unterscheidung Speziesemantik/Semantik unter der Prämisse beiderseitiger Funktionsbezogenheit zugunsten der These von Geschlossenheit

34 Ich werde im Kapitel Designation, Reflexion und die Präferenzproblematik näher auf diese Funktionen der Codierung eingehen.

35 Siehe hierzu auch Luhmann, Niklas: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. Band 3, S. 311.

36 Vgl. hierzu auch ebd.

37 Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 178.

und Offenheit unter dem Aspekt ihrer Einheit beobachtet. Gleichzeitig unterstützt sie die in dieser Arbeit herausgestellte Frage, ob es sich bei medienbezogenen Kommunikationen ebenfalls um Kommunikationen eines Funktionssystems handelt. Sieht man aber von der hier sich eröffnenden Kritikmöglichkeit ab, so zeigt sich, dass die binäre Codierung und ihre Programme technisch so angelegt sind, dass sie durch ihre nahezu rigide Form zwar eigensinnige Weisen der Weltbeobachtung implementieren, aber dennoch den Zugang zum System durch einfache, programmunabhängige Symbolisierungen, die als eine Art ›Eintrittspforte‹ dienen, ermöglichen. Der Zugang zu den Funktionssystemen steht jedem, der entsprechende Ansprüche geltend machen möchte, offen; dies jedoch, und hier rückt die Form der Codierung wieder in den Vordergrund der Beobachtung, zu den Bedingungen des Systems, und das heißt: im Horizont der jeweiligen Real-Konstruktionen:

»Und das provoziert dann die immer wieder auftauchende Frage, ob Recht überhaupt Recht und Unrecht überhaupt Unrecht ist und wie man dies, wenn man mit diesen Bezeichnungen überhaupt noch inhaltliche Erwartungen verbindet, entscheiden könne.«<sup>38</sup>

Derartige Fragen haben für das System jedoch keinerlei praktische Bedeutung und werden ausgeblendet.<sup>39</sup> Im Vordergrund steht immer die »strikte Zweiwertigkeit, die für das soziale System selbst und für die einzelnen Rechtssuchenden aber eine unterschiedliche Bedeutung hat.«<sup>40</sup>

Eine weitere Folge der Technisierung betrifft die Tatsache, dass innerhalb der binären Codierung nicht beide Werte gleichzeitig bezeichnet werden können. Was wahr ist, kann nicht zugleich unwahr sein.<sup>41</sup> Dies liegt daran, dass zur Überschreitung der Grenze zwischen beiden Werten eine weitere Operation notwendig ist, die Zeit in Anspruch nimmt. Etwas, was zum Beispiel im Wissenschaftssystem wahr ist, kann nur mit einer weiteren Operation als unwahr herausgestellt werden. Oder, wie bereits oben erwähnt, es braucht eine weitere Operation (Grenzüberschreitung), um festzustellen, was beruhend auf der festgestellten Wahrheit unwahr ist. In der Invarianz der Codewerte zueinander oder man kann auch sagen: in der »*nichtkontingenten Beziehung zwischen den kontingenten Seiten der Unterscheidung*«<sup>42</sup> über den zeitlichen Horizont hinweg, liegt die evolutionäre Errungenschaft

38 Ebd.

39 Vgl. ebd.

40 Ebd.

41 Ein Hinweis hierauf findet sich bei Luhmann, Niklas: »Die Einheit des Rechtssystems«, S. 145.

42 Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 192.

der technisierten Codes. Am Beispiel des Mediums Liebe habe ich versucht zu zeigen, dass es nicht selbstverständlich ist, dass das Kreuzen innerhalb der jeweiligen Unterscheidung notwendig zum Ausgangswert zurückführt. Vielmehr hat sich dort gezeigt, dass selbstreferentielle Beziehungen, die nicht alleine über Codierung gesteuert werden, sondern primär über mediengesteuerte Umweltkonstruktionen laufen und deshalb für wechselnde Situationsdefinitionen störanfälliger sind, die Möglichkeit des Austausches von Codewerten begünstigen. Ein solcher Austausch von Codewerten ist in den modernen Funktionssystemen nahezu unmöglich, da der Positivwert und der Negativwert durch die Technisierung und darauf gerichteten Programmen viel zu stark miteinander verknüpft sind.<sup>43</sup> Wert und Gegenwert stehen in einem Verhältnis, das Zeit in Anspruch nimmt. Jedes Ereignis kann eine neue Situationsdefinition herbeiführen. Und es ist nicht mehr einzusehen, dass etwas, was auf der Ebene der einzelnen Funktionssysteme strukturell ausgeschlossen ist, nämlich die Erhebung eines Codewertes zum Prinzip der Systemorientierung, auf der Ebene der Gesamtgesellschaft funktionieren soll. Es leuchtet unmittelbar ein, dass es in der modernen Gesellschaft, die grundsätzlich über die Ausdifferenzierung verschiedener Funktionssysteme läuft und wo zum Beispiel die beiden Werte Wahrheit und Unwahrheit enger zusammenlaufen als Wahrheit und Liebe, keine Zusammenkunft von Wahrheit, Liebe und Schönheit im Guten mehr geben kann!<sup>44</sup> Die Technisierung von Codes, die zu einer ›Kontextunabhängigkeit‹ der Systemoperation auf der Ebene der Codierung führt,<sup>45</sup> macht es »schwieriger (das heißt: voraussetzungsreicher), positive Werte bzw. negative Werte verschiedener Codes untereinander zu verleimen. Ob jemand, der schön ist, auch die Wahrheit sagt, ob jemand, der reich ist, auch mächtig ist, auch gut ist, auch gesund ist, ist dann eine Frage, die von weiteren Bedingungen abhängt.«<sup>46</sup>

43 Vgl. Luhmann, Niklas: »Distinctions directrices«. Über Codierung von Semantiken und Systemen«. In: ders.: *Soziologische Aufklärung 4. Beiträge zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft*. 3. Auflage. VS-Verlag: Wiesbaden, 2005, S. 25f.

44 Vgl. Luhmann, Niklas: *Macht*, S. 43. Siehe für weitere Hinweise auf den gesellschaftsinstruierenden Prinzipienverlust innerhalb der modernen Gesellschaft Luhmann, Niklas: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. Band 3, S. 311; Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 362; Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 196.

45 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 362.

46 Ebd., S. 361.

### 3.1.2 Die Funktionssysteme beobachten auf der Ebene zweiter Ordnung

Die spezifische Umweltunabhängigkeit, die durch die Technisierung der Codes reproduziert wird, führt zu einer besonderen Beziehung der Funktionssysteme untereinander. Die Teilsysteme operieren hinsichtlich ihrer Codierungen jeweils geschlossen und können auf dieser Ebene keine Beziehungen untereinander aufbauen. Erst die codegebundenen Programme der Funktionssysteme sorgen für eine entsprechende Offenheit bezüglich verschiedener Interdependenzen. Durch diese Konstellation ist in der modernen Gesellschaft eindeutig unterscheidbar innerhalb welchen Funktionssystems jeweils operiert wird. Wer über wahr/unwahr entscheidet, operiert im Wissenschaftssystem, und wer Transaktionen nach Haben/Nichthaben durchführt, im Wirtschaftssystem.<sup>47</sup> Würde man die »als Code benutzten Unterscheidungen nicht unterscheiden .., könnte [dies] unter heutigen Bedingungen nur Konfusion stiften.«<sup>48</sup> »Interferenzen« zwischen den Funktionssystemen sind damit nicht ausgeschlossen,<sup>49</sup> allerdings »muß man beobachten können, welches System welche Interdependenzen für eigene Operationen in Anspruch nimmt oder durch sie gestört wird.«<sup>50</sup> Die Technisierung der Codierung gelingt in dieser Hinsicht nur, wenn die codegeführten Systeme zu einer Beobachtung 2. Ordnung fähig sind. Luhmann beschreibt die Entstehung einer solchen Beobachtungsebene mit Bezug auf ein Medium folgendermaßen:

»Ein Sozialmedium kommt nur zustande, wenn Beteiligte beobachten können (oder zumindest unterstellen können, daß sie beobachten können), was andere Beteiligte beobachten können. Es geht also immer um ein Beobachten zweiter Ordnung, um ein Beobachten von Beobachtungen, und eben darin liegt die Chance der Ablösung von der konkreten Bindung an das, was sich jedem Beteiligten unmittelbar als Beobachtung aufdrängt.«<sup>51</sup>

Hier spricht Luhmann auf allgemeinerer Ebene das aus, was ich bereits mit Bezug auf die Konstruktion von Realität zur Sprache gebracht habe. Zum Verständnis der Entstehung der Beobachtungsebene 2. Ordnung muss man beachten, dass sich Kommunikationen immer schon mit Hilfe der Unterscheidung von Information und Mitteilung selbst beobachten; und es fällt auf, dass der Begriff der Beobachtung auf einer anderen Ebene als Kommunikation anzusiedeln ist. Die Kommunika-

47 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Moral der Gesellschaft*, S. 184.

48 Ebd.

49 Vgl. ebd.

50 Ebd.

51 Luhmann, Niklas: »Das Medium der Kunst«. In: *Delfin*. 4(1986b), S. 12.

tion zeigt sich als eine der vor- und zurückgreifenden ›Sequenzen‹ von Operationen, die rekursiv organisiert sind.<sup>52</sup> Diese Operationen müssen sich »von einer operativ unzugänglichen Umwelt unterscheiden können. .. [Das so operierende System] muss die Sequenz der Operationen als Grenzziehung, als Eingrenzung des Dazugehörigen und als Ausgrenzung des Nichtdazugehörigen beobachten können.«<sup>53</sup> Beim Beobachten handelt es sich formtheoretisch erst einmal nur um ein unterscheidendes Bezeichnen.<sup>54</sup> Für die Operationen eines Systems bedeutet dies, dass sie die Unterscheidung System/Umwelt voraussetzen müssen, aber das System nur mit Hilfe der systeminternen Unterscheidung von Fremdreferenz und Selbstreferenz von ihrer relevanten Umwelt unterscheiden können und keinerlei Möglichkeit besitzen, Operationen auf diese auszuweiten. Es kann nur die Seite des Systems bezeichnet werden und für die System/Umwelt-Unterscheidung heißt dies, dass ein Umweltzugang nur über Imagination<sup>55</sup> erreicht werden kann. Blickt man nun genauer auf die dem System möglichen Zugangsweisen zu einer Identifizierung seiner selbst und der Umwelt durch die Unterscheidung Fremdreferenz/Selbstreferenz, so zeigt sich hier der geeignete Ansatzpunkt zur Erklärung einer sich selbst beobachtenden Kommunikation: die Begriffe Information und Mitteilung selegieren sich als Basiselemente der Kommunikation, wobei Information stets auf die Fremdreferenz des Systems und die Selektion der Mitteilung stets auf die Selbstreferenz verweist. Durch die Selektion von Information überrascht sich das System sozusagen selbst und versorgt sich so mit weiteren Unterscheidungen. Über Mitteilung führt das System die eigenen Kommunikationen in selbstreferentieller Operationsweise fort. Was dadurch entsteht ist »das System als Grenze, als Form mit zwei Seiten, als Unterscheidung von System und Umwelt.«<sup>56</sup> Damit Kommunikation nun als eine sich selbst beobachtende Operation zustande kommen kann, muss die durch das System produzierte Information verstanden werden; das Pferd wird sozusagen von hinten aufgezäumt. Verstehen bedeutet dann die Selektion einer Unterscheidung, die sich auf das Schema Selbstreferenz/Fremdreferenz in der besonderen Form von Information und Mitteilung bezieht. Und dass es diese auseinanderhält wird klar über die Möglichkeit, sich entweder mehr auf die eine oder die andere Seite dieser Unterscheidung beziehen zu können. Luhmann sagt hierzu: Man nimmt Kommunikation nur wahr, »wenn man sieht, feststellt, dass jemand etwas gesagt

52 Vgl. Luhmann, Niklas: *Soziologie des Risikos*, S. 24 I.

53 Ebd.

54 Siehe hierzu wiederum Spencer-Brown, George: *Gesetze der Form*.

55 D.h. die Umwelt tritt immer nur als ein durch die Operationen des Systems konstruiertes Abbild im selben System auf.

56 Luhmann, Niklas: *Soziologie des Risikos*, S. 24 I.

hat und dass man dieses ›jemand‹ und das ›etwas‹ unterscheiden kann. Das schließt ein, dass jemand über sich selber spricht, dass er sagt, ›Ich bin heute aber müde‹ oder ›Ich habe keine Lust‹. ... Dann teilt er eine Information über sich selber mit, und wir sind raffiniert genug, um Informationen, die jemand über sich selber gibt, nicht ohne weiteres abzunehmen, sondern sofort den Gedanken zu haben, wieso er das jetzt wünscht, wieso er in dem Zustand ist«. <sup>57</sup> Und dies setzt voraus, dass »das Verstehen versteht, dass es versteht«. <sup>58</sup> Verstehen wird zur Bedingung der Fortsetzbarkeit für Kommunikation und ist letztlich darauf angewiesen, dass es Alter/Ego-Konstellationen zustande bringt, die hierfür genügend ›Verstehen‹ zur Verfügung stellen.

Geht man nun einen Schritt weiter, dann lassen sich mit Luhmann zwei grundsätzliche Formen der Beobachtung 2. Ordnung unterscheiden. Erstens die Beobachtung eines ›operierenden‹ und zweitens die Beobachtung eines ›beobachtenden‹ Systems. <sup>59</sup> Medientheoretisch reicht es aus, wenn sich das System als ein ›operierendes System‹ beobachten kann; wenn es seine Kommunikationen mit Rücksicht auf die beobachtenden Beteiligten wählen und den daraus resultierenden Strukturen gewisse Redundanzen verleihen kann. Funktionssysteme müssen sich aber darüber hinaus als »beobachtendes System« <sup>60</sup> beobachten können. Hier kommt eine Unterscheidung ins Spiel, die von der Ebene der Beteiligten als Beobachter abhebt und das System selbst als ein beobachtendes unterscheidet. »Es heißt: ein System zu beobachten, das seinerseits beobachtende Operationen durchführt. Dabei kann es sich um ein anderes System handeln, aber im Falle einer Selbstbeobachtung zweiter Ordnung auch um das beobachtende System selbst.« <sup>61</sup> Bezüglich der Funktionssysteme heißt dies: Autonomie durch Unterscheidung eines Beobachters, der sich selbst von einer Umwelt unterscheiden kann, und die Unterscheidung, die dies in den Funktionssystemen leistet, *ist die binäre Codierung*. Die Systeme wissen angeleitet durch den re-entry, was ihre jeweilige Leitdifferenz ist, <sup>62</sup> und es gibt keine Kommunikation innerhalb des Systems, welche sich dieser Differenz als die zentrale Struktur der Systemreproduktion vollends entziehen könnte. <sup>63</sup> Das System beobachtet sich also durch diese unausweichliche Bezugnahme auf die

57 Luhmann, Niklas: *Einführung in die Systemtheorie*, S. 299.

58 Ebd., S. 300

59 Vgl. Luhmann, Niklas: *Soziologie des Risikos*, S. 241.

60 Für den Hinweis auf diese Unterscheidung ›operierendes System‹ und ›beobachtendes System‹ siehe ebenfalls ebd.

61 Ebd.

62 Vgl. hierzu auch Luhmann, Niklas: *Ökologische Kommunikation*, S. 57.

63 Grenzüberschreitungen bedeuten Codeüberschreitungen und führen zu entsprechenden Neubewertungen. Siehe hierzu auch Luhmann, Niklas: *Soziologie des Risikos*, S. 91.

Codierung stets selbst und weiß, dass es dies tut. Dabei ist diese Zuordnung nicht durch externe Bedingungen vorgegeben. Das System selbst stellt fest, »welche Operationen den eigenen Code und keinen anderen benutzen.«<sup>64</sup> Es reproduziert diese selbst mit Hilfe der Unterscheidung von Selbst/Fremdreferenz als Kommunikation und irritiert sich durch den damit gegebenen Umweltbezug zwar selbst, aber eine entsprechende Determination durch die Umwelt bleibt ausgeschlossen.

Geht man nun davon aus, dass Funktionssysteme letztlich beide Formen der Beobachtung 2. Ordnung realisieren, weil sie zur Reproduktion der Leitdifferenz Kommunikation in Anspruch nehmen und diese auf Erwartungen des Systems beziehen können, dann stellt sich die Frage, wie das Verhältnis von Kommunikation als sich selbstbeobachtende Operation und Beobachtung, mit Hilfe der jeweiligen binären Codierung zu verstehen ist. Die Selektion von ›Verstehen‹ innerhalb der Kommunikation produziert wie bereits beschrieben Freiheitsgrade, deren primäres Ziel es ist, die Autopoiesis des Systems abzusichern, das heißt Anschlüsse zu finden. Dabei kommt es erst einmal gar nicht darauf an, ob eine Mitteilung bezüglich ihrer Intention richtig oder falsch verstanden wurde (man kann richtig stellen, nachfragen etc.), sondern nur darauf, dass es weitergeht. Das System entlastet sich auf der operativen Ebene sozusagen selbst von einem Gesamteinschluss Alters und Egos, indem es den Strukturaufbau einem zwar konditionierten aber zugleich kontingenten Prozess überlässt. Normalkommunikation kann einen solchen Prozess der Strukturbildung sich selbst überlassen. (Natürlich immer nur so lange, wie eine ›Angepasstheit‹ an die Umwelt gegeben ist.) Funktionssysteme, die sich an einem binären Code orientieren, um eine gesellschaftlich relevante Funktion erfüllen zu können, dürfen einen solchen Prozess jedoch nicht der Beliebigkeit, oder besser: der reinen Evolution überlassen. Das sich mit Hilfe der Codierung selbst beobachtende System muss sich gleichsam Möglichkeiten schaffen, mit denen es systeminterne Kommunikationen der Beurteilung unterziehen, das heißt, richtig zuordnen kann. Für Funktionssysteme heißt dies, es müssen Kriterien für die Richtigkeit der Zuordnung von Kommunikationen zu einem der beiden Werte zur Verfügung stehen. Dies leisten die Programme. Im anderen Falle würde die Codierung nicht genug Struktur an die Hand geben, um ein ganzes Funktionssystem auf sich einzustellen. Missverstehen wird damit weiterhin nicht ausgeschlossen, es wird aber durch die Programme beurteilbar; und dies schließt ebenfalls nicht aus, dass die Programme selbst, wenn sie einen gewissen Grad an Komplexität erreicht haben, einer solchen Beurteilung durch sich selbst unterzogen werden können. Die sich selbst beobachtende Kommunikation und die Beobachtung

64 Ebd., S. 236.

mit Hilfe der binären Codierung konvergieren auf der Ebene der Programme, wobei die Besonderheit darin besteht, dass es einerseits zur Ausdifferenzierung der beschriebenen Programme kommt, die in Form von Kriterien der Richtigkeit primär auf den binären Code bezogen bleiben und es erlauben, Kommunikationen daraufhin zu beobachten, ob sie die damit gegebenen Erwartungen erfüllen. Dadurch, dass Programme im Unterschied zu Codierungen »divergieren«<sup>65</sup> können, muss ein System zum Beispiel beobachten können, »mit welchen Methoden Forschungsergebnisse erarbeitet sind oder zu welchen Preisen gekauft oder nicht gekauft wird«. Andererseits werden aber gerade durch die Selbstbeobachtung des Systems mit Hilfe der binären Codierung zusätzlich Strukturbildungen ermöglicht, die es dem System erlauben, in Distanz zur Codierung zu treten und vielmehr an die Programmebene, sozusagen, anzukristallisieren. Dirk Baecker beschreibt diese Ebene der Selbstbeobachtung mit Bezug auf das Wirtschaftssystem folgendermaßen: »Wichtig ist nun, daß Beobachtungen die operativen Leistungen der Codierung zwar voraussetzen, aber zugleich auch eine Distanz zum Code realisieren. Die reflektierende Beobachtung, also die Selbstbeobachtung des Systems, ist nicht darauf angewiesen, ihre Informationsgewinnung und -verarbeitung an den binären Schematismus des Codes zu binden. Für sie geht es eben nicht nur um Zahlung oder Nicht-Zahlung, sondern auch und gerade um Transaktionen, um Erwartungen und Entscheidungen, um Produktion und Konsum, Anreiz und Risiko, um Eigentum, Bedürfnisse und Arbeit.«<sup>66</sup> Beide Möglichkeiten des Systems, sich selbst zu beobachten, differenzieren sich natürlich nicht unabhängig voneinander aus. Sie bleiben aufeinander bezogen. Preise und Methoden als Programme dienen dann zum Beispiel als Anhaltspunkte und Entscheidungsgrundlage für weitere Operationen. Luhmann führt zu diesem Problemerkostext aus:<sup>67</sup>

»Ein Forscher beobachtet, was andere Forscher beobachten. ... Preise bieten die Möglichkeit, zu beobachten, wie andere den Markt beobachten und ob sie zu bestimmten Preisen kaufen oder nicht kaufen. Die moderne Kunst läßt sich nur verstehen, wenn man erkennt, wie die Künstler ihre Mittel einsetzen, das heißt: wie sie beobachten was sie tun. ... In all diesen Fällen geht es nicht darum, daß man die Teilnehmer an medienvermittelten Kommunikationen wie Objekte im Blick auf deren eigene Merkmale beobachtet, um voraussehen zu können, wie sie handeln werden. Das Interesse geht ausschließlich darauf, zu beobachten, was sie beobachten; und das schließt in vielen Fällen ein: zu beobachten, was

65 Vgl. ebd

66 Baecker, Dirk: *Information und Risiko in der Marktwirtschaft*. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1988, S. 182.

67 Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 374f.



sie nicht beobachten. Sobald es eine Beobachtung zweiter Ordnung gibt, wird *alles* Beobachten in dem jeweiligen Medienbereich auf die Ebene zweiter Ordnung bezogen. Auch der Beobachter erster Ordnung weiß sich durch einen Beobachter zweiter Ordnung (der er selber sein kann) beobachtet.«

Daraus folgt bereits, dass es nicht primär um die Ausdifferenzierung unterschiedlicher und auseinanderlaufender, sondern um aufeinander angewiesene Strukturebenen geht. Es geht um die Ermöglichung von Strukturvielfalt zur Sicherung der Autopoiesis. Während es zum Beispiel im Rechtssystem Programme gibt, die im Gerichtsverfahren eine Entscheidung über die binäre Codierung recht/unrecht herbeiführen können und auf diesen explizit Bezug nehmen, so gibt es doch nach der Urteilsprechung noch die Notwendigkeit der Weiterbehandlung, des Umgangs mit dem Verurteilten. Es entsteht die Notwendigkeit, die zugeordnete Strafe zu vollziehen, und hierfür müssen Strukturen zur Verfügung stehen, die dies leisten können. Es handelt sich hierbei nicht um Programme, sondern um ankrystallisierende Strukturen, die sich letztlich in ihrem Vollzug von der Codierung distanzieren, aber diesen dennoch als Letzthorizont mitführen. An die Verurteilung, an unrecht wird nun rechtmäßig angeschlossen.<sup>68</sup> Der Gefangene hat dann zum Beispiel ein Recht auf angemessene Unterbringung, Nahrungsbereitstellung etc. und kann diese ggf. einklagen. Was entsteht, ist eine Ebene der Beobachtung 2. Ordnung, die auf Recht-Sprechung, also auf den Positivwert, ausgerichtet bleibt, aber hierzu den Negativwert der Codierung hinzuziehen muss.<sup>69</sup> Auf der Ebene der Beobachtung 2. Ordnung, die sowohl für Programmmentfaltung als auch für Beobachterstandpunkte zur Verfügung steht, und die auf bereits programmatisch entschiedene Sachverhalte zurückgreifen und diese wiederum für zukünftige Entscheidungen nutzen kann, können sich demnach Beobachtungen einspielen, die die Zuordnung der Codewerte geradezu hinauszögern oder voraussetzen. Auf dieser Ebene der Beobachtung 2. Ordnung bildet sich ein Gedächtnis aus. Wie immer dieses Gedächtnis auch funktioniert, es kann eine entsprechende Zuordnung zu einem der beiden Werte jedoch nicht vollständig aussetzen, da die Programmebene, die sowohl für die Codierung als auch für die sonstigen Beobachterstandpunkte die Kriterien der Richtigkeit zur Verfügung stellt, selbst lediglich eine Seite einer Unterscheidung darstellt, die ihre basalen Anschlüsse nur auf der Seite der Codierung identifizieren kann. Die Ausdifferenzierung von Programmen schafft demnach Möglichkeiten

68 Vgl. hierzu zum Beispiel die Äußerungen in Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 171–203.

69 Ich werde auf dieses Thema der Präferenz noch näher eingehen.

und Notwendigkeiten der Beobachtung, die das Beobachten von Beobachtern dirigieren, aber gleichzeitig nicht deduzieren; und hierfür müssen sie wie gesagt Zeit in Anspruch nehmen können, die zwischen Vergangenheit und Zukunft unterscheiden kann. Nicht jede Beobachtung, und erst recht nicht jede Kommunikation, wird dann linear auf den Code bezogen und einer direkten Entscheidung ausgesetzt. Es gibt in diesem Sinne keinen Automatismus von Programmebene in Richtung Codeebene. Die Zuordnung der Codewerte folgt in diesem strengen Sinne keiner Logik.

Die Unterscheidung Codierung/Programme führt zu einer gegenseitigen Ausgestaltung von Horizonten, wobei die Seite der Programme die Codierung als Letzthorizont nicht ausschalten kann und alle ihre Kommunikationen darauf einzustellen hat. Durch diesen Bezug zur Codierung bildet sich diejenige Speziesemantik aus, die ohne den re-entry der binären Codierung nicht denkbar wäre und einen Ebenenunterschied zur Normalkommunikation produziert. Die Invarianz der Codierung, von der hier ausgegangen wird, hängt nicht zuletzt mit den verschiedenen Formen der beschriebenen Selbstbeobachtung zusammen. Die Selbstbeobachtung als operierendes System irritiert sich durch ihre Grenzdefinitionen zur Umwelt stets selbst. Hierzu nutzt die Form der Codierung die Möglichkeiten, die in den Programmen liegen. Diese führen die Codierung stets als Horizont mit und können deren zwingenden Charakter auf der Operationsebene dadurch relativieren, dass sie die Umwelt als Anhaltspunkt für deren selbstreferentielle Reproduktion nutzen.<sup>70</sup> Die unterschiedlichen Operationsweisen, die dadurch möglich werden, dass beide Seiten der Unterscheidung binäre Codierung/Programme bezeichnet werden können, reproduzieren dabei Freiheitsgrade, die nur durch die Zuordnung einer der beiden Werte zu bestimmten Themen und Sachverhalten drastisch abgekürzt werden können. Man kann sagen, die Seite der Programme lässt sich nicht durchgängig durch die künstliche Selbstreferenz der Codewerte beeindrucken, da sonst die Umweltbezogenheit über die Maßen reduziert und die Integration des betreffenden Funktionssystems gefährdet würden. Die Seite der Codierung lässt sich auf der anderen Seite nicht durch die einzelnen, eigene Redundanzen aufbauenden Programme irritieren, indem sie bei Bedarf durch die Zuordnung zu einem der beiden Werte eine Entscheidung herbeiführt und somit als Interdependenzun-

70 Hier lässt sich deutlich ein Zusammenhang zu dem erkennen, was ich zur selbstreferentiellen Reproduktion unter einem Mediacode erläutert habe. Es deutet darauf hin, dass die Form der Codierung, die den re-entry der Codierung vollzogen hat, diese Form der medientypischen Reproduktion nicht verhindern kann; d.h. dass die Form der Codierung einen Horizont-Bezug zu der medialen Reproduktion beibehält.

terbrecher wirkt. Was folgt, ist eine Änderungsbereitschaft auf der Programmebene, die durch die ›Umkehrrelation‹ der Codierung gleichzeitig gestützt und im Zaum gehalten wird. Gestützt wird sie durch die einfache Umkehrbarkeit der Werte, die durch Negation selbstreferenzieller Bezüge auf die Veränderbarkeit der Programme baut. Im Zaum gehalten wird sie durch die Unhintergebarkeit der Codierung durch die Programme. Da trotz aller sonstigen hier ansetzenden Strukturentfaltungsmöglichkeiten die Primäraufgabe der Programme die richtige Zuordnung zu einem der beiden Codewerte ist, erscheinen folglich alle Operationen und Zuordnungen als kontingent. So sind dann zum Beispiel einmal festgestellte Rechtssätze nicht zeitlos beständig, sondern stets einer möglichen Revision durch neu auftretende Sachverhalte ausgesetzt, denen nicht ausschließlich durch einmal festgelegte Normen begegnet werden kann. Luhmann sagt folglich: »Wenn ein binär codiertes System eine zeitlang in Betrieb ist, erfährt es alle Operationen als kontingent – Wahrheit wird zur hypothetischen Wahrheit, Recht zum positiven Recht, Zahlung zur Frage der wirtschaftlichen Rationalität – und eben: Regieren zur Wahl zwischen politischen Möglichkeiten, durch die man zu verhindern sucht, daß die Opposition Chancengewinne verbuchen kann.«<sup>71</sup>

### 3.1.3 Die Selbstreferenz der Codewerte

Die »*ausnahmslose Kontingenz aller Phänomene*«<sup>72</sup> hängt mit der »Totalisierung als Bezug auf alles, was im Code als Information behandelt werden kann«<sup>73</sup> zusammen und resultiert aus dieser. Die Codierung ist das Stellgleis und die Grenze des unendlichen Horizontes an möglichen Kommunikationen, die sich innerhalb des Systems reproduzieren können. »Alles, was erscheint, erscheint im Licht der Möglichkeit des Gegenwertes: als weder notwendig noch unmöglich.«<sup>74</sup> An dem Zusammenspiel von Wert und Gegenwert eröffnet sich der weite Horizont möglicher Kommunikationen des Systems, wobei keine der aktualisierten Kommunikationen im Entscheidungsfall von der Zweiwertigkeit des Gegensatzes ausgeschlossen werden kann. Damit dies funktioniert, muss sich das System über seine Codierung identifizieren. Es identifiziert sich, indem es sich 1.) darauf stützt, dass positiver und negativer Wert nicht zugleich zutreffen können, und 2.) dritte Werte aus

71 Luhmann, Niklas: »Theorie der politischen Opposition«. In: *Zeitschrift für Politik*. 36 (1989b), S. 20.

72 Luhmann, Niklas: *Ökologische Kommunikation*, S. 52.

73 Ebd.

74 Ebd.

der Codierung ausgeschlossen werden; das heißt, dass alles was zum Beispiel nicht als rechtmäßig anerkannt wird, unrechtmäßig sein muss oder, dass jeder, der innerhalb des Systems der Krankenbehandlung nicht krank ist, gesund sein muss. Die »Binarität ermöglicht eine Einbeziehung des Gegenwertes in den Wert und des Wertes in den Gegenwert.«<sup>75</sup> Die andere Seite der Unterscheidung ist immer mitgemeint; die Einheit der binären Codewerte zeigt sich hier als Form.<sup>76</sup> Das System, dass eine solche Codierung benutzt, identifiziert sich so über seine Differenz. »Der Wert ist dann zugleich Identität und Differenz, nämlich er selbst und nicht der Gegenwert (und ebenso auf der anderen Seite).«<sup>77</sup> Beide Seiten der Codierung hängen dann so miteinander zusammen, dass man von einer »sich in sich selbst wiederholenden selbstreferentiellen Relation«<sup>78</sup> sprechen kann. Die Selbstreferenz des Systems läuft über eine Negation, die Teil des Systems ist. Jeder Wert negiert den jeweils anderen und das System differenziert sich über dieses Negationsverhältnis aus.<sup>79</sup> »Der Beweis für das Ja läuft dann über die Unmöglichkeit des Gegenteils. Basale Selbstreferenz wird nicht nur zugelassen, sie wird forciert unter der Bedingung, daß sie sich der Form des binären Schematismus fügt und in ihr aufgehoben werden kann.«<sup>80</sup> Somit wird »die Differenz von Identität und Differenz« immer wieder in Differenz aufgelöst.<sup>81</sup> Diese Form der Selbstreferenz hat die Konsequenz, dass keiner der beiden Codewerte innerhalb des Systems mehr solitär benutzt werden kann. Der negative Wert ›Nichtzahlen‹ zum Beispiel lässt sich im Funktionssystem der Wirtschaft nicht mehr unabhängig von der Tatsache betrachten, dass der positive Wert ›Zahlung‹ irgendwie zur Option stand. Sie muss »als Wunsch, als Erwartung, als Verpflichtung irgendwie nahegelegen«<sup>82</sup> haben. Außerhalb des Systems der Wirtschaft und ihren Kommunikationen würde ›Nichtzahlung‹ keine sinnvolle Information liefern, es sei denn im

75 Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 364. Siehe auch. Luhmann, Niklas: *Macht*, S. 43.

76 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 364

77 Ebd.

78 Ebd.

79 Vgl. Luhmann, Niklas: »Die Wirtschaft der Gesellschaft als autopoietisches System«, S. 313.

80 Luhmann, Niklas: »Die Ausdifferenzierung von Erkenntnisgewinn: Zur Genese von Wissenschaft«. In: Stehr, Nico; Mella, Volker (Hrsg.): *Wissenssoziologie*, Sonderheft 22 (1980) der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen 1981, S. 112.

81 Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 364. Siehe auch Luhmann, Niklas: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. Band 3, S. 311f.

82 Luhmann, Niklas: »Die Wirtschaft der Gesellschaft als autopoietisches System«, S. 312.

Sinne einer »Geheimsprache«.<sup>83</sup> Eine weitere Konsequenz ergibt sich aus der Klarheit der internen Bezüge zwischen den Codewerten. Da jeder Wert nur mit Bezug auf den anderen Wert seine spezifische Funktion erfüllen kann<sup>84</sup>, zeigt sich zum Beispiel, dass »gute Zensuren .. mehr mit schlechten Zensuren zu tun [haben; d.A.] als beispielsweise mit Bildung.«<sup>85</sup> Dritte Werte scheinen auf der Ebene der Codierung nahezu ausgeschlossen zu sein, da sie zu einer ›Ambivalenz‹ der internen Verhältnisse führen würden, die dann zusätzlich durch Konditionierungen differenziert werden müssten.<sup>86</sup> Selbstreferentialität, die hier lediglich über zwei Werte läuft und dritte Werte an dieser Stelle ausschließt, wird zur operativen Voraussetzung sowohl der Autopoiesis als auch der operativen Geschlossenheit des jeweiligen Funktionssystems.

### 3.1.4 Autopoiesis und operative Geschlossenheit

Die Selbstreferenz von Funktionssystemen folgt jeweils einem eigenen Funktionsprimat; im Wirtschaftssystem zum Beispiel der Zukunftsvorsorge angesichts knapper Ressourcen oder im Rechtssystem der Stabilisierung normativer Erwartungen, und benutzt dazu einen binären Code.<sup>87</sup> Über Funktionsorientierung und binäre Codierung lässt sich das System in seinen Operationen schließen. Die damit beschriebene Form der Selbstreferenz zeigt einen Selbstbezug des Systems, der über Negationen beide Codewerte ins Zentrum seiner Reproduktion rückt, das heißt, jeweils immer nur den Gegenwert als Operationsmöglichkeit zulässt. Ein solches System, das sich auf diese Weise ausdifferenziert und keinen seiner Werte aus seinen Operationen ausschließen kann, zeigt sich grundsätzlich ›ateologisch«.<sup>88</sup> Mit jeder Operation entsteht wieder die Option

83 An dieser Stelle sei darauf verwiesen, welchen einschneidenden Charakter binäre Codierungen für die jeweiligen Funktionssysteme haben. Jede Selbstbeschreibung, die die strikte Binarität von Systemen aufheben möchte, z. B. durch die Exemplifikation eines Kontinuums zwischen gesund und krank, scheitert an der kommunikativen Notwendigkeit innerhalb eines Codes, sich auf einen der beiden Werte zu beziehen.

84 Vgl. Luhmann, Niklas: »Codierung und Programmierung«. In: ders.: *Soziologische Aufklärung 4. Beiträge zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft*. 3. Aufl. VS: Wiesbaden, 2005, S. 201.

85 Ebd.

86 Dass eine Einschaltung dritter Werte in Form von Akzeptions- und Rejektionswerten grundsätzlich möglich ist, aber aufgrund von funktionssystemspezifischen Gesichtspunkten nicht umgesetzt wird, werde ich weiterverfolgen.

87 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 748.

88 Vgl. Luhmann, Niklas: *Soziologie des Risikos*, S. 88.

für beide Werte. Diese Rekursivität der Operationen erfordert, dass jede Entscheidung »nur im Vorausblick auf weitere Operationen getroffen werden«<sup>89</sup> kann. Die Zweiwertigkeit setzt jedes Ende wieder auf Anfang.<sup>90</sup> Die damit bezeichnete Eigendynamik binär codierter Systeme führt dazu, dass sie »ihr eigenes Ende nie mit ihren eigenen Operationen herbeiführen könnten.«<sup>91</sup> Binäre Codierungen sind somit der Garant für die autopoietische Reproduktion der Funktionssysteme und bilden »im autopoietischen System der Gesellschaft autopoietische Subsysteme«<sup>92</sup> aus. Sie können dies leisten, da sich die Operationen dieser Systeme durch die Negation ihres Gegenwertes auf andere Elemente desselben Systems beziehen können – aus denen sie selbst reproduziert wurden.<sup>93</sup> So lassen festgestellte Wahrheiten weitere wissenschaftliche Implikationen entstehen, oder umgekehrt: einmal festgestellte Unwahrheiten können Redundanzen des Systems zu Fall bringen und somit eine hohe Variation an neuen Informationen produzieren, aus denen sich dann im Sinne weiterer Anschlussmöglichkeiten neue Wahrheiten generieren lassen. Oder ein Beispiel Luhmanns aus dem Rechtssystem: »Was als Recht festgestellt ist, kann in der weiteren Kommunikation dazu dienen, die Frage Recht oder Unrecht erneut aufzuwerfen, zum Beispiel eine Rechtsänderung zu verlangen.«<sup>94</sup> Aber egal wie die einzelnen Operationen im Detail fungieren, immer geht es um die Reproduktion eines Systems, das sich an jeweils genau einem Code orientiert. Was daraus entsteht, ist eine zirkuläre Geschlossenheit aller darin entstehenden und vergehenden Operationen.<sup>95</sup> Diese operative Geschlossenheit des Systems verweist dann zusätzlich darauf, dass jeder Wert eines Codes niemals »auf andere, externe Werte verweist.«<sup>96</sup> Das ›Werteschema‹, in dem jedes Funktionssystem operiert, wird durch jede Operation des Systems reproduziert und ist »nicht der Umwelt entnommen«.<sup>97</sup> Das System ist weder »Abbildung, Copie, Imitation, Repräsentation eines entsprechenden Umweltvorganges«.<sup>98</sup> Das System wird auf sich selbst zurückverwiesen. Luhmann spricht davon, dass das System »damit in

89 Ebd.

90 Vgl. ebd. Siehe hierzu auch, inkl. entsprechender Folgerungen für die Pädagogik Luhmann, Niklas: »Das Kind als Medium der Erziehung«, S. 211 f.

91 Ebd., S. 212.

92 Vgl. Luhmann, Niklas: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. Band 3, S. 310.

93 Vgl. Luhmann, Niklas: »Die Wirtschaft der Gesellschaft als autopoietisches System«, S. 313.

94 Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 749.

95 Vgl. Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 171.

96 Vgl. Luhmann, Niklas: *Ökologische Kommunikation*, S. 55.

97 Vgl. Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 176.

98 Ebd.

gewisser Weise sich selbst ausgeliefert«<sup>99</sup> ist. Dies mag für den Bezug auf andere Funktionssysteme mit anderen Codierungen noch gut nachvollziehbar oder zumindest akzeptierbar sein; aber es ist schwierig zu sehen, dass auf dieser Ebene der Codierung und der Systemreproduktion ethische oder moralische Wertvorstellungen zusätzlich ausgeschlossen sind und erst sekundär, sozusagen als Kompensation für den damit bezeichneten ›Realitätsverlust‹, auf der Ebene gesellschaftlicher Kommunikation wiedereingeführt werden können.<sup>100</sup> Diese Ausblendung aller weiteren Erwartungshorizonte auf der Ebene seiner binären Codierung heißt für das System, »daß es keine Gründe finden kann, seinen Code nicht anzuwenden – ein politisch attraktives Thema nicht aufzugreifen, eine Krankheit nicht zu heilen, eine Rechtsfrage, wenn sie schon als solche auftaucht, nicht im Hinblick auf Recht und Unrecht zu durchleuchten.«<sup>101</sup> Autopoiesis und operative Geschlossenheit bezeichnen die für ein System typische Notwendigkeit zur Selbsterneuerung aus ›lediglich‹ eigenen Mitteln. So zeigt sich zum Beispiel im Wirtschaftssystem, dass sich jede Zahlung auf andere Zahlungen beziehen muss.<sup>102</sup> In diesem Sinne wirkt »jede effektiv geleistete Zahlung .. preisbildend und gewinnt damit einen Zweiteffekt auf der Ebene der Strukturbildung.«<sup>103</sup> Einerseits lassen sich über die Bildung von zahlungsgenerierenden Strukturen weitere Zahlungen anschließen, und andererseits konstruiert das System so Erwartungen darüber, »welche Zahlungen für welche Güter und Leistungen in Betracht kommen.«<sup>104</sup> Die Autopoiesis bildet so diejenigen Strukturen aus, die für weitere Anschlussmöglichkeiten einen katalytischen Effekt besitzen. Ohne Zahlungen hört das System auf zu operieren. Codegebundene Strukturen, hierzu zählen die Programme ebenso wie der Code selbst, haben somit die primäre Aufgabe, die Autopoiesis des Systems aufrechtzuerhalten.<sup>105</sup> Der Code leistet dies über seine hohe Technizität und die damit zusammenhängende verkürzte Selbstreferenz und die Programme leisten dies über ihre spezifische Umweltsensibilität bei gleichzeitiger Änderungsbereitschaft. Für die Ebene der Programme bedeutet dies, dass sie radikal an die Autopoiesis des eigenen Systems gebunden bleiben. Ihre Reproduktion auf der Ebene der Selbstbeobachtung 2. Ordnung lässt dann auch keine von diesen

99 Luhmann, Niklas: *Soziologie des Risikos*, S. 89.

100 Vgl. mit Bezug auf das Thema »Werte« Luhmann Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 798f.

101 Luhmann, Niklas: *Soziologie des Risikos*, S. 89.

102 Vgl. Luhmann, Niklas: »Die Wirtschaft der Gesellschaft als autopoietisches System«, S. 312.

103 Ebd., S. 313.

104 Ebd.

105 Und spätestens jetzt wird deutlich, wieso die strukturelle Ausdifferenzierung auf den Code als Primärerwartung bezogen bleibt.

Operationen unabhängige Umweltinterpretation mehr zu. Es lässt sich dann zum Beispiel nicht mehr ausmachen, was der »wirkliche Wert« von Gütern und Leistungen ist.<sup>106</sup> Denn Preise entstehen und Vergehen in der Rekursivität ihrer autopoietischen Reproduktion. Preise sagen dann nur noch aus, »ob Zahlungen richtig sind oder nicht. Das erfordert nur einen quantitativen Vergleich.«<sup>107</sup> Die Änderungsbereitschaft der Programme hängt dann viel mehr mit den selbstregulativen Mechanismen des Systems zusammen als mit Erfordernissen aus der Umwelt. Das System operiert in einer Art Selbstirritation zur Informationsgewinnung, die eben so weit getrieben werden kann, wie die Umwelt dies zulässt. Luhmann sagt mit Bezug auf das Rechtssystem: »Im Zuteilen von Recht und Unrecht liegt immer auch ein Moment der Reproduktion des Rechtssystems, eine Art ›Mehrwert‹, der – darf man sagen: unter Ausbeutung der Streitsucht der Leute? – für das System abgeschöpft wird.«<sup>108</sup> Die funktionierende Autopoiesis eines Systems hat, blickt man auf das Beispiel des Rechtssystems, immer auch einen bestimmten Informationswert für andere Systeme, indem es als beobachtbares System im Relevanzbereich der Umwelt anderer Systeme auftaucht und dort ein gewisses Irritationspotential auslösen kann. Nur so lässt sich verstehen, dass die Umwelt genau das nachfragt, was durch ein bestimmtes Funktionssystem (hier: Rechtssystem) erst erzeugt wird. Die im Rechtssystem gesteigerten Möglichkeiten zur Rechtsprechung sind gleichzeitig Möglichkeiten der Inanspruchnahme dieses Systems für die Umwelt. Im Wirtschaftssystem werden nicht selten bestimmte Bedürfnisse in der Umwelt des Systems so erst erzeugt, und es stellt sich die Frage, wie die gegenseitige Anpassung der Systeme aneinander trotz operativer Geschlossenheit vollzogen wird. Dies hängt mit den Möglichkeiten gegenseitiger Beobachtung und ihrer Berücksichtigung auf der Programmebene der jeweiligen Systeme zusammen. Doch bevor ich auf diese Umweltverhältnisse näher eingehe, ist es sinnvoll, die weiteren Eigenschaften der binären Codierung zu untersuchen, um für solche Untersuchungen den geeigneten Boden zu bereiten.

### 3.1.5 *Designation, Reflexion und die Präferenzproblematik*

Im Kontext der hier beschriebenen Autopoiesis der Funktionssysteme und ihrer spezifischen Reproduktionsweise deutet sich an dieser Stelle eine bedeutende Konsequenz an, die mit der Frage zusammenhängt, ob beide Codewerte innerhalb der Funktionssysteme im gleichen Maße

106 Vgl. ebd.

107 Luhmann, Niklas: *Ökologische Kommunikation*, S. 69.

108 Luhmann, Niklas: »Die Einheit des Rechtssystems«, S. 146.



für die autopoietischen Anschlussoperationen zur Verfügung stehen. Es handelt sich um keine triviale Frage, denn Luhmann sagt hierzu:

»Man kann mit dem Positivwert (etwa Wahrheit), aber auch mit dem Negativwert (etwa Unwahrheit), etwas anfangen. Zwar ist nur der Positivwert im System anschlussfähig, aber der Negativwert kann spezifizieren, unter welchen Bedingungen (hier: Theorien) dies der Fall ist.«<sup>109</sup>

Der positive Wert vermittelt die Anschlussfähigkeit weiterer Operationen im System<sup>110</sup> und erhält demnach eine gewisse noch zu klärende Präferenz. Der Negativwert dient innerhalb der Unterscheidung dann nur der Kommunikation, »daß alles, was im System geschieht, kontingent geschieht und auch anders möglich ist.«<sup>111</sup> So zeigt sich zum Beispiel im Politiksystem mit ihrem binären Code Regierung/Opposition,

»daß dies auch für die Unterscheidung Regierung/Opposition zutrifft. Nur die Regierung kann im politischen System anschlussfähig handeln. Nur sie verfügt über rechtsförmig anwendbare politische Macht. ... Auf der anderen Seite garantiert nur die Opposition die Dauerreflexion und die ständige Präsenz einer Optik, in der man sehen kann, daß es auch anders möglich wäre bzw. anders möglich gewesen wäre.«<sup>112</sup>

Dies gilt auch für andere Funktionssysteme. So lässt sich zum Beispiel ebenfalls nur mit Wahrheiten, Recht und Eigentum im System etwas anfangen. Die Negativwerte stehen dann nur für Kontrollzwecke zur Verfügung.<sup>113</sup> Sie stellen den Kontext, »durch den die Anschlußpraxis der positiven Seite rationale Selektion werden kann. (Was hätte man vom Geld, wenn man zu jedem Preis zahlen müsste und nicht nichtzahlen könnte?)«<sup>114</sup> Der Reflexionswert bezieht sich damit nicht auf eine separat vorauszusetzende Welt, er garantiert keine zusätzliche Ontologie, sondern lediglich einen eigenständigen Weltbezug; er bleibt dann aber an die mit dem Designationswert bezeichnete Ontologie gebunden. Er bezeichnet das, was jetzt bezogen auf diese Welt nicht der Fall ist

109 Luhmann, Niklas: »Das Kind als Medium der Erziehung«, S. 211f. Siehe auch Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S.363; ebenso Luhmann, Niklas: *Die Realität der Massenmedien*. 4. Auflage. VS-Verlag: Wiesbaden, 2009, S. 27.

110 Vgl. Luhmann, Niklas: »Theorie der politischen Opposition«, S. 18.

111 Ebd.

112 Ebd., S. 19f.

113 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 363.

114 Ebd., S. 363f. Im Rahmen der Beschreibung des Wissenschaftssystems werde ich auf diese spezifische Funktion des Reflexionswertes detaillierter eingehen.

und markiert zugleich die Systemabhängigkeit weiterer Operationen; da, wie gesagt, in der Welt keine Negationen vorkommen.

Zur Bezeichnung dieser unterschiedlichen Funktionen der beiden Codewerte benutzt Luhmann in Anschluss an Gotthard Günther auch die beiden Begriffe Designationswert und Reflexionswert, wobei der Designationswert für die Anschlüsse des Systems und der Reflexionswert für die genannten Kontrollzwecke zur Verfügung stehen.<sup>115</sup> Trotz unterschiedlicher Funktionen der Codewerte mit einer Präferenz für den Designationswert, stellt der Reflexionswert eine wählbare Option dar. Es obliegt dann den Entscheidungen des Systems, »einen bestimmten Preis zu zahlen oder nicht zu zahlen, eine Hypothese für wahr oder für unwahr zu halten, einen Anspruch als rechtmäßig oder als nichtrechtmäßig anzusehen.«<sup>116</sup> Die Technizität des Codes und die mit ihr gegebene unmittelbare Beziehung zwischen beiden Werten lassen es nicht zu, dass zum Beispiel etwas als Recht auftritt, was nicht zugleich auf der anderen Seite unrecht wäre;<sup>117</sup> und genauso gibt es »kein Unrecht, von dem man nicht rechtmäßig erwarten könnte, es sollte nicht geschehen.«<sup>118</sup> Die logische Symmetrie beider Werte bleibt also insofern erhalten, als beide Werte mit der gleichen Selektionsmöglichkeit ausgestattet werden. Aber dann stellt sich die Frage, wo die Präferenz für den jeweiligen Designationswert herkommt. Ist die sich hier zeigende Asymmetrie in der Unterscheidung Designationswert/Reflexionswert logischer Natur, oder ist sie in dieser besonderen Form vielmehr auf empirische Befunde angewiesen? Luhmann sagt hierzu: »nur im Einzelschicksal härtet der Code sich zu einer Disposition über den einen und nicht den anderen Wert.«<sup>119</sup> Und es ist die Besonderheit aller Systeme, dass sie sich in ihrer Autopoiesis über die Selektionen solcher Einzelschicksale (das heißt als Ereignis in Differenz zur Umwelt) reproduzieren.

Mit Blick auf die zu erörternde Frage kann man davon ausgehen, dass die hohe Technizität der Funktionscodes und die gleichzeitige Präferenz für den Positivwert der Codierung erst einmal in keinem direkten Widerspruch zueinander stehen. Denn die logische Relation der beiden Codewerte wird durch die Selektion einer Seite nicht aufgehoben, wenn mit der nächsten Operation die Option für die andere Seite wieder freigegeben ist. Es kann immer nur eine Seite zu einem bestimmten Zeitpunkt bezeichnet werden, und die Logik wird durch Häufigkeitsverteilungen nicht außer

115 Vgl. zu diesen beiden Begriffen auch ebd., S. 363. Siehe zur besonderen Explikation der Begriffe das Originalwerk Günther, Gotthard: »Minimalbedingungen einer Theorie des objektiven Geistes als Einheit der Geschichte«. In: *Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik*. 3 Bd. Meiner Verlag: Hamburg, 1980b, S. 141ff.

116 Luhmann, Niklas: »Theorie der politischen Opposition«, S. 19.

117 Vgl. Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 175.

118 Ebd.

119 Ebd.

Kraft gesetzt. Es ist aber nun schwierig zu erkennen, wie von der logischen Ebene der Codierung auf Präferenz zu schließen sei. Auch wenn in diesem Kontext Begriffe wie Wahrheit, Eigentum haben, Recht und an der Regierung sein allein schon aufgrund ihrer qualitativen Bedeutung ein ›Mehr‹ suggerieren als die Begriffe Unwahrheit, Eigentum nicht haben, Unrecht und in der Opposition sein, immer geht es um beides: um den Designationswert, der für Anschlussfähigkeit steht (»nur mit gezahltem, nicht mit ungezahltem Geld kann man etwas anfangen«<sup>120</sup>) und den Reflexionswert, der die Kontingenz des Systems offenhält.<sup>121</sup> Akzeptiert man vielmehr den evolutionären Umstand, dass die funktional differenzierte Gesellschaft kein Oberhaupt, keinen Primaten, keine endgültige Wahrheit mehr als zentrale Instanz der Reproduktion ausmachen kann, und dass die damit zusammenhängende Verabschiedung von teleologischen Endkommunikationen auf funktionaler Ebene die heutige Zeit auszeichnet, so lässt sich feststellen, dass die in Differenz aufgelöste Einheit einer Unterscheidung gerade auf das Vorhalten von Reflexionswerten angewiesen ist.<sup>122</sup>

120 Luhmann, Niklas: »Theorie der politischen Opposition«, S. 19.

121 Vgl. ebd.

122 Siehe hierzu Günther, Gotthard: »Minimalbedingungen einer Theorie des objektiven Geistes als Einheit der Geschichte«, S. 14 ff. Günther zeigt hier eindrücklich, dass es verschiedene Ontologien gibt, die eine Intervallbezogene, steigende Reflexionsfähigkeit zeigen. So hat man es auf der ersten Stufe mit einer monothematischen Ontologie zu tun. Diese spiegelt die Erkenntnisse der klassischen Logik wieder, in der es nur um das Denken über das reine Sein geht, der durch das Hinzufügen einer Negation kein zusätzlicher Strukturreichtum zukommen kann. Das reine Sein wird hier nur ›gespiegelt‹. Anders sieht es auf der nächsten Reflexionsstufe aus. Das Hinzufügen eines weiteren Wertes kann den Kontrast der vorhergehenden Stufe reflektieren. Da hierzu ein Wert nicht ausreicht, werden zwei Werte für diese Designation benötigt. Bei einem derartigen dreiwertigen System bleibt kein Wert für Nicht-Designation/ Reflexion übrig, da alle drei Werte für Designationsansprüche benutzt werden. Was hieraus entsteht, ist eine komplexere Ontologie und keine Logik. Erst mit dem Hinzufügen eines weiteren Wertes ist die Fähigkeit gegeben, das ursprüngliche Thema, das Sein zu reflektieren und die komplexeren Strukturen als Nebenthema dieser Zweiwertigkeit zu betrachten. Was sich hier zeigt, ist der ontologische Vorrang, der aus sich selbst heraus eine Logik entstehen lässt. Diese Logik ergibt sich in einem vierwertigen System durch Hinzutun einer Negation als Reflexionsinstanz. Bezieht man diese Ergebnisse auf meine systemtheoretische Analyse, so zeigt sich, dass in einem komplexer werdenden System, Spezialthemen eröffnet werden. Dies hängt damit zusammen, dass hier die Negationsfähigkeit fehlt, bei gleichzeitiger Kontrastbildung zum ursprünglichen Sein. Wie bei der Entstehung von Kommunikationsmedien lässt sich hiermit plausibilisieren, weshalb diese zuallererst durch selbstreferentielle Redundanzen gesteuert werden und nicht durch die Zweiwertigkeit der entsprechenden Codierung, auch wenn

Anders ließe sich die Präferenz für den Positivwert überhaupt nicht mehr nachvollziehen.

Es muss also zuerst untersucht werden, inwiefern und ob überhaupt sich Präferenz auf der Ebene der Codierung herstellen lässt. Ich habe bereits darauf hingewiesen, dass das exakte Umkehrverhältnis der Codierung dritte Werte ausschließt. Luhmann sagt hierzu: »dies zwingt, wenn man so sagen darf, zu einer Entqualifizierung der Werte. ... Der positive Wert spiegelt sich im negativen Wert und umgekehrt, und keiner von ihnen hat ein Sonderkolorit, das sich auf der Verbindung mit weiteren Werten ergeben würde.«<sup>123</sup> Auch die Feststellung, dass die Operationalisierung des Codes das ursprüngliche Gleichgewicht in ein Ungleichgewicht bringt, und das System dahin tendiert, »Chancen wahrzunehmen, die primär den positiven Wert begünstigen«,<sup>124</sup> erklärt nicht, wie die Präferenz hier ins Spiel kommen soll. Es leuchtet zwar ein, dass die Operationalisierung der Codierung zu einer Anhäufung von Erfahrungen führt, die in der Form von Programmen für Wiederverwendung bereitgestellt werden;<sup>125</sup> aber diese, das habe ich bereits erwähnt, führen lediglich zu einer Spezifizierung der richtigen Zuteilung zu den Codewerten und folgen in diesem Sinne nur den Strukturen der eigenen Form. Die Programme reproduzieren sich zusammen mit den codebezogenen Operationen und gehen diesen nicht voraus. Die Programme bilden eine Seite einer Unterscheidung, auf deren anderen Seite die Codewerte für Anschlussoperationen bereitstehen. Man kann also weitergehen und sagen, dass die Form der Codierung somit auf der Ebene ihrer logischen Analyse Präferenzbildungen ausschließt, während

diese bereits in den Startlöschern zur Realisierung steht. Erst mit der 4-Wertigkeit ist die Möglichkeit zur Negation gegeben und für die Kommunikationsmedien heißt dies, Freigabe zur technisierten Codierung und Entstehung von modernen Funktionssystemen. Erst jetzt wird das, was unter jedem einzelnen Kommunikationsmedium der Platzhalter für das ursprüngliche Sein ist, z. B. Wahrheit, der Negation ausgesetzt und unter Bedingungen gestellt. Bestehende Redundanzen werden also nicht beseitigt, nur re-formuliert. Ursprüngliche Präferenzen werden nicht ausgemerzt, sondern nur spezifiziert. In Übertragung auf die Codierung bedeutet dies, dass sowohl die logische Symmetrie der Werte als auch die gleichzeitige ontologische und hier speziell empirische Bindung aus der mehrwertigen Logik Günthers verständlich werden. Auch wenn Gotthard Günther diesen gesellschaftstheoretischen Ansatzpunkt aufgrund seiner Beschäftigung mit der Hegelschen Geistesbildung nicht artikuliert hat, so ist unschwer zu erkennen, dass sich hier eine tiefere Beschäftigung lohnt.

123 Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 177. Siehe hierzu auch Luhmann, Niklas: *Soziologie des Risikos*, S. 87.

124 Ebd.

125 Vgl. ebd.

sie inhaltlich unbestreitbar auf die Präferenz des Designationswertes gerichtet bleibt. Sieht man sich in dieser Hinsicht noch einmal die beiden Begriffsbestimmungen der Codewerte und deren Relation zueinander an, so sind nach Luhmann

»allein durch diesen Entstehungskontext schon Asymmetrisierungen eingebaut. Der Negativwert, der nur der Duplikation und der Kontingenzgewinnung dient, kann, auch wenn logische Reversibilität gesichert ist, keine volle Gleichwertigkeit gewinnen. Er bleibt ein Gegenwert, ein asymmetrisierendes Additiv, das keine eigenständige Bedeutung gewinnen kann.«<sup>126</sup>

Um die Frage der Präferenz zu beantworten, ist es dieser Aussage nach sinnvoll, die beiden Begriffe Asymmetrie und Bedeutung innerhalb des hier dargelegten Kontexts näher zu bestimmen. Der Begriff Asymmetrie folgt der differenztheoretischen Bestimmung der Form als einer Unterscheidung. Luhmann folgt hier den theoretischen Ansätzen George Spencer-Browns. Unterscheidungen werden bei Luhmann nach den Prämissen dieser Theorie eingeführt, »um Bezeichnungen zu ermöglichen, so wie Bezeichnungen anschlussfähige Sinngewinne nur dann erbringen, wenn man weiß, im Rahmen welcher Unterscheidung sie das eine und nicht das andere bezeichnen.«<sup>127</sup> Weiter heißt es dann bei Luhmann:

»Man kann deshalb, Spencer Brown folgend, Unterscheiden und Bezeichnen geradezu als eine einzige Operation ansehen. Dies hat zur Folge, daß eine exakt symmetrische Unterscheidung ein extrem unwahrscheinlicher Fall ist, weil er es im Prinzip gänzlich offen ließe, welche Seite der Unterscheidung im Zweifelsfalle zu bezeichnen ist. Eine gewisse Asymmetrie ist daher zu erwarten als Bedingung des evolutionären Durchsetzungsvermögens von Unterscheidungen.«<sup>128</sup>

Binäre Codierungen müssen demnach die Möglichkeit zur Asymmetrisierung anbieten, »um das Bezeichnen zu dirigieren.«<sup>129</sup> Allerdings sind auf dieser abstrakten Ebene der Bildung von Unterscheidungen die Funktionen, die durch das konkrete Bezeichnen erfüllt werden, noch nicht festgelegt.<sup>130</sup> Diese spezifischen Funktionen ergeben sich nach Luhmann nicht logisch aus den Unterscheidungen oder Codierungen, sondern sind vielmehr dem Zusammenhang von gesellschaftlichen Funktionen, der Entstehung von Kommunikationsmedien, daraus ent-

126 Luhmann, Niklas: »Distinctions directrices«, S. 17.

127 Ebd., S. 16.

128 Ebd.

129 Vgl. ebd., S. 18.

130 Vgl. ebd.

stehenden »evolutionären Errungenschaften«, den Funktionssystemen und ihren hoch technisierten Codierungen und dem Übergang von einer stratifizierten zu einer funktional differenzierten Gesellschaft geschuldet.<sup>131</sup> Mit Bezug auf die Kommunikationsmedien plausibilisiert er dies folgendermaßen:

»Die Funktion dieser Medien ist es, unwahrscheinliche Selektionsvermittlung gleichwohl motivfähig und damit hinreichend wahrscheinlich zu machen. Auch dies mag zum Anlaß werden, eine Seite der Unterscheidung auszuzeichnen, etwa den Wert der Wahrheit im Kommunikationsmedium der Wissenschaft oder den Wert des Eigentumhabens im Kommunikationsmedium der Wirtschaft, weil darin ein Motiv zum Ausdruck kommt, Kommunikationen anzunehmen.«<sup>132</sup>

Während die *Asymmetrie* im Rahmen des soziologisch übersetzten Kalküls Spencer-Browns logisch herleitbar bleibt, unterliegt die *Bedeutung* des Designationswertes und damit die Präferenzbildung gesellschaftlichen Bedingungen, das heißt dem Zusammenspiel aus kommunikationstheoretischen, evolutionären und systemtheoretischen Prozessen der Informationsbildung und -verarbeitung.<sup>133</sup> Die Besonderheit solcher Codierungen liegt in ihrer Form, die zugleich logische Reversibilität und logische Asymmetrie bei gleichzeitiger umweltsensibler, programmgebundener Produktionsweise zulässt. Die Codierungen rücken dadurch in eine bemerkenswerte Nähe zu den Erörterungen Hegels in seinem Buch »Logik der Wissenschaft«,<sup>134</sup> Hier stellt Hegel fest, dass das reine Sein und das reine Nichts dasselbe sind.<sup>135</sup> Es heißt dann weiter: »aber ebenso sehr ist die Wahrheit nicht ihre Ununterschiedenheit, sondern dass *sie nicht dasselbe*, dass sie *absolut unterschieden*, aber ebenso ungetrennt und untrennbar sind und unmittelbar *jedes in seinem Gegenteil verschwindet*.«<sup>136</sup> Das Sein rückt bei Hegel in ein Umtauschverhältnis mit dem Nichts, das sowohl als Einheit als auch als Verschiedenheit interpretiert werden kann. Eine Präferenz für eine der beiden Seiten ist an dieser Stelle seiner Analyse ebenfalls nicht zu finden. Die Differenz zwischen Sein und Nichts ruft in diesem Sinne reine Kontingenz hervor, die bei ihm erst durch das ›Werden‹ einer Bestimmung zugeführt wird und dadurch

131 Vgl. ebd.

132 Ebd. S. 17.

133 Auf eine tiefergehende Darstellung empirischer Befunde zu dem Thema Präferenz sei nochmal auf Luhmanns entsprechende Ausarbeitungen zu den einzelnen Funktionssystemen verwiesen.

134 Hegel, G.W.F.: *Wissenschaft der Logik*. 2 Bände. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1986b.

135 Vgl. Hegel, G.W.F.: *Wissenschaft der Logik I*, S. 83.

136 Ebd.

*etwas Bestimmtes* entstehen lässt.<sup>137</sup> Abgekürzt kann man sagen, dass das reine Nichts bei Hegel als nichts weiteres verstanden werden darf, denn als reine Reflexion des reinen Seins. Bezieht man diesen kleinen Exkurs auf die systemtheoretischen Erörterungen hier, so zeigt sich bezogen auf die Codierung eine starke Ähnlichkeit zu dem, was Luhmann mit Technisierung der Codierung meint. Er stimmt mit Hegel insofern überein, als er die strukturelle Gegebenheit, Negation als Reflexion zu identifizieren, übernimmt. Allerdings, und das unterscheidet den Ansatz Hegels von dem Luhmanns, bindet jener das ›Werden‹ der Bestimmungen an ontologische Voraussetzungen, indem er Sein und Nichts auf der Ebene der Logik zwar einen gleichen Rang einräumt, diesen aber aus ontologischen Gründen wieder aufheben muss. Das Werden wird zur Triebfeder der Dialektik, die beides miteinander verbindet. Das Werden wird durch die Symmetrie ins Spiel gesetzt und gleichzeitig wird dem Sein, da Bestimmung am Ende der Reflexion durch das Nichts steht, ein ontologischer Vorrang zugewiesen. Diesen Schritt geht Luhmann nicht mit. Es wurde bereits gezeigt, dass dieser die Entstehung von Bestimmtem nicht einem Sein zuschreibt, sondern Bestimmtes als Bezeichnungen innerhalb von kommunikativen Unterscheidungen *identifiziert* und die Einheit dieser Unterscheidung als Paradoxie unbezeichnet lässt. Luhmanns Theorie gibt dem Leser keine Abschlussformel an die Hand, mit welcher man endgültig ausmachen könnte, wie die Einheit einer Unterscheidung zu verstehen sei. Deshalb findet man bei ihm primär eine Form der Beobachtung, die versucht zu zeigen, wie sich Kommunikation dieser Einheit verstellt, das heißt, sie sozial in Unterscheidungen entfaltet. Jede Operation – oder konkreter: Kommunikation – ist eine Kommunikation in einem bereits kommunizierenden System und bezieht sich rekursiv auf Kommunikationen, für die dasselbe gilt. Und es kommt auf die Ausdifferenziertheit des jeweils vorauszusetzenden Systems an – hier Gesellschaft –, damit die darin möglichen Kommunikationen eine ausreichende orientierende Sicherheit einer für die Beteiligten ›realen Grundlage‹ bieten.<sup>138</sup> Luhmann geht es darum aufzuzeigen, wie Gesellschaft funktioniert. Auf der Ebene

137 Siehe für eine differenziertere Darstellung, als dies hier möglich ist, Koch, Anton Friedrich; Schick, Friedrike (Hrsg.): *G.W.F. Hegel: Wissenschaft der Logik* (Höffe, Otfried (Hrsg.): *Klassiker Auslegen*, Band 27). Akademie Verlag: Berlin.

138 An dieser Stelle, die den theoretischen Unterschied zwischen Ontologie und Differenztheorie betrifft, würde sicherlich ein Vergleich mit den Existentialien Heideggers bezogen auf das Mitsein mit Anderen einige neue Erkenntnisse liefern. Z. B. wäre das Zuhandene bei Heidegger, das vor dem Dasein sozusagen abfällt oder zusammenbricht, hier den Kommunikationen zuzuordnen, denen angesichts der Existenz eine niedere Rolle zukäme. Und es ließe sich die provokante Frage stellen, ob die Systemtheorie Luhmannscher Genese nicht als ein Spezialfall einer Fundamentalontologie verstanden

gesellschaftlicher Kommunikationen sind Paradoxien also immer schon entfaltet, so dass sie letztlich ein Problem von Theoriebildung und kein Problem alltäglicher Prozesse darstellen. Codierungen sind symmetrisch und asymmetrisch zugleich und genau dieser Umstand verweist auf die Form dieser Codierung. Während gerade bei Hegel die Symmetrie der Katalysator und die Rechtfertigung für seine daraus entstehende Dialektik und die damit immer wieder ins Spiel gebrachte Asymmetrie im Sicherheitsnetz des Seins ist, so folgt bei Luhmann Asymmetrie aus Asymmetrie. Immer geht es um Unterscheidungen, die eine Seite bezeichnen und die andere Seite unbezeichnet lassen.<sup>139</sup>

Interessant ist jedoch, dass sich die modernen Funktionssysteme für ihr Fortbestehen auf hoch symmetrische Unterscheidungen spezialisieren. Systeme, die ihre zentralen Unterscheidungen in dieser Hinsicht formieren, setzen sich geradezu dem Blick auf die in ihrer Einheit liegenden Paradoxie aus. Der Designationswert, der aufgrund der Asymmetrie seine Anschlüsse findet, steht dem Reflexionswert gegenüber, der deutlich macht, dass jede Operation auch anders möglich gewesen wäre und dass jeder zukünftige Anschluss das einmal Festgelegte in sein Gegenteil verkehren kann. Luhmann fasst dies folgendermaßen zusammen:

»Damit setzt das System sich prinzipiell und unaufhörlich dem Risiko aus, daß es nur mit dem Präferenzwert arbeiten kann, aber dies nur unter Bedingungen, die fordern, daß immer auch der Gegenwert zum Zuge kommen kann. Und dann gibt es keinerlei Garantie mehr dafür, daß Vergangenes erhalten bleibt und die Zukunft so sein wird wie die Vergangenheit.«<sup>140</sup>

werden müsste, die natürlich nicht hinter neueren Erkenntnissen zurückbleiben dürfte und einer entsprechenden Revision unter Berücksichtigung der Systemtheorie oder der Differenztheorie im Allgemeinen bedürfte.

139 Eine ursprüngliche Symmetrie findet man im Kontext dieser Differenztheorie nur auf der Ebene der ersten Unterscheidung. Das ist diejenige Unterscheidung, die der Differenztheorie zugrunde gelegt werden muss und die in diesem Zustand noch keinerlei Bestimmung an sich trägt. Sie ist die Unterscheidung, die nicht unterscheidet. Diese aber wird durch einen ersten Akt der Unterscheidung zum Zwecke einer beliebigen Bezeichnung in sich selbst kopiert und lässt auf diese Weise erst eine unterscheidbare Welt entstehen. Siehe hierzu die Mitschnitte aus der American University of Masters Conference, auf der Spencer-Brown seine Ideen zu den »Laws of Forms« allererst einem elitären Zuhörerkreis präsentierte. Einer der Zuhörer war Heinz von Foerster. Die Mitschnitte sind im Netz zu finden: <http://www.lawsofform.org/aum/> (Zugriff am 24.01.2014, 16:16 Uhr; nicht mehr im Internet zugänglich). Interessant könnte hier ein Vergleich mit dem reinen Sein bei Hegel und dem daraus entstehenden Austauschverhältnis zum Nichts sein. Ich werde hierauf im letzten Kapitel nochmals ausführlicher eingehen.

140 Luhmann, Niklas: *Soziologie des Risikos*, S. 88.



Wieso sollte man sich unter solchen ernüchternden Prognosen denn überhaupt für den Präferenzwert engagieren, wieso sollte man überhaupt eine Präferenz annehmen? Luhmann macht deutlich, dass der Code selber dafür Sorge tragen muss, dass die »fundamentale Paradoxie« verborgen bleibt, die darin besteht, dass die Codes »die Form eines binären Schematismus vorschreiben, in dem der Wert und der Gegenwert identifiziert werden können.«<sup>141</sup> Dies leisten sie indem der Positivwert zugleich als Präferenz für Anschlussfähigkeit und »als *Legitimation für den Gebrauch des Codes selbst*«<sup>142</sup> funktioniert. Und nach Luhmann macht genau diese Vermengung von zwei logischen Ebenen eine rein logische Behandlung der Präferenzproblematik schwierig.<sup>143</sup> Voraussetzung für das Funktionieren dieser Unterscheidungen ist nur, dass der »Beobachter, der die Unterscheidung benutzt, für sich selbst unbeobachtbar«<sup>144</sup> bleibt, dass nicht beide Werte gleichzeitig auf denselben Gegenstand angewandt werden dürfen und dass dritte Werte ausgeschlossen bleiben.<sup>145</sup> »Er muß sich nur für den Positivwert engagieren. Die zugrundeliegende Paradoxie wird zugleich entfaltet (binarisiert, digitalisiert) und verdeckt.«<sup>146</sup> Die Einheit der Codierung placiert sich sozusagen in nur einem seiner Werte, der dann als Designationswert fungiert.<sup>147</sup> Luhmann macht deutlich, dass auch wenn dies eigentlich nicht möglich ist, Präferenzen »dies trotzdem [leisten] und eben damit die Frage nach der Einheit des Codes sowie das Problem der Anwendung der codierten Operationen auf den Code selbst«<sup>148</sup> blockieren. Stattdessen postulieren Präferenzen:

»die Kommunikation einer Wahrheit ist eine wahre Kommunikation. ... Die Behauptung von Recht ist berechtigt. Die Vertauschbarkeit (Disponibilität) ist ein Merkmal des Eigentums, so daß auch die Weggabe von Eigentum noch durch Eigentum gedeckt ist. Der gleiche Trick wird für die Gegenwerte gespielt: Der Nachweis einer Unwahrheit ist selber eine wahre Operation.«<sup>149</sup>

Die Selbstplacierung bleibt latent und wird nicht mitkommuniziert. Sie verhindert damit eine explizite Annahmezumutung.<sup>150</sup> »In genau diesem

141 Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 365.

142 Ebd.

143 Vgl. ebd., S. 365f.

144 Ebd., S. 366.

145 Vgl. ebd., S. 365.

146 Ebd., S. 366.

147 Vgl. ebd., S. 368f.

148 Ebd., S. 369.

149 Ebd.

150 Vgl., ebd.

Sinne sind die positiven und die negativen Seiten der Codes ›Werte‹.<sup>151</sup> Die Asymmetrie wird durch diese Selbstplacierung noch verstärkt und sorgt dafür, dass der Reflexionswert uno actu einen besonderen Informationswert erhält, der das Kreuzen der Grenze hin zum Designationswert verlangt; so zieht zum Beispiel jedes Unrecht rechtmäßige Operationen nach sich, und die Feststellung einer Unwahrheit kann eine enorme Menge an Informationen bereitstellen, an die mit einem Wahrheitsanspruch angeschlossen werden kann. Und wieder mit Bezug auf das Rechtssystem: »Wo käme man hin, wenn man bestreiten würde, daß man nicht das Recht hat, zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden!«<sup>152</sup>

Präferenzen bilden sich unter diesen Bedingungen, wenn die beiden Werte trotz ihrer Entqualifizierung jeweils für sich einem bestimmbareren Unterschied zugeführt werden können. Ein solcher Unterschied lässt sich nicht rein logisch herleiten, sondern muss durch einen Beobachter vorausgesetzt werden. Im Falle der Ontologie zum Beispiel gibt es, wie zu sehen war, einen ontologischen Vorrang des Seins vor dem Nichts, der dadurch gekennzeichnet ist, dass sich das anfängliche symmetrische Umkehrverhältnis nicht in Nichts, sondern ins ›Werden‹ auflöst; und wenn ›etwas‹ wird, dann wird – für einen Beobachter – nicht ›Nichts‹, oder wenn der Positivwert ›wahr‹ für die Anschlussfähigkeit weiterer Operationen sorgt, dann tut er dies, weil sich die hierfür Sorge tragende Selbstplacierung des Codes in diesen Wert erstens evolutionär aus dem Vorrang der Wahrheit vor der Unwahrheit und einer entsprechenden semantischen Entwicklung dieses Begriffes bis hin zur Formierung als Kommunikationsmedium eines modernen Funktionssystems ergibt; zweitens weil sie auf die Abstützung durch den semantischen Apparat der Programme und den entsprechenden Strukturentwicklungen auf der Ebene der Beobachtung 2. Ordnung angewiesen ist, der dafür sorgt, dass die Autopoiesis des Systems überhaupt entsprechende und negativungsverträgliche Anschlüsse findet.

Gerade wenn es um die Möglichkeiten reicher Strukturentfaltungen geht, dann rückt diese mit der Codierung gegebene Negationsverträglichkeit in den Vordergrund. Der Reflexionswert eröffnet nämlich in dieser Hinsicht den kriterialen Raum, der sich durch spezifizierte Programme zunehmende Geltung verschafft. Der Reflexionswert steuert durch situative Anpassung diejenigen Strukturen, die das System zum Prozessieren richtiger Zuordnung zu einem der beiden Codewerte braucht und bestimmt damit auch die Bedingungen zur anschlussfähigen Teilnahme. Erst durch diese Programme lässt sich die gesellschaftliche Kommunikation bezüglich der Designationswerte beeindrucken. Gleichzeitig lassen sich aber auch darüber hinausgehende Struktureffekte erzielen, die in

151 Ebd.

152 Ebd.

das Gedächtnis des Systems eingehen und immer wieder situationsabhängig die Frage aufwerfen, ob jene noch Geltung haben oder nicht. Die Präferenzwirkung hängt in diesem Sinne von einer Ausdifferenzierung negationsverträglicher Anschlussmöglichkeiten ab.<sup>153</sup> Und dies heißt nichts anderes, als dass sich eine Selbstbeobachtung des Systems auf der Ebene 2. Ordnung einstellt, die Strukturen schafft, die in der Lage sind, Kommunikationen vor den Designationswert zu stellen, aber zugleich auch deutlich werden lassen, mit welchen Kommunikationen man sich den Weg hin zu einer codebezogenen Entscheidung verstellt. Präferenzbildung wird dann in Anlehnung an diese Strukturspezifizierungen mehr und mehr abhängig von Beobachtungsmöglichkeiten, die auch ältere, da gedächtnisinduzierte, medienspezifische, gesellschaftliche Redundanzen den Programmen zur Abwicklung vorstellen. Dies führt dann in der Konsequenz zu einer immer deutlicheren Differenzierung von normal- und funktionsbezogener Kommunikation, oder in Anlehnung an die frühere Untersuchung zur Genese der binären Codierung: von medien- und codespezifischer Kommunikation.

Die für symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien beschriebenen Alter-Ego-Konstellationen werden spätestens jetzt in ihrem basalen, strukturellen *Ausgerichtetsein* verständlich. Und das, was in dieser Untersuchung unter dem Titel gesellschaftlicher Redundanzen läuft, ist insofern also von den Strukturen der Funktionssysteme zu unterscheiden, als diese sich von besonderen Leitdifferenzen und schließlich auch von Strukturen abhängig machen, die nicht ohne weiteres in allen medienbezogenen Kommunikationen eine Rolle spielen. Die Medien steuern sich nicht von Beginn an über hoch technisierte Leitdifferenzen, die in dieser Form das Produkt eines re-entrys darstellen. Merkmal der Kommunikationsmedien ist vielmehr, dass sie offen für alle möglichen Kommunikationen in ihrem Medienbereich sind, die dazu beitragen, Redundanzen aufzubauen und die Wahrscheinlichkeit weiterer Kommunikationen zu erhöhen.<sup>154</sup> Die Operationen reproduzieren sich im ›Sinnhorizont‹ des Mediums. Diese könnten nicht ablaufen, wenn es keine Präferenz für die im Medium liegenden Attraktionen gäbe. Ein Austausch von hier zu konstatierenden Leitdifferenzen kann in diesem Reproduktionsprozess nicht ausgeschlossen werden. Die Leitdifferenzen der Medien zeigen sich auf dieser Stufe ihrer Entwicklung als blinder Fleck ihrer Operationsweise, der erst durch den re-entry verschwindet und die Leitdifferenz als Hauptthema des so entstehenden Funktionssystems – als binäre Codierung im hier entwickelten Sinne – erscheinen lässt. Die Entstehung der Funktionssysteme führt dann aber nicht – und dies ist wichtig – zu einer völligen Re-Formulierung beste-

153 Siehe z.B. Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 177f.

154 Ich habe dies unter dem Thema Selbstreferenz bereits erörtert.

hender medienspezifischer Redundanzen im Fokus der implementierten Codewerte. Die Universalität des Codes und seine Bindung an das Funktionssystem proklamiert zwar Problembearbeitung für alle Wahrheits-, Rechts-, Eigentumsfälle, usw., jedoch ohne den Anspruch, dies faktisch für jeden Fall einlösen zu müssen. Halbwahrheiten existieren genauso in der Gesellschaft wie Wahrheiten á la  $e=m \cdot c^2$ ; und nicht selten mit überzeugenderer Halbwertszeit als die beweiskräftigsten Theorien. Präferenzbildung in Funktionssystemen, und damit natürlich auch die sozialstrukturelle Entwicklung, koppelt sich sozusagen los von den Normal-Kommunikationen unter dem jeweiligen Medium und damit auch von den dort reproduzierten Präferenzen. Diese Präferenzen unterscheiden sich dann nach der bisherigen Analyse dadurch, dass sie nicht auf einen bestimmten Wert einer beobachtbaren Unterscheidung bezogen sind, sondern vielmehr als allgemeine Wertvorstellungen fungieren, die in der Kommunikation vorausgesetzt werden müssen.<sup>155</sup> Luhmann macht deutlich, dass diese Unterstellung von Wertpräferenzen eine nicht zu unterschätzende Errungenschaft darstellt, da »die operative Geschlossenheit psychischer Systeme und, darauf bezogen, die Erfahrung doppelter Kontingenz bei sozialen Begegnungen .. es extrem unwahrscheinlich [machen], daß überhaupt eine gemeinsame Basis gefunden und Kontakte fortgesetzt werden können. Dies kann ... nur durch rekursive Verfestigung entsprechender Unterstellungen im Kommunikationsprozeß selbst«<sup>156</sup> geschehen. Und nicht zuletzt formiert sich gerade in solchen funktionsunabhängigen Wertvorstellungen gesellschaftlicher Kommunikation kulturelle Unterstützung zur Umsetzung funktionaler Spezifikation. Wahrheit, Gerechtigkeit und Gesundheit sind dann zum Beispiel solche Werte, von denen man ausgeht und die es plausibel erscheinen lassen, darauf bezogene Programme zu entwickeln. Und es ist dann erst einmal zweitrangig, dass die dabei entstehenden Funktionssysteme, die diesen Kommunikationsvorschuss voraussetzen, sich gar nicht an einem vielleicht übergeordneten Medium Gerechtigkeit orientieren oder dass Gesundheit als höchstes Gut nicht mehr in der Lage ist, vollends ökonomischen Zwängen zu enttrinnen.

Es ist hier nicht der Ort, eine Diskussion über gesamtgesellschaftliche Wertvorstellungen anzuführen und über ihre sowohl unterstützenden als auch gefährdenden Potentiale für die Funktionssysteme und die Gesellschaft im Ganzen zu reden; wichtig ist hier nur einzusehen, auf welcher Ebene solche Wertvorstellungen nach der bisherigen Diskussion anzusiedeln sind. Entgegen den Andeutungen Luhmanns und Baeckers<sup>157</sup> lässt

155 Siehe hierzu Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 340f.

156 Ebd., S. 341.

157 Ebd., S. 340ff. und Baecker, Dirk: *Form und Formen der Kommunikation*, S. 220.

sich aus den Wertvorstellungen nicht ein weiteres Erfolgsmedium generieren, das den anderen Medien einfach hinzugesetzt werden könnte. Es handelt sich vielmehr um Präferenzbildungen in den jeweiligen Formen der Kommunikationsmedien, die sich zwar nicht unabhängig von den Formen der Codierung entfalten, aber doch auf semantischen Generalisierungen beruhen, die sich ereignishaft der strengen Sprache der Funktionssysteme entziehen können und in einer Art Co-Evolution mit diesen differenzieren.<sup>158</sup> Derlei Wertvorstellungen lassen sich dann auch nicht in einer gelingenden Wertesemantik extrapolieren, da sie als Präferenzbildung innerhalb der Medien für die Kommunikation in diesen unterstellt werden müssen. Reflexion führt zur Beobachtung der sie tragenden Differenz und, wie am Beispiel aufrichtiger/unaufrichtiger Liebe dargestellt, nicht zu einer Festigung, sondern zu einer Auflösung damit verbundener Ansprüche. Zu einem ähnlichen Ergebnis, allerdings auf anderen Wegen, kommt Luhmann, wenn er sagt: »Werte werden, mit anderen Worten, durch Anspielung aktualisiert und eben darin besteht ihre Unbezweifelbarkeit. Wenn das nicht mehr funktioniert, müssen sie aufgegeben werden. Werte überzeugen also deshalb, weil in der Kommunikation die Einwände fehlen.«<sup>159</sup>

### 3.1.6 Binäre Codes zwischen Paradoxie und Paradoxieentfaltung

Die eben dargestellte Selbstplacierung des gesamten Codes in einen seiner Werte weist auf eine Möglichkeit hin, die Frage, »worin eigentlich die Einheit der Leitdifferenz solcher Codes«<sup>160</sup> besteht, aufzuschieben und damit die eigenen Systemoperationen, trotz vorauszusetzender Paradoxie, aufrecht zu erhalten. Für alle Funktionssysteme innerhalb der funktional differenzierten Gesellschaft gilt, dass sie sich an für sie typische binäre Codierungen orientieren. Sie erzeugen ihre Operationen selbstreferenziell und versetzen sich durch ihre Negationsmöglichkeiten in die Lage, »Paradoxien zu erzeugen.«<sup>161</sup> So lässt sich im Wirtschaftssystem zum Beispiel feststellen, dass Zahlungen einerseits zur Zahlungsfähigkeit (bei demjenigen, der das Geld empfängt) und andererseits zur Zahlungsunfähigkeit (bei demjenigen der das Geld auszahlt) führen.<sup>162</sup>

158 In dieser Hinsicht wird später die Frage zu klären sein, inwiefern sich eine Form der Codierung mit dem Präferenzwert krank, so wie von Luhmann beschrieben, der im Widerspruch steht zur gesellschaftlich formierten und, wie anzunehmen ist, medialen Präferenzbildung für Gesundheit, überhaupt durchhalten lässt.

159 Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 343.

160 Luhmann, Niklas: *Ökologische Kommunikation*, S. 166

161 Vgl. Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 189.

162 Vgl. Luhmann, Niklas: »Distinctions directrices«, S. 21.

Das System, dass sich so über Zahlungen reproduziert, »muß sich dann konsequent als Einheit von Überfluß und Knappheit erfahren.«<sup>163</sup> Es handelt sich, ich habe dies oben bereits angedeutet, um Paradoxien, die zum Problem für das System werden, wenn dieses als ausdifferenziertes Funktionssystem Formen der Selbstbeobachtung entwickelt, die die Anwendung des Codes auf sich selbst als mögliche Selektion systeminterner Operationen grundsätzlich zulassen. Innerhalb des Rechtssystems kann man dann zum Beispiel fragen, wieso man eigentlich das Recht hat, zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden. Luhmann stellt hierzu fest:

»Sobald man die Einheit von Recht und Unrecht zu denken versucht, gerät man in eine theodizeeanaloge Problematik. Die Codierung Recht/Unrecht ermöglicht, wenn universell, also auch auf sich selbst, anwendbar, die Einsicht, daß etwas Unrecht ist, weil es Recht ist. ... In der frühneuzeitlichen Version tritt der .. Gedanke auf in dem Postulat, Freiheit sei das Prinzip der natürlichen Rechte, und zwar Freiheit zu beliebigem Umgang mit anderen.«<sup>164</sup>

Das was hier als Naturrecht deklariert wird und »zu beliebigem Umgang mit anderen« führt, macht deutlich, dass die binären Codierungen ihre Paradoxien bei Selbstanwendung in den Fokus gesellschaftlicher Kommunikationen rücken und so nicht länger ignoriert werden können. Auffallend ist aber auch, dass die dahinterstehenden logischen Unentscheidbarkeiten aus sich allein heraus nicht »vollständig begründbar« sind.<sup>165</sup> Diese Unentscheidbarkeit einer Codierung bei gleichzeitiger gesellschaftlicher Beliebigkeit der Handhabung rückt die Sinnhaftigkeit der Codierung und damit ihre gesellschaftliche Reproduktion selbst in den Mittelpunkt. Der Beobachter einer solchen Paradoxie weist sich dann selbst darauf hin, dass es so nicht gehen kann.<sup>166</sup> Die codierten Systeme müssen demnach darauf achten, »dass die eigenen Operationen [nicht] dadurch blockiert werden, daß das Falsche richtig und das Richtige falsch ist.«<sup>167</sup> Die oben beschriebene Präferenzbildung durch Selbstplacierung

163 Ebd.

164 Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 189. Siehe zum Thema der Selbstanwendung und der Notwendigkeit der Transformation der Paradoxie in einen Widerspruch ebenfalls Luhmann, Niklas: *Die Ökologische Kommunikation*, S. 53f.

165 Vgl. Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 189.

166 Vgl. hierzu auch Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 360. Es handelt sich um einen ähnlichen Mechanismus, wie er für die Mediacodes herausgestellt wurde; allerdings hat man es hier mit einem re-entry der Codierung zu tun, so dass hier nicht einfach »ein Austausch im Stillen« vollzogen werden kann.

167 Luhmann, Niklas: »Codierung und Programmierung«, S. 201.

und die damit erreichte Entfaltung der zugrundeliegenden Paradoxie können diesem Problem, das sich für Funktionssysteme im Übergang in eine funktional differenzierte Gesellschaft ergibt, nicht alleine begegnen. Selbstplacierung setzt in diesem Sinne später an und setzt bereits voraus, dass die Funktionssysteme bereits strukturelle Absicherungen entwickelt haben, die die Beliebigkeit von Kommunikationen einschränken. Im Rechtssystem zeigt sich dann in der Folge, dass die durch das Naturrecht gegebene ›Beliebigkeit‹ so nicht gehalten werden konnte und nachträglichen Einschränkungen unterworfen werden musste. Durch Sozialvertrag oder Gewalt wurde gesichert, dass Rechtsausübung nicht auf Unrecht hinauslief.<sup>168</sup> Solche Einschränkungen, die auf Strukturbildung durch Beobachtung 2. Ordnung beruhen, dienen der Entparadoxierung. »Sie eliminieren die Paradoxie des Rechts ›Recht weil Unrecht‹ oder ›Unrecht weil Recht‹ durch Transformation in einen Widerspruch: ›Recht ist nicht Unrecht‹ und ›Unrecht ist nicht Recht.«<sup>169</sup> Durch solche Figuren werden die Codewerte in ihre für moderne Funktionssysteme typische Form gebracht. Die Transformation in einen Widerspruch führt zu der geforderten strikten Unterscheidung der zwei Seiten. Nur durch eine solche Trennung beider Seiten der Codierung werden die Bedingungen geschaffen, die ein gleichzeitiges Bezeichnen beider Seiten ausschließen und für einen Wertwechsel das Kreuzen der Grenze benötigen.<sup>170</sup> Für der Beispiel hier heißt dies, dass Rechterkenntnis und Unrechtserkenntnis nun fein säuberlich unterschieden werden können.<sup>171</sup> Es entstehen Asymmetrien in den Codewerten, an denen im System angeschlossen werden kann.<sup>172</sup> Die Wertzuordnung wird hierzu von systeminternen programmatischen Bedingungen abhängig gemacht, die im Falle einer Entscheidung eine eindeutige Zuordnung möglich machen. Die Differenzierung von Codierung und Programmierung findet in dieser Reproduktion von Asymmetrien ihren Sinn.<sup>173</sup> Und erst in dieser Form kann Selbstplacierung als eine Möglichkeit der Paradoxieentfaltung für die verschiedenen Funktionssysteme erfolversprechend in Gang gesetzt werden.

168 Vgl. Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 189. Für ein anderes Beispiel im Erziehungssystem siehe Luhmann, Niklas: »Codierung und Programmierung«, S. 201f.

169 Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 189.

170 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 360.

171 Vgl. Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 189.

172 Im oben aufgeführten Beispiel zum Wirtschaftssystem bedeutet dies, dass die Einheit aus Knappheit und Überfluss für die Operationen des Systems nicht fassbar ist. Dies löst die Notwendigkeit von Ersatzvorstellungen aus. Man muss dann z.B. eine ›notwendige‹ Ungleichverteilung voraussetzen, damit entsprechende Asymmetrien eingeführt werden können, vgl. hierzu Luhmann, Niklas: »Distinctions directrices«, S. 21.

173 Vgl. Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 194f.

Bezieht man diese Aussagen auf die bisherige Untersuchung zu den Beobachtungen 2. Ordnung, so zeigt sich hier bereits in besonderem Maße die Abhängigkeit der Technizität von solch vorgängigen Strukturbildungen. Präferenz und Paradoxientfaltung sind in diesem Sinne aufs engste aneinander gekoppelt. Die Gesellschaft reagiert auf den re-entry der Codierung einerseits mit der Berufung auf bestehende Möglichkeiten der Durchsetzung solcher Präferenzen (zum Beispiel mit Gewalt) und andererseits durch Reflexion auf den re-entry selbst, die dann zu neuen Formen der Strukturbildung führen. An dieser Stelle wird deutlich, dass sich die binäre Codierung nicht von selbst in die Gesellschaft einrichtet, sondern eines vorläufigen Gedächtnisses bedarf, das Strukturen, Semantiken und Wertvorstellungen für die Durchsetzung der neuen Codierung bereitstellt.

Die Anwendung eines technisierten binären Codes auf sich selbst und deren Irritationspotenzial für die funktionssystemübergreifende gesellschaftliche Kommunikation führt nach dem Gesagten einerseits dazu, dass der Blick auf die Einheit der Unterscheidung geradezu eröffnet wird, und andererseits müssen dann im nächsten Zuge gesellschaftliche Kommunikationen diese Aufmerksamkeit gleichsam wieder verschleiern, um ihre eigenen Operationen nicht zu blockieren.<sup>174</sup> Neben der Theorie des Naturrechts entstehen dann in anderen Systemen weitere »Mythen«, welche die Sicht auf die Paradoxie zugleich betreuen und entschärfen, erlauben und verharmlosen.<sup>175</sup> Diverse Verschleierungstaktiken lassen Paradoxien in diesem Sinne an empirischen Sachverhalten sichtbar werden, die hierdurch einer soziologischen Analyse zugänglich werden.<sup>176</sup> Die zentrale Frage nach der Einheit der Unterscheidung wird von den Funktionssystemen mit dem Verweis auf die Differenz der Codewerte und durch die Produktion unterstützender Eigenwerte beantwortet. Oder mit Luhmann in aller Kürze: »Die *Einheit* ... wird durch eine *Differenz* ersetzt.«<sup>177</sup> Die Einheit muss somit nicht mehr als Ganzes in Anspruch genommen werden, »obwohl sie im Code gleichsam dialektisch spielt, da jede Position sich selbst mit Bezug auf die Gegenposition identifiziert.«<sup>178</sup> Die Paradoxien des Systems werden mit Mitteln des Systems so gut wie möglich ausgeschaltet, weil anders kein entscheidungsfähiges Funktionssystem zustande käme.<sup>179</sup> Binäre Codierungen, so sagt Luhmann, haben in diesem Kontext eine »Art Drehscheibenfunktion auszuüben. Sie differenzieren Gesellschaft und

174 Siehe hierzu auch ebd., S. 190f.

175 Vgl. ebd., S. 190.

176 Vgl. Luhmann, Niklas: *Ökologische Kommunikation*, S. 172.

177 Ebd., S. 51.

178 Ebd.

179 Vgl. Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 190.



Subsysteme und die Subsysteme gegeneinander und spielen, eben wegen dieser Funktion, eine Zentralrolle im Prozeß der Entparadoxierung von Selbstreferenz.«<sup>180</sup>

Gerade mit Blick auf diese ›Dreh scheibenfunktion‹ der Codierung bleibt trotzdem die Frage, ob die Transformation der Paradoxie in einen Widerspruch für die Autopoiesis der Systeme und die Differenzierung der Subsysteme untereinander eine hinreichende Voraussetzung zur Entparadoxierung bildet. Ich habe bereits am Beispiel des Rechtssystems gezeigt, dass sich das System um entsprechende »Notlügen« bemühen muss, um ein derartiges Vorgehen plausibel erscheinen zu lassen.<sup>181</sup> Doch wer garantiert die Dauer solcher Notlügen? Luhmann macht zwar deutlich, dass an die Stelle der Paradoxie genau platzierte »Unschärfen« treten müssen, wie zum Beispiel logische Gebote, die eine »Ebenenhierarchie« fordern oder fraglos akzeptierte Wertungen, die im Politiksystem Demokratie automatisch mit Opposition in Verbindung bringen.<sup>182</sup> Aber reicht das aus? Bedenkt man nämlich den Anspruch der Funktionssysteme, alles, was im Rahmen der Codierung als Information auftritt, auch behandeln zu können, so zeigt sich, resultierend aus der permanenten Möglichkeit der Negation, eine nicht hintergehbare »Kontingenz aller Phänomene«.<sup>183</sup> Alles Notwendige oder Unmögliche kann nur jenseits dieser Kontingenz eingeführt werden und bleibt gerade deshalb bezweifelbar.<sup>184</sup> Versuche, die auf die beschriebene Weise Formen der Entparadoxierung schaffen, bleiben stets hinterfragbar. Luhmann identifiziert bezogen auf diese Problemstellung weitere Strukturen, die sich auf gesellschaftlicher Ebene eingerichtet haben und eine Re-Paradoxierung verhindern sollen. Die Besonderheit dieser Strukturen liegt in ihrer speziellen Art von Unterscheidungen. So benutzt das Rechtssystem zum Beispiel »die Differenz zwischen Gesetzgebung und Rechtsprechung«, um ihren zirkulären Prozessen eine zusätzliche Asymmetrie hinzuzufügen.<sup>185</sup> Mithilfe dieser speziellen Asymmetrie wird dann eine Differenz in das politische System eingehängt, die nicht mehr alleine das Rechtssystem bindet, sondern mit der sich das Politiksystem selbst »als Rechtsstaat bewähren muß.«<sup>186</sup> Luhmann spricht in diesem Sinne von einem »Hyperzyklus«, der »das asymmetrisierte Rechtssystem mit der Gesellschaft« verbindet.<sup>187</sup> Dies hat zur Folge, »daß das Rechtssystem selbst in seinen eigenen Operationen kausal-bestimmt bzw. deduktiv,

180 Ebd., S. 191.

181 Vgl. ebd., S. 190.

182 Vgl. Luhmann, Niklas: »Distinctions directrices«, S. 22.

183 Vgl. Luhmann, Niklas: *Ökologische Kommunikation*, S. 52.

184 Vgl. ebd.

185 Vgl. Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 191.

186 Vgl. ebd.

187 Ebd.

in jedem Falle logisch einwandfrei, verfahren kann.«<sup>188</sup> Solche Differenzen haben höchste praktische Relevanz, da sie Redundanzen auf der strukturellen Ebene (hier: der Gesellschaft) beschreiben, die durch theoretische Anstrengungen und den Nachweis von Inkonsistenzen allein nicht aufgelöst werden können. Die Unterscheidung Gesetzgebung/Rechtsprechung zum Beispiel ist durch organisationale Verankerungen in einem Maße kondensiert,<sup>189</sup> dass man vermuten darf, dass sie zwar beobachtet, aber nur durch gesamtgesellschaftliche Anstrengungen in ihrer Reproduktion blockiert werden kann. Etwaige Schwierigkeiten, die deutlich machen, dass es sich auch bei diesen Kondensationen nur um Verschleierungstaktiken für die dahinterliegenden Paradoxien handelt, produzieren angesichts der »garantierten Differenz von Gesetzgebung und Rechtsprechung« nur Nebeneffekte.<sup>190</sup> Ihre praktische Relevanz zeigen die Paradoxien, da, nach Luhmann, auch andere Funktionssysteme auf sie bezogene »Einrichtungen der Entparadoxierung entwickelt haben.«<sup>191</sup> Im Wirtschaftssystem zum Beispiel findet man die Unterscheidung Mengenentscheidung/Allokationsentscheidung, um die oben bezeichnete Knappheitsparadoxie zu entfalten. Sie ersetzt dabei die tauschtheoretische Entparadoxierung durch eine verteilungstheoretische Problembehandlung.<sup>192</sup> In der Wissenschaft leistet dies die Unterscheidung Genesis/Geltung, die den Entstehungskontext von Wissen und Wahrheiten strikt von deren Geltung trennt.<sup>193</sup> Luhmann weist die Funktion dieser Unterscheidungen gerade durch ihre besondere Art aus, sich wechselseitig vorauszusetzen.<sup>194</sup> Er schreibt hierzu:

»Diese zirkuläre Implikation verstellt dann den Durchblick auf die Paradoxie und läßt sich asymmetrisieren: erst Entdeckung [Genesis; d.A.], dann Rechtfertigung [Geltung; d.A.]; erst Gesetzgebung, dann Rechtsprechung, erst Mengenbestimmungen, dann Verteilungsentscheidungen.«<sup>195</sup>

188 Ebd.

189 Vergleiche hierzu ebd., S. 192.

190 Vergleiche hierzu ebd., S. 192. Luhmann bezieht sich hier auf die Tatsache, dass dieses Zusammenspiel zwischen Politik und Recht nicht so reibungslos funktioniert, wie die Unterscheidung Gesetzgebung/Rechtsprechung dies vorsieht. So stellt er fest, dass in einem bestimmten Umfang Richterrecht konzidiert werden musste und »daß die Gesetzgebung nur durch Anschluß an das vorhandene Recht und nicht allein aufgrund freier politischer Impulse Recht produzieren konnte.«

191 Vgl. ebd., S. 192.

192 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 205 und 202ff.

193 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 464ff. Ich werde in der Behandlung des Wissenschaftssystems hierauf zurückkommen.

194 Vgl. ebd., S. 464.

195 Ebd., S. 465.

Die Redundanz, die mit einer solchen zirkulären Implikation erzeugt werden kann, liegt in ihrem Verhältnis zum Gedächtnis der jeweiligen Funktionssysteme. Die Oszillation zwischen beiden Seiten der Unterscheidung bringt eine klare zeitliche Ordnung in das System, der sich die Operationen nicht ohne weiteres entziehen können, wenn sie als ›unit act‹ innerhalb des Systems beobachtet werden wollen. »Erst Gesetzgebung, dann Rechtsprechung«; dies gilt für alle codegebundenen Operationen des Rechtssystems, und eine darauf bezogene Inanspruchnahme dieser Operationen durch Gedächtnis (memory) verweist *zugleich* wieder auf die von dort aus möglichen zukünftigen Operationen (Oszillation). Die Unterscheidungen werden im jeweiligen System beobachtet, das heißt, es findet ein re-entry der System/Umwelt-Unterscheidung in das jeweilige System statt. Damit wird die Selektivität (Informationsgehalt) im jeweiligen System zugleich erhöht und eingeschränkt. Erhöht wird sie, indem zu den sonst genutzten Strukturen und Semantiken des infrage kommenden Funktionssystems weitere hinzugefügt werden. So lässt sich zum Beispiel der Forschungskontext im Wissenschaftssystem eindeutig von den Regeln der Publikation wissenschaftlicher Erkenntnisse unterscheiden. Forschungsinstitute bilden im Gegensatz zu Zeitschriftenverlage eigene auf ihren jeweiligen Gegenstand bezogene Redundanzen aus. Eingeschränkt wird sie, indem sie nun das Funktionieren derjenigen Strukturen, alleine schon aus den zeitlichen Einschränkungen heraus, voraussetzen muss, auf die sie aus den gleichen Gründen keinen Zugriff mehr hat.

Man kann festhalten, dass sich die Einheit der Leitdifferenz einfachen Erklärungen ihrer Beschaffenheit entzieht. Vor dem Hintergrund ihrer unbestreitbaren praktischen Relevanz müssen sich die Paradoxien selbst eine Form geben, in der sie kommunikativ bearbeitbar werden. Zu diesem Zweck verweisen sie auf ihre jeweilige Leitdifferenz, deren symmetrische Eigenschaften durch eine Zeit in Anspruch nehmende Oszillation asymmetrisiert werden. Der Durchblick auf die dahinterliegende Einheit wird 1.) durch evolutionsbedingte semantische Einrichtungen und 2.) durch sich wechselseitig voraussetzenden Unterscheidungen innerhalb der Funktionssysteme gestellt. Die letzteren entparadoxierenden Unterscheidungen dienen als immer wieder bestätigende Kondensationen, die für die Autopoiesis und somit für die Form der Codierung höchste Relevanz entfalten, aber weder direkt den Codierungen, noch direkt den Programmen zugeordnet werden können.

### 3.1.7 Die Entscheidung zwischen zwei Werten in der Zeit

Die Orientierung der Systemoperationen an Leitdifferenzen und die damit einhergehende Verstellung des Blicks auf die Einheit solcher

Differenzen macht deutlich, dass sich die modernen Funktionssysteme auf einer Ebene jenseits teleologischer Endpunkte eingerichtet haben. Die Codierung sorgt in genau dieser Hinsicht für eine fortlaufende »*Bifurkation* der Operationen und der durch sie aufgebauten Strukturen.«<sup>196</sup> Die Besonderheit, die darin liegt, dass auf der Codeebene zum Beispiel eindeutig zwischen wahr und unwahr unterschieden werden kann, hat Konsequenzen und führt mit der Zeit dazu, dass die entsprechenden Systeme eine geschichtlich-irreversible Komplexität aufbauen.<sup>197</sup> Diese ist dann nicht mehr linear steuerbar,<sup>198</sup> sondern nur noch selektiv zugänglich; das heißt, Operationen werden nur noch als Selektionen aus einem Horizont weiterer Möglichkeiten verstanden, die nicht mehr alle zugleich in realiter eingelöst werden können. Die geschichtlich-irreversible Komplexität birgt, so lässt sich konstatieren, zwei Aspekte der Codierung, auf die hier kurz eingegangen werden soll. Der erste Punkt betrifft die Temporalität der binären Codierung und der zweite Punkt den Entscheidungsbedarf der Codierung. Beide sind relevant, wenn es darum geht, genauer zu verstehen, wie die Zuteilung von Kommunikation zu jeweils einem der beiden Codewerte zustande kommt.

Jedes System ist allein schon aufgrund seiner selektiven Informationsverarbeitungsprozesse darauf angewiesen, dass Kommunikationen Folgekommunikationen auslösen. In Funktionssystemen zeigt sich dieser Bedarf auf der Ebene der Codierung, wo es aufgrund situationsabhängiger asymmetrisierender Konditionierungen zu einer kontinuierlichen Störung des symmetrischen Verhältnisses und deshalb zur Oszillation zwischen beiden Werten kommt. In diesem Fall kann man von einer Temporalisierung der Codierung sprechen, da das System »für das Kreuzen der Grenze zwischen den beiden Werten (also für das Negieren von etwas, was dabei identisch bleibt)«<sup>199</sup> Zeit benötigt. Zusätzlich setzt jedes Kreuzen dann auch voraus, dass man weiß, auf welcher Seite man sich gerade befindet. Luhmann hierzu:

»Man .. muß zum Beispiel wissen, ob man Eigentümer einer Sache ist oder nicht; aber dann kann man mit einer weiteren Operation zum Gegenwert übergehen, kann verkaufen oder kaufen und findet sich danach in einer späteren Situation, die wiederum Zeit für weitere Operationen in Aussicht stellt.«<sup>200</sup>

Es entstehen innerhalb des Systems zeitliche Irreversibilitäten, die zu immer weiteren Symmetriebrüchen führen. Was sich auf diese Weise

196 Luhmann, Niklas: *Ökologische Kommunikation*, S. 56.

197 Vgl. ebd.

198 Vgl. ebd.

199 Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 223.

200 Ebd., S. 368.

konstituiert, sind Differenzen, in denen die Vergangenheit von der Zukunft unterschieden werden muss.<sup>201</sup> Damit entstehen spezifische operationsgebundene Ausgangslagen, die gleichzeitig jedoch noch nicht festlegen, wie in Zukunft entschieden werden wird. Luhmann spricht in diesem Zusammenhang davon, dass die »Bistabilität des Systems in die Zukunft projiziert werden«<sup>202</sup> muss und schreibt weiter:

»Um seine Autopoiesis fortsetzen zu können, benötigt ein solches System (in der Ausdrucksweise von Spencer Brown) ›memory‹ and ›oscillation‹, und zur Unterscheidung (Beobachtung) dieser beiden Bedingungen bildet es die Differenz der Zeithorizonte Vergangenheit und Zukunft, die von der jeweils operativ aktuellen Gegenwart aus als ihre Vergangenheit bzw. ihre Zukunft gleichzeitig beobachtet werden können.«<sup>203</sup>

Das bedeutet, dass an jeder Operation des Systems das Gedächtnis mitwirkt, welches verhindert, dass jedes aktuelle Ereignis reiner Beliebigkeit überantwortet wird. Die Oszillation wird stattdessen in die Zukunft projiziert und erhält damit eine Form, die keiner Rückversicherung in Prinzipien mehr bedarf. Der Code kann so stabil gehalten werden, weil die Zukunft nie beginnen kann. Sie fungiert als »Apriori«;<sup>204</sup> als ein ›Apriori‹, nicht im Sinne vorausgehender Kategorien oder Begriffe, sondern als Symbol für das Konstanthalten der Codierung, während die dazugehörigen Programme wechseln können.<sup>205</sup> Es leuchtet ein, dass Funktionssysteme, die über solche Zeithorizonte verfügen und Gedächtnisleistungen auf eine offene Zukunft hin reproduzieren, Eigenzeiten entwickeln, die untereinander nur noch schwer koordinierbar sind.<sup>206</sup>

Die zeitliche Bindung solcher Systeme und die daraus entstehenden Horizonte ›memory‹ und ›oscillation‹ leiten über zu der Frage, wie die Differenz zwischen Vergangenheit und Zukunft als Selektion auf der Ebene der Codierung zu verstehen ist, wenn sie als Gegenwart weder das eine noch das andere, sondern beides zugleich sein soll. Die zeitliche Betrachtung dieser Selektion ist deshalb von Interesse, weil sie sich zwischen die zukunftsstabile binäre Codierung und dem jeweiligen Systemgedächtnis setzt, und sich hier in der Eigenzeit der verschiedenen Systeme zu bewähren hat. Einerseits hat man es dann mit Selektionen zu tun, die sich auf die Gedächtnisleistungen der Systeme beziehen müssen und deshalb historisch gebunden bleiben, aber andererseits fordert die

201 Vgl. Luhmann, Niklas: *Soziologie des Risikos*, S. 87.

202 Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 223.

203 Ebd.

204 Vgl. Luhmann, Niklas: »Codierung und Programmierung«, S. 195.

205 Vgl. ebd.

206 Siehe hierzu auch Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 368.

zukunftsstabile Symmetrie der binären Codierung geradezu eine Loslösung von vorangegangenen Wertzuordnungen und proklamiert damit für jede weitere Entscheidungssituation einen Neuanfang. Am Beispiel der Transaktion zeigt Luhmann auf, dass Geld diesbezüglich kein Gedächtnis hat.<sup>207</sup> Wer durch eine Transaktion Geld erhält, der kann dieses Geld dann für vollständig neue Situationen und zur Befriedigung völlig unterschiedlicher Bedürfnisse bereithalten, obschon historisch ein funktionierendes Wirtschaftssystem mit den hierfür notwendigen Redundanzen vorgehalten werden muss. Geld »behält seinen Wert, obwohl jede Zahlung die Erinnerung an die Strukturen löscht, die die Zahlung motiviert hatten.«<sup>208</sup>

Diese Verfügungsfreiheit, die sich besonders am Medium Geld zeigt, hängt mit der Identifikation der auf dieses Medium bezogenen Selektionen als Entscheidung zusammen. Jede Entscheidung rückt durch ihre spezifische Konstitution thematische Bezüge in ihren Kontext, die dann nach vollzogener Entscheidung wieder re-definiert werden müssen. Die Entscheidung schafft sich einen Kontext, der nur durch die Entscheidung selbst und nur für die Dauer dieses Ereignisses seine strukturierende Bedeutung gewinnt. Dies ist gemeint, wenn Luhmann von der Löschung motivierender Strukturen spricht. Mit Bezug auf die binäre Codierung stellt er fest: »Codierte System (sic!) sind emanzipierte Systeme; sie geben sich die Freiheit, zwischen den beiden Werten ihres Code zu entscheiden und dies ohne Vorabfestlegung der Themen.«<sup>209</sup> Es geht demnach um Entscheidungen, für die die Alternative aufgrund der strikten Zweiwertigkeit bereits feststeht und nicht erst durch einen thematischen Kontext geklärt werden muss. Die Alternative, die jeweils zu entscheiden ist, und das Thema, das eine Entscheidung notwendig macht, stehen sich in einer gewissen Unabhängigkeit gegenüber. Luhmann bemerkt weiter:

»Im gleichen Zuge sind sie aber auch genötigt zu entscheiden oder Entscheidungen angesichts einer noch nicht hinreichend geklärten Sachlage zurückzustellen und in der einen oder anderen Form ein Risiko zu übernehmen.«<sup>210</sup>

Entscheidungen folgen keiner eindeutigen Deduktion, mit der man bei Auftreten bestimmter Themen, angeleitet durch Programme, eindeutig schlussfolgern könnte, welcher Wert in Betracht gezogen werden muss. Dennoch muss entschieden werden, da anders das System seine Autopoiesis nicht fortsetzen könnte; und gerade hierzu verhelfen die

207 Vgl. ebd., S. 388f.

208 Ebd., S. 389.

209 Luhmann, Niklas: *Soziologie des Risikos*, S. 90.

210 Ebd.

Programme des Systems mit einer für die Autopoiesis ausreichenden Situationsbestimmung. Die Programme deduzieren nicht die Zuordnung zu einem der beiden Werte, sie fordern sie. Nur über die Ermittlung dessen, was für das System im Horizont dieser Zweiwertigkeit sinnvoll ist, kann es die mit der Selektion verbundenen Konsequenzen tragen und den resultierenden Gewinn an Bestimmtheit für weitere systeminterne Operationen verwenden.<sup>211</sup> Dass dies nur unter der Übernahme bestimmter Risiken funktioniert, liegt in der Natur der Entscheidung, das heißt in der Differenzierung von Alternative, Thema und Entscheidung.

Vergleicht man diese Feststellungen zur Codierung mit Luhmanns Analysen zum Entscheidungsbegriff,<sup>212</sup> dann lassen sich sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede ausmachen. Luhmann zufolge handelt es sich bei Entscheidungen um eine besondere Form der Beobachtung: »Sie beobachten mit Hilfe von Unterscheidungen, die wir Alternativen genannt hatten. ... Die Entscheidung bezeichnet diejenige Seite der Alternative, die sie präferiert.«<sup>213</sup> Weiter heißt es dann: »Deshalb ist vermutlich die Klärung der Alternativenlage für Entscheidung sehr viel wichtiger .. als die Ausleuchtung aller Folgen einer bestimmten Option.«<sup>214</sup> Zwei Fragen rücken mit diesen Äußerungen in den Vordergrund. 1.) Wie ist eine Entscheidung zu verstehen, wenn sie nicht mit den einzelnen Alternativen identifiziert werden darf? 2.) Wie ist die Präferenz hier bezogen auf die Präferenz eines bestimmten Codewertes zu verstehen? Zu 1.) Alternativen zeigen sich als »besondere Arten von Unterscheidungen«.<sup>215</sup> Alternativen setzen zwei bezeichnungsfähige Seiten voraus und unterscheiden sich dadurch von den Unterscheidungen mit denen Spencer-Brown seinen Kalkül beginnt. Ihm kommt es mit seiner Konstruktion von Unterscheidung nämlich primär darauf an, dass mit der Bezeichnung etwas Bestimmtes von allem anderen unterschieden wird.<sup>216</sup> Die andere Seite bleibt unbezeichnet und insofern indifferent gegenüber den Versuchen, dort etwas zu bezeichnen. Jeder Versuch, diesen »nichtmarkierten Weltzustand« zu bezeichnen, erfordert eine Markierung und damit eine Unterscheidung für die dann ebenfalls ein »nichtmarkierter Weltzustand« auf der anderen Seite der Unterscheidung vorausgesetzt werden muss.<sup>217</sup> Keine Beobachtung

211 Zu einer Auseinandersetzung mit der damit verbundenen Risikolast siehe auch Luhmann, Niklas: *Soziologie des Risikos*, S. 90ff.

212 Ich beziehe mich bei den folgenden Aussagen zum Entscheidungsbegriff auf Luhmann, Niklas: *Organisation und Entscheidung*. 2. Auflage. VS-Verlag: Wiesbaden, 2006b, 132ff.

213 Ebd., S. 132f.

214 Ebd., S. 133.

215 Ebd.

216 Vgl. ebd.

217 Vgl. ebd.

kommt ohne diese Verstellung ihrer eigenen Transparenz aus. Spricht man nun im Entscheidungskontext auch von der Alternative als Unterscheidung, dann ändern sich die Bedingungen der entsprechenden Beobachtung. *Beide* Seiten können nun bezeichnet werden. Insofern konstruiert man dann eine »*unterscheidbare Unterscheidung*«, <sup>218</sup> mit der aber die Regel nicht aufgehoben wird, »dass jede Unterscheidung einen unerreichbaren unmarkierten Weltzustand erzeugt.« <sup>219</sup> Die Besonderheit dieser Alternativität liegt nun darin, dass sie sich eine Umgebung schafft. <sup>220</sup> Sie bezeichnet als unterscheidbare Unterscheidung Zustände innerhalb der konstitutiven Unterscheidung, »die sich von der unmarkiert bleibenden Welt unterscheidet.« <sup>221</sup> Entscheidung lässt sich demnach nicht einfach dadurch erfassen, dass sie mit einer der Alternativen gleichgesetzt wird. Entscheidung als Beobachtung lässt sich vielmehr verstehen, als die Identifizierung einer Alternativenlage innerhalb eines weiterführenden Kontextes. Die Entscheidung ist diese Unterscheidung, die sich im Vollzug nicht selbst bezeichnen kann. <sup>222</sup> Als solche ist sie zugleich Produktion und Reproduktion von bestimmbar Alternativenlagen. Sie ist Beobachtung und Operation. Operativ tritt sie zum Beispiel als Kommunikation von Entscheidungen in Erscheinung und als Beobachtung ist die Entscheidung, so Luhmann, dass eingeschlossene ausgeschlossene Dritte, weil weder Alternativen ohne Entscheidung noch Entscheidung ohne Alternativen denkbar wären. Die Entscheidung ist eine Paradoxie, deren Operabilität von der Unsicherheit gespeist wird, die in der Differenz zwischen Alternative und Entscheidung liegt. Die Entscheidung führt zwar mit jedem Ereignis Sicherheit in das System ein, löst diese aber im nächsten Moment wieder auf, da sie ihre eigene Willkür durch Verkürzung der vorausgesetzten und für jedermann ersichtlichen Alternative mitpräsentiert. <sup>223</sup> Wird die Entscheidung in dieser Form als Beobachtung herangezogen, so lassen sich hier eindeutige Parallelen zu dem feststellen, was ich oben zur Form der Codierung gesagt habe. Auch hier hat man es mit Alternativen zu tun, die sich eine Umgebung schaffen; nur liegt hier die Umgebung sehr viel konkreter in der Differenzierung von codebezogenen Programmen. Die Form der Codierung führt zu einer strikten Bezugnahme der Alternati-

218 Ebd. Oder mit Baecker könnte man auch sagen, dass eine *Differenz* im Unterschied zur *Distinktion* konstruiert wird; Baecker, Dirk: »Die Unterscheidung zwischen Kommunikation und Bewußtsein«. In: Krohn, Wolfgang; Küppers, Günter (Hrsg.): *Emergenz: Die Entstehung von Ordnung, Organisation und Bedeutung*. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1992, S. 224f.

219 Luhmann, Niklas: *Organisation und Entscheidung*, S. 133.

220 Vgl. ebd., S. 134.

221 Ebd., S. 133f.

222 Vgl. ebd., S. 135.

223 Vgl. ebd., S. 142.



ven auf ihre Umgebung (Programme), und für Funktionssysteme heißt dies, dass mit der Codierung als zeitstabile Konstruktion, Programme als bezeichnungsfähige Seite einer konstitutiven Unterscheidung auftreten und auf dieser Ebene andere Markierungen ausgeschlossen werden. Man kann sagen, dass die Entscheidung trotz oder gerade wegen der Veränderbarkeit dieser Programme auf eine relativ sichere Basis gestellt wird, was nicht zuletzt daran liegt, dass diese durch die Beobachtungen 2. Ordnung, auf der sich die Funktionssysteme ausdifferenzieren, zusätzlich stabilisiert wird. Entscheidungen müssen in der Form der Codierung demnach als eine Form der Beobachtung verstanden werden, die sich als Alternative ihren eigenen spezifischen Entscheidungscharakter liefert, der durch die thematische oder programmatische Bestimmung zwar immer zielführend verwendet werden kann, wobei aber jene gleichzeitig immer *nur* eine Unterscheidung unter anderen ist, die ihre Art zu beobachten selbst nicht durchschauen kann. In Organisationen lassen sich zwar ebenfalls relativ rigide Programme ausmachen, aber den Entscheidungen der Organisation liegt keine entsprechende Alternativität zugrunde, wie man sie in den Funktionssystemen antrifft. Diese komplexe Ausgangslage führt innerhalb der Organisation schließlich zu ganz unterschiedlichen Paradoxieentfaltungsmechanismen. In Organisationen konstruieren sich in dieser Hinsicht zum Beispiel verschiedene Zurechnungskonstellationen für Entscheidungen, und damit rücken gerade die Entscheider selbst in den Mittelpunkt des Geschehens, um Identifizierungspunkte zu schaffen, denen man Kausalität attribuieren kann.<sup>224</sup> Feststeht hier jedoch, dass die Codierung und die Programmierung das Entscheiden auf eine bemerkenswerte Art und Weise strukturell verankert haben. Denn anders als zum Beispiel in organisationalen Entscheidungen, in der die Alternativenlage von Ereignis zu Ereignis variiert und erst noch geklärt werden muss, bleibt sie in den Codierungen der Funktionssysteme stabil. Die Alternative wahr/unwahr wird aus den bereits besprochenen Gründen nicht plötzlich durch eine andere Alternative zum Beispiel recht/unrecht eingetauscht. Der Übergang zu einer anderen Codierung, der hierfür nötig ist, ist in der funktional differenzierten Gesellschaft nur durch das Kreuzen der Systemgrenzen möglich. Davon betroffene Themen erfahren dann je nach Codierung des in Anspruch genommenen Funktionssystems entsprechende Neubewertungen.<sup>225</sup> Auch wenn für Entscheidungen auf der Ebene der Codierung eine gewisse Risikolast nicht wegdekliniert werden kann (Geschäfte zum Beispiel können gewinnbringend sein, aber auch mit Verlusten einhergehen<sup>226</sup>), so handelt es sich doch im Rahmen der binä-

224 Vgl. zum Aspekt der Entscheider ebd., S. 136ff.

225 Vgl. Luhmann, Niklas: *Soziologie des Risikos*, S. 91.

226 Vgl. ebd., S. 87.

ren Codierung immer nur um eine zweiwertige Alternative, und das bedeutet, um eine das Risiko eingrenzende Entscheidungslage,<sup>227</sup> die durch die symmetrischen Eigenschaften des Codes noch zusätzlich differenzierbar ist. Immer kommt nur einer der beiden Werte in Betracht, und man weiß damit jederzeit, »in welchem Risikonetz man sich bewegt.«<sup>228</sup> Programme, die sich an diesen binären Strukturen orientieren, leisten schließlich die Differenzierung von Problemlagen, die mit Bezug auf die binären Codes entstehen können; das heißt, sie lenken Sachverhalte in einem Maße, dass diese auf jeden Fall entschieden werden können. Die Entscheidung für einen der beiden Werte selbst lässt sich hieraus jedoch noch nicht deduzieren, weil die Unterscheidung binäre Codierung/Programme eine Trennung von Ebenen mitbezeichnet, die darauf beruht, dass die binäre Codierung die sie betreffenden Kommunikationen lediglich strukturiert und nicht vorhersehen kann. Ein prominentes Beispiel ist die Trennung von Forschung und Publikation, die deutlich macht, dass erfolgreiche und adäquate Forschung zwar publiziert werden kann, aber deren erfolgreiche Annahme und Reproduktion durch die entsprechende ›community‹ außerhalb des Einflussbereiches der nutzbaren Strukturen liegen. Oder anders: Es ist das System selbst, das entlang der vereinfachten Entscheidungslage festlegt, was richtig und was falsch ist.<sup>229</sup> Wer zum Beispiel vor Gericht Recht bekommen möchte, tut gut daran, sich nicht allein darauf zu berufen, dass er den Sachverhalt richtig und fehlerfrei vor dem Richter schildern kann, sondern er sollte zur Sicherheit einen Anwalt zu Rate ziehen, der die Programme des Rechtssystems kennt und dabei hilft, diese richtig zu nutzen. Ob derjenige dann Recht bekommt, ist dann zwar immer noch einem gewissen Risiko ausgesetzt, welches durch die Differenz Alternative/Entscheidung entsteht, aber der Anwalt weiß im Falle des Scheiterns dann zumindest, was als nächstes zu tun bleibt.

Zu 2.) Luhmann schreibt in »Organisation und Entscheidung«, dass »die Entscheidung .. diejenige Seite der Alternative [bezeichnet], die sie präferiert.«<sup>230</sup> Die hier gemeinte Art der Präferenz muss jedoch unterschieden werden von der Präferenz, wie sie auf der Ebene der Codierung mit Bezug auf deren Designationswert vorzufinden ist. Denn wollte man sie gleichsetzen, dann gäbe es nichts mehr zu entscheiden. Dann wäre nämlich klar, dass nur noch der Positivwert als Option in Frage käme. Die Kriterien der Richtigkeit würden in den Positivwert verschoben und die Wahrheit zum Beispiel fungierte dann im Wissenschaftssystem tatsächlich als Wahrheitskriterium. Da dies innerhalb der Funktionssysteme

227 Vgl. ebd., S. 91.

228 Ebd., S. 87.

229 Vergleiche mit einem Beispiel zum Wissenschaftssystem: ebd., S. 91.

230 Luhmann, Niklas: *Organisation und Entscheidung*, S. 132f.

jedoch nicht beobachtbar ist, muss der Unterschied zwischen den gemeinten Präferenzen irgendwo anders liegen. In dem Fall der Präferenz für den Positivwert liegt eine Präferenz vor, die strukturell vorausgesetzt werden muss. Im Falle der Präferenz für eine Alternative innerhalb einer Entscheidung – und hier ist das Vorbild das organisationale Entscheiden – handelt es sich grundsätzlich um die offene Möglichkeit zur Bezeichnung einer der vorhandenen Alternativen. Präferenz ergibt sich hier aus der Bestimmtheit einer immer wieder wechselnden Alternativenlage, die sich selbst eine Umgebung geschaffen hat. Die Präferenz ist abhängig vom jeweiligen Kontext, der hier im Gegensatz zur Entscheidung nicht willkürlich erscheint, sondern von vorangegangenen Entscheidungen abhängig ist. Alternativenlagen konstituieren sich demnach mit Bezug auf bereits getroffene Entscheidungen. Entscheidungen greifen rekursiv auf andere Entscheidungen desselben Systems zurück und voraus. Und da sich keine Entscheidung, wie bereits gezeigt, einer gewissen Willkür entziehen kann, so ist das System, das so prozessiert, letztlich unentscheidbar. Die Präferenzen binden sich an bestimmte zu entscheidende Sachverhalte und beziehen dabei stets Vergangenheit und Zukunft in ihre Konstitution mit ein. Die einzelnen Sachverhalte können dann entschieden werden. Ob diese Entscheidung dann als falsch oder richtig beobachtet wird, ist für die Autopoiesis des Systems nicht wichtig, solange das System fähig ist, aufkommende Unsicherheiten zu identifizieren und für die Konstitution weiterer entscheidbarer Alternativenlagen zu nutzen. An einer so definierten Präferenz haftet eine Art von Unsicherheit, die nur ereignishaft aufgelöst werden kann. Das heißt, das System hilft sich, indem es die Präferenz für eine bestimmte Alternative mit jedem Entscheidungsereignis von neuem bestimmt und zugleich wieder offen hält; sie ist insofern kontingent. Und diese Kontingenz gilt dann auch für jede neue Entscheidung, da der sie begleitende Kontext mit jedem Ereignis ein neuer ist. Für Funktionssysteme kann man feststellen, dass es sich bei den hier stattfindenden Operationen nicht um ein Netzwerk aus rekursiven Entscheidungen handelt, in denen die Alternativen stets wechseln. Nicht die mit dem Kontext wechselnde Bestimmtheit der Alternativenlage macht die Entscheidung bezogen auf einen der beiden Werte hier zu einer wirklichen Entscheidung – denn dann wären Funktionssysteme auf die Basisoperation ›Entscheidung‹ festgelegt, um Unsicherheit zu absorbieren –, sondern die Konstruktion wechselnder Kontexte, die auf der Differenz von Designationswert/Reflexionswert beruht; das heißt die Schaffung einer Umgebung, die darauf beruht, dass immer wieder beide Werte in Frage kommen können und dies nicht vorab festgelegt ist. Diesen Punkt habe ich bereits weiter oben unter dem Aspekt der Zukunftstabilität der binären Codierung angesprochen.

Innerhalb der Form der Codierung stehen sich demnach verschiedene Arten der Präferenz gegenüber. Erstens die Präferenz, die für die Asym-

metrie im System und für die entsprechende Anschlussfähigkeit auf der positiven Seite der binären Codierung steht und zweitens diejenige Präferenz, die auf die symmetrischen Eigenschaften des Systems bezogen bleibt und damit für die nichttriviale Zuordnung von Werten innerhalb situationsbezogener Entscheidungslagen steht. Ermöglicht wird diese Konstellation durch die hohe Technizität des Codes in den jeweiligen Funktionssystemen, die beide Möglichkeiten zulässt. Diese Gegenüberstellung verschiedener Präferenzen unterstützt die Universalität der Codierung, indem sie deutlich macht, dass jeder Anspruch innerhalb des Systems mit Hilfe der beiden Codewerte in Abhängigkeit von den situativen Bedingungen entschieden werden kann, aber gleichzeitig nur diejenigen Operationen des Funktionssystems für Anschlussfähigkeit stehen, die direkt dem positiven Wert zugeordnet werden können und die Negation lediglich als reine Reflexion, als Kreuzen, auf die positive Seite beobachten.<sup>231</sup>

### 3.1.8 Ausschluss dritter Werte

Auf der Ebene seiner Codierung präsentiert sich das Funktionssystem als ein geschlossenes System. Werte können nur in Richtung auf ihren Gegenwert verlassen werden. Das System kann nur zwischen den beiden Werten seiner Form oszillieren. »Man kann sagen: nicht wahr, sondern unwahr. Aber man kann nicht sagen: nicht wahr, sondern hässlich.«<sup>232</sup> Die Erleichterung des Übergangs von einem Wert zum anderen hat zur Folge, dass eine Implikation für Werte anderer Codierungen ausgeschlossen bleibt.<sup>233</sup> Das bedeutet, dass dritte Werte innerhalb dieses technisierten Gegensatzes nicht als zusätzliche Werte registriert werden können. Daraus folgt auch, dass die Werte der verschiedenen Codierungen untereinander nicht zur Integration gelangen können. Wenn im Wissenschaftssystem zum Beispiel etwas Bestimmtes als wahr herausgestellt wird, dann hat dies nicht zugleich Wirkungen auf die Positivwertungen in anderen Funktionssystemen, etwa dort wirtschaftlich oder rechtmäßig sinnvoll

231 Die Auseinandersetzung, besonders mit dem Wissenschaftssystem, im nächsten Kapitel wird die daraus entstehenden Arten von Anschlussfähigkeit und Reflexion näher beleuchten. Hier sei bereits darauf hingewiesen, dass es für das jeweilige System natürlich unterschiedliche Konsequenzen hat, wenn einerseits z. B. nicht gezahlt wird und dies, wie oben zu sehen war, relativ unabhängig von weiteren Strukturen des Systems geschehen kann, oder andererseits z. B. jemand im Unrecht ist, und nun überlegt werden muss, was als nächstes innerhalb des Rechtssystems geschehen soll.

232 Luhmann, Niklas: *Ökologische Kommunikation*, S. 60

233 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, 366f; siehe hierzu auch Luhmann, Niklas: *Soziologie des Risikos*, S. 90f.

zu sein.<sup>234</sup> Wenn sich dies so verhält und jedes System seine Operationen auf einen in sich geschlossenen Reproduktionszusammenhang bezieht, wie lassen sich dann noch Gesichtspunkte anderer Systeme berücksichtigen? Oder anders: Wie lässt sich verhindern, dass das System in Autarkie seine eigene System/Umwelt-Differenz auflöst und indifferent gegen jeden Unterschied wird? Luhmann weist darauf hin, dass »jede Ordnung, jede Form der Differenzierung, die sich in der Gesellschaft realisiert, .. in der Gesellschaft auch beobachtet und beschrieben werden [kann].«<sup>235</sup> Der Ausschluss dritter Werte, für die auf der Ebene der binären Codierungen keine Anschlussmöglichkeit gegeben ist, kann beobachtet werden und dazu führen, dass eben diese Positionen eingenommen werden.<sup>236</sup> Am Beispiel der Politik lässt sich zeigen, dass sich die Operationen des Systems nicht damit zufrieden geben, dass alles Politische mit der alleinigen Orientierung am binären Code Regierung/Opposition beobachtet wird. Weitere Gesichtspunkte, die an die Politik herangetragen werden, sind zum Beispiel Friedensansprüche, Gerechtigkeit und Wohlstand.<sup>237</sup> Trotz ihrer unbestreitbaren Relevanz können solche »Ziele« jedoch nicht auf der Ebene der Codierung abgehandelt werden, da man nach dem bisher Gesagten einen Kategorienfehler begehen würde.<sup>238</sup> Jedoch schließt die Codierung aber ebenso wenig aus, dass die Politik in dieser Weise beobachtet werden kann und ist dementsprechend unfähig, solche Ansprüche zu exkludieren. In diesem Fall lassen sich zusätzliche Werte auf der Ebene der Programme wieder in das System einführen. Was auf der Ebene der Codierung ausgeschlossen ist, wird durch darauf bezogene Programme wieder zugänglich und in die Operationen des Systems eingeschlossen. Es handelt sich um einen Einschluss des Ausgeschlossenen und dies ist nur möglich, wenn die Codes der Systeme und ihre Programme klar gegeneinander differenziert sind. Während die Codes zeitstabil verwendbar sind, liegen Programme, die das »richtige Entscheiden konkret instruieren, .. »positiv« und »änderbar« vor.<sup>239</sup> Dies bedeutet dann aber für die weiteren Werte, wie Frieden, Gerechtigkeit etc., dass sie nur »im Unbestimmten stabilisiert«<sup>240</sup> werden können und mit Bezug auf das Beispiel lässt sich übersetzen, »daß Regierung und Opposition sich im Blick auf dieselben Werte über Programme streiten und deren Effekte

234 Vgl. Luhmann, Niklas: *Ökologische Kommunikation*, S. 58.

235 Ebd., S. 150.

236 Vgl. ebd.

237 Vgl. Luhmann, Niklas: »Theorie der politischen Opposition«, S. 23.

238 Vgl. ebd.

239 Ebd.; siehe zur Relevanz dieser Aussage auch Luhmann, Niklas: *Ökologische Kommunikation*, S. 55f; Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 197f.

240 Luhmann, Niklas: »Theorie der politischen Opposition«, S. 23.

bzw. Änderungsinitiativen *verschieden* beurteilen können. «<sup>241</sup> Dem Wiedereintritt des ausgeschlossenen Dritten in das System kommt demnach die Aufgabe zu, den Entscheidungskontext der Codierung mitzusteuern, ohne diese dabei in Frage stellen zu können. Er dient der »Allokation der Codewerte«. <sup>242</sup> Programme ermöglichen es dem System, umweltoffen zu operieren und die System/Umwelt-Differenz aufrechtzuerhalten. Das System kann nun umweltsensibel agieren, ohne seine selbstreferentielle Basis durch die daraus entstehende Resonanzfähigkeit zu gefährden. Das Kunstsystem zum Beispiel wird demnach immer unter dem Primat der Unterscheidung schön/hässlich operieren, aber es kann in der Wahl seines »sujets« politisieren oder auf wirtschaftliche Möglichkeiten achten. <sup>243</sup> Das Wissenschaftssystem, um ein weiteres Beispiel Luhmanns anzuführen, kann den »Aufschrei leidender Seelen« nicht in sein Schema wahr/unwahr einfügen, »aber man kann Forschungsprogramme für Humanisierung der Arbeitswelt oder für Ermittlung von Frauenbenachteiligungen einrichten«. <sup>244</sup> Bei der Behandlung funktionssystemübergreifender Gesichtspunkte auf den Programmebenen der einzelnen Systeme kann es sich nach dieser Logik immer nur um spezifische Episoden handeln, die zur Bearbeitung ihrer Themen die Eigenwerte des Systems <sup>245</sup> nutzen und dadurch reproduzieren.

### 3.1.9 Transjunktion, Rejektion und Akzeption

Der Ausschluss dritter Werte bezieht sich auf die Operationsweisen einzelner Funktionssysteme und bezeichnet zugleich die Geschlossenheit und die Offenheit des Systems. Ansprüche, Erwartungen und Themen aus anderen gesellschaftlichen Bereichen können hiernach mehr wie ungeplante »Zufälle« <sup>246</sup> systemimmanent bearbeitet werden. Immer geht es also um Folgen der Zweiwertigkeit der binären Codierung unter Ausschluss dritter Werte. Was diese Exklusivität der Operationsweise auszeichnet, ist ihr besonderer Umgang mit der Polykontextualität der

241 Ebd.

242 Luhmann, Niklas: »Ökologische Kommunikation«, S. 55f.

243 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 377f.

244 Luhmann, Niklas: »Distinctions directrices«, S. 15.

245 Hier ist nicht alleine die Codierung gemeint, sondern auch solche Operationen des Systems, die sich in der Zeit als reproduktionsfähige Strukturen eingespielt haben. Auf der Ebene der Programme können dies z.B. eingespielte Methoden in der Wissenschaft oder Verfahrensweisen innerhalb des Rechtssystems sein. Jedoch gilt, wie gesagt, auch für solche Eigenwerte auf der Ebene der Beobachtung z. Ordnung die Bedingung ihrer grundsätzlichen Änderbarkeit.

246 Siehe Luhmann, Niklas: *Soziologie des Risikos*, S. 90f.

Gesellschaft; und insofern ihr Umgang mit anderen Funktionssystemen der gleichen Gesellschaft, die ebenfalls einen binären Code für ihre Autopoiesis benutzen. Ich spreche hier von Polykontexturalität deshalb, weil das Fehlen einer übergeordneten Systembeschreibung in Form linearer Dimensionen (Hierarchie, oben-unten)<sup>247</sup> oder einer ›communitas perfecta‹ bereits bei einer geringen Anzahl von Funktionssystemen, die jeweils eigene System/Umwelt-Verhältnisse ausdifferenzieren, zu einem Maß an gesamtgesellschaftlicher Komplexität führt, das nicht mehr durch hierarchische Ordnungen, sondern nur noch durch heterarchische Beziehungen bewältigt werden kann.<sup>248</sup> Mit Bezug auf die Gesellschaft ist jede Realisierung von Möglichkeiten an bestimmte Systemreferenzen gebunden und schließt andere gleichzeitig aus.<sup>249</sup> Kommunikationen, die entweder wahr oder unwahr sein wollen, müssen sich an den spezifischen Theorieprogrammen und Methoden des Wissenschaftssystems orientieren.<sup>250</sup> Wissenschaft kann in diesem Sinne nicht vor Gericht betrieben werden.<sup>251</sup> Was daraus folgt, ist eine Nichtsubstituierbarkeit bestimmter Systemreferenzen durch andere<sup>252</sup> und eine dadurch bedingte Mehrzahl von Systembeschreibungen. In einer Gesellschaft, die einer hierarchisch koordinierbaren Mehrheit von Codierungen nicht mehr gerecht werden kann, müssen im Gegenzug formale Ordnungsmöglichkeiten gefunden werden, die fähig sind, die damit entstehende Kontingenz zu strukturieren.<sup>253</sup> Luhmann weist deshalb darauf hin, dass ›dafür .. aus leicht ersichtlichen Gründen nur eine mehrwertige Logik in Betracht«<sup>254</sup> kommt. Das, was auf der Ebene der einzelnen Funktionssysteme mit einer zweiwertigen Logik strukturiert werden kann, muss auf der Ebene der Gesamtgesellschaft, in der jedes Funktionssystem nur ein Subsystem unter anderen ist und in der die Systeme füreinander jeweils nur Umwelt sind oder als System in der Umwelt anderer Systeme beobachtet werden können, durch eine mehrwertige Logik ergänzt werden. Dabei ist es weder so, dass die mehrwertige Logik die zweiwertige in ihrer relevanten Funktionsweise beschränkt, noch kann die zweiwertige Logik die mehrwertige in ihrem Erfordernis ignorieren, die gesamtgesellschaftliche Perspektive zu beobachten.<sup>255</sup> Es ist das

247 Vgl. Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 180.

248 Vgl. Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 180f.

249 Vgl. Luhmann, Niklas: *Ökologische Kommunikation*, S. 136.

250 Vgl. ebd.

251 Dies gilt auch, wenn man beachtet, dass wissenschaftliche Erkenntnisse in Form von Gutachten auf der Programmebene des Rechtssystems durchaus von hoher Relevanz sein können.

252 Vgl. ebd.

253 Vgl. Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 181.

254 Ebd.

255 Vgl. Ebd.

Verdienst Gotthard Günthers, beide Perspektiven in einer mehrwertigen Logik in genau diesem differenzierten Sinne vereint und formalisiert zu haben.<sup>256</sup> Er führt hierzu den Begriff der Rejektion ein, der fähig ist, die Aspekte der Zweiwertigkeit mit denen der Mehrwertigkeit zu verknüpfen. Die Funktionsweise des Rejektionswertes wird deutlich, wenn man sich zur Vorbereitung zwei wesentliche kombinatorische Möglichkeiten von Sätzen aus der klassischen Logik anschaut: die Konjunktion und die Disjunktion:<sup>257</sup>

P	Q	$\wedge$	$\vee$	T
W	W	W	W	W
W	F	F	W	3
F	W	F	W	3
F	F	F	F	F

Die Konjunktion › $\wedge$ ‹ steht für ›und‹ und verbindet zwei Sätze P und Q. Die Disjunktion › $\vee$ ‹ steht für ›oder‹ und kann ebenfalls zur Verbindung der zwei Sätze P und Q eingesetzt werden. Aus der Tabelle lässt sich dann zum Beispiel ablesen, dass, wenn P und Q wahr sind, auch deren Verbindung (siehe das W unter der Konjunktion  $\wedge$ ) wahr ist. Ist im Falle der Konjunktion allerdings bereits einer der Sätze falsch, dann ist auch das Ergebnis aus beiden Sätzen falsch. Entsprechendes gilt für die Disjunktion, allerdings mit unterschiedlichem Ergebnis. Hier zeigt sich, dass ein Satz, der mit ›oder‹ verbunden wird nur in einem einzigen Fall ›falsch‹ ist und zwar dann, wenn beide Satzteile zugleich falsch sind. Festzuhalten bleibt, dass innerhalb der klassischen zweiwertigen Logik immer ein bestimmter Wert aus der Alternative wahr oder falsch generiert werden

<sup>256</sup> Siehe zum in der Folge dargestellten Rejektionswert Günther, Gotthard: »Das Metaphysische Problem einer Formalisierung der transzendental-dialektischen Logik. Unter besonderer Berücksichtigung der Logik Hegels« (hier besonders S. 103ff.). Erstveröffentlichung in: *Heidelberger Hegeltage 1962*, Hegel Studien Beiheft 1, S. 65–123. Abgedruckt in: Gotthard Günther: *Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik*. Band 1. Meiner: Hamburg, 1976a. Und Günther, Gotthard: »Cybernetic Ontology and Transjunctive Operations« (hier besonders S. 342ff.). Erstveröffentlichung in: Yovits; Jacobi; Goldstein (Hrsg.): *Self-Organizing Systems*. Spartan Books: Washington D.C., 1962, 313–392. Abgedruckt in: Gotthard Günther: *Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik*. Band 1. Meiner: Hamburg, 1976b.

<sup>257</sup> Tabelle entnommen aus Anmerkung 16: Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 181f.



kann. Günther führt nun in seiner mehrwertigen Logik die Operation der *Transjunktion* ein, nach der an die Stelle, wo für die Konjunktion und die Disjunktion unterschiedliche Werte generiert werden, ein sogenannter Rejektionswert eingesetzt werden muss (hier dargestellt durch den Wert  $\triangleright_3\langle$ ). Dieser besagt, dass die Alternative wahr/unwahr dort, wo sie als wirkliche Alternative auftritt, das heißt, vor dem Hintergrund der Unentscheidbarkeit der Alternative Konjunktion und Disjunktion – wahr und unwahr –, zurückgewiesen wird.<sup>258</sup> Günther beschreibt die daraus entstehenden Konsequenzen wie folgt:

»We stated that if a system is rejected the value which acts as rejector places itself outside of it. By doing so, it establishes a boundary or a logically closed surface for the rejected system. In other words: it makes a distinction between the system and something else, i.e., an environment.«<sup>259</sup>

Durch Hinzunahme des Rejektionswertes in ein System, wird die klassische Logik, die nur zwei Werte kennt, um damit das *Sein* zu bezeichnen (Ontologie), in eine transklassische Logik überführt, die es zulässt, System/Umwelt-Verhältnisse und damit Polykontextualität im oben aufgeführten Sinne zu beschreiben. Es ist hier nicht der Ort, die formalen Aspekte dieser Logik Günthers näher zu beleuchten. Die hier angebotene Definition der Transjunktion und ihrer Rejektionswerte reicht aus, um bestimmte Bezüge zum Integrationsverhältnis der einzelnen Funktionssysteme untereinander herzustellen. Es lässt sich festhalten, dass Rejektionswerte nicht zur Negation eines bestimmten Wertes führen (Denn sonst befände man sich in der zweiwertigen Unterscheidung selbst wieder, s. o.), sondern zu einer Negation der gesamten Alternative. Mit anderen Worten: Das System ist auf die angebotene Unterscheidung nicht angewiesen, um zu einer Wahl zu gelangen.<sup>260</sup> Eine Gesellschaft, die sich in erster Linie funktionsbezogen ausdifferenziert und hierfür verschiedene, unabhängige binäre Codierungen nutzt, muss solche Rejektionswerte vorhalten.<sup>261</sup> Operativ vollzieht sich die Rejektion einer angebotenen Alternative automatisch durch die Zuordnung von Kommunikationen zu einem der beiden Werte des jeweiligen Referenzsystems. Luhmann gibt folgendes Beispiel:

258 Vgl. auch Ziemke, Axel: »Biologie der Kognition und Transklassische Logik«. In: Bammé, A.; Baumgartner, P.; Berger, W.; Kotzmann, E. (Hrsg.): *Klagenfurter Beiträge zur Technikdiskussion*. Heft 45. IFF - Institut für Technik- und Wissenschaftsforschung (Universität Klagenfurt): Klagenfurt, 1990, S. 30f.

259 Günther, Gotthard: »Cybernetic Ontology and Transjunctional Operations«, S. 384.

260 Vgl. Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 181.

261 Vgl. ebd., S. 182.

»Wenn es darauf ankommt, zwischen wahr und unwahr zu unterscheiden, kann zwar nicht vernachlässigt werden, ob die dazu notwendigen Operationen rechtmäßig oder rechtswidrig sind. Die Rejektion bezieht sich nicht auf die Werte der anderen Codes! Aber die Entscheidung kann nicht als Entscheidung zwischen Recht und Unrecht getroffen und auch nicht als determiniert durch eine solche Vorentscheidung angesehen werden. Sie muß als autonome Operation eines eigenständigen autopoietischen Systems durchgeführt werden. ... Wenn ein Wissenschaftler sich um eines Erkenntnisgewinns willen zu einem Rechtsbruch, etwa zu verbotenen Experimenten entschließt, ist dies, wenn darüber kommuniziert wird, eine Angelegenheit des Rechtssystems ohne jeden Zusammenhang mit den Ergebnissen der Forschung.«<sup>262</sup>

Indem einer der beiden Werte wahr/unwahr bezeichnet wird, wird eine andere Unterscheidung (hier recht/unrecht) rejiziert. Rejiziert wird dabei nicht die Relevanz der Werte des Rechtssystems schlechthin, sondern nur ihre »*Maßgeblichkeit*«, das heißt die Berücksichtigung der Codefunktion anderer Systeme für das eigene.<sup>263</sup> Jedes Funktionssystem kann dann den eigenen Code, ohne dies extra zu reflektieren, als Rejektionswert benutzen und den Durchgriff anderer Codierungen auf den eigenen verhindern. Ebenso unbeeindruckt können die Funktionssysteme ihre Codierung einsetzen und ignorieren, dass sie laufend von anderen Systemen rejiziert werden.<sup>264</sup> Diese Abstraktion vom Rejektionswert führt dazu, dass dieser für die Systeme sowohl als interner als auch externer Wert fungiert.<sup>265</sup> Er steht jeweils für die Perspektive der anderen Codes, die in den einzelnen Systemen reflektiert werden können.<sup>266</sup> Als solcher zeigt er sich als ein Wert und als viele Werte und verweist damit sowohl auf die eine Referenz der Gesellschaft, indem er ihre Polykontextualität repräsentiert, als auch auf die Verschiedenheit der Codierungen, die als Grundlage für die gegenseitigen Rejektionen innerhalb dieser Gesellschaft dient.<sup>267</sup> Diese mit dem Begriff der Rejektion verbundenen mehrwertigen Strukturen setzen voraus, dass das System fähig ist, sich selbst als System in einer Umwelt zu betrachten, und diese Reflexionsleistung lässt sich, wiederum in Anschluss an Spencer-Brown, als re-entry der Unterscheidung in das durch sie Unterschiedene bezeichnen. Diese klar strukturierten Positionsmerkmale der Rejektion stehen infolgedessen für den hohen Grad an Komplexität, den die Gesellschaft in der Form ihrer funktionalen Differenzierung erreicht hat und weisen explizit darauf

262 Ebd.

263 Vgl. ebd.

264 Vgl. ebd.

265 Vgl. ebd., S. 183.

266 Vgl. ebd.

267 Vgl. ebd., S. 183f.

hin, dass nur diejenigen Systeme, welche die damit verbundenen Beobachtungsleistungen (sprich den re-entry) vollziehen können leisten, eine universelle Funktionszuständigkeit behaupten können.<sup>268</sup>

Und schließlich eröffnen die jedem System zugängliche Selbstbeobachtung und die strukturellen Mehrwertigkeiten die Möglichkeit, die eigene binäre Codierung vor dem Hintergrund möglicher Rejektionen zu betrachten. Luhmann stellt dies jedoch als eine Seltenheit in der Funktionsweise von Systemen heraus und gibt hierzu das Beispiel des ›Streitschlichtungsverfahrens‹ innerhalb des Rechtssystems.<sup>269</sup> Er führt hier vor, dass das Streitschlichtungsverfahren eine mögliche Episode innerhalb des Rechtssystems beschreibt und mit ihm ein dritter Wert in das System eingeführt werden kann, der die Codierung recht/unrecht außer Kraft setzen oder zumindest bagatellisieren kann.<sup>270</sup> »Der Rejektionswert symbolisiert in der einen oder anderen Fassung die durch den Code eliminierte Unsicherheit oder Unbestimmtheit der Rechtslage oder auch die Grenzen der Erzwingbarkeit des Rechts.«<sup>271</sup> Das Tertium non datur wird aufgehoben und die Rejektion von recht/unrecht als ein dritter Wert explizit in den Code eingeführt.<sup>272</sup> Da man sich mit diesem Verfahren innerhalb des Rechtssystems befindet – man hat es hier schließlich mit rechtlichen Kommunikationen zu tun – ist diese Konstellation nur als ein System im System denkbar. Die mit dem Rejektionswert verbundene Oszillation zwischen intern und extern führt dazu, dass die Parteien »den Rechtsstreit so .. betrachten, als ob es von außen wäre.«<sup>273</sup> Das System wird durch die Hinzunahme eines Rejektionswertes in den eigenen Code »reparadoxiiert«; es wird als geltend und als nicht-geltend betrachtet.<sup>274</sup> Diese Paradoxie lässt sich nur aushalten, wenn sie durch einen zeitlichen Bezug entparadoxiiert wird, das heißt, wenn sie als zeitlich begrenzt behandelt wird.<sup>275</sup> Das Streitschlichtungsverfahren muss als Episode ein Ergebnis vorweisen, mit dem die Möglichkeit der weiteren Berufung auf das Rechtssystem außer Frage stehen kann.<sup>276</sup> Es zeigt sich, dass der Rejektionswert nicht einfach nur als eine Art ›Zurückweisen‹ weiterer Ansprüche verstanden werden darf; ganz im Gegenteil. Gerade der Rejektionswert bietet den Funktionssystemen die Möglichkeit, den eigenen Code eine Zeit lang außer Kraft zu setzen, oder – so könnte man weiterführen – durch

268 Vgl. ebd., S. 184.

269 Vgl. ebd., S. 185f.

270 Vgl. ebd., S. 185.

271 Ebd.

272 Vgl. ebd.

273 Ebd.

274 Vgl. ebd., S. 185f.

275 Vgl. ebd., S. 186.

276 Vgl. ebd.

eine Art Vorentscheidung, eine andere Alternative als Codierung ins Spiel zu bringen.<sup>277</sup> Würde man die Codierung des Systems auf zusätzliche Rejektionswerte einspielen und es programmgeführten Vorabentscheidungen überlassen, welche Codierung schlussendlich zum Zuge kommt, dann ließen sich Ansprüche anderer Funktionssysteme höchst differenziert darstellen und bearbeiten.<sup>278</sup> Der Rejektionswert statet die Systeme also grundsätzlich mit dem Potential aus, die ausgewiesene Polykontextualität der Gesellschaft innerhalb ihrer Codierung verarbeiten zu können. Da diese Möglichkeiten jedoch faktisch nur in einem sehr geringen Maße umgesetzt werden und die binären Codierungen selbst eine hierfür ausreichende strukturelle und logische Komplexität vermissen lassen, müssen diesbezügliche Ansprüche auf die Ebene der ›einfachen‹ Programme verlagert werden.<sup>279</sup> Sie werden sozusagen bagatellisiert. Dadurch kommt es zu einer Nichtausnutzung von integrativen Möglichkeiten, deren Relevanz dem Urteil der Zukunft überantwortet bleiben muss.

277 hier z.B. folgende denkbare Codierungen: Rejektion von recht/unrecht oder recht; Rejektion von recht/unrecht oder unrecht; recht/unrecht). Die Behandlung dieser Konstellationen erfordert jedoch eine zusätzliche Ebenenunterscheidung und einen nochmaligen Komplexitätszuwachs der Programme und es bleibt deshalb fraglich, ob und wo es eine solche Differenzierung in der Gegenwart der modernen Gesellschaft überhaupt gibt. vgl. hier auch mit einem Beispiel aus dem Rechtssystem: ebd., S. 186ff. Siehe weiterhin die abschließende Diskussion dieser Arbeit im letzten Kapitel.

278 Vgl. ebd., S. 186ff. Luhmann selbst führt mit einem weiteren Beispiel aus dem Rechtssystem in diese Komplexität ein: Hausbesetzungen z.B. können gerade zu der Frage führen, ob überhaupt die Unterscheidung recht/unrecht zum Zuge kommen soll oder man diese Unterscheidung rejiziert und statt dessen die Option in Betracht zieht, dass auch wenn es sich hier nicht um Recht handelt, das Unrecht unbedingt bezeichnet werden muss. Formal zeigt sich hier, dass alle Werte vorab als Rejektionswerte fungieren, aber nur folgende Alternative akzeptiert und als Code einer weiteren abschließenden Entscheidung zugrunde gelegt wird: unrecht/ Rejektion von Recht und Unrecht.

279 Vgl. ebd., S. 197f. Bedenkt man, dass die Stabilisierung verschiedener binärer Codes innerhalb der Gesellschaft eine besondere evolutionäre Errungenschaft darstellt, dann lässt sich nachvollziehen, dass dem tertium non datur in diesen eine große Bedeutung zukommt; das man es ungern aufs Spiel setzen möchte. Das Sich-Versperren auf der Ebene der Codierung gegen systeminterne Rejektion erscheint dann etwas plausibler.

## 3.2 Programme

Wie gerade dargestellt, werden auf der Ebene der Programme nicht nur spezifische Systemerfordernisse, sondern auch relevante Umwelteinflüsse abgearbeitet. Da die Programmebene aufs engste mit der binären Codierung gekoppelt ist, wurde jene zwar bislang immer wieder ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt, aber zugunsten der Rekonstruktion des binären Codes in einer, wie mir scheint, nur unzureichenden Weise dargestellt. Dies hängt mit der zirkulär angelegten Architektur der Systemtheorie zusammen. Die bisherigen Ergebnisse machen es also notwendig, auf verschiedene Aspekte dieser Programme noch einmal näher einzugehen. In diesem Kapitel sollen deshalb drei Gesichtspunkte gesondert beleuchtet werden: 1.) Die Funktion der Programme, Kriterien für eine richtige Zuordnung zu den Codewerten bereitzustellen; 2.) das programmatische Verhältnis zu Umwelteinflüssen und 3.) Programme als die andere Seite der Form der Codierung.

### 3.2.1 Kriterien der richtigen Zuordnung zu den Codewerten

Die binären Codierungen geben keinen Hinweis darauf, wie die positiven und negativen Werte richtig zugeteilt werden können. Deshalb lässt sich zum Beispiel Eigentum nicht als Kriterium dafür nutzen, ob es erworben, behalten oder verkauft werden soll.<sup>280</sup> Stattdessen wenden sich die Programme dieser Funktion zu, Codewerte innerhalb der Funktionssysteme richtig zuzuordnen und koppeln sich entsprechend von »gesamtgesellschaftlichen Selbstverständlichkeiten« ab.<sup>281</sup> So entstehen zu diesem Zweck zum Beispiel Preise, Investitionsprogramme und Budgets im Wirtschaftssystem oder Verträge und Gesetze innerhalb des Rechtssystems. Mit diesen Programmen hat das System Kriterien an der Hand, an denen es richtige, brauchbare Operationen orientieren kann;<sup>282</sup> mit denen es begründen kann, »was im System unter der Bedingung seines Codes als richtiges Verhalten akzeptiert werden kann.«<sup>283</sup> Und diese richten sich, wie gesagt, nicht nur auf die Bezeichnung des Positivwertes. Luhmann sagt hierzu:

280 Vgl. Luhmann, Niklas: *Soziologie des Risikos*, S. 88f.

281 Vgl. Luhmann, Niklas: »Codierung und Programmierung«, S. 207.

282 Vgl. Luhmann, Niklas: *Ökologische Kommunikation*, S. 54f.

283 Luhmann, Niklas: »Codierung und Programmierung«, S. 202. Zu dieser wichtigen Funktion der Programme, die Codewerte richtig zuzuordnen siehe auch: Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 362, 377 u. 750; Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 194 u. 196; Luhmann, Niklas: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. Band 3, S. 312.

»Es wäre einfach, wenn man sagen könnte, die Programme müßten der Maximierung des Karriereerfolgs [hier bezogen auf das Erziehungssystem; d.A.] dienen. Das hieße jedoch, den positiven Wert des Codes selbst als Kriterium zu verwenden. Gerade das muß aber vermieden werden, wenn Codierung und Programmierung getrennt gehalten werden sollen. Dann versagt jede teleologische, auf ein gutes Ende ausgerichtete Strukturierung des Systems; denn das System muß in seiner Programmatik ja auch die Möglichkeit vorsehen, den negativen Codewert richtig zuzuteilen.«<sup>284</sup>

Die Richtigkeit der Operationen orientiert sich demnach an der richtigen Nutzung von Programmen, bezogen auf beide Werte der Codierung innerhalb der Funktionssysteme. Der Code selbst weist sich dabei mit Hilfe seines Negationswertes nur auf sein technisiertes Umkehrverhältnis und die daraus entstehende Kriterienbedürftigkeit hin.<sup>285</sup> Es entsteht eine strukturelle Loslösung der Kriterien von der Codierung, die dann dazu beiträgt, dass der Code seine Stabilität bewahren kann, während die Kriterien der Zuordnung unter ständiger Änderungsbereitschaft stehen müssen. Und Luhmann weist darauf hin, dass es dabei noch nicht einmal darauf ankommt, dass die Programme aktiv, zum Beispiel durch methodische Fortschritte im Wissenschaftsprozess, verändert werden; es reicht auch aus, wenn Programme innerhalb des Systems nicht aktiviert, sondern einfach vergessen werden.<sup>286</sup> Obschon die Kriterienbedürftigkeit die Programmierung eindeutig gegen die Codierung differenziert, entwickelt jene keine Selbständigkeit in der Form, dass die Orientierung am Code abwechselnd ein und ausgeschaltet werden könnte. Die Programme der Funktionssysteme sind nicht ohne Bezug auf die jeweilige Codierung denkbar. Sie stehen in einer Abhängigkeit, die darauf beruht, dass die Codierung zur Resymmetrisierung tendieren würde, wenn sie nicht durch entsprechende Programme in ihrer asymmetrischen Beziehung bestätigt würde.<sup>287</sup> Programme leisten dies, indem sie den asymmetrischen Codewerten eine zusätzliche asymmetrische Unterscheidung von

284 Luhmann, Niklas: »Codierung und Programmierung«, S. 202.

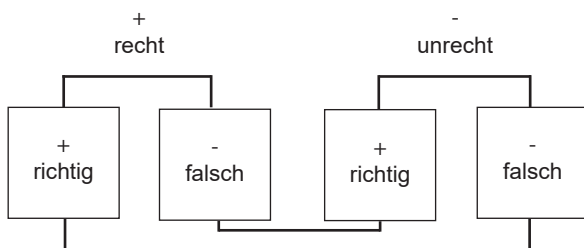
285 Vgl. hierzu auch Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 749.

286 Vgl. ebd., S. 362.

287 Siehe hierzu Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 194f.

Ich habe diese Notwendigkeit der ›Co-Existenz‹ von Codierung und Programmierung in dem Unterkapitel »Binäre Codes zwischen Paradoxie und Paradoxieentfaltung« bereits aus einer ähnlichen Perspektive beleuchtet. Hier könnte man noch ergänzen, dass Asymmetrisierung natürlich nicht nur von den direkten Programmen des jeweiligen Funktionssystems geleistet wird, sondern auch von den Strukturen, die aus der Beobachtung 2. Ordnung resultieren, aber nicht direkt, sondern nur indirekt auf den Code bezogen werden. Siehe hierzu besonders die Untersuchung im Kapitel »Die Funktionssysteme beobachten auf der Ebene zweiter Ordnung«.

richtiger und falscher Zuteilung hinzufügen.<sup>288</sup> Luhmann führt dementsprechend aus: »Die richtige Zuteilung von Recht ist äquivalent zur falschen Zuteilung von Unrecht und die falsche Zuteilung von Recht äquivalent zur richtigen Zuteilung von Unrecht.«<sup>289</sup> Diese Duplizierung der Asymmetrie ermöglicht eine Resymmetrisierung und damit eine Form der Selbstreferenz der Codierung, ohne dass es dadurch zu einer Reparadoxierung oder Tautologie kommt.<sup>290</sup> Folgende Tabelle (hier ein Beispiel aus dem Rechtssystem) stellt die spezifischen Abhängigkeiten von Codierung und Programmierung dar:<sup>291</sup>



Die Unterscheidung von Codierung und Programmierung ist gekennzeichnet durch diese besondere Art der strukturellen Abhängigkeit. Die Stabilisierung der Codierung und ihre asymmetrisierende Operationsweise sind nur möglich durch Rückbindung an eine den Kurzschluss verhindernde Programmierung. Die Codierung hält ihre Struktur aufrecht, indem sie einen Negativwert bereithält, der bei aller Präferenz für den Positivwert, einen inhaltlichen Opportunismus in den Code einführt und eine lineare Verfügung des Positivwertes über die Kriterien verhindert. Die daraus entstehenden negationsgeprüften Programme zwingen den Code zu einer ständigen Oszillation zwischen seinen beiden Werten. Programmierung und Codierung stabilisieren sich in ihren unterschiedlichen Funktionen gegenseitig und die Präferenz stellt dem System in diesem Zusammenspiel nicht mehr und nicht weniger zur Verfügung als die Möglichkeit der Ausdifferenzierung, das heißt die Fähigkeit, die Oszillation jeweils in bestimmte Asymmetrien aufzulösen, an die dann weitere Asymmetrien anschließen können, die sich jeweils für den Positivwert engagieren und auf ein Gedächtnis des Systems Bezug nehmen, das den Designationswert mit dem entsprechenden Informationsvermögen ausstattet.

<sup>288</sup> Vgl. ebd., S. 195.

<sup>289</sup> Ebd.

<sup>290</sup> Vgl. ebd.

<sup>291</sup> Abbildung entnommen: ebd.

Die Programme stellen hierauf bezogen diejenigen Kriterien oder Konditionierungen zur Verfügung, mit denen geprüft werden kann, ob Kommunikationen unter Bezugnahme auf eine Präferenz einen bestimmten Unterschied machen.<sup>292</sup> Falls dies nicht der Fall ist, kann faktisch nachgesteuert werden, indem man zum Beispiel mehr bezahlen kann, um einen gewünschten Gegenstand zu erhalten oder mehr Argumente anbringen kann, um einen »Wahrheitsbeweis zu führen.«<sup>293</sup> Immer hängt die Richtigkeit von Entscheidungen von den Programmen des eigenen Systems ab, und es gibt weder andere interne, im Code begründete, noch externe, auf Anforderungen anderer Funktionssysteme beruhende Kriterien für das Zustandekommen immanenter Entscheidungen.

### 3.2.2 Programme und Umwelteinflüsse

Innerhalb des Systems formieren sich ›Identität‹ und ›Lernfähigkeit‹ in gleichem Maße.<sup>294</sup> Systeme können sich auf ihre Programme berufen, ohne an Identität (der Codierung) einzubüßen.<sup>295</sup> Die Änderbarkeit der Programme ist dann allerdings strukturellen Einschränkungen ausgesetzt, die mit der historischen Irreversibilität der Operationsweise zu tun hat. Die Strukturabhängigkeit der Autopoiesis, die lediglich auf den Bedingungen beruht, dass vergangene kondensierte Operationen einen Struktureffekt hinterlassen und dann in anderen Situationen konfirmieren können – dabei kommt es nicht auf identische Operationen an, sondern im Sinne der Reproduktion: um Produkte aus Produkten – verbietet sozusagen die Beliebigkeit der Anschlüsse. Veränderung und Änderungsbereitschaft hat dann mit Gedächtnis zu tun und Neuerungen müssen sich notwendigerweise mit den Redundanzen des Systems auseinandersetzen. Insofern kann niemand, der einen Wahrheitsbeweis innerhalb des Wissenschaftssystems durchführen möchte, hierzu auf anerkannte methodische Mittel verzichten. Dies wäre erst dann möglich, wenn das System selbst die Bedeutung methodischer Prozesse bagatellisieren würde. Oder: Moderne redundante Gesetzgebung wird nicht dadurch in Frage gestellt, weil jemand behauptet, sie sei mit dem ›Naturrecht‹ nicht vereinbar. In diesen Fällen zeigt sich die Strukturdeterminiertheit der Funktionssysteme, die verhindert, dass das System von einem Ereignis auf das Nächste in völliger Beliebigkeit operiert. Die Änderbarkeit der Programme wird von den Programmen desselben

292 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S.363.

293 Vgl. ebd.

294 Vgl. Luhmann, Niklas: *Ökologische Kommunikation*, S. 60.

295 Vgl. ebd.



Systems gesteuert. Varietät und Redundanz entsprechender Strukturen treten gleichzeitig auf.

Diese Einschränkung auf struktureller Ebene verhindert jedoch nicht, dass das System auf der Ebene bearbeitbarer Themen weitaus flexibler agieren kann, solange die Konditionierungen des Systems dazu ausreichende Möglichkeiten bieten; das heißt, dass sie auf der Grundlage ihrer Strukturen Rauschen als Information interpretieren können und Themen nur dann als Information im System herstellen und verarbeiten, wenn sie dort als selegierbare Möglichkeiten *Sinn* machen. Codebezogene Programme und Themen treten auseinander, und sie werden gleichzeitig dadurch integriert, dass sich alle identifizierbaren Themen den programmatischen Erfordernissen des jeweiligen Funktionssystems und deren Art Codewerte zuzuordnen, übergeben müssen. Hier tritt konkreter hervor, was im Rahmen der Rejektion von Werten bereits angedeutet wurde; nämlich, dass die Berufung auf Zweiwertigkeit innerhalb des Systems keine differenziertere Berücksichtigung externer Ansprüche zulässt. Die hier dargelegte Implementation von Themen auf der Ebene der Programme regelt die Offenheit des Systems und ermöglicht es anderen Funktionssystemen oder gesellschaftlichen Kommunikationen, die Bearbeitung spezieller Themen zu forcieren, die innerhalb des gemeinten Systems als Information einer Verarbeitung zugeführt werden können. Dies alles funktioniert unter der Voraussetzung binärer Codierung und ihrer strikten Zweiwertigkeit. Der Einbau weiterer Werte in die Codierung unter der Maßgabe von Rejektionswerten würde daran auch erst einmal nichts ändern. Denn es kommt immer nur zur Entscheidung über zwei Werte. Bemerkenswert ist allerdings, dass die Funktionssysteme von einer Komplizierung ihrer Codeebene absehen und auf zusätzliche Vorentscheidungen über mögliche Rejektionswerte verzichten. Sie befreien damit ihre Programmebene von einer entsprechenden Komplexitätssteigerung; anderenfalls müssten dann nämlich zusätzliche Programmebenen eingeführt werden, um entscheiden zu können, wann und unter welchen Umständen ein bestimmtes Wertepaar für das infrage kommende Funktionssystem als zuordnungsrelevant akzeptiert werden soll.<sup>296</sup> Da diese komplexe Anlage entsprechend komplizierte Beobachtungen erfordern würde, bei denen den Systemen untereinander, auf struktureller Ebene, eine gewisse Einschaltgarantie über Rejektionswerte zur Verfügung stünde – kein Durchgriffsrecht! –, ist es verständlich, dass die modernen Funktionssysteme bisher einer solchen Innovation ihrer Programme keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt haben.

Sieht man von dieser Möglichkeit ab, Polykontexturalität auf der Ebene der Codierung zu implementieren, dann ist man genötigt, die

<sup>296</sup> Vergleiche hierzu die Ausführungen von Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 188.

Anpassung auf die Ebene der Programme zu verlagern.<sup>297</sup> Hier können zusätzliche Werte in Form von Themen zugelassen werden, ohne dass dies einen Stabilitätsverlust für das System bedeuten würde, beziehungsweise ohne die Codierung in ihrer Binarität variieren zu müssen. Mit seinen Programmen kann sich das System also »nach Umwelanforderungen richten, ohne damit seine Autonomie aufzugeben.«<sup>298</sup> Die hierzu nötigen Operationen bleiben aber Operationen des Systems, sie laufen nicht außerhalb des Systems ab. Ein Beispiel Luhmanns aus dem Erziehungssystem hilft, dies zu verdeutlichen: Trotz oder gerade wegen ihrer systeminternen Operationsweise, richten sich die Operationen des Erziehungssystems zum Beispiel nach Lehrplänen, die als Programme fungieren und »über die Umwelteinflüsse auf das System einwirken« können.<sup>299</sup> »Programme transformieren das bloße ›Rauschen‹ der Umwelt in einen für das System praktikierbaren Sinn.«<sup>300</sup> Die Codierung ist dabei in der Lage, die Wechsel der Erziehungsziele und der »pädagogischen Phantasien«, die über die Programme in das Erziehungssystem eingegeben werden, überdauern zu können.<sup>301</sup> Das System ändert seine Programme nur mit Rücksicht auf seine Codierung und kann die Inhalte als externalisierte Episoden bearbeiten oder unverändert lassen. »Im Selektionskontext des Erziehungssystems kann alles mit allem verknüpft werden, vorausgesetzt, daß es bewertet wird.«<sup>302</sup> Das Wissenschaftssystem kann somit zwar einen Anspruch auf Verbreitung seiner Wahrheiten im Erziehungssystem geltend machen, jedoch nur unter der Bedingung, dass es dort für codespezifische Selektionszwecke genutzt werden kann. Weder ändert das Erziehungssystem seine relevanten Strukturen, wenn es Wahrheiten als Unterrichtsinhalte zirkulieren lässt, noch wird Wahrheit innerhalb des Erziehungssystems zu etwas gemacht, das innerhalb des Wissenschaftssystems zu Strukturänderungen führen müsste. Umgekehrt ist damit natürlich nicht ausgeschlossen, dass pädagogische Fragestellungen zum Thema eines Forschungsprogramms werden können. Hier gilt aber genau das gleiche, nämlich dass das so gewonnene Wissen den Erziehungscodes nicht außer Kraft setzt und dass eventuelle Änderungsbemühungen, die als Konsequenz aus den Wissenschaftsergebnissen resultieren und das Erziehungssystem betreffen, erst einmal nur auf der Ebene der Selbstbeschreibung und der Programme ansetzen können.

Auf die hier beschriebene Art und Weise können alle weiteren Werturteile, die auf der Ebene der Codierung nicht geltend gemacht werden

297 Vgl. auch ebd., S. 197f.

298 Luhmann, Niklas: »Codierung und Programmierung«, S. 208.

299 Ebd.

300 Ebd.

301 Vgl. Luhmann, Niklas: *Ökologische Kommunikation*, S. 129.

302 Ebd.

können, in den Programmen untergebracht werden, »und die dann auftretenden Wertmischverhältnisse werden als Probleme der Interpretation behandelt«. <sup>303</sup> Die Entscheidungsfähigkeit des Systems bleibt stets garantiert und bei allen Wertproblemen, die auftreten können, handelt es sich dann letztlich doch immer um die Frage, ob etwas recht oder unrecht, <sup>304</sup> wahr oder unwahr, schön oder hässlich, Regierung oder Opposition, bestanden oder nicht bestanden ist. Diese Garantie bleibt auch dann bestehen, so bemerkt Luhmann, wenn Programme zum Beispiel »in einer mehr als zufälligen Weise in andere Codes übergreifen, [im Rechtssystem] zum Beispiel ... tendentiell zugunsten der Reichen und zum Nachteil der Armen wirken«. <sup>305</sup> Im Rechtssystem sind dies »Unsauberkeiten, die das Recht selbst nicht verantworten kann«. <sup>306</sup> Diese interpretationsbedürftigen Wertmischverhältnisse und Unsauberkeiten, die innerhalb der Funktionssysteme nicht ausgeschlossen werden können, weisen darauf hin, dass die Einschaltung spezifischer Programme eine selektive Operation ist, die selbst nicht alle ihre Ursachen und Wirkungen überblicken kann. Programme sind bis zu einem gewissen Grad selbst interpretationsbedürftig. Bedenkt man jedoch, dass die Codierung zur Anpassung an die Polykontextualität der Gesellschaft keine ausreichende Komplexität vorweist und alles, was im System als Information verarbeitet wird, lediglich auf eine unterkomplexe Zweiwertigkeit bezieht, dann lässt sich einsehen, dass die Programmebene auf diese Problematik mit stetiger Änderungsbereitschaft und einer gewissen Unschärfe reagiert, die der Situationsabhängigkeit der programmatischen Operation entgegenkommt. Luhmann zeigt diese Eigenschaften am Beispiel des Rechtssystems auf <sup>307</sup> und stellt fest, dass es dort so aussieht, als käme es zu einem »Aufweichen der Dogmatik, als Ausweichen in unbestimmte Rechtsbegriffe oder Abwägungsgebote und als Umstellen des Entscheidens von Strukturvorgaben auf konkrete Folgenerwägungen«. <sup>308</sup> Wenn es die Umweltverhältnisse erfordern, kommt es mit Hilfe der Programme zu Anpassungen – »sei es in Richtung auf Unbestimmtheit, sei es in Richtung auf rasche und häufige Veränderung ihrer Bestimmungen, so als ob es darauf ankäme, den wechselnden Situationen größere Kontrolle über das laufende Entscheiden zuzuschieben«. <sup>309</sup> Es scheint fast, als würden derlei Programminterpretationen herangezogen,

303 Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 198.

304 Vgl. ebd.

305 Ebd., S. 197.

306 Ebd., S. 197.

307 Vgl. ebd., S. 194. Hier allerdings unter der Fragestellung, wie im Rechtssystem eine Umstellung von strukturelle auf temporale Asymmetrien zu bewerkstelligen sei.

308 Ebd.

309 Ebd.

um die Autonomie des Systems zu sabotieren. Dies würde jedoch den Begriff der Technizität, der Programmatik und nicht zuletzt den Begriff der operativen Geschlossenheit überstrapazieren. Es würde mit anderen Worten die funktionalstrukturelle Perspektive der Luhmannschen Systemtheorie fehlinterpretieren. Denn diese besagt, dass Strukturen lediglich herangezogen werden, um die Autopoiesis des Systems aufrechtzuerhalten. Diese Orientierung lässt sich nicht bis in letzte Detail technisieren und macht sich geradezu abhängig von nicht deduzierbaren Situationsbedingungen, die strukturelle und letztlich auch semantische Vielfalt voraussetzen. Es kommt dann lediglich darauf an, dass sie als Eigenwerte zum Beispiel des Rechtssystems identifiziert werden können.

In diesem Sinne dient diese Offenheit der Programme der Anpassungsfähigkeit der so operierenden Funktionssysteme an ihre Umwelt und ist damit notwendige Voraussetzung ihrer Autopoiesis. Es geht dabei nicht nur um ein gelegentliches Ausschauhhalten des Systems, »ob noch alles passt« oder um ein stets rationales Abwägen der Einflüsse; vielmehr ist die Programmebene gezwungen, kontinuierlich zur Umwelt passende Inhalte zu *kreieren*, um sich darüber laufend selbst irritieren zu können und um den eigenen Code nicht leerlaufen zu lassen.<sup>310</sup> Dies funktioniert nicht nach einem bestimmten Mechanismus, der der jeweiligen Umwelt eine Funktionsbeschreibung für Eingriffe liefern würde, sondern wie bereits oben gesagt, nur nach Maßgabe der eigenen *Operationslogik*.

### 3.2.3 Die andere Seite der Unterscheidung

Wie bereits mehrfach an unterschiedlichen Stellen herausgearbeitet, entsteht die Programmebene aus dem re-entry der Unterscheidung Mediencode/Semantik. Diese ursprüngliche Form wurde Form des Mediums genannt. Durch den re-entry bildet sich in dieser Unterscheidung jedoch diejenige spezifische Form aus, die zur Reproduktion und Ausdifferenzierung der modernen Funktionssysteme benötigt wird: Binäre Codierung/Programme. Durch die Unterscheidung Form der Codierung/Form des Mediums entstehen drei Möglichkeiten, die Form des Mediums zu beobachten: 1.) als Mediencode/Semantik und 2.) als binäre Codierung/Programme und 3.) als binäre Codierung/Programme//Semantik. Diese verschiedenen Unterscheidungen, die sich aus einer tiefergehenden Analyse der Codierung bei Luhmann ergeben haben, werden bei ihm zugunsten der sozialstrukturell starken Perspektive binäre Codierung/Programme spätestens seit den späten 80er Jahren nach Abschluss der Beobachtung der Medien ›Liebe‹ und ›Macht‹ und im Rahmen seiner

310 Mit Bezug auf das Politiksystem vgl. Luhmann, Niklas: »Theorie der politischen Opposition«, S. 20ff.

primären Zuwendung zu den Analysen der modernen Funktionssysteme der Gesellschaft ausgeblendet. Diese Vorgehensweise scheint bezüglich der Unterscheidung Mediencode/Semantik noch nachvollziehbar, wenn man diese als historische vor die Entstehung der Funktionssysteme ansetzt und erst mit dem Übergang zur funktional differenzierten Gesellschaft auf die funktionsbezogene Unterscheidung binäre Codierung/Programme umstellt. Neu in dieser Hinsicht ist vielmehr die aus dem re-entry entstehende Unterscheidung binäre Codierung/Programme//Semantik, die als Beobachterperspektive möglich wird und deshalb auch für die modernen Funktionssysteme als Ausgangspunkt gewählt werden sollte, da sie evolutive Aspekte mit einbezieht. Dass Luhmann jedoch darauf verzichtet hat, hat eine gewisse Plausibilität, da die von Luhmann präferierte ›Form der Codierung‹ aufgrund ihres den re-entry voraussetzenden Strukturentfaltungspotentials auf der Ebene 2. Ordnung exakt zu der Ausdifferenzierung der modernen Funktionssysteme zu passen scheint. Sozialstrukturelle Präferenz und die Interpretation der Form der Codierung als binäre Codierung/Programme sind dann nur deshalb möglich, weil die damit entstehenden Funktionssysteme tatsächlich in der Lage sind, die Codierung auf dieser Ebene zu erhalten und auf sie bezogene Informationen herzustellen, ohne dass es, wie in stratifizierten Gesellschaftsformen, zu einer Veränderung der Codierung durch gesellschaftsstrukturelle Semantiken kommen müsste. Es wird eine Ebene der Beobachtung zweiter Ordnung eingerichtet. Diese Unterscheidung prägt die Funktionssysteme in einer Weise, dass sie trotz Reduktion auf nur eine Systemreferenz zu einer Universalapplikation ihrer Sichtweise fähig werden.<sup>311</sup> Dies verdeutlicht Luhmann im folgenden Zitat am Beispiel der Wissenschaft:

»Der Zusammenhang von Universalapplikation und Systembezug .. wird durch ein vorgeschaltetes ›sofern‹ bestimmt. Nur ›sofern‹ es um wissenschaftlichen Wissensgewinn geht, spielt die Codierung wahr/unwahr eine Rolle. Glücklicherweise wird man damit nicht. Mit solchen ›sofern‹-Abstraktionen lassen sich dann auch Codierung und Programmierung verknüpfen. ›Sofern‹ die Operationen auf Feststellung von Wahrheit oder Unwahrheit gerichtet sind, ist Theoriebildung zu empfehlen, weil man auf diese Weise den Einzeloperationen eine über sie hinausweisende Bedeutung verleihen kann.«<sup>312</sup>

Beobachtet man die Ausdifferenzierung des modernen Wissenschafts-systems als ein empirisches Geschehen, dann gibt es gegen diese Feststellung erst einmal nichts einzuwenden. Die eigentliche Frage, und damit auch die Kritik gegen Luhmann, entsteht erst auf der Aussageebene

<sup>311</sup> Vgl. Luhmann, Niklas: »Codierung und Programmierung«, S. 195.

<sup>312</sup> Ebd.

selbst. Denn hier zeigt sich, dass Luhmann sein Beobachtersystem dadurch schließt, dass er behauptet: »Nur ›sofern‹ es um wissenschaftlichen Wissensgewinn geht, spielt die Codierung wahr/unwahr eine Rolle.« Es handelt sich um eine selbstreferentielle Verweisung zwischen den Begriffen »wissenschaftlicher Wissensgewinn« und »wahr/unwahr«. Wobei »wissenschaftlich« bei Luhmann nichts anderes meint als die Orientierung an der Leitstruktur selbst. Und diese Bezogenheit gilt natürlich letztlich auch für alle Beobachtungen 2. Ordnung, die hier anzusiedeln wären. Dass man eine entsprechende Universalapplikation nachweisen kann, hat Luhmann mit seiner Analyse des Wissenschaftssystems, zum Beispiel durch Bezug auf den *Forschungskontext*, eindrucksvoll bewiesen.<sup>313</sup> Die induktiv angelegte Analyse ergänzt hier jedoch den Mangel an theoretischer Tiefenschärfe. So schreibt Luhmann mit Bezug auf den Forschungskontext: »Reflexivität entsteht zusammen mit funktionaler Differenzierung. Das eine bedingt das andere. Um Anfangsbedingungen brauchen wir uns nicht zu kümmern, sie liegen, wie immer bei evolutionären Errungenschaften und zirkulären Kausalitäten, im Dunkeln. Jedenfalls setzt ausgebaute Forschung über Forschung die funktionale Ausdifferenzierung eines Wissenschaftssystems voraus.«<sup>314</sup> Diese Form der Beobachtung funktional differenzierter Systeme ist laut der hier gemachten Analyse möglich und natürlich gewollt. Die zentrale Stellung der Unterscheidung binäre Codierung/Programme ist als die herausragende Errungenschaft anzusehen, die mit funktionaler Differenzierung der modernen Gesellschaft in Erscheinung tritt, da sie nicht zuletzt sozialstrukturelle Differenzierung und damit Beobachtungsmöglichkeiten jenseits rein semantischer Verweisungshorizonte, die sich für einen Beobachter nicht ohne weiteres zur Kopplung von gesellschaftlichen und sprachlichen Horizonten eignen, in den Fokus setzt und einer theoretischen Behandlung zugänglich macht. Doch dieser Unbekümmertheit Luhmanns kann hier nicht gefolgt werden. Von einem rein theoretischen Standpunkt aus gesehen, wäre es natürlich möglich, evolutionäre Errungenschaften per definitionem auszublenken, aber für einen Standpunkt, der seinen theoretischen Zugang über Empirie plausibilisiert, kann nicht einfach auf ›tabula rasa‹, oder hier von Rekursivität auf Reflexion umgestellt und so getan werden, als würde die Rekursivität der Gesellschaft mit Luhmanns Beobachtung der Funktionssysteme aus diesen sozusagen verschleudert und in den Restbetrag ›Gesellschaft‹ abgeschoben. Es ist in diesem Sinne schlichtweg unzureichend, sich bei seinem Gegen-

313 Vgl. z. B. Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 333ff. Hier mit Bezug auf den Unterschied alltäglicher Wissensgewinnung und wissenschaftlicher Wissensgewinnung, die sich für ihn durch Reflexivität auszeichnet.

314 Ebd., S. 334.

stand Plausibilität zu leihen und diese Plausibilität dann für den Gegenstand selbst zu halten. Luhmann tappt hier meines Erachtens in seine eigene Falle, indem er die Unterscheidung Selbstreferenz/Fremdreferenz mit der Unterscheidung System/Umwelt gleichsetzt und unberücksichtigt lässt, dass die Umwelt zwar nur als Fremdreferenz imaginierbar ist, aber deshalb doch ganz im Sinne seiner Theorie vorausgesetzt werden muss. Und diese Voraussetzung einer unbeobachtbaren Umwelt bagatelisiert Luhmann, wenn er sagt: »Um Anfangsbedingungen brauchen wir uns nicht zu kümmern, sie liegen, wie immer bei evolutionären Errungenschaften und zirkulären Kausalitäten, im Dunkeln.«<sup>315</sup> Er trivialisiert damit seinen eigenen Beobachterstandpunkt, den er mit der System/Umwelt-Unterscheidung gewählt hat. Auch die in diesem Zitat angezeigte zeitliche Differenz als Entfaltungsmöglichkeit der hier angesprochenen Paradoxie hilft hier nicht weiter, da die ›Anfangsbedingungen‹ gerade die System/Umwelt-Perspektive bezeichnen, die Luhmann als Beobachterstandpunkt für seine Theorie gewählt hat.

Dies alles spricht nicht gegen die Wahl der Form der Codierung als Beobachterstandpunkt (Die Ergebnisse der Analysen Luhmanns sprechen hier für sich); sie wird überhaupt nicht aufgehoben, sondern nur durch die Berücksichtigung der angesprochenen Anfangsbedingungen ergänzt. Und diese Berücksichtigung zeigt sich in der Differenzierung der Unterscheidung Form der Codierung/Form des Mediums. In diesem Sinne geht es immer noch um Rekonstruktion der binären Codierung. Jedoch lassen sich die hier gemachten Ergebnisse schließlich nicht ignorieren und werden dort als zusätzliche Erkenntnismöglichkeit herangezogen, wo sich dies als sinnvoll erweist.

Orientiert man in diesem Sinne den im obigen Zitat angesprochenen »wissenschaftlichen Wissensgewinn« an die Form des Mediums, die den re-entry vollzogen hat, also an der Unterscheidung binäre Codierung/Programme//Semantik und verzichtet man auf eine Engführung des Wissenschaftssystems auf die Form der Codierung, dann reichen möglicherweise die einfachsten Wahrheitsbehauptungen aus, um sie als Kommunikationen diesem System und dem entsprechenden Medium zuordnen zu können. Es käme dann bei diesen Kommunikationen nur darauf an, dass sie sich im Kontext des jeweiligen Kommunikationsmediums und den darauf bezogenen Strukturen ereignen. Solche Operationen können, so wie dargelegt, blind hinsichtlich ihrer Codierung und damit unabhängig von programmatischen Vorgaben funktionieren.<sup>316</sup>

315 Ebd.

316 Bezüglich des Rechtssystems konnte eine ähnliche Besonderheit im Falle des Schlichtungsverfahrens aufgezeigt werden; hier allerdings unter der Hinzunahme von Rejektionswerten, d.h. auf der Ebene der Beobachtung 2. Ordnung.

Diese nur lose Kopplung an den Programmen des Systems nimmt den sich ereignenden Kommunikationen schließlich ihren entscheidungsbedürftigen Codebezug und lässt sie trotz medialer Zuordnung nicht als Operationen der konkreteren Form der Codierung erscheinen. Diese wird damit natürlich nicht außer Kraft gesetzt; vielmehr geht es darum, dass die Funktionssysteme in der Lage sind, verschiedene operationsleitende Unterscheidungen in Gleichzeitigkeit ablaufen zu lassen: die Form der Codierung und als übergeordnete Form: die Form des Mediums. Auf dieser abstrakten Ebene, auf der diese Untersuchung hier angesetzt ist, lässt sich natürlich nicht eindeutig klären, ob mediale Reproduktion für das jeweilige Funktionssystem tatsächlich einen Zugriff auf ›Normalkommunikation‹ eröffnet, oder ob es sich auch hier bereits um präformierte Strukturen und Semantiken spezieller Bereiche handelt.<sup>317</sup> Die Form binäre Codierung/Programme//Semantik eröffnet aber zumindest diese Beobachtungsmöglichkeit, indem sie anzeigt, dass das jeweilige Funktionssystem auf seiner operativen Ebene!<sup>318</sup> diese Unentschiedenheit zu bewältigen hat. Es handelt sich um ein Problem, dem die Erkenntnis zugrunde liegt, dass sich Sozialisation nicht eins zu eins technisieren lässt.

Wie auch immer: Die Programme kondensieren die über den re-entry freigesetzte Informationslast in Form spezifischer, codebezogener Strukturen. Der dadurch bedingte Neuaufbau von Strukturen, die sich von den rein medialen Kommunikationen abheben, ist nicht als ein vollständiger Neubeginn des Systems im Sinne einer ›tabula rasa‹ anzusehen, sondern im Sinne der Autopoiesis sozialer Systeme als eine Produktion aus Produkten; die Form des Mediums bleibt deshalb immer der vorauszusetzende Rahmen und gibt die Unterscheidung vor, innerhalb welcher es überhaupt zu neuartigen Kondensationen kommen kann, ohne dabei die Form der Codierung und ihre Operationen determinieren zu können. Der re-entry verhindert ein derartiges kausales Verhältnis, weil, auch wenn es sich um eine Unterscheidung in einer Unterscheidung handelt, jede Unterscheidung eine bezeichnungsfähige Seite – hier die Codewerte – besitzt, die sich operativ schließen lässt und durch ihren Oszillationscharakter neue temporale Züge aufweist, die diesen Code zukunftsstabil ausdifferenzieren. Die Programme entstehen in diesem Übergang von der Form des Mediums auf die Form der Codierung wie von selbst, indem es zu einer dem re-entry entsprechenden hohen Selektivität kommt und die rein medienbezogenen Strukturen dabei als his-

317 Was zumindest für das Wissenschaftssystem wahrscheinlich scheint, aber hinsichtlich der multifunktionalen Ausrichtung einer früheren stratifizierten Differenzierungsform dennoch fragwürdig bleibt.

318 Und in diesem Sinne ist auch jede Beobachtung eine Operation, selbst wenn sie unter der Voraussetzung des re-entries beobachtet.



torische Bedingungen den Codewerten und ihrem zukunftsstabilen Horizont ausgesetzt und damit einer Re-Definition unterworfen werden. Auf der Ebene der Programme bildet sich entsprechend ein Gedächtnis aus, das primär durch seine Bezüge zur Oszillation zwischen den Codewerten und den eigenen aufgebauten Redundanzen bestimmt wird. Je stärker sich ein solches Funktionssystem mit der Zeit ausdifferenziert, desto unabhängiger kann es von rein medialen Strukturen operieren; oder gewagter: Desto mehr kann es sich von normalen Alltagskommunikationen abheben; jedoch, und dieser Zusatz ist bestimmend, nicht loslösen. Dies bedeutet, dass die Funktionssysteme, auch wenn sie ihre durch den re-entry aufgezwungene Informationslast weitreichend verarbeitet haben, ohne Unterbrechung der medialen Kontextierung und den entsprechenden Kommunikationen ausgesetzt bleiben. Denn nur über diese Ebene der medialen Rückbindung kann sich das System ständig selbst irritieren und einfache Ansprüche, sei es des eigenen, sei es eines externen Systems, zum Thema programmatischer Verarbeitung machen.

## 4. Binäre Codierung verschiedener Funktionssysteme

Die bisherige Analyse zur binären Codierung diene dazu, Vergleichsge-  
sichtspunkte für die einzelnen Funktionssysteme der modernen Gesell-  
schaft zu liefern. Die zentralen Begriffe, die sich zu diesem Thema auf  
der Ebene der Systemreferenz Gesellschaft zeigen, sind 1.) die symbol-  
lich generalisierten Kommunikationsmedien, 2.) die binäre Codierung,  
3.) die Programme und 4.) der Funktionsbegriff; wobei dieser insofern  
eine Sonderstellung einnimmt, als er für die Selbstreferenz der unter-  
schiedlichen Funktionssysteme einen je unverwechselbaren Bezugs-  
punkt bildet<sup>1</sup> und erst einmal unabhängig von medialen Ansprüchen  
dem binären Code die Voraussetzungen für die benötigte technisierte  
Zweiwertigkeit bei Ausschluss dritter Werte zur Verfügung stellt.<sup>2</sup> Es  
handelt sich um ein Verhältnis der ›Passung‹ oder anders gesagt: der  
Übernahme eines sich bewährenden binären Codes zur Anleitung der  
Ausdifferenzierung des jeweiligen Funktionssystems.<sup>3</sup> Luhmann stellt  
aber fest, dass die Funktion als Einheitsgesichtspunkt zur Ausdifferen-  
zierung des Systems allein nicht ausreicht und die Funktionssysteme  
gerade deshalb hierauf spezialisierte binäre Codierungen benötigen.<sup>4</sup>  
Mithilfe der Funktionsorientierung verteidigt dann »das System die  
Überlegenheit seiner eigenen Optionen .. (Zukunftsvorsorge über Geld  
und nicht über Gottvertrauen; Ausbildung über Schulen und nicht über  
Sozialisation)«,<sup>5</sup> und über die Negationsmöglichkeit des Codes reflek-  
tiert das System die Kriterienbedürftigkeit der sich ereignenden Opera-  
tionen.<sup>6</sup> Man kann auch sagen, dass die binären Codierungen sowohl  
die Funktionen von Systemen als auch die speziellen symbolisch genera-  
lisierten Kommunikationsmedien bedienen und somit auf theoretischer  
Ebene zu einer gegenseitig nicht aufeinander reduzierbaren Inanspruch-  
nahme von Systemtheorie und Kommunikationstheorie führen.

Ohne auf diesen Punkt näher eingehen zu können,<sup>7</sup> deutet sich mit  
dem Begriff der Ausdifferenzierung – hier speziell: unter besonderen  
Einheitsgesichtspunkten – jedoch eine Perspektive an, die in diesem Ka-

1 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 748.

2 Siehe hierzu auch Luhmann, Niklas: *Ökologische Kommunikation*, S. 135.

3 Vergleiche hierzu auch Luhmann, Niklas: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. Band 3, S. 430.

4 Vgl. Luhmann, Niklas: »Distinctions directrices«, S. 19.

5 Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 749.

6 Vgl. ebd.

7 Siehe für eine Auseinandersetzung mit dieser Problematik, wie bereits früher  
angemerkt, Göbel, Andreas: *Theoriegenese als Problemgenese*.

pitel nun weiter verfolgt werden soll. Zur Beantwortung der Frage, wie die binäre Codierung im System der Krankenbehandlung zu verstehen ist, ist es hilfreich, die Analyse zuvor auf die Ebene einzelner Funktionssysteme zu verschieben. Die Funktionsorientierung der binären Codierung und die dadurch in Gang gesetzte Ausdifferenzierung des jeweils operativ geschlossenen Systems führen zwangsläufig zu Formen der Codierung, die zwar hinsichtlich der erarbeiteten Vergleichsgesichtspunkte gegenübergestellt werden können, aber gleichzeitig je eigene von anderen Funktionssystemen zu unterscheidende Systemmerkmale aufweisen. Beispiele für solche strukturellen Unterschiede zeigen sich für Luhmann zum Beispiel in der Besonderheit, dass sowohl das Erziehungssystem als auch das System der Krankenbehandlung kein eigenes symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium aufweisen.<sup>8</sup> Hier liegt für ihn der Erfolg nicht allein im Gelingen von Kommunikation, sondern in der Veränderung systemspezifischer Umwelten. Systeme, die in diesem Sinne über kein symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium verfügen, verlieren nach Luhmann deshalb nicht automatisch ihren Status als Funktionssystem; sie müssen sich jedoch zur Aufrechterhaltung ihrer Funktion und ihrer Codierung in höherem Maße von Organisationen und speziellen Professionen abhängig machen.<sup>9</sup> Im Wirtschaftssystem zeigen sich ebenfalls strukturelle Unterschiede, die darin bestehen, dass die binäre Codierung zahlen/nicht zahlen als *Zweitcodierung* betrachtet werden muss, der die Codierung Eigentum haben/nicht haben vorausgeht. Im Wissenschaftssystem kann neben dem binären Code wahr/unwahr nicht außer Acht gelassen werden, dass sich *Reputation als ein gegenläufiger Nebencode* entwickelt, der in etwa dieselbe Funktion wie der Hauptcode erfüllt.<sup>10</sup> Weiterhin lassen sich in den Funktionssystemen unterschiedliche Kontingenzformeln ausmachen. Hierbei handelt es sich nach Luhmann um Reduktionen des Systems, »die an die Stelle der Funktion treten, wenn es um die Orientierung des Systems an sich selbst geht«.<sup>11</sup> Kontingenzformeln operieren hierzu »doppelgesichtig: einerseits in Richtung auf eine Unendlichkeit immer weiterer, immer anderer Möglichkeiten, und andererseits in Richtung auf die Programme für im System abschließbare Operationen«.<sup>12</sup> Kontingenzformeln sind in diesem Sinne vergleichbar mit den ›Horizonten‹ sinnhafter

8 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1994, S. 304.

9 Vgl. hierzu ebd.

10 Vgl. Luhmann, Niklas: *Macht*, S. 41. Ferner hierzu: Schimank, Uwe: »Reputation statt Wahrheit: Verdrängt der Nebencode den Code?«. In: *Soziale Systeme* 16(2010), H. 2, S. 233–242.

11 Luhmann, Niklas: »Die Wirtschaft der Gesellschaft als autopoietisches System«, S. 317.

12 Luhmann, Niklas: »Die Ausdifferenzierung von Erkenntnisgewinn«, S. 118.

Kommunikation, nur dass ihre Kondensierungen hier die jeweils funktionsspezifischen Ausdifferenzierungen steuern. Beispiele für solche Formeln sind Limitationalität im Wissenschaftssystem und Knappheit im Wirtschaftssystem. Auf die Funktionen der genannten Begriffe und auf ihre Rolle bezüglich der binären Codierung wird noch zurückzukommen sein. An dieser Stelle bleibt festzuhalten, dass die Beschäftigung mit den konkreten Funktionssystemen nicht nur klare strukturelle Unterschiede nach dem Schema Struktur vorhanden/nicht vorhanden aufweist, sondern zugleich zusätzliche Bezugspunkte für eine nähere Bestimmung der *Bedingungen* binärer Codierungen liefert und somit in die Lage versetzt, die generalisierten Beobachtungen zur Form der Codierung am Spezifischen überprüfen zu können. Die folgende Analyse ist also auf kontextbezogene Abweichungen eingestellt und wird damit ebenfalls dem durch Evolution bestimmten unterschiedlichen Grad an Komplexität der Funktionssysteme gerecht. Dieser erfordert nämlich keineswegs, dass in jedem System, nach der Art einer inneren Logik alle Strukturmerkmale in gleichem Maße ausgebildet werden.<sup>13</sup>

Um hier sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede erkennen zu können, soll die Form der Codierung (binäre Codierung/Programme) in den zwei Funktionssystemen Wirtschaft und Wissenschaft mit Hilfe der bereits bekannten Bezugspunkte symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium und Funktion, beispielhaft untersucht werden. Ergänzend hierzu werden die Begriffe Zweitcodierungen, Nebencodes, Kontingenztormeln und symbiotische Symbole die Beobachtung stützen, da es sich hierbei um besondere Identifikationen Luhmanns handelt, die er in den Einzelanalysen dieser Systeme herausgestellt hat. Den Begriff der Organisation, der nicht zuletzt für die Durchsetzung einer adäquaten Berücksichtigung symbiotischer Symbole auf der Ebene der Funktionssysteme steht,<sup>14</sup> werde ich in der Untersuchung des Wirtschafts- und Wissenschaftssystems jedoch zugunsten der zentralen Perspektive der Form der Codierung nur dort heranziehen, wo es der Untersuchung der hier primär gesellschaftlichen Perspektive nutzt. Dies hat damit zu tun, dass die bislang gewonnene abstrakte Perspektive auf die Funktionsweise der Form der Codierung, die mit der herausgestellten besonderen Form des Mediums zu tun hat, nicht vorschnell aufgegeben werden soll. Ich erinnere hier an das Erziehungssystem, dem Luhmann

13 Dass Luhmann bezogen auf die Detailuntersuchungen der einzelnen Funktionssysteme einen hinreichend induktiven Zugang gewählt hat, dürfte außer Frage stehen. Hierzu hat er immer wieder evolutionäre Aspekte hervorgehoben (meistens wurde diesen ein eigenes Kapitel in den Einzelanalysen gewidmet). Umso auffallender ist es, dass er bei der Analyse der binären Codierung den evolutionären Ansatz, wie in den vorhergehenden Kapiteln beschrieben, ausschließt.

14 Vgl. hierzu Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 382.

eine enge Kopplung an Organisation unter anderem deshalb zuschreibt, weil er für dieses System kein entsprechendes Kommunikationsmedium ausmachen kann. Er selbst weist aber dann doch darauf hin, dass dem durch eine hinreichend abstrakte Perspektive abgeholfen werden könnte; dort herausgestellt mit Hilfe des identifizierten Mediums ›Kind‹ (und vielleicht: Lebenslauf).<sup>15</sup> Zur Gewinnung eben dieser Ebene richtet sich diese Untersuchung primär auf die Systemart *Gesellschaft* und geht davon aus, dass es sich bei der organisationalen Reproduktion um eine andere Systemart handelt, deren basale Operation die Entscheidung, oder genauer: die Kommunikation von Entscheidung ist.<sup>16</sup> Sicherlich sind die modernen Funktionssysteme ohne Organisationen und deren Fähigkeit, komplexe Situationsdefinitionen in Entscheidungen aufzulösen, heutzutage nicht mehr denkbar. Jedoch richtet sich diese Erkenntnis auf strukturelle Eigenschaften und umgeht die Frage nach der primären Unterscheidung der Funktionen beider Systemarten und der hier jeweils unterschiedlich ausdifferenzierten Erwartungshorizonte. In dieser Hinsicht soll zumindest im Moment die analytische Tiefenschärfe der Begriffe noch nicht aufgegeben werden, die eine solche Trennung voraussetzt. Ich werde deshalb auf den organisationalen Aspekt erst im Kapitel zum System der Krankenbehandlung zurückkommen und dort herausstellen, wie er vor dem Hintergrund des bis dahin erworbenen Verständnisses zur binären Codierung zu verstehen ist. Die beiden Einzelanalysen zur Wirtschaft und Wissenschaft liefern in dieser Absicht einen hervorragenden Ausgangspunkt, da beide Funktionssysteme auf ein sehr differenziertes symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium zurückgreifen und somit eine abstrakte Analyse der Form der Codierung und der hierauf bezogenen gesellschaftlichen Strukturen zulassen. Die Auswahl dieser beiden Funktionssysteme orientiert sich jedoch nicht nur an dem hier erreichten Abstraktionsvermögen (dann kämen sicherlich auch noch weitere Funktionssysteme wie das Rechtssystem, das Politiksystem oder das Religionssystem in Betracht), sondern insbesondere auf einer dem Erkenntnisinteresse genügenden Unterschiedlichkeit beider Medien und ihrer Codierung. Wobei der augenscheinlichste Unterschied wahrscheinlich der ist, dass die symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien *Geld und Wahrheit* zwei unterschiedliche Wege der Ausdifferenzierung genommen haben. Jenes formiert sich in

15 Siehe hierzu Luhmann, Niklas: »Das Kind als Medium der Erziehung«, S. 194ff. und zum Lebenslauf Luhmann, Niklas: *Das Erziehungssystem der Gesellschaft*, S. 93ff. Ebenso Lenzen, Dieter; Luhmann, Niklas (Hrsg.), *Bildung und Weiterbildung im Erziehungssystem: Lebenslauf und Humanontogenese als Medium und Form*. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1997.

16 Vgl. zu den verschiedenen Systemarten Luhmann, Niklas: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1984b, S. 15ff.

einem Sinn, den jedermann direkt versteht: zahlen/nicht zahlen, während gerade die Wahrheit, in ihrer modernen Ausgestaltung über hoch spezifische Forschungsbereiche (das heißt aufgrund der Disziplinendifferenzierung und der spezifischen Publikationswege), für den größten Teil des Publikums völlig unverständlich bleibt.

In diesem Sinne ist die Wahl dieser beiden Funktionssysteme sicherlich willkürlich, aber ihre Besprechung dient einer zielgerichteten Informationsgewinnung, um die Selektivität in Bezug auf die Beschreibung der binären Codierung im System der Krankenbehandlung entsprechend steigern zu können. Und in genau diesem Sinne wird auf Unterschiedlichkeit und nicht auf Vollständigkeit gesetzt. Ziel ist nicht die Herausstellung einer inneren Logik durch Unterschiedsbildung, sondern Unterschiedsbildung durch Heranziehung übergeordneter Vergleichs Gesichtspunkte, die nur insoweit vorangetrieben werden muss, als dies zur Beschreibung der binären Codierung im System der Krankenbehandlung dienlich erscheint.

#### 4.1 Das Wirtschaftssystem

In »Die Wirtschaft der Gesellschaft«<sup>17</sup> beschreibt Luhmann die Wirtschaft als ein Funktionssystem der Gesellschaft. Unter Berücksichtigung bereits veröffentlichter Artikel geht es Luhmann hier um eine systemtheoretische Reformulierung der wichtigsten Aspekte wirtschaftlicher Kommunikationen. Die binäre Codierung zahlen/nicht zahlen beziehungsweise Eigentum haben/nicht haben stellt sich dabei als eine wirtschaftliche Struktur heraus, die nicht losgelöst von weiteren zentralen Begriffen des Wirtschaftssystems betrachtet werden darf. Im Folgenden wird es deshalb darum gehen, die binäre Codierung des Wirtschaftssystems im Kontext dieses speziellen Begriffsapparates zu rekonstruieren. Dabei wird zu prüfen sein, inwiefern die hier vorgestellten Konkretisierungen einer binären Codierung vor dem Hintergrund des bereits Dargestellten zu verstehen sind; oder genauer: Wie erscheinen am speziellen Funktionssystem Wirtschaft Abweichungen von der allgemeinen Form der Codierung?

Für Luhmann kommt keine Gesellschaftsform ohne wirtschaftliche Kommunikation aus, weil man sich zu jeder Zeit über den Zugriff auf knappe Güter verständigen muss.<sup>18</sup> In Anlehnung an Hobbes formuliert Luhmann, dass Knappheit ein Problem der Menschen im Allgemeinen darstellt, welches sich aus der Notwendigkeit individueller Bedürfnis-

17 Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1988.

18 Vgl. ebd., S.14.

befriedigung ergibt und seinen sozialen Charakter dadurch erhält, dass im Zugriff auf knappe Gegenstände jeder den anderen stimuliert und gleichzeitig stört.<sup>19</sup> Hieraus entsteht für die Teilnehmer ein Vorsorgebedürfnis, »denn jeder möchte für seine Zukunft reservieren, was ein anderer schon gegenwärtig braucht.«<sup>20</sup> Diese spezifisch wirtschaftliche Konstellation führt in der Folge zu einer unvermeidbaren Knappheit aller Güter. Eine auf dieses Problem der Knappheit bezogene Verständigung ist dann nur möglich, wenn, bei je gegenwärtigen Verteilungen von Gütern und Leistungen, ein besonderer Mechanismus gefunden werden kann, der eine gewisse zukunftsstabile Vorsorge möglich macht. Dies ist die Funktion des Wirtschaftssystems.<sup>21</sup> Pahl macht deutlich, dass es sich bei der Knappheit nicht um anthropologische Tatbestände, sondern um »soziale Konditionierungsprozesse« handelt, und stellt unter Bezugnahme auf Luhmann heraus, dass Knappheit in diesem Sinne eben nicht gleichzusetzen ist mit zum Beispiel normativen Zielen der Beseitigung von Knappheit.<sup>22</sup> Da es sich aber bei den entstehenden Bedürfnissen durchaus auch um individuelle Bedürfnisse handelt, können die Operationen des Wirtschaftssystems demnach nicht auf Strukturen der Dauerbefriedigung ausgerichtet sein. Es geht vielmehr um Entscheidungen, die auf Verteilungsprobleme in der jeweiligen Gegenwart bezogen werden müssen; und Luhmann weist darauf hin, dass »Zukunftssicherheit .. nicht zuletzt in den Aussichten [liegt], jetzt und in Zukunft an der Verteilung günstig zu partizipieren.«<sup>23</sup> Die entscheidende Frage, die sich bezogen auf das Bezugsproblem des Wirtschaftssystems dann stellt, lautet: Wie lässt sich die je gegenwärtige Zukunft normalisieren, das heißt 1.) Wie ist es möglich, dass Einzelne, die weniger positiv an der Verteilung von Gütern partizipieren, stillhalten und einen Zugriff auf knappe Güter durch andere erdulden und 2.) Welche basale Operation treibt die Autopoiesis und damit die Ausdifferenzierung des Funktionssystems voran?

Neben der Funktion des Wirtschaftssystems rücken gerade zur Klärung dieser beiden Fragen diejenigen Begriffe in den Vordergrund, die in einer primären Relation zur binären Codierung des Wirtschaftssystems

19 Vgl. ebd., S. 64. Zur Entstehungsgeschichte der ›Knappheit‹ siehe auch Hutter, Michael: »Wie der Überfluß flüssig wurde. Zur Geschichte und zur Zukunft der knappen Ressourcen«. In: *Soziale Systeme* 5 (1999), H.1, S. 42ff. Hier jedoch bezogen auf das Medium Geld in Abgrenzung zum Begriff des ›Mangels‹ und in einer formtheoretischen Fassung in Differenz zu den Begriffen Überfluss und unmarked state.

20 Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 64

21 Siehe ebd.

22 Vgl. Pahl, Hanno: *Das Geld in der modernen Wirtschaft. Marx und Luhmann im Vergleich*. Campus Verlag: Frankfurt am Main, 2008, S. 147.

23 Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 66.

stehen. Es ist deshalb sinnvoll, sich der binären Codierung im Kontext dieser relevanten Begriffe zu nähern. Hier spielt vor allem eine Rolle, dass sich das Wirtschaftssystem an zwei symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien orientiert: Eigentum und Geld. Das folgende Kapitel wird deshalb versuchen, diese eng mit dem Begriff der *Knappheit* zusammenhängende Typik zuallererst herauszustellen, bevor dann die dazu gehörigen binären Codierungen in den Fokus der Untersuchung gerückt werden.

#### 4.1.1 *Knappheit und die symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien Eigentum und Geld*

Im Funktionssystem Wirtschaft hat man es mit einer Besonderheit zu tun, die in den anderen Funktionssystemen der Gesellschaft nicht – oder zumindest nicht in dieser ausgeprägten Form – vorkommt. Im Wirtschaftssystem fungieren zwei Symbole – sowohl Eigentum als auch Geld – als generalisierte Kommunikationsmedien.<sup>24</sup> Diese Duplikation ist historisch gewachsen und hängt eng mit dem wichtigen Begriff der Knappheit zusammen. Eigentum stand in der stratifizierten Gesellschaftsform für das ›Recht auf Selbsterhaltung‹ und galt als Symbol für die Inklusion in die Gesellschaft. Eigentum wurde aufgrund standesbezogener Konditionierungen noch nicht eindeutig als wirtschaftliches Symbol identifiziert und konnte deshalb nicht einfach von weiteren familialen oder politischen Aspekten getrennt werden.<sup>25</sup> Durch Eigentum stellte sich aber auf die Wirtschaft bezogen das ein, was ich oben unter dem Knappheitsproblem dargestellt habe. Erst die Zukunftsvorsorge macht den Zugriff auf Güter und damit Eigentum möglich. Der so entstehende

24 Luhmann geht von verschiedenen solcher Zweitcodierungen aus; hervorzuheben ist hier die Zweitcodierung der Macht durch die binäre Codierung recht/unrecht. S. Luhmann, Niklas: *Macht*, S. 56ff. Weiterhin hebt Hellmann die Form der Zweitcodierung im Politiksystem hervor. Siehe Anmerkung 59 in Hellmann, Kai-Uwe: »Spezifik und Autonomie des politischen Systems. Analyse und Kritik der politischen Soziologie Niklas Luhmanns«. In: Runkel, Gunter; Burkart, Günter (Hrsg.): *Funktionssysteme der Gesellschaft. Beiträge zur Systemtheorie von Niklas Luhmann*. VS-Verlag: Wiesbaden, 2005, S. 29. Hellmann scheint hier in der Unterscheidung Regierung/Opposition eine Zweitcodierung auf die Unterscheidung Herrschende/Beherrschte zu sehen. Luhmann sieht bezogen auf die politische Amtsträgerschaft die Zweitcodierung in der Unterscheidung konservative/progressive Politik oder moderner: restriktives/expansives Staatsverständnis; s. hierzu Luhmann, Niklas: *Ökologische Kommunikation*, S. 113.

25 Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 192. Siehe hierzu auch Pahl, Hanno: *Das Geld in der modernen Wirtschaft*, S. 145f.



Eigentumsbegriff forciert dann weitere spezifische Zugriffe und lässt somit Knappheit und darauf folgende Verteilungsprobleme erst entstehen. Mit Luhmann kann man sagen: »Probleme entstehen ... als Korrelate ihrer Lösung.«<sup>26</sup> Knappheit führt dazu, dass eine endliche Menge an Gegenständen durch Eigentumsansprüche in knappe und nichtknappe Güter aufgeteilt wird.<sup>27</sup> Knappheit wird mit der Ausdifferenzierung von Positionen des Habens und Nichthabens solcher Güter zu einer symbolisch gesteuerten Form des geregelten Zugriffs. Jeder Zugriff beschränkt die Möglichkeit weiterer Zugriffe.<sup>28</sup> Das, was der Zugriff eigentlich beseitigen möchte, nämlich Knappheit, wird durch Zugriff erst erzeugt und reproduziert. Die Entfaltung dieser Paradoxie läuft dann über die Beobachtung eines historischen Kontextes, der jeden Zugriff in einer bereits vorstrukturierten Situation ablaufen lässt und somit Knappheit als Bifurkation des Eigentums über Haben und Nichthaben in bereits kondensierten Erwartungen darstellt.<sup>29</sup> Mit anderen Worten: Das System kann bereits auf Gedächtnis zurückgreifen. Laut Luhmann kann somit »Knappheit als Einheit dessen, was sich als Haben bzw. Nichthaben verzweigt«<sup>30</sup> betrachtet werden.

Der hier in Gang gesetzte binäre Code Eigentum haben/nicht haben konnte sich vor der Entstehung des Mediums Geld nicht ungeachtet der besonders konditionierten Tauschmöglichkeiten einer stratifizierten Gesellschaft entfalten und blieb insofern eng an Situationen rigider Eigentumsverteilung gekoppelt. Knappheit nimmt zwar darauf Bezug, nutzt diese binäre Codierung jedoch bereits zur Erzeugung spezifischer Kondensierungen – einerseits in Richtung des positiven Codewertes (Eigentum haben) und andererseits in Richtung des negativen Wertes (Eigentum nicht haben). Kondensierungen, die nicht mehr ohne weiteres mit anderen stratifizierten Strukturen in Einklang zu bringen waren. So schreibt Hutter mit Bezug auf den Handel als eine sich profilierende Struktur: »Der Handel war auch in Griechenland ein kurzfristiges, durch Privilegien und Rituale vom Rest der Gesellschaft isoliertes Ereignis gewesen. Beispielsweise war der Ort des Tausches durch einen Grenzstein, *herm*, als heiliger Ort markiert.«<sup>31</sup> Hieran wird deutlich, dass sich Eigentum zwar noch nicht als ein dem Tausch völlig unterzuordnendes Gut profilierte; allerdings führte gerade das Wachstum von Handelsmöglichkeiten zur Ausdifferenzierung neuer Möglichkeiten, die bereits im alten Griechenland das Aufkommen eines entsprechenden

26 Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 188.

27 Vgl. ebd., S. 178.

28 Vgl. ebd., S. 179.

29 Siehe hierzu ebenfalls ebd.

30 Ebd., S. 199.

31 Hutter, Michael: »Wie der Überfluß flüssig wurde«, S. 43.

Tauschmediums begünstigten.<sup>32</sup> Es ist hier nicht der Ort, die Evolution dieser Strukturen nachzuzeichnen. Festzuhalten bleibt, dass Knappheit zum Ausgangspunkt strukturierter Systembildung wird. Solche systembildenden Bezugspunkte kommen auch in anderen Funktionssystemen vor und stehen in ihrer ausgereiften Form für eine besondere Form des Umgangs mit kontingenten Beziehungen.<sup>33</sup> Für das Wirtschaftssystem bedeutet dies, dass Knappheit zu einer Formel für geordnete Kontingenzbehandlung wird; Luhmann bezeichnet Knappheit in diesem Sinn als *Kontingenzformel*. Luhmann schreibt hierzu:

»Ausdifferenzierte Funktionssysteme [bilden] jeweils eigene *Kontingenzformeln* aus, mit denen sie die unbeschränkte Kontingenz der Welt – alles könnte anders sein – in sinnvolle Negations- und Bestimmungsmöglichkeiten, in strukturierte Kontingenzen transformieren. Für das Religionssystem erfüllt zum Beispiel der Gottesbegriff diese Funktion, für das Wirtschaftssystem die Voraussetzung der Knappheit. Auch für das Wissenschaftssystem ist es notwendig, Nichtbeliebigkeit des Negationsgebrauchs sicherzustellen. Das geschieht durch Gewährleistung von *Limitationalität*.«<sup>34</sup>

Für das Wirtschaftssystem funktioniert diese Formel, indem sie die Möglichkeiten des Zugriffes auf Eigentum so weit einschränkt, »dass die Aktualisierung einer Möglichkeit die anderer ausschließt oder zumindest einschränkt«. <sup>35</sup> Das Formelhafte der Knappheit liegt dann gerade in der Spannung zwischen Einschränkung und absoluter Kontingenz. Ein Beobachter des Systems kann sehen, dass jeder Zugriff auf Güter aufgrund gegebener Selbstreferenzialität in diesem System weder notwendig noch unmöglich ist. Das System selber sieht jedoch bestimmte Strukturen und damit spezifische Anlässe für diesen Zugriff als notwendig an und bezeichnet auf der Basis seiner selbstreferenziellen Anlage brauchbare Unterscheidungen, die für weiteren Gebrauch kondensiert werden können. Beliebige wird im System in Bestimmtheit überführt und Knappheit zeigt sich innerhalb des Wirtschaftssystems an jeder Operation als der Dreh- und Angelpunkt, der dies möglich macht.<sup>36</sup> Knappheit wird damit auch zur zentralen Orientierung, wenn es um die Frage des sozialen Regelungsbedarfes geht. In stratifizierten Gesellschaften, in denen Knappheitsverhältnisse über materialisiertes Eigentum gesteuert wurden und entsprechende Regelungen nicht gesondert über Geld, sondern

32 Vgl. ebd. Hutter macht aber deutlich, dass es sich nur um eine relativ kurze Episode der Münzentstehung handelte, die durch die Truppen der römischen Republik schnell wieder stagnierte.

33 Siehe hierzu Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 191f.

34 Luhmann, Niklas: *Die Moral der Gesellschaft*, S. 63f.

35 Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 191.

36 Siehe hierzu auch ebd., S. 70f. und S. 191f.

primär politisch, moralisch oder familiär kondensierten, ließen sich Positionen des Habens und Nichthabens noch recht schwer mobilisieren. Luhmann weist darauf hin, dass es zu Kondensierungen auf beiden Seiten der Unterscheidung kommt: »Wer etwas hat, kann diese Habe immer wieder benutzen. Wer etwas nicht hat, dem fehlt dieses etwas immer wieder. Wiederholung ist Kondensierung desselben«<sup>37</sup> und dies bis hin zu dem, was Marxisten späterhin als Klassenbildung beschreiben werden.<sup>38</sup> Aus der Betrachtung des Eigentums schließt Luhmann, dass es sich bei Codes generell um »kondensierte Oppositionen« handelt.<sup>39</sup> Die bisherige Analyse hat jedoch gezeigt, dass es sich hierbei um eine zu einfache Darstellung binärer Codierung handelt. Die interessante, wenngleich von Luhmann nicht weiter verfolgte Differenzierung liegt ja gerade in der weiteren Unterscheidung Mediacode/binärer Code. Für die Mediacodes wurde zugelassen, dass diese unbezeichnet und damit blind ablaufen können und sich als die andere Seite bezeichnungsfähiger Semantiken kondensieren können; für die binäre Codierung wurde nachgewiesen, dass eine Beobachtung 2. Ordnung unerlässlich ist. In der Bemerkung Luhmanns werden beide Positionen zu einer zusammengezogen, und es wird noch zu untersuchen sein, wie der Code haben/nicht haben hier einzuordnen ist. Jetzt gilt es hervorzuheben, dass sowohl Eigentümer als auch Nichteigentümer in die Wirtschaft integriert werden, da die Inklusion in das System von der Differenz haben/nicht haben abhängt und nicht allein von dem Positivwert ›haben‹.<sup>40</sup> Jeder Tausch baut ja gerade auf der Voraussetzung auf, »dass der eine Teilnehmer Nichteigentümer ist und der andere Nichteigentümer wird.«<sup>41</sup>

Dadurch wird die durch Knappheit kondensierte Opposition haben/nicht haben zum Code einer Gesellschaft, die sich dem Folgeproblem stellen muss, dass diejenigen, die nicht Eigentümer von Gütern sind, diesen Zustand erdulden, ohne die Güter (möglicherweise gewaltsam) an sich zu reißen. Gerade dieser Umstand macht laut Luhmann »eine solche Codierung, evolutionär gesehen, extrem unwahrscheinlich.«<sup>42</sup> Entsprechend müssen überzeugende Motive für diese Form der Inklusion gefunden werden.<sup>43</sup> Laut Luhmann ist es die Evolution, die bis heute gezeigt hat, dass dies am besten durch das symbolisch generalisierte Kommunikationsmedium Geld funktioniert. Geld mobilisiert Eigentum dadurch, dass jede Zahlung zugleich eine Übertragung von Eigentum

37 Ebd., S. 188.

38 Vgl. ebd.

39 Vgl. ebd.

40 Vgl. ebd., S. 189.

41 Ebd.

42 Ebd.

43 Vgl. ebd., S. 189.

bedeutet.<sup>44</sup> Wurde der Tausch bisher primär über Eigentumsverhältnisse konditioniert, so beginnt nun der Tausch durch Konditionierung von Zahlungen, Eigentumsverhältnisse zu steuern und dadurch zu beherrschen.<sup>45</sup> Konkret heißt dies: »Die Neuerung liegt nicht in der zunehmenden Geldabhängigkeit des Adels, sondern in der zunehmenden Adelsunabhängigkeit des Geldes.«<sup>46</sup> Die bisher primär regionale und lokale Differenzierung der Märkte wird nun überformt durch eine Differenzierung nach bestimmten Warenkonstellationen, wie zum Beispiel Getreide, Seide etc.; was nichts anderes bedeutet, als dass »die durch Märkte vermittelten Transaktionen .. in der Frühmoderne rapide zu[nehmen].«<sup>47</sup> Aus dieser Umkehrung der Verhältnisse folgt nun, dass das symbolisch generalisierte Kommunikationsmedium Eigentum nicht durch das Medium Geld ersetzt wird, sondern das Geld vielmehr als Erleichterung für Transformationsverhältnisse von Eigentum zu Nichteigentum und umgekehrt fungiert.<sup>48</sup> Luhmann fasst hierzu zusammen:

»Es werden nach wie vor Güter übertragen und Leistungen erbracht. Hinzu kommt eine neue evolutionäre Erfindung. Jede Übertragung erfordert eine Gegenübertragung in Geld, und nur beides zusammen kann die alte Ordnung substituieren. Güter und Dienstleistungen werden zur Ware, die für Geld zu bekommen ist.«<sup>49</sup>

Bezogen auf das Problem der Knappheit bedeutet die Inanspruchnahme von Geld zur Regelung wirtschaftlicher Operationen zugleich eine Duplizierung der Knappheitsverhältnisse;<sup>50</sup> erstens durch Eigentum und zweitens durch Geld. Luhmann benutzt zur Darstellung dieser Bifurkation von Knappheit ebenfalls den Begriff der *Codierung*, um sagen zu können, dass die Wirtschaft durch die beiden Medien Eigentum und Geld operativ auf die Regel hinausläuft, »dass jeder Verbrauch etwas kostet«<sup>51</sup> oder anders: dass man »für Leistungen .. zahlen«<sup>52</sup> muss. Diese Codierung ist allerdings nicht im Sinne einer binären Codierung zu verstehen. Obschon der damit instruierte operative Zusammenhang den Raum für darauf bezogene Konditionierungen festlegt und somit eine höchst funktionale Orientierung des Systems an sich selbst ermöglicht, fehlt ihm das, was weiter oben unter Technizität bereits beschrieben

44 Siehe hierzu ebd., S. 189f.

45 Siehe hierzu ebd., S. 190f.

46 Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 724.

47 Ebd.

48 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 190.

49 Ebd., S. 196.

50 Vgl. ebd., S. 46.

51 Ebd., S. 64.

52 Ebd., S. 47.

wurde: die ›fast‹ logische Umkehrbarkeit zweier Codewerte, wie dies zum Beispiel bei zahlen/nicht zahlen der Fall ist.

Beobachtet man Knappheit nun in seiner durch Eigentum und Geld *duplizierten* Weise, so orientiert sich Luhmann zufolge alles Wirtschaften formal gesehen an Knappheit.<sup>53</sup> Er unterscheidet hierzu die weltbedingte Knappheit der Güter und die artifizielle Knappheit des Geldes.<sup>54</sup> Artifiziell deshalb, weil Geld, obschon von den Zentralbanken uneingeschränkt produzierbar, im Kontext einzelner Transaktionen seinen Wert weder vermindern noch vermehren kann und somit ebenfalls knapp bleibt. Bringt man Eigentum und Geld in dieser Form zusammen, dann lässt sich die Knappheit der Güter eben »nur deshalb mindern, weil man eine zweite Knappheit, eine Auffangknappheit gleichsam danebensetzt.«<sup>55</sup> Eine sinnvolle Regulierung zwischen beiden Knappheiten kann in diesem Sinne nur gelingen, wenn sie durch entsprechende Strukturen, wie zum Beispiel Preise, gelenkt und beobachtet werden kann.<sup>56</sup> Luhmann hebt diese Struktur denn auch besonders hervor: »Die *gezahlten* Preise gelten seitdem als das *objektive* Gerüst aller wirtschaftlichen und damit auch aller wirtschaftswissenschaftlichen Kalkulation.«<sup>57</sup> Preise überführen das Problem statischer Eigentumsverhältnisse und damit akuter Knappheitsproblematik in ein zeitliches Problem. Denn Preise binden letztlich die Entscheidungen, die zur Zahlung oder Nichtzahlung oder zur Zahlung zu einem späteren Zeitpunkt führen. Das Medium Geld beruhigt in dieser Konstellation sozusagen die Gegenwart, in dem es die Zukunft als Horizont für Transaktionen mitberücksichtigt und somit in ausgezeichneter Weise die Funktion der Zukunftsstabilität erfüllt. Damit ist bereits angedeutet, dass Geld zusätzlich zur Mobilisierung des Eigentums und der damit einhergehenden Ausdifferenzierung von Tauschmöglichkeiten ebenfalls die Folgeprobleme relativiert, die sich aus den grundsätzlich problematischen Verteilungschancen von Eigentum ergeben. Voraussetzung hierfür ist die mit Geld gegebene Möglichkeit des Tausches über einen quantifizierten Geldausdruck, der darauf hinweist, dass man sich wirtschaftliche Beziehungen jeglicher Art – egal ob Leistungen, Güter, Arbeit, etc. – stets monetarisiert vor Augen halten muss.<sup>58</sup> Luhmann weist natürlich darauf hin, dass die Motivation zur Teilnahme und fernerhin zum Stillhalten

53 Vgl. ebd., S. 64.

54 Vgl. ebd.

55 Ebd., S. 47.

56 Siehe hierzu ebenfalls ebd., S. 64. Vergleiche zu einer ausführlichen Auseinandersetzung mit der Funktion der Preise auch Baecker, Dirk: *Information und Risiko in der Marktwirtschaft*. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1988, S. 64ff.

57 Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 725.

58 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 238.

angesichts möglicher Knappheitsverhältnisse nicht durch den Hinweis auf Geld allein gelöst werden konnte. Es bedurfte vielmehr einer besonderen Generalisierung solcher Motivunterstellungen durch anthropologisch humanistische Anstrengungen, die begründen konnten, »daß der Mensch mit einer ausdifferenzierten Geldwirtschaft besser bedient ist als mit älteren Formen der naturalen Reziprozität.«<sup>59</sup> Berücksichtigt man dies, dann läßt sich gerade das Geld als das Medium erkennen, das es ermöglicht, dass die Hinnahme der Tatsache, dass ein anderer Eigentum an sich zieht, dann geduldet werden kann, weil dieser dafür zahlen muss.<sup>60</sup> Geld regeneriert sich in der Hand des anderen, und was dabei herauskommt, ist letztlich ein Nullsummenspiel. Was der Tausch produziert, ist bezogen auf die Einheit des Systems also eine Art Nichtigkeit, weil der Zahlungsverkehr zugleich Zahlungsfähigkeit und Zahlungsunfähigkeit verursacht.<sup>61</sup> Für Luhmann stellt Geld in dieser Funktion den »Triumph der Knappheit über die Gewalt« dar, denn nur »weil der Erwerber zahlt, unterlassen andere einen gewaltsamen Zugriff auf das erworbene Gut.«<sup>62</sup> Geld zirkuliert in der Form von Zahlungen im System und verteilt Knappheiten mit jeder Zahlung auf wechselnde Teilnehmer.<sup>63</sup> Die eine Knappheit kann durch die andere Knappheit sozusagen eingetauscht werden. Bedürfnisse lassen sich befriedigen, das heißt, man kann sich mit knappen Ressourcen eindecken, wenn man bereit ist, dabei seine eigene Geldknappheit zu vergrößern.<sup>64</sup> Geld löst das multifunktionale Eigentum aus seinen begrenzten Tauschmöglichkeiten heraus und motiviert Teilnehmer dazu, selber zu wirtschaften, um Zahlungen zu erhalten, die schließlich über weitere Zahlungen wieder ausgegeben werden können.<sup>65</sup> Das Interesse Dritter wird umgelenkt »auf eine eigene Beteiligung an der Autopoiesis von Wirtschaft.«<sup>66</sup> Genau

59 Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 1034.

60 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 238; siehe auch S. 251ff.

61 Vgl. ebd., S. 134.

62 Ebd., S. 253.

63 Vgl. ebd.

64 Vgl. ebd.

65 Vgl. ebd., S. 69. Auf Gesamtsystemebene implementiert sich durch die Notwendigkeit der Herstellung von Zahlungsfähigkeit, um für Bedürfnisse zahlen zu können, ein Doppelkreislauf, der der Zahlungsfähigkeit, die in Richtung der Zahlung optiert, die Zahlungsunfähigkeit entgegensetzt, die sich dann wiederum durch Arbeit auf familiärer Ebene, durch Steuern auf der Ebene des Staates oder durch Rentabilität von Investitionsrechnungen erneut in den Zustand der Zahlungsfähigkeit versetzen kann. S. hierzu ausführlich ebd., S. 134ff.

66 Ebd., S. 69. Präzise hierzu auch Baecker, Dirk: *Information und Risiko in der Marktwirtschaft*, S. 104f.

dies ist damit gemeint, wenn Luhmann im Rahmen der Alter-Ego-Konstellationen voraussetzt, dass Ego erlebend zuschaut, während Alter handelt. Geld wird zu einem transparenten Symbol für die Berechenbarkeit aller quantifizierbaren, das heißt wirtschaftlich relevanten Leistungen. Geld hat darüber hinaus keinen Eigenwert. Sein Sinn liegt in der Konditionierung eines Verweisungshorizontes, der Zahlungen ermöglicht und konditioniert.<sup>67</sup> Und die Radikalität des Symbols liegt darin, dass es soziale Verpflichtungen und Hilfeleistungen der Notwendigkeit der Herstellung von Zahlungsfähigkeit gegenüberstellt. Luhmann pointiert: »Man hilft nicht als Nachbar, man arbeitet nicht in der frommen Gesinnung, dadurch den Willen Gottes zu dienen. Man lässt sich bezahlen.«<sup>68</sup> Die Quantifizierbarkeit von Gütern und Leistungen jeglicher Art führt zu einer besseren Ausdifferenzierbarkeit des Systems, weil es sich so strukturell von sonstigen Umweltbedingungen unabhängig machen kann<sup>69</sup> und darüber hinaus das Potenzial aufweist, alles, was in Geld umgerechnet werden kann, wenn auch nicht notwendig als Information zu verarbeiten, so doch zumindest in den Blick zu nehmen und als potenziell wirtschaftlich anzusehen.

Das bisher Gesagte macht deutlich, dass die Entstehung des modernen Wirtschaftssystems nur unter der Hinzunahme des symbolisch generalisierten Kommunikationsmediums Geld verständlich gemacht werden kann. Durch Geld tritt eine binäre Codierung in Aktion, die eng an die basale Operation ›Zahlung‹ gekoppelt ist. Beachtet man nämlich, dass die Wirtschaft aus kontinuierlich stattfindenden Zahlungen in Form von Einmalereignissen besteht,<sup>70</sup> dann ist es für das System geradezu entscheidend, Geld genau darauf einzustellen, aber gleichzeitig ist es auch notwendig zu erkennen, unter welchen Bedingungen die Zahlung unterbleibt. Nur unter Hinzunahme dieser Möglichkeit gerinnt die Unterscheidung zahlen/nicht zahlen unter dem Medium Geld zum binären Code, der sich eignet, das komplette Wirtschaftssystem auf diese Leitdifferenz einzustellen. Selbst Eigentum wird unter dem Medium Geld zu einem Gut, das über Transaktionen verschoben werden kann. Geld wird zur Zweitcodierung des Wirtschaftssystems, und die Engführung der Zahlung beziehungsweise Nichtzahlung mit Hilfe des Differenzkalküls von Preisen und Leistungen<sup>71</sup> unterstützt damit 1.) besser die Funktion des Wirtschaftssystems als dies mit der binären Codierung haben/nicht

67 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 16.

68 Ebd., S. 241.

69 Vgl. ebd.

70 Vgl. ebd., S. 17.

71 Oder statt *Engführung* könnte man mit Baecker schreiben, dass es darauf ankommt, dass der Rekurs auf Leistungen die Erwartbarkeit bestimmter Preise und damit bestimmter Zahlungen begründet. Siehe hierzu auch Baecker, Dirk: *Information und Risiko in der Marktwirtschaft*, S. 118.

haben der Fall war. Denn die in die Autopoiesis der Zahlung eingebaute Zukunftssicherheit gibt dem System jenseits bestimmter Ziele und Gewinnchancen die systemimmanente Garantie, dass es immer weiter geht. »Das System kann sich nicht beenden, da der Sinn des Geldes im Ausgeben des Geldes liegt.«<sup>72</sup> In Kombination mit der Möglichkeit zu zahlen oder nicht zu zahlen, ermöglicht es Geld, Zeitdifferenzen zu überbrücken, das heißt, man kann es ausgeben, muss dies aber nicht sofort tun, sondern man kann Entscheidungen darüber vertagen und überlegen, für welche Anlässe dies sinnvoll ist.<sup>73</sup> Geld ermöglicht somit die für die Funktionserfüllung des Wirtschaftssystems wichtigen Voraussetzungen sowohl der Zeitstabilität als auch der Verfügbarkeit. 2.) Die Ausdifferenzierung des Systems wird unterstützt; denn Geld eignet sich durch seine spezifische Form, Zahlungsfähigkeit ereignishaft weiterzuleiten, hervorragend als mediales Substrat, da jede Zahlung als ein entkoppeltes, von anderen Zahlungen unabhängiges Ereignis betrachtet werden kann. Diese Unabhängigkeit manifestiert sich im Wirtschaftssystem darin, dass ein preisorientiertes System mit massenhaft vorkommenden Zahlungen nahezu ohne Gedächtnis auskommt.<sup>74</sup> Zahlungen haben nach Luhmann die Besonderheit, dass sie »durch einen *sehr hohen Informationsverlust* gekennzeichnet sind: Weder brauchen die Bedürfnisse oder Wünsche, die man über Geldzahlung befriedigen kann, besonders erläutert oder begründet zu werden, noch gibt der Zahlende über die Herkunft des Geldes Aufschluß.«<sup>75</sup> Der Preis bestimmt die Zahlung und der Zahlungsvorgang hebt die Quantifizierung zugleich wieder auf.<sup>76</sup> Diese Form der Gedächtnisbildung oder besser: Gedächtnisdekonstruktion über Preisbildung, beinhaltet Auswirkungen auf die Programmebene des Systems, die in der Folge noch näher zu bezeichnen sind. Tatsächlich weisen über Preise festgelegte Zahlungen ein sehr hohes Maß an Unabhängigkeit auf, wenn es darum geht, wirtschafts-externe Aspekte aus der Umwelt zu berücksichtigen. Ihr Potenzial zur Dezentralisierung und ihr expandierender Charakter, wenn es um Bedürfnisbefriedigung geht, machen es schwierig, sich den ›Quanten‹ des Geldes zu entziehen. Die Einfachheit liegt in der Unterscheidung zahlen/nicht zahlen, die für jeden Teilnehmer ohne weiteres eingängig ist, und in der Frage, wie sich die Teilnehmer in den Zustand versetzen, positiv an dieser Unterscheidung teilnehmen zu können. Obwohl dem Wirtschaftssystem also ein ausgeprägtes Gedächtnis fehlt, scheint die binäre Codierung zahlen/nicht zahlen unter Berücksichtigung der Preisbildung

72 Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 65.

73 Vgl. ebd., S. 253.

74 Vgl. ebd., S. 19.

75 Ebd., S. 18.

76 Vgl. ebd., S. 305.



dennoch ein ausdifferenziertes Wirtschaftssystem fortzusetzen, das ausreichende Möglichkeiten der Orientierung bietet. Und die entscheidende Frage lautet dann, wie dies unter einem solchen Code möglich ist?

#### 4.1.2 *Haben/Nichthaben und Zahlung/Nichtzahlung*

Die Codes Haben/Nichthaben und Zahlung/Nichtzahlung resultieren aus der primären Codierung der Knappheit durch Eigentum und Geld, wobei die Umstellung aller wirtschaftlichen Operationen auf Zahlungen die evolutionär spätere Variante darstellt. Knappheit als der Bezugspunkt der jeweiligen Medien wird, wie bereits dargestellt, erst durch den Zugriff auf Eigentum erzeugt; und die primäre Form der Codierung des Eigentums nach Haben/Nichthaben dient dazu, die zugrunde liegende Paradoxie, die darin besteht, dass Knappheit zugleich erzeugt und behoben wird, durch historisch gewachsene und differenzierbare Positionen auf beiden Seiten der Unterscheidung zu entparadoxieren.<sup>77</sup> Das heißt, das Problem der Knappheit wird dadurch gelöst, dass der Zugriff auf Eigentum für einige Teilnehmer die Knappheit verringert, während sie sich für alle anderen vergrößert. Wenn sich solche Lagen schließlich ausdifferenzieren lassen, dann erscheint »kondensierte Knappheit«, so Luhmann, »als Differenz von ›Haben‹ und ›Nichthaben‹ mit der Folge, dass sich diejenigen Operationen unterscheiden, die man im Anschluss an Haben bzw. an Nichthaben ausführen kann.«<sup>78</sup>

Die Unterscheidung Haben/Nichthaben erscheint hier, wie es von binären Codierungen zu erwarten ist, in der Form einer wechselseitigen Exklusion. Die Paradoxie A weil Nicht-A wird in A ist nicht Nicht-A transformiert.<sup>79</sup> Auf der Ebene des operativen Vollzugs werden dadurch Überfluss und Mangel klar voneinander abgrenzbar und lassen sich innerhalb der stratifizierten Gesellschaft multifunktional ausbauen. Diese Multifunktionalität des Eigentums schließt jedoch zugleich die reine wirtschaftliche Nutzung des Eigentums aus, da gerade bezogen auf Standesunterschiede Rücksichten genommen werden mussten, die eine Weitergabe von Eigentum an jedermann ausschlossen. Wie bereits erläutert, hat Eigentum in der stratifizierten Gesellschaft immer auch eine politische und familiäre Dimension, die nicht zugunsten rein wirtschaftlicher Aspekte herausgezogen werden können. Eigentum blieb »zwangsläufig Grundlage politischer Macht«.<sup>80</sup> Positionen des Habens und Nichthabens sind in dieser Hinsicht nicht von der Multifunktionalität

77 Vgl. ebd., S. 181.

78 Ebd., S. 181f.

79 Vgl. ebd., S. 184.

80 Vgl. Luhmann, Niklas: *Ökologische Kommunikation*, S. 68.

lität zu lösen, da die Kriterien, die für eine richtige Zuordnung zu einem der beiden Werte sorgen, nicht eindimensional genutzt werden können. Oder anders: Die Frage des Crossings – des Übergangs von einem Wert zum anderen – von Haben zu Nichthaben und von Nichthaben zu Haben hängt von Bedingungen ab, die der Umwelt des Wirtschaftssystems zuzuordnen sind und eine rein funktionale Orientierung verhindern. Es gibt zwar programmatische Elemente, die über Haben und Nichthaben entscheiden, wie zum Beispiel moralische Mildtätigkeit; diese lösen jedoch immer nur für Teilbereiche eine Mobilisierung des Codes und damit des Eigentums aus. Diese Schwerfälligkeit des Codes hängt nicht zuletzt mit seiner engen Bindung an Eigentum in der Form von begrenzten Gütern, wie zum Beispiel Landbesitz zusammen. Dieser Direktbezug zu begrenzten sichtbaren Objekten lässt es nicht zu, dass der Code einen kommunikativen Verweisungshorizont aufbaut, der Eigentum nur noch als Fremdreferenz rein wirtschaftlicher Kommunikationen beobachtet. Eine solche Unterscheidung von Umwelt und Fremdreferenz ist jedoch Voraussetzung eines jeden Funktionssystems, wenn es sich als System gegenüber einer Umwelt ausdifferenzieren will. Und erst die Einführung des Mediums Geld wird eindeutig zwischen Selbstreferenz (Zahlungen) und Fremdreferenz (Transaktionen) unterscheiden.<sup>81</sup>

Der Code Haben/Nichthaben lässt sich im Rahmen dieser Untersuchung und den hier verwendeten Begriffen folgend als *Mediencode* bezeichnen, da er durch seinen polykontextualen Bezug von einem Verweisungshorizont abhängt, der sich dem Code vorschaltet und ihn dadurch maßgeblich steuert. Gesamtgesellschaftliche Relevanzen können durch den Code nicht isoliert und in die Umwelt des Systems projiziert werden. Im Vergleich zu den bisherigen Ausarbeitungen zum Mediencode zeigt sich bei der Unterscheidung Haben/Nichthaben allerdings, dass diese nicht blind operiert wird, sondern vielmehr einer Beobachtung 2. Ordnung bereits zugänglich ist. Dies mag damit zusammenhängen, dass der Code aufgrund seines direkten Gegenstandbezugs bereits früh eine gesamtgesellschaftliche Relevanz entgegenkaltete (Feudalismus), die dazu beitrug, dass sich der Code einem erhöhten Veränderungsdruck entziehen konnte. Nichtsdestotrotz liegt in der Prominenz der Codierung gerade auch ihr Nutzen für die Ausdifferenzierung eines eigenen Funktionssystems Wirtschaft. Denn nur durch eine eindeutige Trennung des Eigentums nach Haben/Nichthaben kann eine reduzierte,

81 Siehe zu dieser Unterscheidung wiederum Baecker, Dirk: *Information und Risiko in der Marktwirtschaft*, S. 110ff. »Während Zahlungen das System reproduzieren ..., wird in Transaktionen [d.h. das Differenzkalkül von Preis und Leistung] jeweils die Fremdreferenz realisiert, die als Verweis auf die Umwelt des Systems intern zur Strukturierung der Anschlußmöglichkeiten von Zahlungen genutzt wird.«

aber gleichzeitig eindeutig begrenzte Grundlage für ökonomische Rechnungen und Transaktionen entstehen.<sup>82</sup> Ohne an dieser Stelle näher auf die evolutionären Bedingungen eingehen zu können, so bleibt doch festzuhalten, dass es sich bei dem Mediencode um eine Errungenschaft handelt, die auch durch die Entstehung des zweiten symbolisch generalisierten Kommunikationsmediums Geld nicht aufgehoben werden konnte; vielmehr wird Geld schließlich zum Vehikel, das den Code Haben/Nichthaben einem eigenen Funktionssystem zuordnet und Eigentum nach und nach zu einem rein wirtschaftlichen Gut werden lässt.

Das Wirtschaftssystem erhält mit dem Medium Geld eine Zweitcodierung, die mit dem Code zahlen/nicht zahlen den ursprünglichen Code Haben/Nichthaben überformt.<sup>83</sup> Damit ›liquidiert‹ Geld als rein wirtschaftliches Symbol alle bis dahin geltenden Eigentumsvorstellungen<sup>84</sup> und lässt Eigentum zu einem ›Aggregatzustand‹ des Geldes, zu einer bestimmten Geldsumme, zur Investition oder zur Ware werden.<sup>85</sup> Eigentum wird – und dies gilt es nochmals hervorzuheben – nicht durch Geld ersetzt! Eigentum wird zu einer Ware, die man unter Gesichtspunkten einer Gewinn- und Verlustrechnung, wenn man möchte, verschieben kann. Die Besonderheit solcher Zweitcodierungen liegt darin, dass sie sich immer auf die Relation der Erstcodierung beziehen,<sup>86</sup> und ihr Einsatz wird dann sinnvoll, wenn die funktionale Ausdifferenzierung und damit die Komplexität eines Systems zunehmen.<sup>87</sup> Luhmann fasst zusammen: »Geld ist ohne Eigentum ebenso undenkbar wie Recht ohne Absicherung in physischer Zwangsgewalt und in territorial über-

82 Vgl. Luhmann, Niklas: *Macht*, S. 43. Eine Folgeuntersuchung könnte sich der Frage widmen, inwiefern gerade die hier dargestellte Sonderstruktur des Mediencodes haben/nicht haben für die Entstehung einer Zweitcodierung und nicht vielmehr für ihren eigenen Ersatz sorgt.

83 Vgl. Luhmann, Niklas: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. Band 3, S. 299. Luhmann spricht in der Regel davon, dass die Wirtschaft durch das Geld zweitcodiert wird (s. Verweise in diesem Text). Dass dies natürlich genau genommen durch die binäre Codierung Zahlung/Nichtzahlung geschieht, soll hier nur der Genauigkeit wegen noch einmal angezeit werden.

84 Vgl. ebd.

85 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 197. Siehe zur Zweitcodierung des Eigentums auch Pahl, Hanno: *Das Geld in der modernen Wirtschaft*, S. 146. Hier ist besonders interessant der Bezug auf Marx: »Mit Marx würde man etwa davon sprechen, dass das feudale Eigentum in die gesellschaftlichen Kapitalkreisläufe eingegliedert wird und nun selbst zu einer Form von Kapital wird, die sich mit anderen Formen nach Maßgabe seiner Potenz, Profit in einer bestimmten Relation zur vorgeschossenen Geldsumme zu schaffen, messen lassen muss.«

86 Vgl. Luhmann, Niklas: *Macht*, S. 34.

87 Vgl. Luhmann, Niklas: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. Band 3, S. 299.

legener politischer Kontrolle dieser Zwangsgewalt«. <sup>88</sup> Zweitcodierungen reagieren auf gesellschaftsstrukturelle Umformen und erhöhen die Selektivität des Systems, indem sie für kommunikative Abstraktionsleistungen sorgen. <sup>89</sup> Die Steuerung wirtschaftlicher Kommunikationen über das Medium Geld führt zum Beispiel dazu, dass sich die Wirtschaft nur noch an der abstrakten Differenz von Haben/Nichthaben orientiert und diesen Differenzbezug durch Geld und der Codierung zahlen/nicht zahlen *simulieren* kann. Dies ist gemeint, wenn Luhmann sagt: »Nur wer einen Geldbetrag hat und ihn nicht haben kann, kann zahlen, denn Zahlung ist die Transformation von Haben in Nichthaben«. <sup>90</sup> Jegliches Eigentum wird jetzt monetär bewertbar und Geld beginnt zum wirtschaftlichen Bezugspunkt sine qua non zu expandieren. Luhmann spricht sogar davon, dass »Zahlen oder Nichtzahlen ... die Seinsfrage der Wirtschaft« <sup>91</sup> darstellt. Erst jetzt wird es möglich, ältere Gesellschaftsformen durch eine ausdifferenzierbare Funktionsorientierung zu ersetzen und die Erstcodierung durch eine technisch versiertere Codierung zu ergänzen. Hinzu kommt, dass sich die Wirtschaft mit der neuen basalen Operation *Zahlung* auf einen Grundbegriff eingelassen hat, der sonstige Sachverhalte wie Produktion, Verteilung, Arbeit und Kapital als derivative Sachverhalte erscheinen lässt. <sup>92</sup>

Geld wird, wie bereits erläutert, künstlich knapp gehalten <sup>93</sup> und dient damit als neuer Ausgangspunkt für Entparadoxierungen der ursprünglichen Paradoxie der Knappheit. <sup>94</sup> Geld simuliert in gewisser Hinsicht Knappheit und gibt damit die Möglichkeit, jegliche Form von Eigentum monetär zu behandeln. Der damit einsetzende Überschuss an Möglichkeiten, Geld in Eigentum aggregieren zu lassen, gibt diesem neuen Medium einen enormen Entfaltungsspielraum und macht aus der Knappheit ein kontingentes Phänomen, das durch konkrete Zahlungen kontinuierlich einer Bestimmtheit zugeführt werden kann. Entparadoxierung läuft dann über die eindeutige Diskriminierbarkeit zwischen

88 Ebd., S. 299. Neben der bereits genannten Zweitcodierung von Macht durch Recht, tritt hier noch Politik hinzu. Aber ebenso weist Luhmann hier auch noch auf die Zweitcodierung der Religion durch die Moral hin (S. 298f. + 300ff.).

89 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 367.

90 Luhmann, Niklas: *Ökologische Kommunikation*, S. 69.

91 Ebd., S. 68.

92 Vgl. Luhmann, Niklas: »Die Wirtschaft der Gesellschaft als autopoietisches System«, S. 313.

93 Künstlich deshalb, weil man Geldmengen – trotz ihrer Bestimmtheit in einzelnen Zahlungen und der resultierenden Knappheit bei demjenigen Teilnehmer, der sein Geld ausgibt – natürlich variieren kann.

94 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 197.

Zahlungsfähigkeit und Zahlungsunfähigkeit.<sup>95</sup> Gleichzeitig führt jedoch der Bezug einer jeden Zahlung auf die Kontingenzformel Knappheit, bei aller Freigabe sonstiger Möglichkeiten, zu einer strikten Reduktion ihrer Verwendung: Sie kann nur als Zahlung<sup>96</sup> funktionieren, und zwar in einer Form, die für Kommunikationsereignisse sonst eher untypisch ist: Als Zahlung läuft Kommunikation einzig auf den Aspekt der Übertragung hinaus. Dies geschieht erfolgreich durch die Weitergabe einer definierten Geldmenge – einer ›Zahl‹: Der eine gibt 10 €, der andere bekommt 10 €.<sup>97</sup> Geld zeigt sich demnach im Rahmen seiner besonderen medialen Relationierbarkeit zugleich als ein stark reduziertes Medium. Diese Besonderheiten, die sich für Geld konstitutiv aus der Codierung von Knappheit ergeben, machen dann aber jede Zahlung zu einer Entscheidung, die sich über konkrete Situationen formiert und damit auch der Nichtzahlung einen Sinn gibt.<sup>98</sup> Denn Quantifizierbarkeit, bei gleichzeitigem Überschuss an Möglichkeiten, verweist auf die Differenz von Preis und Leistung, an der sich nach Baecker erst entscheidet, »ob eine Transaktion zustande kommt. Preise und Leistungen können dementsprechend auch begründen, daß eine Transaktion nicht zustande kommt. Dann müssen Preise und/oder Leistungen variiert werden, um die Erwartbarkeit von Transaktionen zu steigern und so die Reproduktion der Zahlungen durch Zahlungen zu ermöglichen.«<sup>99</sup> Nichtzahlung wird durch ihre Bindung an Entscheidungssituationen zu einer Option, die nicht losgelöst von der Zahlungsmöglichkeit betrachtet werden darf. Mit Nichtzahlungen sind mithin nur solche Operationen gemeint, die als Alternative die Zahlung zumindest in Erwägung gezogen haben.<sup>100</sup> Luhmann hierzu:

»Auch der Entschluß, keinen neuen Wagen zu kaufen, weil die Wagen zu teuer geworden sind, ist ein Elementarereignis im Wirtschaftssystem; und dies auch dann, wenn er in der puren Unterlassung steckenbleibt und nicht mit einer anderweitigen Disposition über die entsprechende Geldsumme verbunden wird.«<sup>101</sup>

In diesem Zitat wird deutlich, was Baecker im Rahmen der Transaktion formuliert; nämlich, dass die Differenz von Zahlung und Nichtzahlung über den Preis gesteuert wird. Der Ausgang darauf bezogener Erwägungen wird dann maßgeblich dadurch bestimmt, dass man sich über den

95 Vgl. hierzu auch ebd., S. 197ff.

96 Vgl. ebd., S. 198.

97 Vgl. ebd., S. 196.

98 Siehe hierzu auch ebd., S. 198.

99 Baecker, Dirk: *Information und Risiko in der Marktwirtschaft*, S. 118f.

100 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 53.

101 Ebd.

Preis einigt. Preise können entsprechend vom Kauf abhalten<sup>102</sup> oder im Gegensatz einen Konsumboom einleiten. Die Errungenschaft der Steuerung von Geldtransfers über Preisbildung liegt dann in der endgültigen<sup>103</sup> Funktionalisierung wirtschaftlicher Operationen und der strikten Kopplung von Zahlung und Nichtzahlung zu einem neuen Zentralcode. Jede Zahlung wird unter Berücksichtigung des Preises durch die Nichtzahlung kontingent gesetzt, das heißt, keine einzige Zahlung kann zwar mehr als Notwendige betrachtet werden, aber für das Wirtschaftssystem sind Zahlungen dennoch notwendig, ja sogar überlebenswichtig.<sup>104</sup> Zahlung und Nichtzahlung müssen als gekoppelte Ereignisse betrachtet werden, deren binärer Charakter sich schließlich daraus ergibt, dass die eine Seite der Unterscheidung die andere impliziert. Luhmann zufolge läuft dann immer eine Orientierung am Gegenteil mit: »Wer zahlt, kann eben sein Geld nicht behalten, und wer es behält, kann nicht zahlen.«<sup>105</sup> Die Technizität der Codierung Zahlung/Nichtzahlung liegt gerade in dieser durch die ›mitentscheidende Negation‹ vermittelten Selbstreferenz, die als Leitdifferenz die Ausdifferenzierung des Systems anführt;<sup>106</sup> denn diese Differenz ermöglicht es, Zahlungsangebote mit Nachfragen in Verbindung zu bringen und »Sach- und Leistungsangebote und schließlich sogar ganze Organisationen darauf einzustellen, dass eine solche Nachfrage vorkommt.«<sup>107</sup> Die selbstreferenziellen Bezüge werden im Wirtschaftssystem auf die Unterscheidung Zahlung/Nichtzahlung umgestellt; jenes erfüllt damit das Kriterium des re-entrysts, das die Untersuchung in ihrem allgemeinen Teil als Bedingung ausgereifter binärer Codierungen herausgestellt hat.

Um schließlich die Frage beantworten zu können, ob es sich bei der Unterscheidung Zahlung/Nichtzahlung um einen binären Code handelt, steht noch die Behandlung der Präferenzproblematik aus. Zahlung muss hierzu als Positivwert, als sogenannter Designationswert die Anschlussfähigkeit des Systems sicherstellen, während die Nichtzahlung als reiner Reflexionswert die Kontingenz jeder Operation offenhalten soll. Luhmann sagt mit Bezug auf den Designationswert der Zahlung:

»Wenn gezahlt wird, kann der Empfänger mit dem Geld etwas anderes anfangen; wenn nicht, dann nicht. Zwar kann im Falle der Nichtzahlung

102 Vgl. ebd., S. 19.

103 Geld und Preisbildung machen den Zugang zu Eigentum von Personenmerkmalen unabhängig und heben somit die Schranken stratifizierter Gesellschaften auf.

104 Siehe hierzu ebd., S. 243.

105 Ebd., S. 53.

106 Siehe auch ebd., S. 54.

107 Ebd., S. 69.

nun der, der sein Geld behält, damit etwas anderes anfangen; aber dies nur deshalb, weil er seinerseits Empfänger gewesen ist und diese Position noch nicht aufgegeben hat.«<sup>108</sup>

Hier zeigt sich die Präferenzproblematik in ihrer bereits bekannten Weise: denn was zwingt dazu, die Position der Nichtzahlung aufzugeben und dem Anschluss den Vorzug zu geben? Es ist zwar verständlich, dass nur die Zahlung als Anschlusswert innerhalb des Wirtschaftssystems in Frage kommt (Wie könnte es auch aus Nichtzahlungen bestehen?), trotzdem zwingt hier nichts dazu, die Zahlung in Gang zu halten. Luhmann selbst spricht davon, dass Positivwert und Negativwert nicht im Sinne alltäglicher Präferenzen zu verstehen sind und nichts dazu anleitet, die Zahlung der Nichtzahlung vorzuziehen.<sup>109</sup> Er macht deutlich, dass die Präferenz in der Schwebe gehalten wird und »ihre Entscheidung den Programmen des Wirtschaftssystems und nicht zuletzt auch der Situation« überlassen werden muss.<sup>110</sup> Für ihn liegt »allenfalls eine leichte Asymmetrie [vor], die darin liegt, dass man Geld in seiner liquiden Form wieder loswerden, zumindest gewinnbringend anlegen muss, wenn man rationale Präferenzen bilden will.«<sup>111</sup> Als Medium motiviert Geld durch seine Selektion. Mit Geld kann man seine Bedürfnisse<sup>112</sup> befriedigen, oder man kann es mit dem Ziel der Vermehrung investieren. Beide Möglichkeiten ergeben sich aus den historisch gewachsenen Strukturen eines sich ausdifferenzierenden Funktionssystems und aus dem Bezug auf die erste Codierung, dass man Eigentum lieber haben als nicht haben möchte.<sup>113</sup> Während die Zahlung hier als Designationswert außer Frage steht, ergibt sich für die Präferenz die allgemeine Problematik, dass sie sich erstens aus einer evolutionär entstandenen Nutzbarkeit, aus dem Verweisungshorizont des Funktionssystems, ergibt und zweitens über konkretere Programme zu reproduzieren sucht. In Ergänzung sieht Luhmann den Negativwert als reinen Reflexionswert:

108 Ebd., S. 244.

109 Vgl. ebd., S. 243f.

110 Vgl. ebd., S. 244. Der letzte Zusatz wird mich in der Behandlung der Programme im Besonderen beschäftigen, denn in der Situationsabhängigkeit deutet sich an, dass die Programme nicht in der Art der Programme zu verstehen sind, wie sie für die Form der Codierung als zentral herausgestellt wurden. Das Problem liegt hier in der Entscheidungsengführung durch Programme, die für die Richtigkeit der Codezuordnung und nicht zuletzt für ein Operieren zumindest im Sinne der Präferenz wesentlich ist.

111 Ebd.

112 Mit Bedürfnissen sind an dieser Stelle natürlich auch die späteren, durch das System selbst reproduzierten Produktionsbedürfnisse gemeint, die sich auf organisationale Ressourcen beziehen.

113 Zum Eigentum siehe auch ebd.

»Der negative Wert ist also ohne Anschlussfähigkeit. Er dient lediglich als *Reflexionswert*, nämlich der Überprüfung der Frage, ob gezahlt werden soll oder nicht; und gegebenenfalls der Reflexion auf die Gründe für das Ausbleiben von Zahlungen.«<sup>114</sup>

Die enge Kopplung der Codierung an einen bestimmten, aber änderbaren Preis macht deutlich, dass die Entscheidung für eine Zahlung oder für ihr Unterbleiben nur situationsbezogen vollzogen werden kann. Dies ändert sich letztlich auch dann nicht, wenn im Rahmen von Organisationen pauschalierte Budgets für bestimmte Produktionsprogramme angesetzt werden, da jede Zahlung eine letzte Rückbindung an den Preis zur Überbrückung der Differenz von Zahlung und Nichtzahlung benötigt. Nimmt man die organisationale Perspektive hinzu, dann ergeben sich bei näherem Hinsehen zwei Perspektiven der Nichtzahlung, die sich verschieden auf die Reflexionsmöglichkeiten auswirken. In dem einen Fall handelt es sich um Nichtzahlung aufgrund einer Reflexion, die sich beim Teilnehmer aus einer Erwägung zu zahlen oder nicht zu zahlen ergibt, und in dem anderen Fall um Nichtzahlung, die sich zum Beispiel aus dem Nichtverkauf von Produktionsmengen innerhalb einer Organisation und deren Verkaufsabsichten ergibt und die hier ansetzende Reflexion entsprechend auf das Produktionsprogramm lenkt.<sup>115</sup> In beiden Fällen zeigt sich der Preis als diejenige Stellschraube, die geeignet ist, die jeweiligen Perspektiven übereinzubringen. Der besondere Stellenwert des Preises, der sich hier andeutet, und seine Beobachtung im Kontext des Marktes, der ihn erst zu einem nicht andauernden ›Ereignis‹ macht, werden im nächsten Kapitel unter dem Thema ›Programme‹ erneut aufgegriffen. Es wird weiterhin zu klären sein, inwiefern die hier positiv als binäre Codierung herausgestellte Unterscheidung Zahlung/Nichtzahlung den Anforderungen an eine Form der Codierung entspricht, die sich ja gerade aus einem geklärten Zusammenspiel mit den Programmen ergibt.

#### 4.1.3 Die Programme des Wirtschaftssystems

Wie bereits angedeutet, stellt sich der Preis als eine Struktur dar, die auf der Ebene der Programme des Wirtschaftssystems anzusiedeln ist. Unklar bleibt, und hier muss man sich die bisherigen Erörterungen zu den Programmen ins Gedächtnis rufen, auf welche Weise sich Preise von den Strukturen der Form des Mediums abheben oder ob sie eine solche Differenzierung gegenüber evolutionär geprägter Semantik überhaupt leisten können. Daraus ergibt sich dann die weitere Frage, ob es inner-

114 Ebd.

115 Siehe für dieses Beispiel auch ebd.



halb des Wirtschaftssystems überhaupt klare Programmebenen gibt, die letztlich für die Frage zahlen/nicht zahlen mehr oder weniger zwingenden Charakter aufweisen.

Preise stellen den Bezugspunkt jeder quantitativ bestimmten Übermittlung eines Geldbetrages dar und sind somit *aus keiner einzigen Zahlung* wegzudenken. Sie können dies leisten, da sie als solche nicht für die faktisch stattfindenden Geldzahlungen stehen, sondern speziell für wirtschaftliche Kommunikationszusammenhänge generalisiert sind.<sup>116</sup> Preise dienen insofern als Informationen und geben so über zu erwartende Geldzahlungen Aufschluss. Damit stellen sie sich aber auch als eine »Gegenleistung« für den Zugriff auf knappe Güter dar.<sup>117</sup> Oder anders: Preise sind Strukturen, die die Konditionierungen des Systems leiten und sowohl für Geld, als interne Bedingung des Wirtschaftssystems, als auch für Bedürfnisse, als externe Bedingungen des Systems, den notwendigen Bezugspunkt darstellen.<sup>118</sup> Oder mit den Worten Baeckers: »Preise [steuern] die Entscheidungsprozesse über die Bereitstellung von Leistungen im Wirtschaftssystem.«<sup>119</sup> Sie dienen dem Wirtschaftssystem als Ansatzpunkt für die nötigen Beobachtungen 2. Ordnung und dies auf einer sehr einfachen für jeden Teilnehmer klar abgrenzbaren und nutzbaren Ebene. Preise zeichnet eine enge Bindung an die binäre Codierung zahlen/nicht zahlen aus, so wie es im Einzelnen von Programmen gesellschaftlicher Funktionssysteme zu erwarten ist. Soll der Preis jedoch als konditionierender Faktor die Operationen des Systems anleiten, so stellt er alleine noch keine Entscheidungsgrundlage dar.<sup>120</sup> Soll er in dieser Hinsicht tatsächlich als systemrelevanter Informationsgeber gelten, dann bedürfen der Preis und damit das System weiterer Strukturen, die fähig sind, die natürliche Instabilität des Preises für bestimmte und bestimmende Anschlüsse reproduzierbar zu machen. Denn anders wäre die Entstehung eines auf Preise aufbauenden Wirtschaftssystems gar nicht zu denken. Die Komplexität der Umwelt, die sich insbesondere durch ungleich verteilte Bedürfnislagen auszeichnet, wird nach Luhmann, »in diesem System auf die Form instabiler Preise gebracht«.<sup>121</sup> Damit es in einer solchen Lage zur Ausdifferenzierung eines auf Preise spezialisierten Wirtschaftssystems kommen kann, gewinnt die Entstehung von Organisationen an Relevanz, die sich genau auf eine solche präparierte »wirtschaftsinterne Umwelt« einstellen.<sup>122</sup> Damit es zur Ausbildung von entsprechend ausgerichteten

116 Vgl. ebd., S. 19.

117 Vgl. ebd., S. 18.

118 Siehe hierzu auch ebd., S. 112.

119 Baecker, Dirk: *Information und Risiko in der Marktwirtschaft*, S. 110f.

120 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 227.

121 ebd., S. 31.

122 Vgl. ebd.

Strukturen innerhalb des Systems kommen kann, braucht das System nach Baecker eine spezifische Orientierung, damit das System weiß, wo es trotz der Instabilität der Preise ansetzen kann. Er spricht in diesem Zusammenhang von Transaktionen als ontologischer Basis für systeminterne Operationen:

»Eine Transaktion ist somit die Realisierung einer Operation, die sich an der Differenz von Preis und Leistung orientiert. Transaktionen realisieren den Konnex der systemintern generierten Operationen und der systemintern prozedierten Zahlungen mit der Umwelt des Systems. Sie erschließen dem System dessen Fremdreferenz auf die Umwelt. ... Aber Transaktionen repräsentieren nicht nur die Umwelt, sondern sie markieren die Umwelt gleichzeitig in einer Art und Weise, die deutlich macht, wo die Reproduktionserfordernisse des Systems angeschlossen werden können. Das Konzept, das diese Markierung leistet, ist das Konzept der Produktivität.«<sup>123</sup>

Produktivität in diesem Sinne setzt Unternehmungen voraus, die sich auf solche Beobachtungen spezialisieren. Auf Seiten der Produktion wird es für die einzelnen Produzenten deshalb überlebenswichtig sein, Möglichkeiten der Beobachtung einzurichten, die es erlauben, Preise zum Beispiel nach Kriterien des Absatzes und der Produktionskosten beurteilen zu können; und dies macht es notwendig, dass den einzelnen Firmen für derlei Beobachtungen ein ausreichender Zeitraum zur Verfügung steht. Für solche Zwecke hat sich innerhalb des Wirtschaftssystems der sogenannte »Markt« entwickelt, der »die Beobachtung der systeminternen Umwelt durch die partizipierenden Teilsysteme« ordnet.<sup>124</sup> Der Markt bietet den Organisationen in dieser Hinsicht die operative Grundlage, um Aktionen anderer Firmen und daraus resultierende Preisentwicklungen beobachten zu können. Die Preisentstehung bindet sich nachvollziehbar an Marktbeobachtungen und die Organisationen gewinnen mit ihr jenseits situativer Einzelbeobachtungen die Möglichkeit, erkennen zu können, ob zu einem bestimmten Preis gezahlt wird oder nicht.<sup>125</sup> Und dies impliziert, dass der Markt ausreichend Zeit für solche Beobachtungen zur Verfügung stellt. Aus der interaktionsfreien Konkurrenz<sup>126</sup> am Markt mit ihrer solitären Orientierung am Preis folgt für Luhmann:

»Man muss einen Preis identifizieren, dann kann man daran ablesen, ob man selbst diesen Preis bezahlen will oder nicht; ob man selbst zu diesem

123 Baecker, Dirk: *Information und Risiko in der Marktwirtschaft*, S. 112f.

124 Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 118.

125 Vgl. ebd.

126 Siehe zur gesellschaftsstrukturellen Errungenschaft der interaktionsfreien Konkurrenz auch ebd., S. 101ff.

Preis produzieren kann oder nicht; ob andere diesen Preis zahlen werden oder nicht; ob andere zu diesem Preis produzieren können oder nicht.«<sup>127</sup>

Der Markt implementiert Formen der Selbstbeobachtung,<sup>128</sup> an denen sich sowohl die Produktion als auch der Konsum orientieren können. Jede Zahlung hat entsprechend Einfluss auf die Preisbildung und wirkt auf die Strukturen des Systems ein.<sup>129</sup> Nur aufgrund dieser Rückkopplung über das Marktgeschehen lassen sich Preise schließlich, so wie gefordert, als Informationen über Zahlungserwartungen identifizieren. Zusammenfassend kann man sagen, dass der Markt mit Hilfe von preisgebundenen artifiziellen Programmen zum Konsum und zur Produktion reguliert, wann Zahlungen beziehungsweise Nichtzahlungen für richtig gehalten werden.<sup>130</sup> Baecker macht deutlich:<sup>131</sup> »Der Markt garantiert, daß kein Eigentum, kein Entscheidungsprogramm, keine Arbeit und kein Bedürfnis der Codierung durch das Geld entgeht.« Und weiter heißt es: »Der Markt stellt jede Beobachtung auf die Probe und garantiert, daß sich in den Realisationsbedingungen jedes Programms die Auto-poiesis des Gesamtsystems jeweils neu wieder durchsetzt. Er verhindert die Entdifferenzierung von Codierung und Programmierung.«<sup>132</sup> Preise übernehmen dabei eine Vermittlerposition zwischen Codierung und Programmierung, da sie letztlich nicht selbst als Entscheidungsprogramme aufgefasst werden können, aber faktisch jede Zahlungsentscheidung als *conditio sine qua non* begleiten müssen.<sup>133</sup>

Hier zeigt sich nun eine Besonderheit des Wirtschaftssystems, die, nimmt man die früheren Ausführungen zu Programmen hinzu, nicht ohne weiteres einleuchtet. Diese Besonderheit betrifft die angesprochene Vermittlungsfunktion des Preises. Die Preisbildung stellt sich dabei als »das Produkt eines Rückkopplungsprozesses zwischen dem Preis, den ein Unternehmen setzen, erhöhen und senken kann, einerseits und dem Preis, der auf einem Markt bezahlt oder nicht bezahlt wird, andererseits« dar.<sup>134</sup> Mit dem Preis wird eine Struktur innerhalb des Systems geschaffen, die die eigentlichen Entscheidungsprogramme ergänzt, man kann auch sagen, überhaupt erst funktionieren lässt. Betrachtet man die Entscheidungsprogramme, die Luhmann für das Wirtschafts-

127 Ebd., S. 111.

128 Vgl. zu diesem Aspekt der Selbstbeobachtung auch ebd., S. 125.

129 Vgl. ebd., S. 55.

130 Vgl. ebd., S. 226.

131 Baecker, Dirk: *Information und Risiko in der Marktwirtschaft*, S. 185.

132 Ebd.

133 Vgl. hierzu mit Bezug auf den entparadoxierenden Charakter der Preise Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 226.

134 Baecker, Dirk: »Die Preisbildung an der Börse«. In: *Soziale Systeme* 5, H.2, S. 287–312., S. 291.

system vorschlägt, so handelt es sich 1.) um »Budgets, die es ermöglichen, Geldmengen zu spezifizieren, die man für spezifische Zwecke in bestimmten Zeiträumen ausgeben kann, ohne die dabei ausgeblendeten Rahmenbedingungen zu gefährden«,<sup>135</sup> 2.) um *Bilanzen*, mit denen man kontrollieren kann, »in welchen Bereichen der Tätigkeit lukrativ gearbeitet wird«,<sup>136</sup> oder 3.), innerhalb der Wirtschaftsunternehmen, um marktorientierte *Investitionsprogramme* oder Präferenzbildung »in der Form von Reihenfolgen, in denen Konsumbedürfnisse zu befriedigen sind«. <sup>137</sup> Für das Wirtschaftsunternehmen weist Luhmann aus, dass dort ähnlich wie im Wissenschaftssystem zwei der genannten Programmformen die Operationen der Unternehmen wesentlich bestimmen: die Budgets und die Investitionsprogramme. Die Investitionsprogramme der Firmen sind dabei vergleichbar den Theorien im Wissenschaftssystem auf die Fremdreferenz des Systems gerichtet, und die Budgets beziehen sich wie die Methoden des Wissenschaftssystems auf die Selbstreferenz des Systems.<sup>138</sup> Das Zusammenspiel beider Programme steuert in den Wirtschaftsunternehmen den Geldfluss mit einem gewissen Variationspielraum; ob dies mehr in Richtung Risiko (Fremdreferenz) oder mehr in Richtung der Liquiditätsvorsorge geschieht, bleibt dabei den Wirtschaftsunternehmen selbst überlassen.<sup>139</sup> Es ist für das Anliegen hier nicht notwendig, differenzierter auf die einzelnen Programmformen einzugehen, denn Luhmann selbst weist darauf hin, dass diese »Programme nur bei entsprechender Konkretion praktikierbar sind«;<sup>140</sup> das heißt, die Zahlungsentscheidungen werden den einzelnen Wirtschaftsunternehmen und Haushalten überlassen. Obschon diese sich in dieser Hinsicht auf allgemeine Kriterien wie Liquidität, Verschuldungsgrenzen und Risikoakzeptanz beziehen können,<sup>141</sup> handelt es sich bei solchen Kriterien dennoch um vereinzelt, rationalisierte Gesichtspunkte, an denen vielmehr interessiert und verwundert, dass sich das Wirtschaftssystem in Gänze ihre Programme über Aktionen von »Einzelakteuren« absichert. Mit Bezug auf die im allgemeinen Teil herausgestellte Funktion der Programme, Kriterien für die *richtige* Wahl einer der beiden

135 Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 139.

136 Ebd.

137 ebd., S. 250.

138 Vgl. ebd.

139 Vgl. hierzu auch ebd.

140 Ebd. Von Wirtschaftsunternehmen redet Luhmann wenn Zahlungen in der Annahme erfolgen, dass sie mit Rentabilität einhergehen. Von Haushalten redet Luhmann, wenn Zahlungen unter der Annahme geleistet werden, dass man die damit eintretende Zahlungsunfähigkeit durch Arbeit (Familie) oder Steuern (Fiskus) wieder loswerden kann. Siehe zum hieraus folgenden Doppelkreislauf ebd., S. 134ff.

141 Vgl. ebd., S. 250.

Codewerte bereitzustellen, so erscheinen hier die Programme nur unter der Hinzunahme der Preisbildung und damit in Abhängigkeit von Marktbeobachtungen, die die Reproduktion von Zahlungen und damit die Autopoiesis des Wirtschaftssystems in der notwendigen Weise stabilisieren. Der Markt wird zu einer Struktur der Externalisierung interner Ungewissheiten von Teilsystemen der Wirtschaft, die deshalb funktioniert, weil »sie in der Umwelt jeden Teilsystems die Beobachtung der Operationen und Beobachtungen prinzipiell und tendenziell aller Teilsysteme« ermöglicht.<sup>142</sup> Der Markt führt in das System die Ebene der Beobachtung 2. Ordnung ein und schafft somit die Grundlage für die Orientierung an der Leitdifferenz zahlen/nicht zahlen. Nun geht aber Baecker davon aus, dass solche Märkte »als Strukturvorgaben des Strukturverzichts«<sup>143</sup> dienen; das heißt, dass Beobachtungen sich auf dieser Ebene nicht stabilisieren lassen. Preise gewinnen hier sozusagen ihre Instabilität als *Ereignisse*. Die Marktabhängigkeit des ausdifferenzierten Systems Wirtschaft wird zur Entscheidungsabhängigkeit sich am Markt orientierender Unternehmungen. Damit bestätigt sich zugleich die im allgemeinen Teil gemachte Aussage, dass es keinen Automatismus von der Programmebene zur Entscheidung über die beiden Werte der Codierung geben kann. Allerdings wird diese Ausgangslage im Wirtschaftssystem noch einmal potenziert, weil sich durch die Orientierung am Markt Systemrationalität nur auf der Ebene der Einzelunternehmungen einspielen kann. Wenn es überhaupt Gedächtnisbildung gibt, die die Form für die Kriterien der Wahl annehmen könnte, dann sind diese durch ihre Negativität markiert. Baecker spricht davon, dass nur verpasste Gelegenheiten in der Form von Versäumnissen derart Erinnerungsfähig sind: »Gelegenheiten ziehen nicht mehr nur vorüber, sondern bleiben in ihrer Negativfassung präsent als Versäumnisse. Künftige Gelegenheiten gewinnen dadurch Aufforderungsgehalt. Zeitliches Geschehen wird interpretiert als sachliches Geschehen, dem Handlungsanleitungen zu entnehmen sind.«<sup>144</sup> Programme bleiben dann auf die Einheit der entsprechenden Teilnehmersysteme gerichtet und können somit nur dezentralisiert in Abhängigkeit von rationalen Einzelüberlegungen wirken.<sup>145</sup> Die mit den Kriterien ins Spiel gebrachte Rationalität erlaubt den Teilnehmern zwar die Kalkulierbarkeit von Risiken und Erfolgen auf der Ebene der Zahlungsfähigkeit und Zahlungsunfähigkeit; dies allerdings immer in Abhängigkeit von Preisen und den damit regulierten Einzelentscheidungen. Richtigkeit kann nur in dieser dezentralisierten Form bei gleichzeitiger

142 Baecker, Dirk: *Information und Risiko in der Marktwirtschaft*, S. 206.

143 Ebd., S. 198.

144 Ebd., S. 82.

145 Vgl. hierzu mit Bezug auf die Notwendigkeit der situativen Entscheidung Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 140.

Situationsabhängigkeit programmiert werden und macht sich bis in die Einzelhaushalte frei von übergeordneten Programmebenen.<sup>146</sup>

Dies ist unter anderem deshalb möglich, weil Entscheidungsprogramme durch die Unterscheidung Preis/Programme vollständig indifferent gegenüber Veränderungen bleiben. Man kann sogar sagen, dass Programme durch ihre enge Bindung an marktbedingte Preisbildungen absolut lernfähig sind. So wie die Nutzung des Mediums Geld ohne großen Informationsbedarf funktioniert – denn jede Zahlung löst sich in ihrem Vollzug von jeglichen dahinterstehenden Motiven ab –, lässt sich auf der Ebene der Programme eine enorme Änderungsbereitschaft erkennen. Der durch Preise noch verstärkte Informationsverlust (an keinem Preis kann man ablesen, ob faktisch Zahlungen geflossen sind<sup>147</sup>) führt bei den teilnehmenden Systemen zu einem radikalen Einhängen ihrer Operationen in die Marktbeobachtung. Nur hier ist es möglich, sich jenseits der ›Gedächtnislosigkeit‹ des Geldes und der Preise über Zahlungserwartungen zu informieren, andere bei ihren eigenen Beobachtungen zu beobachten und sich über Preisänderungen und deren Folgen zu informieren.<sup>148</sup> Diese Abhängigkeit von Marktereignissen erfordert von den Teilnehmersystemen höchste Flexibilität in der programmatischen Änderungsbereitschaft, da die interaktionsfreie Operationsweise am Markt nur noch in Form von Ereignissen wahrgenommen werden kann. Die Regulation über preisvermittelte Zahlungen oder Nichtzahlungen läuft so schnell, dass das System nicht auf übergeordnete Strukturvorgaben, sondern nur auf Veränderungen reagieren kann.<sup>149</sup> Dies bedeutet gleichzeitig, dass auch jede Intervention nur als Ereignis Wirksamkeit entfaltet;<sup>150</sup> dies gilt dann nicht zuletzt auch für jede Form programmatischer Entscheidung. Dies ist bemerkenswert, denn andere Funktionssysteme, wie zum Beispiel das Rechtssystem mit seinen Verfahrenstechniken oder das Wissenschaftssystem mit seiner Methodik, sind geradezu auf eine strukturierte, gedächtnisorientierte Lernfähigkeit in ihren Programmen angewiesen, die die Entscheidung für einen der beiden Werte der binären Codierung erleichtern soll. Diese Systeme neigen dazu, ihre Autopoiesis unabhängig von Alltagsentscheidungen zu machen. Im Wirtschaftssystem ist dies anders: Die wirtschaftlichen

146 Dies gilt auch für die Zentralbanken, die die Möglichkeit besitzen, Preise für Geld festzulegen. Dabei handelt es sich ebenfalls nicht um eine Programmierung, die auf die Letztentscheidungen des Systems Bezug nehmen. Die Fokussierung auf Preise nimmt wie dargelegt zuallererst Einfluss auf eine Ebene der Regulierung und Vermittlung von Zahlung/Nichtzahlung und Programmierung.

147 Vgl. ebd., S. 18.

148 Vgl. ebd.

149 Vgl. ebd., S. 103.

150 Vgl. hierzu auch ebd.

Operationen scheinen hier mit ihren zentralen Strukturen geradezu auf diese Form alltäglicher Kommunikation eingestellt zu sein; fast könnte man geneigt sein zu sagen, dass sie als Substitut für bedürfnisorientierte Kommunikation fungieren.

Es leuchtet unmittelbar ein, dass die Möglichkeit der Dezentralisierung mit der Struktur der Preise konform geht. Denn Preise liefern das für Dezentralisierung notwendige Veränderungspotenzial und sind gleichzeitig innerhalb der Transaktion eindeutig bestimmbar. Sie eignen sich für umfassende Beobachtung. Preise, so kann man sagen, bereiten ein Feld vor, das man mit relativer Sicherheit immer wieder neu bestellen kann und der Markt liefert hierfür die entsprechenden Beobachtungsmöglichkeiten. Marktbeobachtung bedeutet Beobachtung mit Hilfe der Codierung zahlen/nicht zahlen unter der Einheit eines Preises; und die daraufhin eingesetzten Programme sind Reaktionen und Aktionen in einem bereits operierenden System. Programme sind in diesem Sinne kalkulierbar (berechenbar). Für das Teilnehmersystem bedeutet diese Berechenbarkeit die Kalkulierbarkeit ihrer Überlebenschancen am Markt. Nur aufgrund dieser haarfeinen preisgebundenen Quantifizierung kann sich ein System formieren, in dem sich Teilnehmer finden, die die Last der Entscheidung für Zahlung oder Nichtzahlung mit all den damit verbundenen Risiken auf sich nehmen. Nur durch diese Abfederung der Programme im Rahmen von Liquiditätsrechnungen lässt sich rechtfertigen, dass sich Programme *nahezu* gedächtnislos erzeugen, um situativen Zahlungsentscheidungen folgen zu können.

Dezentralisierung, variable Preise, Schnelligkeit (oder auch Menge) der wirtschaftlichen Operationen und die Unterbestimmtheit der Programme mit Blick auf die Einzelentscheidung Zahlung/Nichtzahlung zeichnen das Wirtschaftssystem aus. Die Reflexionsfähigkeit des Systems, welche von dem Negativwert Nichtzahlung ausgeht, orientiert sich nach dem Gesagten primär an der Preisebene und zielt nicht, wie in anderen Funktionssystemen üblich, zentral auf die jeweiligen Programme. So löst zum Beispiel im Wissenschaftssystem die Feststellung, dass ein bisher als wahr angenommenes Wissen unwahr ist, auf der Ebene der Programme kognitive Anpassungen (Lernen) aus, die für weitere Richtigkeitsüberlegungen in der Zuordnung zu den Werten wahr/unwahr Relevanz entfalten. Die Möglichkeit der Nichtzahlung – beobachtbar zum Beispiel an fehlenden Absätzen<sup>151</sup> – zielt in ihrer Reflexion auf die Veränderung von Preisen und auf eine individualisierte und damit für die Einheit des Wirtschaftssystems unschädliche Bereitschaft zur Änderung von singulären Programmen.

151 Die Reflexion eines psychischen Systems, ob es zu einem bestimmten Preis zahlen oder nichtzahlen soll, bleibt letztlich ein psychologisches Ereignis und ist von bestimmten kommunikativen Ereignissen abzugrenzen.

Die bisherige Analyse offenbart eine interessante Anwendung der bereits dargestellten Unterscheidung Binäre Codierung/Programme//Semantik. Im Wirtschaftssystem konkretisiert sich diese Unterscheidung meines Erachtens folgendermaßen: Binäre Codierung/Programme/Preise. Mit Bezug auf die Referenz Gesellschaft wurde jene Unterscheidung herauskristallisiert, deren Besonderheit darin zu sehen ist, dass sich die Form der Codierung als re-entry von der Form des Mediums abhebt, ohne diese dabei verlassen zu können; sie bleibt vorausgesetzt, weil die semantischen Strukturen nicht restlos in die Form der Codierung übersetzt werden können. Der Gewinn einer solchen Struktur, so habe ich festgestellt, besteht darin, dass bei aller Exklusivität der Form der Codierung, die sich nicht zuletzt durch eine programmbezogene Fachsprache auszeichnen kann, eine medial gebundene Semantik aktiviert werden kann, die nicht ohne weiteres der Funktionslogik und ihrer sozialstrukturellen Ausdifferenzierung über den binären Code folgt, aber als gesellschaftliche Kommunikation thematisch, weil medial, mit ihr verbunden bleibt. Im Wirtschaftssystem zeigt sich nun die Besonderheit, dass das ursprüngliche symbolisch generalisierte Kommunikationsmedium Eigentum durch das Medium Geld zweicodiert wird; Operationen werden von diesem Punkt an entsprechend in dem neuen Medium abgewickelt. Nun ist Geld allerdings ein Symbol, das seinen Zweck allein schon dadurch erschöpft, dass gezahlt wird. Mit Geld lässt sich nichts anderes anfangen und die semantische Generalisierung, die dies zum Ausdruck bringt, ist der Preis. Und es wird deutlich, dass mit dem Entstehen des neuen Mediums Geld ein re-entry vollzogen wird, das bereits dadurch in Gang kommt, dass Geld faktisch keine andere binäre Codierung als zahlen/nicht zahlen zulässt. Hat sich Geld als Medium einmal implementiert, dann besteht Einigkeit über seine Nutzung; es ist sofort verstehbar und es bedarf nahezu keiner Übersetzungsleistung, wie dies zum Beispiel in der Wissenschaft der Fall ist, der man Unverständlichkeit aufgrund von Spezifität immer wieder vorwirft. Die Form der Codierung zeigt sich hier demnach nicht als eine historische Weiterentwicklung eines bereits bestehenden Mediums; vielmehr implementiert sich die Form der Codierung gleichzeitig mit einem völlig neuen Medium. Und Eigentum wird zu einer Voraussetzung, die im Rahmen wirtschaftlich monetärer Operationen als bloßer Aggregatzustand betrachtet werden kann. Auch mit dieser Argumentationslinie lässt sich meines Erachtens aufzeigen, dass die Programme in der beschriebenen Weise unterbestimmt bleiben, denn sie zeichnen sich nicht nur, wie im allgemeinen Teil nachgewiesen, durch den primären Bezug zur binären Codierung aus; sie sind im gleichen Maße auf die semantische Generalisierung ›Preis‹ angewiesen mit der Folge einer ständigen Dezentralisierungstendenz. Die Zweitcodierung Geld unterläuft gewissermaßen die Zentralisierungstendenzen, die man in anderen Funktionssystemen wie



Wissenschaft, Recht oder Politik vorfindet; und möglicherweise liegt hier gerade ihr zwingender Charakter, das heißt ihre Fähigkeit, jeglichem Bedürfnis einen Preis auszudrücken und somit in allen Bereichen der Gesellschaft, wo Bedürfnisse aufkeimen – egal ob natürliche oder Produktionsbedürfnisse –, auszudifferenzieren. Man kann sagen, die klare Trennung der Form der Codierung von der Form des Mediums, die in anderen Funktionssystemen deutlich erkennbar ist, wird im Wirtschaftssystem durch Preise nahezu vermittelt. Nur Preise können innerhalb der funktional differenzierten Gesellschaft jederzeit eindeutig und von jedermann *verstanden* werden. Wirtschaftliche Ansprüche können damit auf der Ebene der binären Codierung anderer Funktionssysteme wie gewohnt konsequent ausgeschlossen und auf die Programme verwiesen werden;<sup>152</sup> aber es bliebe zu prüfen, inwiefern ökonomische Ansprüche diese Hürde der Programme übergehen können und eben die Vagheit der rein medial geführten, die Codierung umgehenden Kommunikationen der einzelnen Funktionssysteme für sich ausnutzen können. Ein mögliches Beispiel, auf das hier näher hinzuschauen lohnen würde, ist die *Respezifikation* des Mediums *Geld* durch das Medium *Macht* innerhalb von Organisationen. Luhmann macht darauf aufmerksam, dass Organisationen zum Aufbau ihrer Strukturen budgetierte Stellen benötigen und dadurch in Geldabhängigkeit geraten. Aber gerade dieses komplexe System von budgetierten Stellen beinhaltet Aspekte der Arbeitsbereitschaft und Weisungsunterworfenheit und damit eine Ebene der Kommunikation von Entscheidungen, die sich als Systeme ganz eigener Art ausdifferenzieren.<sup>153</sup> Wirtschaftliche Liquidität wird in ›Machtliquidität‹ transformiert; und auch wenn wirtschaftliche Operationen keine Wahrheiten herstellen oder Recht sprechen oder Kranke heilen, so muss doch berücksichtigt werden, dass die Ausdifferenzierung moderner Funktionssysteme, wenn sie auf Organisationen setzt, die den jeweiligen Funktionsprimaten und die binären Codierungen übernehmen, mit Konzessionen rechnen muss, zum Beispiel »mit Wirtschaftlichkeitsüberlegungen in der Verwendung budgetierter Mittel«. <sup>154</sup> Sicherlich lässt sich an dieser Stelle, wie Luhmann feststellt, nicht auf eine Präponderanz der Wirtschaft schließen, denn Funktionserfüllung

152 Auch das Wirtschaftssystem schließt dritte Werte im Rahmen seiner Codierung aus und verweist somit auf seine Programme: so kann Geld z. B. jederzeit für karitative Zwecke ausgegeben werden. Indem solche Zwecke allerdings nur auf der Programmebene greifen, müssen sie sich an ökonomischen Operationen orientieren, das heißt, sie müssen die Option verkraften, das Geld stattdessen auch für etwas anderes bereitgehalten werden kann. Siehe hierzu ebd., S. 245.

153 Siehe ausführlicher ebd., S. 306ff.

154 Siehe hierzu, jedoch nicht in dieser hier zugespitzten Intention auch Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 841.

in Organisationen lässt ja gerade auch die Wirtschaft von den jeweiligen Funktionssystemen abhängig werden,<sup>155</sup> die ihr Thema als Primat durchsetzen können. Dies alles zugestanden, so lässt sich dennoch feststellen, dass das Medium Geld über die Anbindung an das gesamtgesellschaftliche Kommunikationsmedium Macht auf einen Zugang über die Programmebene der einzelnen Funktionssysteme *nicht* angewiesen ist, weil es sich diesen auf der Ebene der budgetierten Stelle verschaffen kann, um von hier aus den Vorrang des Geldes zumindest auf der Ebene der Hierarchie einfordern zu können (den Ökonomen an der Spitze oder zumindest im Vorstand). Dies alles unterstützt die These, dass sich evolutionär bedingte mediale Semantiken nicht aus den modernen Funktionssystemen sozusagen extrahieren lassen und thematisch an diese gebunden bleiben.

Beachtet man Preise noch einmal in ihrer ›Kapillarwirkung‹ an der Grenze zur Umwelt, dann ergibt sich eine weitere Konsequenz, die ich abschließend diskutieren möchte: die leichte Übersetzbarkeit von Bedürfnissen in Preise. Der Kurzschluss zwischen der binären Codierung zahlen/nicht zahlen und dem semantisch generalisierten Begriff des Preises, der durch die Prägnanz des Mediums Geld in Gang gesetzt wird, bringt die Operationen des Wirtschaftssystem in eine auffällige Nähe zu dem, was ich in Anschluss an Luhmann symbiotische Symbole genannt habe. Den Bezug der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien auf symbiotische Symbole beschreibt Luhmann als Referenz der Kommunikation auf Körperlichkeit.<sup>156</sup> Diese ist eine Notwendigkeit, die sich daraus ergibt, dass kein Kommunikationssystem ohne die strukturelle Kopplung an psychische Systeme auskommt.<sup>157</sup> Es kommt innerhalb der Kommunikation zu einer ständigen Referenz auf Personen mit der Forderung, dass diese Referenz realiter vorhanden ist und auch den lebenden Körper mitengagiert.<sup>158</sup> *Symbiotische Symbole* sind demnach das Ausdrucksmittel dieser ›*Symbiosis*‹ von Kommunikation und Körperlichkeit.<sup>159</sup> Zu ihrer Funktion sagt Luhmann:

»Symbiotische Symbole ordnen die Art und Weise, in der Kommunikation sich durch Körperlichkeit irritieren lässt; die Art und Weise also, in der die Effekte struktureller Kopplung im Kommunikationssystem verarbeitet werden, ohne daß dies die Geschlossenheit des Systems sprengen und eine nichtkommunikative Operationsweise erfordern würde.«<sup>160</sup>

155 Siehe ausführlicher Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 309ff.

156 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 378.

157 Vgl. ebd.

158 Vgl. ebd.

159 Vgl. ebd.

160 Ebd.

Symbiotische Symbole stellen die Bezüge zur Körperlichkeit her, die für die Kommunikationen innerhalb eines Funktionssystems besondere Relevanz entfalten. Im Wissenschaftssystem erfüllt diese Ordnungsleistung die Wahrnehmung, im Bereich der Liebe die Sexualität und im Politiksystem die körperliche Gewalt.<sup>161</sup> Im Wirtschaftssystem wird die Symbiosis durch den Begriff des *Bedürfnisses* geleistet. Ich habe Bedürfnisse bereits zu Beginn dieser Erörterungen als eine entscheidende Triebfeder zur Entstehung des Wirtschaftssystems herangezogen. Denn nur unter Bezugnahme auf Bedürfnisse lässt sich die Funktion des Systems verstehen, die darin besteht, den gegenwärtigen Zugriff auf knappe Güter zukunftsstabil zu gewährleisten. Bedürfnisse entstehen hier in Korrelation zu knappen Gütern, auf die auch andere einen Anspruch erheben.<sup>162</sup> Zur Problemlösung wird ein sozialer Mechanismus notwendig und in diesem Kontext entwickeln sich Bedürfnisse innerhalb des Systems bei gleichzeitiger Offenheit für das, was die Umwelt aufgrund der Geschlossenheit der Systemoperationen als Bedürfnis ansieht. In diesem Sinne handelt es sich bei Bedürfnissen nicht um Daten der Umwelt, aber sie werden als solche behandelt und können innerhalb des Wirtschaftssystems zu entsprechenden Informationen führen.<sup>163</sup> Baecker sagt: »Bedürfnisse begründen, was sich in der Autopoiesis der Wirtschaft anders nicht begründen lässt: den *Verzicht* auf Zahlungsfähigkeit.«<sup>164</sup> Man kann auch von einer Co-Evolution des Kommunikationssystems und des Körpers sprechen, und Luhmann macht deutlich, dass diese Symbole immer auch Gegenstände kultureller Interpretation darstellen: so kann »ein Tag ohne Bier und Tabak« bereits als Notstand gelten.<sup>165</sup> Oder anders gesagt: Die Geschlossenheit des Systems verbietet zwar eine Punkt-für-Punkt-Übereinstimmung von System und Umwelt; dieser Verlust kann allerdings dadurch kompensiert werden, dass das System »sozusagen blinde Sensibilität aufbringt«, indem »es Zahlungen an die Befriedigung von Bedürfnissen bindet«.<sup>166</sup> Und es wird klar, dass es sich hier nicht um rein psychologisch motivierte Bedürfnislagen handeln kann.<sup>167</sup> Luhmann macht hierzu deutlich: »Vor allem aber benötigen alle symbiotischen Symbole Selbstbefriedigungsverbote. Sie sind darauf angewiesen, daß der Körper nach Maßgabe sozialer Konditionierungen benutzt wird und nicht unmittelbar nach dem, was das Bewußtsein ihm

161 Vgl. Luhmann, Niklas: »Symbiotische Mechanismen«. In: ders.: *Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation*. 4. Aufl. VS-Verlag: Wiesbaden, 2005, S. 269ff.

162 Vgl. hierzu wieder Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 64.

163 Vgl. Baecker, Dirk: *Information und Risiko in der Marktwirtschaft*, S. 173. 164 Ebd.

165 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 381.

166 Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 133f.

167 Vgl. ebd., S. 59f.

suggeriert.«<sup>168</sup> Die Kommunikation konditioniert sozusagen die organischen Bereiche und macht sich dadurch bis zu einem gewissen Grad unabhängig von real vorgegebenen körperlichen und letztlich auch psychischen Vorgängen. Dies ist eine Typik symbiotischer Symbole, die nicht nur für das Wirtschaftssystem, sondern auch für die anderen Funktionssysteme gilt. Für das Wirtschaftssystem kann man mit Luhmann sagen, dass »die Semantik des Bedürfnisses .. den Aspekt der Inklusion der Gesamtbevölkerung in das Wirtschaftssystem« beschreibt.<sup>169</sup> Dann bezeichnen Bedürfnisse »eine wirtschaftsinterne Form der Informationsverarbeitung«.<sup>170</sup>

Mit alledem soll natürlich nicht geaugnet werden, dass es auch noch natürliche Bedürfnisse gibt, die jenseits der komplexen Operationen des Wirtschaftssystems eine Art Sofortbefriedigung erfordern. Luhmann unterscheidet deshalb drei verschiedene Arten von Bedürfnissen: Elementarbedürfnisse, Luxusbedürfnisse und Produktionsbedürfnisse.<sup>171</sup> Elementarbedürfnisse beziehen sich auf Bedürfnisse, die der Reproduktion des Menschen dienen. Solche Bedürfnisse kann man auch als die natürlichen Bedürfnisse des Menschen bezeichnen, die im Wirtschaftssystem registriert, geordnet und aufgrund ihres zwingenden Charakters durch das Wirtschaftssystem ständig erfüllt werden müssen, da sie sonst trotz ausdifferenzierter Funktionalisierung handlungswirksam werden.<sup>172</sup> Luxusbedürfnisse und Produktionsbedürfnisse hingegen entstehen erst aufgrund der geschlossenen Operationsweise des Wirtschaftssystems. Luxusbedürfnisse zum Beispiel entstehen nach Luhmann erst, »wenn Geld zur Verfügung steht, um ihre Befriedigung zu ermöglichen«; und Produktionsbedürfnisse sind solche, die mit dem Aufkommen wirtschaftlicher Produktion in Gang gesetzt werden.<sup>173</sup> Es handelt sich hierbei um Bedürfnisse an Arbeitsleistung, Material und Energie.<sup>174</sup> Egal ob es sich letztlich um Bedürfnisse handelt, die in Folge von Lohnarbeit befriedigt werden können, oder um einen »generalisierten Begriff des Bedürfnisses .., der alles abdeckt, auf was hin produziert werden kann«;<sup>175</sup> entscheidend ist, dass »die Beschreibung als Bedürfnis .. mithin immer einen Grund für Zahlungen [registriert]«.<sup>176</sup> Damit dieser Direktbezug zwischen Bedürfnissen und Zahlungen hergestellt werden kann, bedarf es der Sprache der Preise. Denn diese stellen die notwendige Strategie, Bedürfnisse in der

168 Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, 381.

169 Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 60.

170 Ebd., S. 59.

171 Vgl. ebd., S. 62.

172 Vgl. hierzu auch Luhmann, Niklas: »Symbiotische Mechanismen«, S. 269f.

173 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 61.

174 Vgl. ebd.

175 Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 380.

176 Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 61.

Umwelt des Systems zu entdecken und zu aktivieren.<sup>177</sup> Preise operieren in ihrem Bezug zur Umwelt hochsensibel, mit dem großen Vorteil, dass sie Irritationen mit Bezug auf Körperlichkeit innerhalb des Systems relativ hürdenlos vermitteln können. Ganze Produktionsprogramme können durch Wirtschaftsunternehmen erfolgreich gestartet werden, wenn sich Bedürfnisse mit dem ›richtigen‹ Preis am Markt durchsetzen lassen; dass dies wiederum nicht ohne Folgen für die Umwelt und darauf folgenden Bedürfnislagen bleibt, dürfte mit Blick auf die Ausdifferenzierung von sogenannte Luxusbedürfnissen, unbestritten bleiben. Auffällig ist, dass sich im Bereich des Wirtschaftssystems der Begriff des Bedürfnisses besonders zum symbiotischen Symbol eignet, da er sich der Funktion der binären Codierung zahlen/nicht zahlen relativ problemlos zuordnen lässt. Luhmann behauptet diesen Zusammenhang auch für die anderen Funktionssysteme und sieht den Grund dafür in der Generalisierungsfähigkeit der jeweiligen symbiotischen Symbole und in ihrer Funktion, das Kommunikationssystem gegen ein zu starkes Abdriften gegen Realität zu sichern.<sup>178</sup> Wie auch immer dies im Einzelnen expliziert werden kann: Für das Wirtschaftssystem zeigt sich eine deutliche Tendenz, über Dezentralisierung Maximierungstendenzen hinsichtlich der Konditionierung von Bedürfnislagen auszudifferenzieren.<sup>179</sup> Diese Möglichkeit besitzt indes nur das Wirtschaftssystem. Nur das Wirtschaftssystem kann die Exklusivität ihrer Operationen über Preise allgemeinverständlich (ohne kognitive Grenzen) organisieren und somit für jedermann und jedem Bedürfnis verständlich machen. Andere Funktionssysteme zeigen eher Minimierungstendenzen in der Konditionierung ihres organischen Bereiches. So zeigt das Wissenschaftssystem in seinem Umgang mit *Wahrnehmung* einen eher restriktiven Zug. Wahrnehmung wird in der heutigen Wissenschaft durch einen eindeutigen Methodenbezug definiert und damit ebenfalls über die Programmebene auf den binären Code wahr/unwahr bezogen. Restriktiv ist eine solche Vorgehensweise deshalb, weil sich das Wissenschaftssystem bezüglich seiner Theorien und Methoden einer Spezialsprache bedient, die Wahrnehmung zu einem Spezialproblem werden lässt, das zwar weiterhin Universalität ermöglicht, aber doch gegenüber der Alltagsvorstellung von Wahrnehmung so differenziert ist, dass eine Direktvermittlung an das Publikum wie bei Preisen nicht mehr ohne weiteres zu erreichen ist.<sup>180</sup>

Diese Erörterungen zeigen, dass die Selbstreferenz des Wirtschaftssystems nahezu perfekt auf das Problem der Differenz von Fremdreferenz und Umwelt abgestimmt ist. Ein Maximum von Bedürfnissen lässt

177 Vgl. hierzu auch ebd., S. 113f.

178 Vgl. hierzu auch Luhmann, Niklas: »Symbiotische Mechanismen«, S. 273f.

179 hierzu auch ebd., S. 270.

180 Siehe zu dieser Auseinandersetzung bezüglich der Wahrnehmung als symbiotisches Symbol ebenfalls ebd., S. 268f.

sich trotz Knappheit einer ungleichen Verteilung zuführen und dies nur deshalb, weil die binäre Codierung zahlen/nicht zahlen als die zentrale Struktur des Wirtschaftssystems eine wichtige gesamtgesellschaftliche Funktion bei gleichzeitiger höchst generalisierter Körperorientierung ermöglicht.

## 4.2 Das Wissenschaftssystem

Mit der binären Codierung steht ein Vergleichshorizont zur Verfügung, der es erlaubt, die funktional differenzierte Gesellschaft und ihre Funktionssysteme näher zu untersuchen. Insofern leistet die binäre Codierung einen Beitrag zur Methodologie der Systemtheorie. Dies ist gerade deshalb interessant, weil mit der Referenz auf Funktionssysteme das Wissenschaftssystem als das diese Untersuchung anleitende System selbst in den Fokus des Vergleichs gerät, bei dem Theorie und Methode lediglich auf der Programmebene anzusiedeln sind. Der hier angestellte Vergleich muss also, soweit er Wissenschaft als System betrachtet, sein eigenes Vorkommen im Gegenstand berücksichtigen. Dies hat methodische und theoretische Konsequenzen, vor allem, wenn es um die Frage der Anschlussfähigkeit innerhalb der Wissenschaft geht. Gerade der Bezug auf die von Luhmann vertretene Systemtheorie und der damit auferlegte methodische Umgang mit Begriffen und Formen limitieren dann, wie systemtheoretisch über gesellschaftliche Funktionssysteme kommuniziert (hier: geschrieben) werden darf. Sicherlich ist dabei zu berücksichtigen, dass die Systemtheorie nur eine Theorie unter vielen ist und dass ihr selbstreferentieller, autopoietischer, differenztheoretischer Ansatz in Konkurrenz zu anderen Möglichkeiten, wie zum Beispiel ›Kausalität‹, steht. Dieser Umstand wird dann auch noch dadurch verkompliziert, dass es sich bei Luhmanns Systemtheorie explizit um eine universelle, soziale Systeme (als Forschungsgegenstände) voraussetzende Theorie handeln soll,<sup>181</sup> das heißt, sie muss Alltagsplausibilitäten berücksichtigen und erklären können. Dies alles entbindet aber eben den Systemtheoretiker nicht von der Notwendigkeit, die ihm durch wissenschaftliche Begriffe auferlegten Limitationen und Anforderungen in der Behandlung einzelner Funktionssysteme zu berücksichtigen. Und gerade diejenigen Beobachtungen, die das Wissenschaftssystem zugleich als Fremdreferenz und als Selbstreferenz beobachten, ermöglichen in dieser Hinsicht eine kognitive, das heißt lernbereite Differenzierung von Fremdreferenz und Umwelt. Die systemtheoretische Beobachtung der Wissenschaft kann als ein solcher Versuch gelten und stellt sich damit quer zu jeder Art der Kohärenztheorie von Wahrheit. Wahrheit wird zu einem systeminternen Produkt und

181 Siehe Luhmann, Niklas: *Soziale Systeme*, S. 16.

hebt damit jede dogmatische oder romantische Vorstellung von Wahrheit zugunsten eines kommunikativ erfolgreichen Funktionssystems auf.

Wie bereits gesagt, eignen sich gerade die beiden Funktionssysteme Wirtschaft und Wissenschaft für eine Beobachtung im Horizont der binären Codierung, weil sich an ihnen zugleich der höchst theoretische, in eine Methodologie einmündende Aspekt der binären Codierung einerseits und die pragmatische System/Umwelt-Differenzierung, also die ›Realität‹ dieser Systeme, andererseits zeigt. Man könnte auch sagen, gerade an der Gegenüberstellung<sup>182</sup> der beiden Funktionssysteme Wirtschaft und Wissenschaft zeigen sich theoriebezogene Abweichungen, die mit den unterschiedlichen Operationen und Selbstbeobachtungen der beiden Systeme zu tun haben. An dieser Stelle zeigt sich dann schließlich auch der autologische Schluss der Systemtheorie, der evolutionäre Mechanismen schließlich auch für das System der Wissenschaft nicht sinnvoll abwehren kann. Dies alles ist aber solange unproblematisch, wie die daraus resultierenden Konsequenzen auf der Theorieebene Berücksichtigung finden und die binäre Codierung als Form erhalten bleibt.

Um hierüber aber ein erstes Urteil fällen zu können, soll nun, nachdem die Analyse des Wirtschaftssystems vor dem Hintergrund der ursprünglichen Rekonstruktion der wesentlichen Konzepte der binären Codierung bereits einige Auffälligkeiten gezeigt hat, das Wissenschaftssystem vor dem gleichen Hintergrund untersucht werden. Grundlage für diese Untersuchung ist Luhmanns Analyse »Die Wissenschaft der Gesellschaft«,<sup>183</sup> Dieses Werk ist deshalb für diese Untersuchung interessant, weil hier nicht nur die Funktion und die Operationsweise der Wissenschaft als gesellschaftliches Funktionssystem in differenzierter Weise beschrieben werden; hervorzuheben ist, dass Luhmanns Arbeit im Rahmen seiner gesellschaftstheoretischen Beschäftigung mit dem Wissenschaftssystem selbst zur Erkenntnistheorie wird. Daraus resultiert eine sehr begriffsstarke Beschäftigung mit Konzepten wie Beobachtung, Wissen, Wahrheit, Unwahrheit und Limitationalität. Seine Herangehensweise trägt nicht zuletzt dazu bei, dass die Beobachtung der Form der Codierung zwischen einer traditionsgeprägten philosophischen und einer gesellschaftlich imprägnierten Betrachtung hin und her oszilliert. Oder anders: Die Form der Codierung wird hier zu einer Dialektik ohne Finale und damit zu einem Spielball der Evolution, der nur aufgefangen werden kann, wenn er der Programmatik eines darauf spezialisierten Funktionssystems überantwortet wird.

182 Es geht hier nicht um einen direkten Vergleich beider Systeme.

183 Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1992.



## 4.2.1 Vom Wissen zum ›wahren‹ Wissen

Luhmann beschreibt die Wissenschaft im Kontext seiner allgemeinen Theorie autopoietischer Sozialsysteme »als ein Funktionssystem der (modernen) Gesellschaft, das sich unter historisch vorliegenden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zu eigener operativer Geschlossenheit ausdifferenziert hat, also selbst diskriminiert, was wahr und was unwahr ist.«<sup>184</sup> Dass Luhmann das Wissenschaftssystem so einordnet, wird im Kontext der bisherigen Überlegungen kaum überraschen. Die Besonderheit an dieser konstruktivistischen Perspektive ist, dass sie mit althergebrachten Alltagsvorstellungen über Wissen bricht. Und dies gilt nicht nur bezogen auf alltägliche Kommunikationen und deren Verständnis von Wissen und Wahrheit, sondern auch für einen großen Bereich der Wissenschaft selbst. Und hierbei spielt weniger die Rolle, dass der Wissenschaftler sehr wohl weiß, dass Wahrheiten zu Unwahrheiten werden können, sondern vielmehr die Hypothese, dass eine Übereinstimmung von Erkenntnis und Gegenstand für die Wissenschaft schlichtweg unerreichbar ist. Vor diesem Hintergrund ist die Beschäftigung mit Wissenschaft aus einer gesellschaftstheoretischen und konstruktivistischen Perspektive heraus natürlich bemerkenswert. Während es zum Beispiel für das Wirtschaftssystem noch relativ plausibel scheint, so zu beobachten – denn schließlich hat man es dort nicht nur mit Erleben, sondern auch mit Handeln zu tun –, so geht diese Klarheit verloren, wenn man von einem Funktionssystem Wissenschaft ausgeht, in dem sich Alter und Ego bezüglich der Wahrheit und des damit reproduzierten Wissens lediglich als Erlebende stilisieren.<sup>185</sup> Die Provokation dieses Ansatzes liegt in der These, dass Wissen seine Geltung nicht durch eine allgemein zugängliche objektive Welt erfährt, sondern durch eine »anonym konstituierte«.<sup>186</sup> Wissen kann dann zwar gleichsinnig erlebt (erkannt) werden, aber es ist unter allen Umständen ein systeminternes Produkt,<sup>187</sup> und die Frage lautet, wie sich die Passivität des Erlebens zum selbstgemachten Aufbau des hier bezeichneten Wissenschaftssystems verhält. Zualtererst führt diese Art zu beobachten dazu, dass die traditionsbestimmte Vorrangbehauptung der Wissenschaft für eine Position über der Gesellschaft im Kontext autopoietischer Systeme verloren geht<sup>188</sup> und es scheint mit der genannten Passivität der Wahrheit zu tun zu haben, dass man diese Position ungern aufgeben möchte. ›Wahr‹ und ›unwahr‹ werden zu Positionen innerhalb der Gesellschaft und leiten die Ausdifferenzierung des mit diesem Code operierenden Funktionssystems an. Das, was wissenschaftliches

184 Ebd., S. 9.

185 Ich komme im Kapitel über Wahrheit darauf zurück.

186 Siehe hierzu ebd., S.

187 Vgl. ebd., S. 143.

188 Vgl. ebd., S. 7.



Wissen dann so erfolgreich macht, ist die methodisch und theoretisch gesteigerte Informationsverarbeitungskapazität angesichts einer an sich unbekannteren Umwelt.

Bevor ich die binäre Codierung wahr/unwahr und das symbolisch generalisierte Kommunikationsmedium im Kontext des Wissenschaftssystems beschreibe, gilt es, sich der hier angedeuteten Problematik, dass sich die Passivität des Erlebens von Alter und Ego mit den Operationen eines autonomen Systems der Wissenschaft verträglich, näher zuzuwenden und zu untersuchen, inwiefern von einer Wissenschaft bereits vor der Ausdifferenzierung moderner Funktionssysteme überhaupt die Rede sein kann; das heißt, ist die Leitdifferenz wahr/unwahr überhaupt eine exklusive Neuerung der modernen Gesellschaft, ähnlich der Codierung zahlen/nicht zahlen im modernen Wirtschaftssystem, oder ist sie Resultat eines durch die gesellschaftlichen Funktionssysteme, evolutiv vollzogenen re-entries; das heißt, handelt es sich um ein erlebbares Produkt möglicher Beobachtungen?

#### 4.2.2 *Der Ursprung ›wahren‹ Wissens*

Nach Luhmann tritt eine explizite Reflexion der Wissenschaft ein, wenn Wissen und Wahrheit unterschieden werden; wenn also die Frage nach der Wahrheit des Wissens gestellt wird. Diese Frage ist nicht neu und tritt nicht erst im Kontext einer funktional differenzierten Gesellschaft auf. Erste Versuche in diese Richtung zeigen sich bereits in der antiken Philosophie, die jedoch vor dem Problem steht, dass sie die in dieser Frage steckende Paradoxie zu diesem Zeitpunkt noch nicht hinreichend behandeln konnte. So läuft die Frage nach der Wahrheit des Wissens in Platons *Theätet* dann auch auf die Paradoxie auf, dass wahre Meinungen und auch falsche Meinungen darstellen.<sup>189</sup> Solche Erkenntnisse, die nicht per se widersinnig waren, galten in dieser Zeit jedoch als Aporien, als Weglosigkeiten, die den Punkt markierten, an dem das geordnete Denken seine Grenze erfuhr und aus logischen Gründen nicht überschritten werden durfte. Paradoxien konnten noch nicht, wie in der neueren Soziologie üblich, auf das gesellschaftliche Zusammenleben bezogen werden, sondern waren an eine Vorstellung von *Wahrheit schlechthin als Perfektion* gebunden im Sinne einer *dem Vergessen entrissenen* Seinsqualität. Es lässt sich feststellen, dass sich der Umgang mit Paradoxien erst dann normalisiert, wenn Wahrheit nicht mehr im Kontext einer solchen ›Hnologie‹ verstanden wird. Und erst die Soziologie, oder genauer, die neuere

189 Vgl. hierzu ebd., S. 486ff. Siehe primär hierzu Platon, *Theätet*, 170–171St. Neu übersetzt und erläutert von Otto Apelt. Band IV. 4. Aufl. Meiner: Hamburg, 2004, S. 75ff.

Systemtheorie nach Luhmann, baut darauf, dass 1.) Paradoxien zwar ein rein theoretisches Konstrukt darstellen, aber in Form von Kommunikation ein gesellschaftliches Entfaltungsprogramm erreichen können und 2.) die evolutionären Mechanismen Variation und Selektion (im Fall der Wissenschaft heißt dies vornehmlich Beobachtung von Strukturen für Forschung und Publikation) in einem Maße gegeneinander differenziert sind, dass sich spezifische Strukturen entwickeln lassen, die diese Differenz beobachten und damit eine produktive Selbstreferenz ermöglichen, das heißt, Wahrheitskriterien entwickeln, die dann erst noch über die Zuordnung von wahr und unwahr entscheiden müssen. Die Frage nach der Wahrheit des Wissens ist somit keineswegs trivial: Für die neuere Systemtheorie handelt es sich um ein pragmatisches, aber reflektiertes Verhältnis zum jeweils gegenwärtigen Systemzustand, der mit dem nächsten Ereignis schon wieder der Kontingenz überlassen wird.

Für den alltäglichen Sprachgebrauch scheint dieses Verständnis von Wahrheit keine Rolle zu spielen. So stellt Luhmann vor allem für den alltäglichen Umgang mit Wissen fest:

»Was man weiß, ist damit eo ipso wahres Wissen; andernfalls ist es eben kein Wissen. Was man als Wissen behauptet, soll als wahres Wissen behauptet sein. Die Ununterschiedenheit von Wissen und Wahrheit wird durch die Norm der Wahrhaftigkeit abgesichert.«<sup>190</sup>

Die Wahrheit des Wissens wird hier vorausgesetzt, und es stellt sich die Frage, wie Wissen in diesem Sinne verstanden werden kann. Nach Luhmann darf alltägliches Wissen nicht als ein Vorrat an Entitäten im Geiste begriffen werden, der jederzeit in der gleichen Weise abgerufen werden könnte. Wissen ist vielmehr auf Gedächtnis angewiesen und zwar in der Form einer Konsistenzprüfung oder »komplexen Prüfoperation«.<sup>191</sup> Solches Wissen kann dann als »Erfahrung« gelten, wenn es »in aktuellen Lagen Wissen über Vergangenes und Zukünftiges mobilisieren kann.«<sup>192</sup> Wissen ist demnach stets ein aktuelles Ereignis, das sich rekursiv in die alltägliche Wissensverwendung einordnet.<sup>193</sup> Es gehört damit zur gesellschaftlichen Kommunikation schlechthin und ist nicht darauf angewiesen, dass es ein entsprechend ausdifferenziertes Funktionssystem ›Wissenschaft‹ bereits gibt.<sup>194</sup> Abstrakter gesprochen handelt es sich mit Blick auf

190 Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 167.

191 Vgl. ebd., S. 129.

192 Ebd.

193 Vgl. ebd., S. 333.

194 Vgl. zu dieser Unterscheidung von Wissen und Wissenschaft auch Borutta, Manfred: *Wissensgenerierung und Wissenszumutung in der Pflege. Systemtheoretische Analyse am Beispiel der Einführung von Expertenstandards in der Altenpflege*. Carl-Auer: Heidelberg, 2012, besonders S. 86ff.

Wissen um kondensierte Beobachtungen, die nicht von vorneherein hinsichtlich der Codierung wahr und unwahr beobachtet werden müssen.<sup>195</sup> Die Rekursivität des Wissens ist nur darauf angewiesen, dass Wissen überhaupt in verschiedenen Situationen wiederholt, verändert und abgeschliffen wird.<sup>196</sup> »Um Beobachten und Beschreiben handelt es sich auch dann, wenn es darum geht, ob es der Geist des Großvaters war, der das verdorbene Fleisch in die Suppe getan hat. ... Solche Beobachtungen und Beschreibungen mögen sehr wohl Resultate haben, die als Wissen behandelt werden.«<sup>197</sup> Die Konsistenzprüfungen, die dabei durchlaufen werden, müssen also nicht konsistent vorgeführt werden. Ganz im Sinne einer kondensierten Semantik ist es in dieser Form ursprünglicher oder alltäglicher Wissensverwendung nicht notwendig, dass die Strukturen der Kommunikation auf einer Ebene 2. Ordnung auseinandergehalten werden; eventuelle Codierungen, die hier in Nutzung sind, werden nicht als Leitcodierungen stabilisiert, sondern situationsabhängig gewählt. Sie operieren blind im bereits festgestellten Sinne. Mit Luhmann kann man sagen,<sup>198</sup> »daß die Wahrheit des Wissens ›unmarkiert‹ mitkommuniziert wird. Das heißt: man kann davon ausgehen, daß Wissen wahres Wissen ist.« Diese unmarkiert bleibende Wahrheit des Wissens lässt es mit anderen Worten zu, dass die in ihr liegende Paradoxie mit Hilfe von Kommunikation in Selbstreferenz aufgelöst wird; und um hier dem Kurzschluss der reinen Selbstreferenz zu entgehen, muss Wissen in der beschriebenen Weise den verschiedensten Asymmetrisierungen zugeführt werden können. Wissen kann demnach in erster Linie als eine Struktur begriffen werden, die unabhängig von korrespondierenden Bewusstseinszuständen »zur Ermöglichung der Autopoiesis von Kommunikation beiträgt«.<sup>199</sup>

Wenn dem so ist, dann ist Wissenschaft eben auf das Problem bezogen, *Wissen trotz Wahrheit zu ermöglichen*. Und hierzu muss alltägliches Wissen von wissenschaftlichem Wissen strikt unterschieden werden. Wenn die Wahrheit in der alltäglichen Kommunikation immer nur unmarkiert mitkommuniziert wird, dann kann »Wissenschaft .. immer nur der Korrektur des so erzeugten Wissens dienen«.<sup>200</sup> Das heißt, es müssen Kriterien der Richtigkeit zur Verfügung gestellt werden, die es erlauben, nach wahr und unwahr zu entscheiden, obschon eine letzte Wahrheit nicht greifbar ist. Wahrheit wird schließlich in der wissenschaftlichen Kommunikation zu einem den Code wahr/unwahr übergreifenden Konstrukt, das in Kombination mit spezialisierten Pro-

195 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 123.

196 Vgl. ebd., S. 333.

197 Ebd., S. 123f.

198 Ebd., S. 134.

199 Ebd.

200 Ebd.

grammen, den Blick auf ihre durch den Code oktroyierte Paradoxie versperrt. Die Korrektur des alltäglich erzeugten Wissens kann sich also ihrerseits nicht auf eine letzte Wahrheit gründen. In einem strengen Sinne gibt es also keinen Unterschied zwischen den ›Wahrheitsgehalten‹ alltäglichen und wissenschaftlichen Wissens. Wahrheit wird zu einem Symbol für die Unabgeschlossenheit des Wissens; und dies rechtfertigt die gleichzeitige Bezugnahme auf Unwahrheit und damit auf die Nutzung der Codierung wahr/unwahr. Der Unterschied besteht mehr in der methodisch und theoretisch kontrollierbaren Prüfbarkeit des Wissens, die die Entscheidung über wahr oder unwahr zu einer wissenschaftsinternen Operation werden lässt. Aber selbst bei wissenschaftlichem Wissen handelt es sich nicht allein um aus den Theorien und Methoden direkt deduzierbare Tatbestände im Sinne einer durchgängigen Logik. Wissenschaft funktioniert nach Luhmann auch ohne den Umstand, dass die Wahrheitsfrage bei allen Kommunikationen bereits entschieden wäre.<sup>201</sup> Im wissenschaftlichen Kontext heißt dies zwar, dass Kommunikation Wahrheiten heranzuziehen und von feststehenden Unwahrheiten auszugehen hat, aber sie selbst kann auch nur vorbereitend sein: »Sie kann Probleme formulieren und reformulieren, kann Untersuchungsvorschläge ausarbeiten oder sonstwie alle Zeichen der Vorläufigkeit mitführen«. <sup>202</sup> Doch wenn die Zuordnung zu den Codewerten erfolgt, dann erfolgt sie nach Luhmann eindeutig; alle Ambiguitäten müssen in die Semantik verlagert werden, »auf deren Sinngehalte sich die Symbole beziehen«. <sup>203</sup> Die entstehende Differenz von Code und Semantik ist dann allerdings nicht als ein Defekt des Wissenschaftssystems anzusehen, sondern vielmehr als Katalysator für das »Weitertreiben des Auflöse- und Rekombinationsvermögens« mit Hilfe einer steigerbaren Präzision hinsichtlich der Fassung von Begriffen, Theorien und Methoden, die letztlich als wahr oder unwahr bezeichnet werden sollen. <sup>204</sup> Ambiguitäten ermöglichen letztlich die Auto-poiesis der Wissenschaft. Vor dem Hintergrund bestehender Strukturen werden sie zum Katalysator für die Definition von niemals auslaufenden Problemstellungen, die dem System die nötigen Variationen zur Reproduktion liefern. Über die Wahrheit wird in der Option für einen der beiden Codewerte wahr/unwahr entschieden; und dies auch nur mit der Sicherheit des *Augenblicks*.

Nichtsdestotrotz, wenn Wissen in diesem Sinne zum Gegenstand von Wissenschaft wird, dann kann es nicht mehr schlicht als kondensiertes Beobachten begriffen werden. Es muss spezifischer betrachtet wer-

201 Vgl. ebd., S. 214.

202 Ebd.

203 Vgl. ebd.

204 Vgl. ebd., S. 214f.

den, als »kognitives Erleben stilisierte Erwartungshaltung«. <sup>205</sup> Um dies gewährleisten zu können, ist es notwendig, »daß die an der Kommunikation beteiligten Personen, wenn und soweit es um Wissen gehen soll, bestimmten Beschränkungen unterworfen werden«. <sup>206</sup> Um diese Beschränkungen, die für alle Teilnehmer an Wissenschaft gelten sollen, besser fassen zu können, muss konstatiert werden, dass sie sich nur gewinnen lassen, wenn von Rekursivität auf Reflexivität in den Operationen umgestellt wird. Luhmann beschreibt den Unterschied folgendermaßen:

»Als reflexiv wollen wir einen Prozeß bezeichnen, der auf sich selbst oder auf einen Prozeß gleicher Art angewandt wird. Rekursivität ist schon dann gewährleistet, wenn der Prozeß von eigenen Ergebnissen profitiert, Reflexivität nur dann, wenn er sich selbst zum Gegenstand eigener Operationen machen, also sich selbst von anderen Prozessen unterscheiden kann.« <sup>207</sup>

Auf der Ebene der Rekursivität, so war bereits zu sehen, funktioniert Wissen immer als wahres Wissen. Wahrheit und Wissen treten nicht auseinander. Dies ändert sich, wenn von Rekursivität auf Reflexion umgestellt wird. Und nach Luhmann hängt dies historisch mit »Zweifeln an der Zuverlässigkeit von Sinneswahrnehmungen [zusammen]. ... Dem Beobachter erster Ordnung fehlt eine Möglichkeit, unwahres Wissen zu bezeichnen«. <sup>208</sup> Es kommt im Anschluss hieran zu einer Umstellung auf die Beobachtung von Beobachtungen und Luhmann bemerkt hierzu:

»Die Einrichtung des Systems auf der Ebene des rekursiven Beobachtens von Beobachtungen ist schließlich der Grund dafür, daß in der Beobachtung eines solchen Systems (Beobachtung dritter Ordnung) zwischen Wissensaussagen und Wahrheitsaussagen unterschieden werden muß. Die Aussagen: ›A ist‹, ›Ich weiß (beobachte), daß A ist‹ und ›Es ist wahr, daß A ist‹, gewinnen dann einen verschiedenen Sinn. ...Es ist dieser Kontext des Beobachtens in einem schon operierenden autopoietischen System, der Anlaß gibt, normative Erwartungen auszubilden.« <sup>209</sup>

Wenn Wissenschaft anfängt, sich in dieser Weise selbst zu kontrollieren, dann wird das jeweilige Erleben von Alter und Ego zunehmend unabhängig von Ad-hoc-Wahrnehmungen. Selektionen motivieren dann, weil man durch Gebrauch von gemeinsam gültigen Strukturen zu Über Einkünften des Erlebens kommen kann. Wahrheiten und Unwahrheiten

205 Ebd., S. 146.

206 Ebd.

207 Ebd., S. 333f.

208 Ebd., S. 169f.

209 Ebd., S. 321f.

lassen sich dann in Abhängigkeit von diesen normativen Erwartungen beschreiben und machen sich zunehmend unabhängiger von bis dahin gültigen, uneinheitlichen Umweltbedingungen (Meinungen).

Dieser Schritt hin zur Ausdifferenzierung eines eigenen Systems der Wissenschaft mit Hilfe der Unterscheidung wahr/unwahr, der auf Reflexion setzt, wurde bereits in der Antike angelegt; er war zu dieser Zeit nur noch nicht in dieser seiner soziologischen Konsequenz, in der Bezugnahme auf Kommunikation, einsichtig. So wird zwar bereits bei Platon die mit der wahr/unwahr-Unterscheidung einsetzende Paradoxie gesehen,<sup>210</sup> aber nicht als das notwendig operationale Moment eines sich ausdifferenzierenden Wissenschaftssystems kommuniziert. Trotz einsetzender Reflexivität der Beobachtung wird die Feststellung von Unwahrheit noch unter der Perspektive des Irrtums gesehen, und es wird damit implizit behauptet, dass es eine Übereinstimmung von Erkenntnis und Gegenstand geben müsse. In diesem Sinne musste »ein Perfektionsbegriff der Wahrheit .. Unwahrheit als Defekt behandeln – und nicht etwa als ein technisches Erkenntnismittel oder als einen Reflexionswert. Eine deutliche Differenzierung von Unwahrheit und Irrtum, im hier vorgestellten Sinne, war (vor Descartes) nicht gegeben«. <sup>211</sup> Und erst der Konstruktivismus wird nach Luhmann »diese Unterscheidung Erkenntnis/Gegenstand durch den Code wahr/unwahr, der alle wissenschaftlichen Operationen anleitet und das System erzeugt, das sich in der Gesellschaft als Wissenschaft ausdifferenziert«, <sup>212</sup> ersetzen.

Es stellt sich dann aber meines Erachtens die Frage, ob sich der binäre Code wahr/unwahr bereits damals etablierte – und dies unabhängig von der Ausdifferenzierung eines modernen Funktionssystems – und diese Unterscheidung bei den Griechen faktisch, aber nicht erkenntnistheoretisch, als Aporie zumindest in den Hintergrund treten musste, wenn man die damit verbundenen Paradoxien vermeiden wollte. Die noch von Heidegger vertretene Meinung, dass die Wahrheit einen fundamentalen Bezug zur Verborgenheit hat, oder Hegels Ausführungen zu einer Philosophie der Geschichte, beruhen letztlich auf der These eines nicht systemtheoretisch kontrollierten Fortschreitens der Vernunft, oder der Wahrheit, zu einem Ende hin, gerade trotz stattfindender Irrtümer. Luhmann hierzu zurückhaltend:

»Dem Beobachter erster Ordnung fehlt eine Möglichkeit, unwahres Wissen zu bezeichnen. Er hilft sich mit einem besonderen Begriff, etwa dem des Irrtums, der aber nicht dazu dient, wahres Wissen in unwahres Wissen zu verwandeln, sondern zunächst nur Wissen schlechthin annulliert.

210 Siehe hierzu Platon, *Theätet*, 170–171St. Ausführlicher hierzu Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 486ff.

211 Ebd., S. 211f.

212 Ebd., S. 520.

Aber erkannte Unwahrheiten haben ja eine Funktion im System, sie konkretisieren weitere Forschungen. Deshalb muß man dafür eine Bezeichnung bereithalten.«<sup>213</sup>

Diese Aussage Luhmanns steht im Einklang mit seinem evolutionstheoretischen Ansatz, nach dem Evolution theoretisch nicht vorschnell als ein Prozess zu beschreiben ist und Evolution von einer Evolutionstheorie streng zu unterscheiden ist: »Evolution beruht vielmehr auf einer real durchgeführten Differenzierung von Mechanismen für Variation, Selektion und Stabilisierung. Diese verschiedenartigen Funktionen müssen auf verschiedene Träger verteilt und in ihrem Zusammenspiel reguliert werden. Daß und wie dies möglich ist, muß mit Hilfe von Begriffen und Theorien erklärt werden, die nicht aus der allgemeinen Evolutionstheorie selbst gewonnen werden können.«<sup>214</sup> Luhmann verweist damit auf »eine Theorie der Evolution von Evolution«.<sup>215</sup> An dieser Stelle wird die Schwierigkeit deutlich, frühe Formen der Wissenschaft, wenn man diese überhaupt so bezeichnen darf, selbst auf eine binäre Codierung einzuspielen, die mit ihrem frühen Auftreten zugleich die Paradoxie aufzeigt, mit der man es dann zu tun bekommt; nämlich, mit der Einheit einer Unterscheidung. Die Paradoxie diene höchstens als Möglichkeit der Aufdeckung von Irrtümern und bezeichnet als semantische Struktur zugleich den Unterschied zwischen Evolution und Evolutionstheorie, ohne diese beiden Begriffe genügend auseinanderhalten zu können. Der Begriff des *Prozesses* bezieht sich auf diese Ununterschiedenheit und lässt sich zum Beispiel mit einer aristotelischen Teleologie entsprechend spezifizieren, in der Wahrheit als *aletheia* trotz menschlicher Irrtümer überleben konnte. Eine Evolutionstheorie, wie Luhmann sie für die Soziologie übersetzt, verzichtet aber auf solche Zielvorstellungen und zeigt die Unabgeschlossenheit der Evolution selber auf, indem sie die evolutionären Mechanismen Variation, Selektion und Stabilisierung in der Form gegeneinander differenziert, dass Varietät und Redundanz nicht aufeinander reduzierbar sind; das heißt, dass Stabilisierung, wie sie zum Beispiel durch die Ausdifferenzierung von autonomen Funktionssystemen gegeben ist, geradezu ein Höchstmaß an Variationsmöglichkeiten (durch sprachliche Negationsmöglichkeiten gegebene Neuerungen) freisetzt, die einer möglichen Selektion (kommunikativer Erfolg) ausgesetzt werden; die also die Kontingenz jeder Operation vor dem Hintergrund einer

213 Ebd., S. 170.

214 Luhmann, Niklas: »Systemtheorie, Evolutionstheorie und Kommunikationstheorie«. In: ders.: *Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*. 5. Aufl. VS-Verlag: Wiesbaden, 2005, S. 249.

215 Ebd., S. 244.

stabilen Folie reproduziert.<sup>216</sup> Diese Evolutionstheorie verweist auf die Negation der endgültigen Feststellbarkeit eines zielgerichteten Prozesses. Prozesshaftigkeit wird zu einer theoretischen Reflexion, die sich nur mit dem Rücken zur Zukunft konstruieren lässt und Fragen der evolutionären Strukturänderung vor der Voraussetzung ablaufen lässt, dass sich semantische Anpassungsprozesse und damit auch theoretische Beobachtung stets vor der Notwendigkeit einer Überleitungssemantik zeigen. Reflexion ist in dieser Hinsicht keine moderne Institution – die Theorie der Evolution von Evolution schon.

Luhmann stellt nicht die Frage, ob der binäre Code – einmal ›entdeckt‹ und dann wieder verschüttet – seit der Antike und vor dem Deckmantel der Evolution nicht doch zu einer Wissenschaft antreibenden Unterscheidung wird, deren konstruktiver Mechanismus dann erst in der Moderne vollständig erkannt werden konnte. Aber er stellt folgende interessante Frage:

»Aber warum entwickelt sich als Begleitbewußtsein für diesen letzten Fall [Umstellung der Gesellschaftsform auf funktionale Differenzierung] eine reflexive, ihren eigenen Theoriestatus mitreflektierende, selbstreferentielle Theorie? Gibt es dafür soziologisch überzeugende Gründe? Und müssen wir als Soziologen bei der Feststellung des bloßen Faktums einer Korrelation zwischen Gesellschaftsstruktur und Theorieform stehen bleiben? Oder ist nicht gerade selbstreferentielle Theorie aufgefördert und in der Lage, mehr zu tun; nämlich durch die Theorie-Optionen selbst zu begründen, weshalb die Theorie erst durch die gesellschaftliche Evolution möglich und adäquat wird, also kontingente Wahrheiten bietet und eben deshalb den selbstreferentiellen Begründungsduktus wählen muß?«<sup>217</sup>

Dieser Arbeitsauftrag richtet sich an die hier aufgetane Unterscheidung wahr/Irrtum und wahr/unwahr. Die Ausführung kann hier natürlich nicht Gegenstand der Untersuchung sein; ein paar Anmerkungen dürfen jedoch nicht fehlen.<sup>218</sup> Die beiden Negativseiten stehen hier nämlich in einem besonderen Verhältnis zueinander, und zwar so, dass der Irrtum

216 Vgl. zu der Differenzierung der evolutionären Mechanismen und der Variationsvielfalt bei Stabilisierung Luhmann, Niklas: »Evolution und Geschichte«. In: ders.: *Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*. 5. Aufl. VS-Verlag: Wiesbaden, 2005a, S. 189f; Luhmann, Niklas: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. Band 1, S. 50f.

217 Luhmann, Niklas: »Systemtheorie, Evolutionstheorie und Kommunikationstheorie«, S. 251.

218 Siehe zu einer philosophischen Entfaltung dieses Problems: Grasekamp, Guido: »Einführung in Platons ungeschriebene Lehre«. In: Borutta, Manfred; Grasekamp, Guido; Ketzer Ruth (Hrsg.): *Theorie als Mission. Fest- und Streitschrift zum 60. Geburtstag von Heribert W. Gärtner*. Tectum:



ein Spezialfall des Reflexionswertes ›unwahr‹ darstellt. Mit der Entdeckung von Irrtümern ist die Wahrheit noch nicht erreicht. Irrtümer decken lediglich bisherige falsche Meinungen auf und werden dadurch zum Promoter der weiteren Suche nach der Wahrheit. Die Wahrheit ist hier nicht nur Symbol, sondern Anfangs- und Endpunkt dieser Suche. Die binäre Codierung des modernen Funktionssystems Wissenschaft hebt diese Präferenzstellung der Wahrheit auf der Ebene der Beobachtung 2. Ordnung auf und konstituiert Wahrheit als kontingentes Ereignis, das immer zugleich seiner eigenen Unwahrheit als Möglichkeit ausgesetzt wird. Es handelt sich um zwei unterschiedliche Möglichkeiten der Weltbetrachtung, wobei die Unterscheidung wahr/Irrtum letztlich durch ihre ontologisch bedingte Einwertigkeit als operatives Moment auf der Ebene der Unterscheidung wahr/unwahr nicht ausgeschlossen werden kann. Mit der Codierung wahr/unwahr kann dann auch die Reflexionsart im Rahmen der platonischen Philosophie erfasst werden, die sich zwar selbst beobachten kann, aber der *Einwertigkeit* der Wahrheit und damit der *direkten* Erkenntnismöglichkeit den Vorrang gibt vor der Kontingenz jeder Erkenntnis, die mit der Beobachtung 2. Ordnung einhergeht. Die Unterscheidung Wahrheit/Irrtum ist, seitdem sie auf die Paradoxie wahrer und unwahrer Meinung gestoßen ist, kompatibel mit einer durch Evolution fortgesetzten Codierung wahr/unwahr. Mit anderen Worten: Mit der Einsicht in die Ambivalenz des Wissens als wahres und unwahres Wissen wird die binäre Codierung wahr/unwahr bereits in Gang gesetzt, und zwar so, wie man es eigentlich von den *Mediencodes* her gewohnt ist: *als blinde Struktur*. Gleichzeitig liegt aber ebenfalls mit der Codierung Wahrheit/Irrtum ein Medienelement vor, der im bereits erörterten Sinne die Semantik mit Bezug auf Wahrheit ausdifferenziert. Bei dieser Doppelstruktur, die aufgrund ihrer Verlagerung in den blinden Fleck der Beobachtung nicht ausreichend gegeneinander differenziert werden konnte, handelt es sich um eine Eigenart des Wissenschaftssystems, die bei der platonischen Philosophie ihren Ausgangspunkt genommen hat. Demnach wäre es sicherlich lohnenswert zu überprüfen, inwiefern sich die Entstehung »des selbstreferentiellen Begründungsdukts« auf diese Doppelstruktur wissenschaftlicher Evolution bezieht; das heißt, inwiefern sich die Theorie, die Luhmann vorschlägt, als Korrelat zur Unterscheidung wahr/Irrtum ausdifferenziert; oder noch anders, wie sich diese Differenz zur Entstehung einer Differenztheorie verhält, die den Punkt ihres Ursprungs kategorisch unbeantwortet lassen muss.<sup>219</sup>

Marburg, 2015a, S. 85–122. Siehe hierzu ebenfalls die dialektische Führung im Kapitel zum System der Krankenbehandlung.

219 Über die Antwort auf die Frage wie eine rein evolutionäre implizit sich fortsetzende Codierung wahr/unwahr von einer methodisch ausdifferenzierten, beobachteten Codierung zu unterscheiden ist, müsste man ebenfalls

4.2.3 *Die Funktion der Wissenschaft*

Es gilt festzuhalten, dass die Unterscheidung von Wissen und Wahrheit notwendig ist, um die binäre Codierung wahr/unwahr in Kraft zu setzen. Eine binäre Codierung, die mit ihrem erstmaligen Aufblitzen im antiken Griechenland schnell wieder in den *Schatten* der Wahrheit zurücktreten musste. Und blickt man nun vorwärts, so ist es erst eine Normalisierung bezüglich der Wahrheit, erst der Untergang des an neuen Erkenntnissen haftenden Vorwurfes der »Curiositas«,<sup>220</sup> wie Luhmann sagt, der es ermöglichte, die binäre Codierung wahr/unwahr mit der ihr eigens zukommenden Funktion des *Gewinnens neuer Erkenntnisse* zu verknüpfen und die Schließung des Systems herbeizuführen. Erst mit Kants Kritik der reinen Vernunft und dessen ominösen ›Ding-an-sich‹ und Hegels Versuch der letzten Rettung eines das Bewusstsein und die Natur umfassenden *Begriffs*, in der sich Ding und an-sich vereinen, und nicht zuletzt das Scheitern dieser Versuche mit dem *Sturz* der Wahrheit bei Nietzsche und dessen Frage nach der gleichrangigen Unwahrheit, wurde eine an Erkenntnis orientierte Wissenschaft ermöglicht, die zwar Wahrheit will, aber Unwahrheit

nachdenken. Eine mögliche Antwort bezieht sich auf die Funktionsorientierung. Nämlich, dass vormoderne Wissenschaft unabhängig von einer gesellschaftlichen Funktionszuordnung funktionieren kann und somit als erstes modernes System in der Lage war, die gesellschaftliche Differenzierung implizit anzustoßen. Die systemtheoretische Frage nach dem Verhältnis der Reflexionstheorien anderer Funktionssysteme zum Funktionssystem Wissenschaft könnte dann mit einem Ansatz, der zwischen Mediencode und binärem Code unterscheidet, differenzierter beantwortet werden. Funktionsorientierung wäre dann möglicherweise eine Folge der Differenzierung von Wissenschaft entlang eines zugleich spezifischen, aber im Sinne der Theorie gesellschaftlicher Funktionssysteme funktionslosen und somit in vielfältiger Weise bestimmbarer Codes. Die nachträgliche Kopplung des wissenschaftlichen Codes an eine gesellschaftliche Funktion wäre dann die Normalisierung, ihre eigene Reduktion, die dann andere Bereiche der Gesellschaft, die ›Wissen‹ einsetzen, vor die gleiche Problematik einer Reduktion bringen. Eine solche Erörterung führt, wie sich im späteren Verlauf dieser Arbeit zeigen wird, vor eine Teleologie, die ohne den Rekurs auf einen Anfang nicht mehr auskommen kann. Der Code des Systems der Krankenbehandlung selbst fordert eine solche Diskussion heraus, die im letzten Kapitel durchgeführt werden wird und einige der hier aufgeworfenen Fragen möglicherweise beantworten wird.

220 Siehe hierzu, ohne die von mir vorgeführte Schlussfolgerung: Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 341. Der Vorwurf der *Curiositas* zielte darauf ab, den Eintritt in Bereiche zu untersagen, »die nach Gottes Willen ihrer Natur nach geheim bleiben müssen und deshalb gar nicht gewußt werden können«.

als unaufhebbare Dialektik an sich trägt. Sachliche Verbindlichkeiten überlieferter Denkmuster gehen damit nach und nach verloren.<sup>221</sup> Für das nun voll zum Zuge kommende Funktionssystem Wissenschaft bedeutet dies, dass alles, was als wahr gilt, im nächsten Moment der Unwahrheit überführt werden kann. Das System stellt sich auf die damit einhergehende »Unterscheidung von *alt und neu*« ein.<sup>222</sup> Nach Luhmann gibt es mit der Ausdifferenzierung der modernen Gesellschaft »keine zeitfreie Erkenntnis« mehr.<sup>223</sup> Dies bedeutet allerdings nicht, dass das Neue nun ständig das Alte ersetzt. Luhmann sagt vielmehr: »Zum Gewinn neuen Wissens ist immer auch eine Reproduktion alten Wissens erforderlich. Man hat vom ›Stand‹ der Forschung auszugehen, und Neues steht unter der harten Zulassungsbedingung, daß es nur akzeptabel ist, wenn es das Alte ersetzen kann.«<sup>224</sup> Das System stellt damit von unvergänglichen Wahrheiten auf »das *Gewinnen neuen, unvertrauten, überraschenden Wissens*«<sup>225</sup> um. Luhmann macht darauf aufmerksam, dass es sich bei dieser Umstellung »um die Überwindung einer Schwelle der Unwahrscheinlichkeit«<sup>226</sup> handelt. Es bedarf eines Beobachters, der Abweichungen zu den bereits bestehenden Erwartungen registriert.<sup>227</sup> Dabei kommt es dann darauf an, dass an den bestehenden Erwartungen nicht normativ festgehalten wird, sondern das *Neue* vielmehr kognitiv erwartet wird.<sup>228</sup> Dann, so Luhmann,

»wird das Neue in spezifischer Weise interessant; und das gilt nochmals verstärkt, wenn die Neuheit nicht einfach als sachliche Abweichung erfahren, sondern temporal als Differenz zu früheren Zuständen oder Erfahrungen thematisiert wird. Dann ist die Neuheit des Befundes ein Anlaß

221 Vgl. hierzu auch ebd., S. 220.

222 Vgl. hierzu auch ebd.

223 Vgl. ebd., S. 129.

224 Ebd., S. 220.

225 Ebd., S. 216.

226 Vgl. ebd.

227 Vgl. ebd.

228 Damit ist natürlich nicht ausgeschlossen, dass Wissenschaftler beherzt an bestimmten Theorien festhalten und sie für wahr halten, obschon diese bereits ihre Selektivität weitestgehend eingebüßt haben und bessere Theorien schon vor der Tür stehen. Das Postulat des Neuen kann im modernen Wissenschaftsbetrieb zwar auch hier nicht ignoriert werden; das Neue spielt sich dann aber zum Beispiel im Bereich der Hilfshypothesen ab, die geeignet sein sollen, die Theorie zu retten. Diesen Prozess, der in der Regel mit einem Paradigmenwechsel einhergeht, hat Thomas Kuhn in seinem Buch »Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen« eindrucksvoll aufgezeigt. Kuhn, Thomas: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. 2. revidierte und ergänzte Aufl. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1976.

zur Suche nach einer Erklärung, dann stimuliert der Neuheitsdruck die Suche nach neuem Wissen; und Neues wird geradezu gesucht, um ein Anlaß zu sein, Neues zu suchen.«<sup>229</sup>

Diese Funktion der Wissenschaft wird dann ergiebig, wenn man sie mit der binären Codierung wahr/unwahr in Verbindung bringt. Denn dann handelt es sich bei der Produktion von neuen Tatsachen nicht nur um eine Kumulation von Wissensbeständen oder um Aufdeckung von bisher unbekanntem Tatsachen. Unter Beachtung der Leitcodierung wird es möglich, *neues* Wissen als *besseres* Wissen auszuweisen.<sup>230</sup> Besser heißt hier: Die binäre Codierung wahr/unwahr diszipliniert insbesondere durch den Reflexionswert ›unwahr‹ den Bezug auf das Gedächtnis des Wissenschaftssystems und ermöglicht so eine immer differenziertere auf Neues gegründete Umweltbeobachtung, die, wie immer auch die wirkliche Welt tatsächlich beschaffen sein mag, das Auflöse- und Rekombinationsvermögen der Wissenschaft stetig erhöht. Das nun beobachtete Wissen, so Luhmann, mag durchaus zufällig anfallen; »aber es läßt sich nur ausbauen und systematisieren, wenn für diese Funktion besondere Sozialsysteme bereitgestellt werden. Insofern hängt die rasante, ins immer Voraussetzungsvollere getriebene Vermehrung des Wissens in den letzten zwei, drei Jahrhunderten mit funktionaler Gesellschaftsdifferenzierung zusammen.«<sup>231</sup> Zu der hier beschriebenen Kopplung von Funktion und binärer Codierung bemerkt Stichweh, dass die moderne Wissenschaft in dem Zeitraum 1770 bis 1830 ihre wesentlichen Eigentümlichkeiten ausbildet.<sup>232</sup> Er weist darauf hin, dass in dieser Zeit Fachzeitschriften, disziplinäre Spezialisierung, ›scientific communities‹ und die Erwartung der ›Neuheit‹ entstehen, »für die erst jetzt der Name ›Forschung‹ erfunden wird.«<sup>233</sup> Und es ist, nach Stichweh, dieser Entstehungsrahmen, der dazu führt, dass Theorie und Experiment (im Rahmen der Forschung) – zwei entscheidende Programme des Wissenschaftssystems – nun nicht mehr als zwei getrennte alternative Schwerpunkte nebeneinander stehen konnten, sondern eben durch den Forschungsprozess miteinander verbunden wurden.<sup>234</sup>

Erst durch die Kopplung von Funktion und binärer Codierung – einschließlich der Einrichtung der Programmebene – wird die Wissenschaft zu einem vollwertigen System der funktional differenzierten Gesellschaft. Denn erst jetzt ist die Wissenschaft in der Lage von Telos auf

229 Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 216.

230 Siehe zum Verhältnis von neuem zu besserem Wissen wiederum ebd., S. 216f.

231 Ebd., S. 153f.

232 Siehe hierzu Stichweh, Rudolf: »Genese des globalen Wissenschaftssystems«. In: *Soziale Systeme*. 9 (2003), H.1, S. 14.

233 Ebd.

234 Vgl. Ebd.

Autopoiesis umzuschalten und sich auf der Ebene der Beobachtung 2. Ordnung mithilfe einer unterscheidbaren Leitstruktur auszudifferenzieren. Der re-entry der binären Codierung, der beide Seiten der Unterscheidung als wirksam im Kontext des Kommunikationsmediums Wahrheit erscheinen lässt, führt nach dem Gesagten zu einer Neuorientierung der Wissenschaft auf der Ebene ihrer Autonomie. Die ältere Unterscheidung Wahrheit/Irrtum, die die Wahrheit stets als eine Einheit behaupten musste, kann nun durch die Unterscheidung wahr/unwahr ersetzt werden. Wissenschaft versetzt sich dadurch in die Lage, Wahrheit als eine paradoxe Form und die binäre Codierung wahr/unwahr als das dazugehörige operative Entfaltungsprogramm zu beobachten. Die Entscheidung über wahr oder unwahr wird deshalb zunehmend abhängig von verbindlichen Programmen, die die damit gegebene Paradoxie verbergen. Die frei gesetzte Varietät, die sich durch die Umstellung auf funktionale Differenzierung ergibt und damit zusammenhängt, dass »überholte Differenzierungen aufgelöst werden müssen, wenn ein voraussetzungsreicheres Prinzip der Differenzierung realisiert wird«,<sup>235</sup> wird so durch den neuen Code schrittweise abgefangen und neuen Redundanzen zugeführt. Das Kommunikationsmedium Wahrheit wird durch die Form der Codierung sozusagen reformiert.<sup>236</sup>

Blickt man von hier aus auf die eher abstrakten Formen des Mediums und der Codierung, so lassen sich weitere wichtige Strukturänderungen beobachten, die 1.) die Ebene wissenschaftlicher Beobachtung, 2.) die Neuformierung des Mediums, 3.) den binären Code, 4.) die Programme und 5.) den ›Realitätskontakt‹ des Funktionssystems betreffen. Ich werde diesen Strukturen, die alle strikt mit der Form der Codierung zusammenhängen, ähnlich wie bereits bei der Darstellung des Wirtschaftssystems geschehen, folgen, um die Typik der Form der Codierung im Wissenschaftssystem zureichend beschreiben zu können.

#### 4.2.4 *Das Funktionssystem Wissenschaft operiert auf der Ebene der Beobachtung zweiter Ordnung*

Auch wenn die Wissenschaft bereits früh ein Potential zur Beobachtung auf der Ebene 2. Ordnung entwickelte, so war sie doch aufgrund ihres on-

235 Luhmann, Niklas: »Systemtheorie, Evolutionstheorie und Kommunikationstheorie«, S. 247f.

236 Stichweh hat zu den resultierenden Strukturänderungen, aus einer mehr historischen Perspektive, bereits wichtige Analysen vorgelegt. Zur Ausdifferenzierung wissenschaftlicher Disziplinen siehe z.B. Stichweh, Rudolf: »Differenzierung der Wissenschaft«. In: Stichweh, Rudolf: *Wissenschaft, Universität, Professionen. Soziologische Analysen*. Neuauflage. Transcript Verlag: Bielefeld, 2013, S. 16ff.

tologischen Gegenstandsbezugs nicht in der Lage, diese Ebene konsequent einzuhalten. Die Unterscheidung wahr/unwahr wurde zwar gesetzt, aber ihr re-entry als Leitstruktur eines Funktionssystems wurde erst rund 2000 Jahre später möglich. Und dies ist, wie bereits dargestellt, die eigentliche Voraussetzung dafür, dass die Form der Codierung auf einer Ebene der Beobachtung 2. Ordnung eingerichtet werden konnte. Diese Ebene erlaubt es erstmals, Selbstreferentialität ernst zu nehmen und in spezifischer Weise in die Wissensverwendung einzubauen. Hierdurch kann eine Position eingenommen werden, die mit Hilfe methodologischer Postulate durchgehalten werden kann, um dann in der Folge, wahre Sätze von unwahren Sätzen unterscheiden zu können.<sup>237</sup> Luhmann macht darauf aufmerksam, dass »allein schon die Absicht, die Unterscheidung Wissen/Nichtwissen und wahr/unwahr zu unterscheiden, ... die (Gotthard Günther würde sagen) zweiwertige Denkform« sprengt.<sup>238</sup> Weiter sagt er dann: »Wir distanzieren uns deshalb von jedem vorwissenschaftlichen Wahrheitsverständnis mitsamt seiner als Ontologie ausgewiesenen Zweiwertigkeit und verlagern die Analyse auf die Ebene der Beobachtung zweiter Ordnung; denn diese gilt uns als Bedingung der Möglichkeit der Ausdifferenzierung von Wissenschaft.«<sup>239</sup> Es geht Luhmann im Rahmen seiner Analyse also nicht um eine konkrete Verortung früherer Reflexionsversuche innerhalb seines konstruktivistischen Ansatzes und damit auch nicht um die hier mitgestellte Frage, wie der Irrtum zur Unwahrheit steht. Er beschreibt primär die Rekonstruktion des Wissenschaftssystems im Kontext der binären Codierung wahr/unwahr und des symbolisch generalisierten Kommunikationsmediums ›Wahrheit‹ auf einer Ebene der Beobachtung 2. Ordnung; das ist in der funktional differenzierten Gesellschaft.

Nur auf dieser Ebene der Beobachtung 2. Ordnung wird nach Luhmann Wissen individuell einsichtig; da nur auf dieser Ebene vorwissenschaftliches und wissenschaftliches Wissen auseinandergehalten werden können. Erst jetzt besteht die Möglichkeit, Kommunikationen unterschiedlich zu konditionieren und mit methodischer Reflexion anzureichern.<sup>240</sup> Wissen wird nachvollziehbar und konstellierte damit seine besondere Form des passiven Erlebens, seine grundsätzliche Überprüfbarkeit durch jedermann.

Ist Wissen jedoch einmal auf diese Ebene bezogen, dann hängt Wissenschaft nach Luhmann »zusätzlich von Begriffen ab, die bestimmen, was man wovon unterscheiden, bezeichnen, beobachten, beschreiben und eventuell erklären kann.«<sup>241</sup> Die Ausdifferenzierung der Wissenschaft aus

237 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 171.

238 Ebd., S. 172.

239 Ebd.

240 Vgl. ebd., S. 133 und 126.

241 Ebd., S. 124.

der »gesellschaftlichen Alltagskommunikation« wird damit abhängig von Begriffen, deren Verwendungen sich »eigensinnig« koordinieren lassen.<sup>242</sup> Begriffe konstruieren dann die Einheit von Dingen, von Prozessen und sogar die Einheit des Systems; nur ihre Reproduktion ermöglicht die Form der Feststellung und Wiederverwendung von Einheit im System.<sup>243</sup> Die so erzeugten Begriffe werden dann durch »Definitionen« geschützt, mit Kunstworten durchsetzt und distanzieren sich immer mehr von einer Form der »Allgemeinverständlichkeit«.<sup>244</sup> Durch diese Theoretisierung der Begriffe wird »mithin das Symbol ›wahr‹ ein Symbol der Selbstbestätigung des beobachteten Kommunikationsprozesses und nichts, was über unabhängige Bedingungen validiert werden könnte.«<sup>245</sup> Dabei ist es unerheblich, ob der einzelne Forscher das Wahrheitssymbol in dieser Konsequenz auch versteht. Ausschlaggebend ist vielmehr, dass die Beobachtung 2. Ordnung damit zu einer internen Konzeption von *Tatsachen*<sup>246</sup> führt (zu denen auch die Wissenschaft selbst gehören kann), die auf ein re-entry der System/Umwelt-Unterscheidung schließen lässt.<sup>247</sup> Wahrheit ist dann, weil eine endgültige Übereinstimmung mit der Umwelt nicht mehr erreicht werden kann, stets der Unwahrheit ausgesetzt. Und so stellt Luhmann fest: »Erst auf der Ebene der Beobachtung zweiter Ordnung kann, mit anderen Worten, der Differenzcode wahr/unwahr voll zum Zuge kommen.«<sup>248</sup> Erst jetzt erlangt die Codierung die notwendige Universalität, die alle Operationen des Wissenschaftssystems anzieht. Funktionsorientierung, binäre Codierung, methodisches Handeln und Theoretisierung der Begriffe führen dann zu einer Beschreibung von Umwelt, die nicht auf ›Realität‹ abstellt, sondern auf die Auflöse- und Rekombinationsmöglichkeiten des Wissenschaftssystems selbst. Luhmann macht deutlich, dass damit dann auch »die Ansprüche [variieren] die an Begriffe gestellt werden, denen man Rekombinationsleistungen zutraut. ... Mehr und mehr wird auf diese Weise das, was Wissenschaft tut, von internen Konsistenzprüfungen abhängig.«<sup>249</sup> Die Wissenschaft wird zunehmend autonomer in der Behandlung von Umweltproblemen. Und es ist nicht zuletzt der damit einhergehende Komplexitätszuwachs, der das System auf der Ebene seiner Funktion

242 Vgl. ebd.

243 Vgl. ebd., S. 385.

244 Vgl. ebd., S. 388.

245 Ebd., S. 175.

246 Der Begriff der Tatsache repräsentiert »die strukturelle Kopplung des Wissenschaftssystems mit seiner Umwelt im System«. Vgl. hierzu ebd., S. 288.

247 Vgl. ebd., S. 382f.

248 Ebd., S. 170. Ich erinnere an die von mir angesprochene Problematik des Zeitpunktes der Einrichtung dieser Beobachtungsebene: Antike oder moderne Wissenschaft, die Luhmann nicht weiter beobachtet.

249 Ebd., S. 330.

und der binären Codierung, sprich seiner Autopoiesis, absichert. Denn Komplexität einerseits und kognitive Einstellung der Umwelt gegenüber andererseits führen systemintern zu einer gesteigerten Irritierbarkeit durch Umweltereignisse, der nur »mit Hilfe eines immer rascheren Strukturwandels und mit immer weiter gesteigertem Auflöse- und Rekombinationsvermögen, also mit immer kühneren Abstraktionen und mit immer stärker systemabhängigen Bestimmungen von Einheit und Differenz, also mit immer größerer Distanz zur Umwelt«<sup>250</sup> begegnet werden kann. Die Selbstreferenz des Systems wird zum Katalysator differenzierter Anpassung an die Umwelt bei steigendem Risiko.

Die Unterscheidung von System und Umwelt, die durch die damit einhergehenden kontinuierlichen Anpassungsprozesse reproduziert und durch Funktionsorientierung, binäre Codierung und Programme beobachtet werden kann, bleibt damit also nicht ohne Folgen für den Kontakt zur gesellschaftlichen Umwelt des Systems. Luhmann hierzu:

»Das wissenschaftliche Wissen ist weniger sicher als das Alltagswissen. In der Interpretation von Wahrnehmungen des Alltags entstehen normalerweise keine Zweifel. Eine Rose, die man sieht, ist eine Rose, oder jedenfalls doch eine Blume. Ganz anders die Interpretation der Ergebnisse von Experimenten oder sonstigen wissenschaftlichen ›Daten‹. Durch Wissenschaft wird nicht Sicherheit, sondern gerade Unsicherheit gesteigert – in gerade noch tolerierbaren Grenzen. ... Ihre Methoden dienen der Kompensation ihrer eigenen Effekte. Deshalb kann sie Alltagsrelevanz gar nicht riskieren – oder allenfalls: in homöopathischen Dosierungen, etwa in der Form geprüfter Technologien.«<sup>251</sup>

Alltagswissen täuscht sich demnach über wissenschaftliches Wissen, wenn sie ihr einen höheren Grad an Gewissheit zuschreibt. Es geht nicht um ein immer genaueres Abbild der Umwelt, sondern *nur* um eine Vermehrung von Möglichkeiten, mit denen das System auf die Irritationen durch die Umwelt reagieren kann,<sup>252</sup> wie immer diese letztlich beschaffen sein mag.

Damit in der Folge aber der Kontakt des Wissenschaftssystems zur gesellschaftlichen Umwelt für teilnahmewillige Individuen nicht vollends in Unverständnis aufgelöst wird und im Funktionssystem Wissenschaft, wie in den anderen Funktionssystemen auch, der Zugang universell geregelt werden kann, muss das wissenschaftliche Wissen, »um als solches qualifiziert werden zu können, individuell einsichtig angeboten werden – einsichtig aufgrund von methodischer Reflexion oder aufgrund von

250 Ebd., S. 577f.

251 Ebd., S. 325.

252 Vgl. ebd., S. 371.



wiederholbarer empirischer Wahrnehmung.«<sup>253</sup> Die Wahrnehmung wird als symbiotischer Mechanismus zum Garant für den Realitätskontakt und damit über den Körperbezug zum universellen Mechanismus für die Zuführung von Publikum. Ähnlich wie im Wirtschaftssystem der Begriff des ›Bedürfnisses‹, lässt sich auch hier im Zuge der Ausdifferenzierung des Systems die ›Wahrnehmung‹ jedoch nicht mehr nur als natürliche Wahrnehmung psychischer Systeme verstehen. Wahrnehmung wird vielmehr voraussetzungsvoll im Sinne einer an wissenschaftlichen Begriffen und an Experimenten orientierten und technisch hervorgebrachten Wahrnehmung.<sup>254</sup> So konnte Stichweh zum Beispiel in seiner historischen Studie zur Elektrizitätslehre plausibel darlegen,<sup>255</sup> dass diese nicht induktiv durch die Beschäftigung mit den in der Natur wahrnehmbaren elektrischen Effekten entstanden ist; dafür war deren Vorkommen in der Natur zu diffus und ihre Betrachtung führte zu keiner wissenschaftlich gestützten, einheitlichen Elektrizitätslehre. Elektrische Effekte mussten vielmehr im Rahmen technischer Experimente erst *neu* entdeckt werden, in dem Sinne, dass sie am wissenschaftlichen Apparat als sekundäre Phänomene registriert wurden. Elektrizität konnte dann unabhängig von ihrem Vorkommen in der Natur systematisch erzeugt werden und als Elektrizitätslehre zur »*technikgenerierenden wissenschaftlichen Disziplin*« werden. Wahrnehmungen, wie diese elektrischen Effekte, werden auf diese Weise zu einem systeminternen Produkt, das gerade wegen seiner Abhängigkeit von technischen Apparaten die Doppelfunktion hat, methodisch reflektierte Anschlussfähigkeit zu organisieren und den Realitätskontakt trotz immenser Auflösekapazität dennoch halten zu können.<sup>256</sup> Oder mit Luhmanns Worten: »Für die neue Wissenschaft heißt dies: Mathematisierung und Empirisierung des Wissens als Bedingung der Inklusion eines jeden Individuums in die soziale Gemeinschaft des Erkennenden.«<sup>257</sup> Dies klingt fast wie eine Zumutung, denn faktisch beschränkt sich die Teilnahme an diesen Formen der Wahrnehmung auf spezialisierte Wissenschaftlerkreise, die noch nicht einmal genötigt sind, spezielle Publikumsrollen wie in anderen Funktionssystemen zum Zwecke der Inklusion vorzuhalten, wie zum Beispiel Anwalt/Klient- und Arzt/Patient-Konstellationen. Darauf kommt es im Wissenschaftssystem gar nicht an, solange die Interpenetration, die über psychische Systeme

253 Ebd., S. 126.

254 Vgl. ebd., S. 224f.

255 Vgl. Stichweh, Rudolf: »Technik, Naturwissenschaft und die Struktur wissenschaftlicher Gemeinschaften«. In: Stichweh, Rudolf: *Wissenschaft, Universalität, Professionen. Soziologische Analysen*. Neuauflage. Transcript Verlag: Bielefeld, 2013, S. 87ff.

256 Vgl. zu symbiotischen Mechanismus *Wahrnehmung* auch Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 224ff.

257 Ebd., S. 127.

geleistet wird, ausreicht, die entsprechende Komplexität des Wissenschaftssystems zu reproduzieren. Und dennoch: Trotz aller Kontrollmöglichkeiten der Wahrnehmung durch das System, so bleibt es doch dabei, dass nur psychische Systeme wahrnehmen können und gerade deshalb gibt es »einen fast unausweichlichen Zwang, auf die Mitteilung von Wahrnehmungen zu reagieren, wenn sie relevant sind.«<sup>258</sup>

Ich werde auf den Aspekt der Inklusion und auf die ihr vorausgehende Unterscheidung Form der Codierung/Form des Mediums später zurückkommen. An dieser Stelle war es mir wichtig aufzuzeigen, dass das moderne Wissenschaftssystem durch die Bindung seiner binären Codierung an eine spezifische Funktion eine Ebene der Beobachtung einrichtet, die zwar auch bei den anderen Funktionssystemen der Gesellschaft beobachtbar ist; aber nur das Wissenschaftssystem stellt dabei allein auf das Erleben und nicht auch auf das Handeln der Individuen ab. Dies hat zur Folge, dass die systeminterne Reproduktion ihre Grenzen lediglich in der Unmöglichkeit der Nachvollziehbarkeit hat und somit im Vollzug auf hochspezialisierte Kommunikationen in der Form von Disziplinen und ›scientific communities‹ setzen kann.

#### 4.2.5 *Das symbolisch generalisierte Kommunikationsmedium* ›Wahrheit‹

Die bisherige Untersuchung hat gezeigt, dass Wissen und Wahrheit in der historischen Entwicklung und auch in jeder Alltagskommunikation eng miteinander verbunden sind. Folgt man Luhmann und setzt die weitere Diskussion nun im Bereich eines sich funktional ausdifferenzierenden Systems der modernen Gesellschaft an, dann ergibt sich für das symbolisch generalisierte Kommunikationsmedium ›Wahrheit‹ ein Sonderbereich innerhalb des möglichen Wissens, der nicht sogleich mit diesem in eins gesetzt werden darf:

»Die .. Einheit dieses Systems liegt in der Differenz von wahr und unwahr (nicht im Wissen schlechthin). Wir nennen die Einheit dieser Unterscheidung, um herauszustellen, daß dies auf eine Paradoxie hinausläuft, Wahrheit, so daß es nach dieser Sprachregelung wahre Wahrheit und unwahre Wahrheit gibt.«<sup>259</sup>

Diese paradoxe Anlage ermöglicht es, »die im Wissen immer schon angelegten Möglichkeiten .. durch Wissenschaft selektiv« zu entwickeln.<sup>260</sup>

258 Ebd., S. 230.

259 Ebd., S. 172.

260 Vgl. ebd., S. 142.

Dazu darf Wahrheit nicht als eine Eigenschaft verstanden werden, die irgendwelchen Objekten oder Kognitionen zukommt, über die man dann im Irrtum sein könnte.<sup>261</sup> Wahrheit in dem hier gemeinten Sinn lässt sich nicht ausschließen. Der Begriff bezeichnet vielmehr »ein Medium der Emergenz unwahrscheinlicher Kommunikation«. <sup>262</sup> In diesem Medium gelten sowohl wahre als auch unwahre Kommunikationen als Formen ihrer Reproduktion. Und die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation liegt darin, dass mit dem steigenden Auflösungsvermögen der Wissenschaft immer zugleich auch die »Bestände an Unwahrheiten« wachsen.<sup>263</sup> Mit anderen Worten könnte man auch sagen, dass die Wahrheit dem Problem des Irrtums dadurch begegnet, dass sie diesen wahrheitsfähig macht und zur eigenen Ausdifferenzierung nutzt. Unwahrheiten werden in das System aufgenommen und dienen dann der internen Reflexion. Dadurch wird eine Konstruktion von Welt ermöglicht, die auf systeminternem Gedächtnis beruht und die auch Kombinationen zulässt, die nicht direkt von der natürlichen Wahrnehmung verschiedener Individuen abhängt. Ein Beispiel hierfür ist eine auf Mathematik beruhende Welt.<sup>264</sup> Formbildung im Medium wird so zu einer ganz spezifischen Eigenleistung und Theorien gelten dann als Programme, die sich der Welt einprägen und sich aufgrund ihrer »Rigidität« im Medium realisieren.<sup>265</sup> Wahrheit ist als solches ein »Weltkorrelat, kein Gegenstandskorrelat«. <sup>266</sup>

Mit diesen kurzen Hinweisen rücken zwei Fragen in den Vordergrund:

1.) Wie gelingt es dem symbolisch generalisierten Kommunikationsmedium »Wahrheit« mit der Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation umzugehen?

2.) Wie werden im Medium Wahrheit Formen gekoppelt und entkoppelt?

Zur Beantwortung der ersten Frage lässt sich feststellen, dass wissenschaftliche Selektion auf die Sozialität von Erleben abstellt. Anders als zum Beispiel im Wirtschaftssystem, wo festgestellt wurde, dass sich eine präformierte Sozialität eingerichtet hat, die darauf baut, dass Ego es ertragen kann, wenn über seinem Kopf hinweg Eigentumsverhältnisse wechseln, geht es im Wissenschaftssystem nur um die Alter-Ego-Konstellation *Erleben*. Wie bereits erwähnt, lässt sich eine hochaufgelöste Wissenschaft nur dann reproduzieren, wenn für sie die Form des gleichsinnigen Erlebens gefunden werden kann. Nach Luhmann erfordert dies

261 Vgl. ebd., S. 173.

262 Ebd.

263 Vgl. ebd., S. 194.

264 Vgl. ebd., S. 185.

265 Vgl. ebd.

266 Ebd., S. 310.

»ein Abstreifen normativer und handlungsmäßiger Implikate, eine Spezialisierung auf kognitive Strukturen und auf Umweltzurechnung.«.<sup>267</sup> Die Vermeidung von Handlung im wissenschaftlichen Kontext meint dabei natürlich nicht, dass der Forscher keine Anstrengungen unternehmen sollte, um wahrheitsfähige Sätze kommunizieren zu können; hier muss man den Entdeckungskontext strikt vom »Geltungskontext des Wissens« unterscheiden.<sup>268</sup> Vielmehr spielt eine Rolle, dass »man beim Erwarten von Handlungen eher Anlaß findet sich normativ zu orientieren, als beim Erwarten von Erleben.«<sup>269</sup> Kognitive Orientierung als Form der Lernbereitschaft und ihre Normierung durch Konzentration auf *Erleben* kann sicherstellen, »daß die Kommunikation unter der Prämisse läuft, daß die Phänomenbereiche der Beobachter sich hinreichend überschneiden, wenn nicht zur Deckung kommen.«.<sup>270</sup> Damit dies funktioniert, hat wissenschaftliche Kommunikation in diesem Sinne immer auf ›Gegenstände‹ und nicht auf die Beobachter zuzurechnen.<sup>271</sup> Die Zurechnung als Erleben dient sozusagen der »Anonymisierung der Teilnehmer«.<sup>272</sup> Nach Luhmann werden »eben deshalb besondere Anstrengungen unternommen, Beobachtungen der sogenannten empirischen Art zu externalisieren, Untersuchungen und ihren Resultaten einen externen Referenten zu geben, um für die Darstellung des Resultats die Form des Erlebens wiederzugewinnen.«.<sup>273</sup> Externalisierung wird zur vorgängigen Möglichkeit, die Kurzschließung der Selbstreferenz zu verhindern, indem Gegenstandsverhältnisse asymmetrisiert werden.<sup>274</sup> Erst im Anschluss hieran kann der binäre Code wahr/unwahr dann für die weitere Ausdifferenzierung sorgen und Beobachtungsverhältnisse reproduzieren, die die Asymmetrie mit Bezug auf die Programme des Systems in diesen Code verlegen. Luhmann macht darauf aufmerksam, dass »damit noch keineswegs Übereinstimmung des Erlebens im Sinne intersubjektiv zwingender Gewißheit«<sup>275</sup> gewährleistet ist. Aber sie kann als Voraussetzung dafür gelten, dass man derartige Übereinkünfte wissenschaftlich erarbeiten kann.<sup>276</sup> Und dies ist es letztlich, was als motivierendes Moment zur Selektion bewegt. Und dabei ist keineswegs hinderlich, dass sich eine solche Motivation nur bei einem begrenzten

267 Ebd., S. 142.

268 Vgl. hierzu auch ebd., S. 223.

269 Ebd., S. 140.

270 Ebd., S. 222.

271 Vgl. ebd., S. 222f.

272 Vgl. ebd., S. 143.

273 Ebd., S. 144.

274 Vgl. Luhmann, Niklas: »Die Ausdifferenzierung von Erkenntnisgewinn«, S.

112.

275 Vgl. ebd.

276 Vgl. ebd.

Kreis von Wissenschaftlern zeigt. Entscheidend ist, dass die »Steigerung ungewissen Wissens«<sup>277</sup> vor diesem Horizont intersubjektiv zwingender Gewissheit abläuft. Das motiviert dann nämlich nicht nur die Wissenschaftler zur (re)Produktion dieses Wissens, sondern motiviert auch Dritte, »dieser Wissenschaft gesellschaftlichen Spielraum zu geben«.<sup>278</sup>

Dies hängt dann zweitens mit der besonderen Art der Formbildung im Medium zusammen. Wenn einmal evolutionär die Sozialität des Erlebens gewonnen ist, dann hilft über die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation die binäre Codierung wahr/unwahr hinweg. Ist diese Ebene der wissenschaftlichen Kommunikation einmal erreicht, dann kann natürlich das, »was unwahrscheinlich bleibt, .. immer noch als unwahr bezeichnet und damit ins System aufgenommen werden. Die codierte Kommunikation zwingt sich, wenn man so sagen darf, zur Abarbeitung des Unwahrscheinlichen«.<sup>279</sup> Die Frage nach der Kopplung und Entkopplung von Formen im Medium ›Wahrheit‹ führt demnach zu der Form der Codierung, die zwischen Medium und Form vermittelt.<sup>280</sup> Wahrheit regeneriert sich über die Codierung wahr/unwahr und »man muss diese Form wählen, um im Medium der Wahrheit zu operieren und nicht irgendetwas anderes zu tun«.<sup>281</sup> Da es sich jedoch um eine ›offene Form‹ handelt, die nicht vorab bestimmt, was wie gekoppelt werden soll, bedarf es, wie im allgemeinen Teil herausgearbeitet, der Kriterien der richtigen Zuordnung zu den beiden Werten der binären Codierung; sprich: es bedarf der Programme.<sup>282</sup> Nur in Differenz zu Programmen wird die Codierung in einem Sinne strukturleitend, der Konditionierungen und Änderbarkeit zugleich ermöglicht und damit die Regeneration des Mediums Wahrheit über stets neue Zuordnungen der Werte ermöglicht. Die Form der Codierung wird im modernen Wissenschaftssystem zur Formbildung des Mediums, und die ›Vermittlung‹ wird zur Form über diese Unterscheidung.

Luhmann macht deutlich, dass »das mediale Substrat der Wahrheit .. also nichts anderes als das erfolgreich in Form gebrachte Auflösevermögen der Wissenschaft«<sup>283</sup> ist. Das *mediale Substrat* verweist demnach direkt auf die Differenz von binärer Codierung und Programme; es stellt sich als *Form der Codierung* dar. Durch diese Engführung des medialen Substrates auf die Form der Codierung kann Luhmann dann behaupten, dass der »Bereich möglichen Wissens« nicht unabhängig existiert, »bevor die Wahrheitsproduktion beginnt«.<sup>284</sup> Er erspart sich damit die Fra-

277 Vgl. hierzu Baecker, Dirk: *Form und Formen der Kommunikation*, S. 216.

278 Vgl. hierzu ebd., S. 212ff.

279 Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 209.

280 Vgl. hierzu auch ebd., S. 184.

281 Ebd.

282 Vgl. hierzu auch ebd., S. 184.

283 Ebd., S. 185.

284 Vgl. ebd.

ge, worin denn eigentlich der Unterschied zwischen medialem Substrat und Medium besteht, indem er das Medium auf diese Form der Codierung reduziert; »Wahrheit ist ein codiertes Medium«,<sup>285</sup> heißt es schließlich bei ihm. Doch analysiert man die wesentlichen Aussagen des Zitats in voller Länge, dann lassen sich Zweifel an dieser Reduktion aufbauen:

»Und erst diese Unterscheidung von Code und Programm gibt dem Medium die Form, die diejenigen Operationen anweist, die das Medium im laufenden Betrieb zu wahrheitsfähigen Sätzen koppeln und entkoppeln. Der Bereich, in dem dies geschieht, der Bereich möglichen Wissens, ist daher nicht unabhängig von Codierung zu denken. Er existiert nicht unabhängig, bevor die Wahrheitsproduktion beginnt. Er wird korrelativ zur Bildung der Formen für Formproduktion (eben: Code und Programme) erzeugt, und das fassen wir zusammen in der Aussage: Wahrheit ist ein codiertes Medium.«<sup>286</sup>

Die erste Aussage lautet: Die Unterscheidung von Code und Programm, also die Form der Codierung, strukturiert die Formbildung. Hierbei handelt es sich um das mediale Substrat, das sich operativ zu rigiden Formen koppeln lässt. Die zweite Aussage beinhaltet nun eine Reduktion, die nicht statthaft ist: »Der Bereich, in dem dies geschieht, der Bereich möglichen Wissens, ist daher nicht unabhängig von Codierung zu denken«. Ist in der ersten Aussage vom medialen Substrat die Rede, wird nun auf einen »Bereich möglichen Wissens« referiert. Die Reduktion lautet demnach: Der Bereich möglichen Wissens *ist gleich* dem medialen Substrat. Deshalb kann er dann sagen: Wahrheit ist ein codiertes Medium. Sicherlich sind die Möglichkeiten für Formbildungen, die in dem Substrat liegen, unbegrenzt, doch Luhmann blendet hier die zeitliche Dimension beider Horizonte aus, die darauf verweist, dass es sich eben nicht um gleiche, sondern um unterschiedliche Horizonte handelt. So lässt sich feststellen, dass die Formbildung im medialen Substrat die binäre Codierung und die Programmierung voraussetzt und mit der Gesellschaftsform funktionaler Differenzierung einhergeht. Auch wenn diese Umstellung eine »Epochenwende« darstellt und zu einer »Gesamttransformation des semantischen Apparats«<sup>287</sup> führt, so resultiert daraus nicht eine tabula rasa semantischer Bezüge, sondern maximal eine Transformation, Umformung, Umplausibilisierungen alter Begriffe.<sup>288</sup> Der Bereich möglichen Wissens bezieht sich nun aber eben auf diesen Transformationsprozess

285 Siehe zu dieser Aussage ebd.

286 Ebd., S. 184f.

287 Vgl. hierzu Luhmann, Niklas: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. Band 1, S. 32f. und Luhmann, Niklas: »Systemtheorie, Evolutionstheorie und Kommunikationstheorie«, S. 251.

288 Vgl. hierzu Luhmann, Niklas: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. Band 1, S. 32f.

und lässt deutlich werden, dass vergangenes Wissen nicht uno actu ausgelöscht werden kann. Der Bereich möglichen Wissens, so kann man nun plausibel sagen, weist über die Form der Codierung hinaus, auf ein Systemgedächtnis, das zeitlich früher anzusetzen ist.

Auch wenn diese Reduktion Luhmanns evolutionstheoretische Perspektiven vollkommen ausblendet, so gilt es doch festzustellen, dass Luhmann hier, wie sonst an keiner anderen Stelle, deutlich die Form der Codierung als mediales Substrat hervortreten lässt<sup>289</sup> und sie mit dem notwendigen Unterschied zum eigentlichen Medium ausstattet, um diesen dann im nächsten Moment wieder zu verbergen.

#### 4.2.6 Binäre Codierung wahr/unwahr

Die Paradoxie der Wahrheit liegt in ihrer binären Codierung wahr/unwahr. Es handelt sich bei beiden Werten um bezeichnungsfähige Seiten einer Unterscheidung, deren Einheit das Medium Wahrheit bezeichnet. Diese Einheit muss so verstanden werden, dass das, was unwahr ist, stets zugleich wahr ist, und was wahr ist, wiederum unwahr ist. Die Wahrheit pendelt endlos zwischen diesen beiden Werten hin und her, bis sie daran gehindert wird.<sup>290</sup> Dass man eine solche Paradoxie nicht dadurch verhindern kann, dass man sie verbietet, dürfte im Rahmen der historischen Bemerkungen bereits klar geworden sein. Luhmann kommt es dann auch vielmehr auf die Entfaltung der in der Wahrheit liegenden Paradoxie an und eine entsprechende Möglichkeit hierfür sieht er im re-entry. So heißt es bei ihm:

»Dem kann man durch die Technik des ›Wiedereintritts‹ begegnen. Als Wahrheit werden dann nur Sätze akzeptiert, deren Unwahrheit ausgeschlossen ist, und als Unwahrheit nur Sätze, deren Wahrheit ausgeschlossen ist. Damit wird das Problem, wenn nicht logisch gelöst, so doch operativ entschärft. Man kann weiter machen und nach den Bedingungen suchen, unter denen ›wahr‹ bzw. ›unwahr‹ der Fall ist.«<sup>291</sup>

Diese Transformation einer Paradoxie in einen Widerspruch habe ich bereits im allgemeinen Teil ausführlich behandelt. Bezogen auf das Wissenschaftssystem wird es nun wichtig sein zu zeigen, wie sich die daraus

289 Im Wirtschaftssystem wird relativ großzügig von Zahlungen als dem medialen Substrat gesprochen. Hier gibt Luhmann auch weitere Beispiele: die Liebe besteht »aus einer Art traumhafter Unbestimmtheit« und die Macht besteht »aus durch Zwang gedeckten Anforderungen.« (Siehe hierzu Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 305.)

290 Siehe hierzu auch Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 192.

291 Ebd.

resultierende Technizität des Codes innerhalb wissenschaftlicher Kommunikationen vollzieht und zu einer Schließung und Ausdifferenzierung des Systems führt. Es ist nämlich diese durch den Code angeleitete Ausdifferenzierung wissenschaftlicher Kommunikationen, die zu einer besonderen Beobachtung von ›Welt‹ führt.<sup>292</sup> Dies funktioniert dann nicht ohne entsprechende Programme, mit denen sich grundsätzlich feststellen lässt, ob bestimmte Aussagen wahr oder unwahr sind. bei diesen Programmen handelt es sich um Theorien und Methoden, die auf besondere Weise voraussetzen, dass Begriffsbildungen emergieren, die sich von den Begriffen der Alltagswelt unterscheiden und die auf die Entfaltung der Paradoxie ›Wahrheit‹ zugeschnitten sind; sich also so fassen lassen, dass damit die Sozialität des *Erlebens* für *Alter* und für *Ego* herbeigeführt werden kann. Mit der Orientierung an Begriffen, und damit an Sprache, wird, wie Luhmann bemerkt, »das Objektwissen in vorbegrifflicher Form« dann zwar nicht überflüssig,<sup>293</sup> aber erst auf der Ebene begrifflicher Ausdifferenzierung, in Orientierung an einem spezifischen Code, wird das, was gemeinhin moderne Wissenschaft genannt wird, mitsamt seinem enormen Auflösungs- und Rekombinationsvermögen, möglich. Wie auch in den anderen Funktionssystemen, wird dies durch eine spezifische auf der Technizität der Codierung beruhende Universalisierung der Beobachtung von Welt gewährleistet. Luhmann sagt: »Wer auf Wahrheit verweist, schließt damit Unwahrheit aus und behandelt so implizit alle Möglichkeiten des Systems.«<sup>294</sup> An anderer Stelle heißt es im Anschluss daran: »Zu allem, was vorkommt, kann das System mithin A oder non-A sagen.«<sup>295</sup> Nichts wird demnach von der Wahrheitsbehandlung ausgenommen. Im Vergleich zur traditionellen »Wissenskonzeption« ist dies ein enormer Fortschritt, der darin begründet liegt, dass man sich von der Vorstellung einer von wissenschaftlichen Begriffen unabhängigen Welt, das heißt von Ontologie, frei machen kann, ohne auf Externalisierung verzichten zu müssen.<sup>296</sup> Die Regulierung von ›wahr‹ und ›unwahr‹ obliegt nun der Autopoiesis des Systems, und es muss nicht mehr der Gegenstand um die Entscheidung gebeten werden, welcher der beiden Werte in Frage kommt, sondern das Wissenschaftssystem selber muss zu einer solchen kommen.<sup>297</sup> Dies bedeutet, dass die moderne Wissenschaft mit Hilfe des Kommunikationsmediums Wahrheit von einer statischen Welt absehen und gerade deshalb ihre Aussagen über Welt in Abhängigkeit zum Wahrheitswert der Codierung

292 Vgl. ebd., S. 124f.

293 Vgl. ebd., S. 125.

294 Ebd., S. 199.

295 Ebd., S. 207.

296 Vgl. hierzu auch ebd.

297 Vgl. ebd., S. 207.



setzen kann. Sie setzt damit die Zirkulation von Wahrheit über spezialisierte Aussagen, das heißt begriffliche Formbildungen, voraus.

Die Universalisierung wissenschaftlicher Kommunikation im Kontext von wahr und unwahr lässt Aussagen über ›Welt‹ am Wahrheitswert kondensieren und setzt die damit verbundenen Erkenntnisse stets der Möglichkeit einer Revision durch den Reflexionswert aus. Was jetzt wahr ist, kann dann zwar nicht mehr zugleich unwahr, aber, etwas überspitzt gesagt, mit der nächsten Operation schon wieder unwahr sein. Nun darf man aber nicht annehmen, dass daraus eine Beliebigkeit in den Annahmen folgt, die man über die Welt treffen kann. Es gibt weiterhin nur einen Wert für die positive Designation und damit die Gewissheit, dass »alles Wissen in diesen einen Weltzusammenhang eingebracht« werden muss.<sup>298</sup> Aber die am Wahrheitswert kondensierten Erkenntnisse werden dann durch diesen (re)produzierten Weltzusammenhang entweder bestärkt, in ihrem Widerruf erschwert oder mit Ersatzwünschen belastet.<sup>299</sup> Aber dass überhaupt eine Welt wissenschaftlicher Erkenntnisse ›existiert‹, wird durch diese Formen möglicher Revisionen nicht angetastet, solange man an dem Funktionieren von Wahrheit festhält. Daraus erhellt dann auch die Funktionsweise des Reflexionswertes ›unwahr‹. Sie besteht in Verbindung mit den Programmen des Wissenschaftssystems darin, diese Revisionsmöglichkeit der Wahrheitsproduktion ständig der Beobachtungsmöglichkeit auszusetzen und zu vollziehen. Erkenntnisse werden dadurch zu zeitlichen Operationen, deren Überdauern allein in ihrer Reproduktion liegt. Damit ist aber auch klar, dass der unter das Kommunikationsmedium ›Wahrheit‹ gebrachte Weltzusammenhang nicht mit jeder Selektion seine konstituierte *Identität* verliert, da Kommunikation nicht die Möglichkeit hat, im Bereich der ›Unwahrheit‹ zu kondensieren. Luhmann sagt: »Sie hat nur den Sinn des Auslöschens einer Wahrheitshypothese.«<sup>300</sup> Das Wissenschaftssystem zirkuliert sozusagen in seinem Medium, und seine Unabgeschlossenheit hinsichtlich der Reichweite der darin kondensierten Erkenntnisse – oder hinsichtlich der Frage wahr oder unwahr – hat dann den katalytischen Effekt der Ausdifferenzierung dieses Weltzusammenhangs, der sich durch Bindung an seine gesellschaftliche Funktion die dazugehörige Autonomie sichert.

Diese Funktionsweise der binären Codierung lässt sich detaillierter verstehen, wenn man an ihr den Aspekt der Anschlussfähigkeit analysiert. Denn an dieser lassen sich sowohl methodologische als auch evolutions-theoretische Überlegungen anschließen, die dazu verhelfen, Anschlussfähigkeit aus seiner ›Isolation‹ im Designationswert herauszulösen und sie in den Zusammenhang der gesamten Form der Codierung zu stellen.

298 Vgl. ebd., S. 205.

299 Vgl. ebd.

300 Ebd.

*Anschlussfähigkeit*

Erinnert man sich an die bisherigen Erörterungen aus dem allgemeinen Teil über binäre Codierung und auch an die Feststellungen zum Funktionssystem Wirtschaft, dann fällt erstens auf, dass der Designationswert für die *Anschlussfähigkeit* des Systems steht und zweitens, damit zusammenhängend, dass es jeweils eine Präferenz für diesen Wert innerhalb der Kommunikation gibt. Anschlussfähigkeit beschreibt dabei den Umstand, dass das System in seiner Autopoiesis nur fortexistieren kann, wenn entsprechende Anschlüsse als spezifische Selektionen innerhalb des Systems vorkommen; und Präferenz bezeichnet dabei, wie dargelegt, eine mehr historisch als logisch bedingte Fixierung auf einen Wert, der für die erforderlichen Anschlüsse bereit steht.

Es muss hier meines Erachtens nicht der Nachweis geführt werden, dass es eine historische Präferenz für den Wahrheitswert gibt. Die Bemerkungen zu Beginn dieses Kapitels, die die Unterscheidung Wahrheit/Irrtum als Spezialfall der Unterscheidung wahr/unwahr herausstellen und die in ihrem Scheitern gesellschaftlich aufgehobenen philosophischen Versuche der letzten Jahrhunderte, die in der Geschichte einen Logos zu erkennen glauben, aber dabei zu sehr auf den Aspekt der Logik – und weniger auf evolutionstheoretische Aspekte – Bezug nehmen und damit auf eine noch unbekanntere Zukunft zurückgreifen können, weisen in eine solche Richtung.<sup>301</sup> Ich verzichte an dieser Stelle also auf einen entsprechenden Nachweis und frage stattdessen nach den Bedingungen der Asymmetrie und Symmetrie im Verhältnis der beiden Codewerte zueinander; verschiebe die Analyse demnach in den Bereich der Funktionsweise der Codierung selbst und frage von hier aus nach den sie unterstützenden Strukturen, die sich sicher auch in einer besonderen Genealogie herausbilden ließen, aber im Rahmen einer Analyse von Funktionssystemen bereits als vorhanden gelten können.

Von besonderem Interesse sind hier die Strukturen, die sich im Rahmen der Unterscheidung Forschung/Publication ergeben, da sich an deren Ausdifferenziertheit sowohl die Funktionsweise der Anschlussfähigkeit als auch deren evolutionäre Errungenschaft darstellen lässt, die auf einer vorgängigen Differenzierung der Mechanismen Variation und Selektion beruht. Ohne in erster Linie historisch tätig werden zu müssen, wird sich dennoch zeigen, wie sehr gerade Anschlussfähigkeit von

301 Als bekanntester Versuch siehe hierzu Hegel, G.W.F.: *Wissenschaft der Logik*. Werke 5. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1986b. Zu einer interessanten Auseinandersetzung siehe Hösle, Vittorio: *Wahrheit und Geschichte. Studien zur Struktur der Philosophiegeschichte unter paradigmatischer Analyse der Entwicklung von Parmenides bis Platon*. Frommann Verlag: Stuttgart-Bad Cannstatt, 1984.

einer Differenzierung dieser evolutionären Mechanismen gegeneinander abhängig ist. Dies unterscheidet schließlich auch das Wissenschaftssystem vom Wirtschaftssystem, dessen wesentliche Strukturen ebenso neu sind wie das Medium Geld und damit in einem entsprechenden Maße auch gedächtnisfrei operieren können und gerade dadurch die ›Freizügigkeit‹ des Geldes unterstützen.

### Problem/Problemlösung

Für das Wissenschaftssystem fasst Luhmann den Begriff der Anschlussfähigkeit präziser, als er dies in der Beschreibung der anderen Funktionssysteme geleistet hat:

»Anschlussfähigkeit heißt nicht nur: daß die Kommunikation, also die Autopoiesis des Systems weitergeht, denn das kann auch durch Kommunikation über Unwahrheiten geschehen. Sie besagt zusätzlich: daß von einer Feststellung aus sehr viele andere zugänglich sind und daß Reformulierungen des Wissens (›Erklärungen‹) bevorzugt werden, die den Bereich des möglichen Anschlußwissens vergrößern und daraufhin einschränken. In einer etwas anderen Terminologie kann man auch von informationeller Redundanz sprechen und damit sagen, daß eine anschlussfähige Information weitere Informationen wahrscheinlich macht, also deren Überraschungswert verringert. Man sieht: es geht um eine Präferenz für Vergleichbarkeit, für Systematik und für das Erhalten oder Wiedergewinnen dieser Vorteile bei steigender Komplexität.«<sup>302</sup>

Was an diesen Ausführungen auffällt, ist, dass die wahrheitsbezogene Kommunikation und damit die Präferenz für den Wahrheitswert, in spezifischer Hinsicht anders als in den oben erörterten Operationen des Wirtschaftssystems, anscheinend nicht ohne spezifische Gedächtnisleistungen auskommt. Geht man von informationeller Redundanz aus, dann operiert das Wissenschaftssystem themenabhängig. Und deshalb ist das System zur Konsistenzprüfung reproduzierbarer Inhalte gezwungen. Diese Themenabhängigkeit ist dann nicht so zu verstehen, als würde sich Wahrheit nur an ganz bestimmten Gegenständen und dann kumulativ in Richtung einer deduktiven Wahrheitsvermehrung zeigen. Es handelt sich vielmehr um eine stetige Produktion neuer Informationen, die sich unter dem Aspekt der Konsistenzprüfung rigider Strukturen prozessieren lassen. Die jeweilige Neuerung hat dann das Potenzial, sich mit einem brauchbaren Struktureffekt in die laufenden Reproduktionen einzuordnen; je höher der Überraschungswert innerhalb der Kommunikation zirkuliert, desto höher der relative, ausdifferenzierbare Struktu-

<sup>302</sup> Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 200f.

reffekt. Neuerungen werden so, unter der Voraussetzung serieller Abarbeitung, strukturfähig, während die ursprüngliche Information stets nur analog vorhanden ist. Wissenschaftliche Revolutionen zum Beispiel zeichnen sich in diesem Sinne nicht nur durch die Produktion spezifischer Neuerungen aus, sondern ebenso durch ihr Potenzial, erkannte und deshalb bereits bekannte (System-)Probleme besser als bisher lösen zu können. Funktionsorientierung und Gedächtnisbildung lassen sich nun nebeneinander prozessieren, und es lohnt, genauer hinzuschauen, wie dies im Detail möglich ist.

Man kann sich diesen abstrakten Sachverhalt deutlicher vor Augen führen, wenn man das auf diese Funktion bezogene Schema Problem/Problemlösung hinzuzieht.<sup>303</sup> An diesem treten Spezifika hervor, die die Code-Ebene und die Programmebene des Wissenschaftssystems auf einer inhaltlichen Ebene miteinander verbinden. Bezogen auf dieses Schema fungieren Theorien, die eine Programmart des Systems darstellen, als »Problementdeckungshilfen«. <sup>304</sup> Theorien werden herangezogen, um der Paradoxie der Wahrheit, die so viel meint wie: »daß man hinreichend genau wisse, was man nicht weiß«, <sup>305</sup> mit der Unterscheidung Problem/Problemlösung eine operationsfähige Form zu geben. Theorien stellen sich dabei als »komplexe Programme, die aus einer Vielzahl von Sätzen bestehen können unter einer Bedingung, die wir .. als Redundanz bezeichnen werden«, <sup>306</sup> dar. Es handelt sich um Aussagen, deren Leistung darin besteht, dass ihre Prädikation auf Begriffe angewiesen ist. Luhmann macht deutlich, dass es die Begrifflichkeit der Prädikate ist, »die es erlaubt, theoretische Sätze von anderen Sätzen zu unterschei-

303 Achtet man darauf, dass das Schema Problem/Problemlösung an fortgeschrittener Stelle im Buch »Die Wissenschaft der Gesellschaft« auftaucht und hier unter dem Spezialthema *Methoden* abgehandelt wird, so liegt hier ein Beispiel dafür vor, dass Luhmann das Konzept der Anschlussfähigkeit nicht in einen direkten Zusammenhang mit diesem Schema bringt. Dies deutet auf eine unzureichende Entfaltung des in diesem Schema liegenden Potenzials hin, das im Rahmen einer Rekonstruktion jedoch explizit gemacht werden muss. Diese Form der Vorhaltung wichtiger Begriffe und Schemata, bei gleichzeitiger Unterbestimmtheit des Kontextes, zeigt sich mit Bezug auf die in diesem Buch dargestellten Analysen in wiederholter Weise. Man könnte fast davon reden, dass es in Luhmanns Theoriegebäude Begriffe mit der Funktion von *pre-adaptive advances* gibt, die auf Implizites hinweisen, wo es noch etwas zu Explizierendes gibt. Doch dies sei hier nur am Rande vermerkt und soll die hier dargestellten Abweichungen von Luhmanns Aussagen, die sich doch an einigen Stellen aufdrängen, plausibilisieren.

304 Vgl. hierzu ebd., S. 424f.

305 Vgl. hierzu jedoch mit Bezug auf verschiedene methodische Ansätze ebd., S. 419ff

306 Ebd., S. 413.

den«. <sup>307</sup> Insofern sind Begriffe für sich genommen noch keine Theorien. Theoretische Aussagen zeichnen sich vielmehr durch eine Trennung von Satzsubjekt und Prädikat aus. <sup>308</sup> Und diese Trennung muss unter der Notwendigkeit der Limitationalität <sup>309</sup> laufen. Dies bedeutet hier, dass dieses Verhältnis eine »wechselseitige Einschränkung von Satzsubjekt und Prädikat unter Ausschluß von Weltmöglichkeiten, die außerhalb der Beziehbarkeit dieses Prädikats auf dieses Subjekt liegen«, simuliert. <sup>310</sup> Luhmann verdeutlicht dies an einem Beispiel: »Die Aussage, die Gesellschaft .. ist ein soziales System, kann nicht beliebig modifiziert werden – zum Beispiel nicht durch das Prädikat ›... ist erst reif, wenn sie rot ist‹, das man eventuell auf Kirschen oder einige Beerensorten anwenden könnte.« <sup>311</sup> Theorien können in dieser Hinsicht als unabgeschlossen und trotzdem einschränkbar gelten; sie müssen sozusagen Ansatzpunkte für Problemkonstellationen zulassen, für die sich, in einem durch die Problemformulierung vorgefassten engen Horizont, entsprechende Lösungen finden lassen. Denn bedenkt man, dass Theorien ja geradezu das Recht zugesprochen wird, auf Konkretheit ihrer Bezüge zu verzichten, dann liegt es an der Form dieses Schemas, dass ein solcher dann doch gelingen kann. Dabei ist es nicht notwendig, dass sich Probleme direkt aus der Theorie deduzieren lassen; sie müssen vielmehr durch die Hinzunahme der Problemlösung sowohl einen thematischen als auch methodischen Bezug herstellen können. Mit der Unterscheidung Problem/Problemlösung wird demnach impliziert, »daß das Problem des Problems sich selbst impliziert« und dass es immer um die »(Auf)-Lösung eines unlösbaren Problems geht«. <sup>312</sup>

Sind erst einmal Theorien formuliert, dann kann diese letztlich paradoxe Unterscheidung sprunghaft und willkürlich gesetzt werden. Ihre Entparadoxierung läuft dann über besondere zeitliche Differenzierungen. Die Unentschiedenheit, die durch das Schema Problem/Problemlösung in die Form der Codierung einbaut wird, bedarf dann einer wissenschaftlichen Methodik, die sich einzelner methodischer Schritte bedient, um schließlich eine Entscheidung bezüglich der binären Codierung wahr/unwahr herbeiführen zu können. <sup>313</sup> Dabei kommt es nach Luhmann nicht darauf an, dass es nur einen richtigen Weg zur Lösung gibt; aber die Wahrheitsentscheidung setzt voraus, »daß die Ergebnisse

307 Ebd., S. 406.

308 Vgl. ebd., S. 407.

309 Bei der ›Limitationalität‹ handelt es sich um die Kontingenzformel des Wissenschaftssystems. Ich werde hierauf in dem Kapitel ›Limitationalität‹ zurückkommen.

310 Ebd.

311 Vgl. ebd.

312 Vgl. ebd., S. 421.

313 Vgl. hierzu auch ebd., S. 421.

vorheriger Operationen nicht zerfallen, wenn sie als Prämisse weiterer Operationen verwendet werden (also daß  $2 + 2 = 4$  nicht falsch wird, wenn das Ergebnis mit 4 multipliziert wird).<sup>314</sup> Die in dem Schema Problem/Problemlösung liegende Paradoxie wird demnach entfaltet, indem streng genommen die Formulierung des Problems von der Problemlösung unterschieden wird; indem also zuerst der Tatsache Rechnung getragen wird, dass die Setzung des Problems die Wahrheitsfrage als noch nicht gelöst proklamiert, und die Problemlösung erst im Anschluss daran im Horizont der Werte wahr oder unwahr kommuniziert werden kann.<sup>315</sup> Diese Entfaltungstechnik funktioniert nach Luhmann nur, wenn in der Formulierung des Problems »Bedingungen der Erkennbarkeit von Lösungen vorgegeben [sind]. Und das steigert, je nach der Hintergrundsdrematik der Problemstellung, die Spannung, mit der man nach Lösungen sucht, und den Aha-Effekt, der das Finden der Lösung begleitet.«<sup>316</sup> Diese Lösung muss dann mit den älteren Strukturen seriell abgeglichen werden. Anschlussfähigkeit, im oben dargestellten Sinne, wird damit abhängig von Theorie und Methode. Die Theorie liefert die bewährten Strukturen, an denen das Schema Problem/Problemlösung abgelesen und durch zeitlich aufeinanderfolgende methodische Schritte entfaltet werden kann. Berücksichtigt man nun, dass jede Problemlösung aufgrund ihrer paradoxen Herkunft auch wieder reproblematisierbar ist,<sup>317</sup> dann ergibt sich ein plausibles Bild der Anschlussfähigkeit als informationelle Redundanz und der damit einhergehenden Produktivität ›wahrer‹ Theorien, einschließlich ihrer Auswechselbarkeit unter Hinzunahme geeigneter methodischer Schritte.

### Variation/Selektion/Stabilisierung

Nun ist es so, dass gerade die Theorieproduktion und eine darauf bezogene Abfolge strukturierter Schritte eine besondere Disziplinierung der Programmatik erfordern, wenn man überhaupt zum entsprechenden Schema Problem/Problemlösung und letztlich auch zu einer Struktur kommen möchte, die die Anschlussfähigkeit ins Positive, also auf den Wert ›wahr‹ hin dirigiert. Diese Form der Disziplinierung läuft auf die Ausdifferenzierung der besonderen Sozialität des Erlebens hinaus, welche Luhmann für das symbolisch generalisierte Kommunikationsmedium ausgemacht hat. Jenseits konkreter Programme geht es hier auch um die Frage, mit welchen Strukturen sich das Wissenschaftssystem zusätzlich selber beob-

314 Ebd., S. 417.

315 Vgl. hierzu ebd., S. 421.

316 Ebd., S. 424.

317 Vgl. hierzu auch ebd., S. 423f.

achtet. Mit welchen Beobachtungen richtet sich das Wissenschaftssystem selber auf einer Ebene der Beobachtung 2. Ordnung ein, um die Zuordnung zu einem der beiden Werte *einsinnig* hinzubekommen?

Um diese Frage beantworten zu können, ist es hilfreich, Luhmanns evolutionstheoretische Aussagen zum Wissenschaftssystem auf den hier zu erklärenden Begriff der Anschlussfähigkeit anzuwenden. Das Schema Problem/Problemlösung erklärt zwar, wie *Asymmetrie* in der Zuteilung der Werte grundsätzlich zustande kommt, das heißt, wie Wahrheits- und Unwahrscheinlichkeiten an redundanten Strukturen identifiziert werden können; es ist aber nicht in der Lage, die *symmetrischen* Eigenschaften der Codierung hinreichend zu beschreiben, da sich die symmetrischen Eigenschaften mit diesem Schema ja erst ergeben. Man kann sagen, die Form des Schemas Problem/Problemlösung bezeichnet die Symmetrie der Codierung, lässt aber unterbestimmt, was damit gemeint ist. Strukturell läuft dies auf die Ausdifferenzierung unterschiedlicher Strukturen für Forschung und Publikation hinaus, wobei erst im Rahmen der Publikation über die Zuordnung der Werte entschieden werden kann.

Es handelt sich bei der Unterscheidung Forschung/Publikation um eine Errungenschaft, die sich mit evolutionstheoretischen Aussagen ganz gut fassen lässt. Geht man von hier aus weiter, dann handelt es sich im Rahmen wahrheitsbezogener Kommunikationen um ein Zusammenspiel von Variations-, Selektions- und Stabilisierungsvorgängen. Es kommt aber nun darauf an, dass diese evolutionären Mechanismen im Folgenden nicht in gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge gebracht werden,<sup>318</sup> sondern speziell auf den Fall der Evolution innerhalb des Funktionssystems Wissenschaft bezogen werden. Von diesem kann man nämlich voraussetzen, dass es als funktional differenziertes System bereits Funktionen der *Stabilisierung* erfüllt und somit strukturelle Vorkehrungen gegen zu starke Kontingenz mitbringt. Luhmann sagt hierzu: »Erst sie [die Systemdifferenzierung; d. A.] sichert über den kommunikativen Erfolg hinaus die Reproduzierbarkeit von Problemlösungen unter sich ändernden Umweltbedingungen.«<sup>319</sup> Stabilisierung als evolutionärer Mechanismus interessiert dann in dieser Analyse in erster Linie als die Strukturebene, die durch die wissenschaftlichen Selektionen kontinuierlich reproduziert wird und nicht ständig mit der Möglichkeit der Strukturänderung, wie dies etwa bei Theorien der Fall ist, konfrontiert wird. Es geht also im Folgenden nicht um die Darstellung evolutionärer Umstellungen innerhalb des Funktionssystems

318 Siehe zu diesen Zusammenhängen vor allem Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 413ff.; Luhmann, Niklas: »Evolution und Geschichte«, S. 187ff.; Luhmann, Niklas: »Systemtheorie, Evolutionstheorie und Kommunikationstheorie«, S. 241ff.

319 Siehe zu dem Zusammenhang von Stabilisierung und Funktionssystem Luhmann, Niklas: »Evolution und Geschichte«, S. 188.

Wissenschaft, sondern um die Analyse wesentlicher Strukturen, die zur Anschlussfähigkeit innerhalb des Systems gebraucht werden und hierbei zuallererst auf eine brauchbare Differenzierung der beiden Mechanismen Variation und Selektion hinauslaufen.<sup>320</sup> Es wird anschließend zu prüfen sein, wie diese evolutionären Mechanismen innerhalb des Wissenschaftssystems in der Lage sind, Strukturserwartungen zu fixieren und gleichzeitig Strukturänderung zu prozessieren und damit die Anschlussfähigkeit zugleich operativ und strukturell abzusichern. Denn Stabilisierung in diesem Sinne richtet sich erst dann ein, wenn Variationen und Selektion nicht dasselbe bedeuten;<sup>321</sup> aber gleichzeitig darf es auch nicht zu einer vollständigen Trennung dieser Mechanismen kommen, da dann zum Beispiel nicht mehr ersichtlich wäre, an welchen Strukturen sich das Schema Problem/ Problemlösung zu orientieren hätte. Eine solche gegenseitige Abhängigkeit bei gleichzeitiger Autonomie lässt sich im Verhältnis der Strukturen für Forschung und Publikation finden und es wird sich im Folgenden zeigen, wie dies zu verstehen ist.

Luhmann sagt, dass sich Selektion als »eine Beobachtung der strukturellen Relevanz einer Variation unter dem Gesichtspunkt ihres Vorzugswertes«<sup>322</sup> ereignet. Das heißt, dass die Selektion, unter Anleitung der Programme des Wissenschaftssystems, das vorhandene Wissen mit einer neuen Möglichkeit abgleicht<sup>323</sup> und zu einem kommunikativen Erfolg bringt. Variation bezeichnet dabei erst einmal nur die generell gegebene Negationsmöglichkeit jeder sprachlichen Äußerung, von der dann natürlich auch im Wissenschaftsbetrieb bezüglich wissenschaftlicher Aussagen Gebrauch gemacht werden kann.<sup>324</sup> Variation stellt sozusagen eine neue wahrheitsbezogene Option zur Wahl; oder anders: Die Variation bezeichnet die Symmetrie der Codierung, weil sich nur aufgrund dieser neuen Möglichkeit überhaupt erst die notwendige Wahrheitsfrage stellen kann. Die Selektion hingegen überführt das System in einen unterscheidbaren Zustand. Das System entscheidet sich unter Hinzuziehung seiner hochspezifischen Programme für wahr oder unwahr. Selektion im Wissenschaftsbetrieb kann deshalb auch als eine Art Prüfung vielversprechender Optionen bezeichnet werden; oder wie-

320 Siehe zu dieser sekundären Rolle der Stabilisierung Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 485ff.

321 Siehe hierzu auch Luhmann, Niklas: »Systemtheorie, Evolutionstheorie und Kommunikationstheorie«, S. 244, sowie Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 474f.

322 Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 576.

323 Vgl. ebd.

324 Vgl. zu dieser Negationsmöglichkeit bei Variation Luhmann, Niklas: »Geschichte als Prozeß und die Theorie sozio-kultureller Evolution«. In: ders.: *Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation*. 4. Aufl. VS-Verlag: Wiesbaden, 2005, S. 213f.



der anders: Informationelle Redundanz kann nur funktionieren, wenn Variation und Selektion für das System voneinander unterscheidbare Ebenen darstellen: grundsätzliche Negationsmöglichkeit und kommunikativer Erfolg.

Diese Trennung der Ebenen ist im Wissenschaftssystem der Fall, weil Selektionen grundsätzlich auf der Ebene der Beobachtung 2. Ordnung und Variationen im Rahmen der Selbstbeobachtung des Systems zusätzlich auf der Ebene der Beobachtung 1. Ordnung angesiedelt werden; und zwar so, dass die Selektion als Beobachter der Unterscheidungen fungiert, die mit der Variation produziert werden. Diese Unterscheidung von Ebenen trifft auf das Verhältnis von Variation und Selektion zu, impliziert aber zugleich, dass auch die Selektion mit einer Unterscheidung beobachtet; hier mit der binären Codierung wahr/unwahr. Dies führt dann wiederum zu weiteren Beobachtungsmöglichkeiten, die sich aber nicht wie im Wirtschaftssystem vollständig von der binären Codierung entkoppeln lassen.

Die Identifizierung der Variation auf der Beobachtungsebene erster Ordnung bedeutet nun nicht, dass diese blind ablaufen. Sie bleiben kommunikative Ereignisse und verfügen damit immer schon über Selbstbeobachtungsmöglichkeiten. Die Aussage hier bedeutet nur, dass die Selektion beobachten kann, mit welchen Unterscheidungen die Variation neuere Optionsmöglichkeiten herstellt. Variation tritt dabei als einzelne Operation auf, die verstanden werden können muss und aufzeichnungsfähig sein muss.<sup>325</sup> »Sie bleibt ein Ereignis, an das man sich erinnern kann. Und schon das pure Vergessen sortiert zahllose Variationen aus.«<sup>326</sup> Selektionen hingegen beziehen sich auf die Strukturen des Systems. Es geht um Wiederholungen und um den Abgleich von Sinnofferten. Sie suchen geradezu Variationen auf, die dann unter der Leitung der binären Codierung wahr/unwahr in die Erwartungsstrukturen des Systems eingebaut werden: »Sie werden als wahr oder als unwahr markiert.«<sup>327</sup> Für die Autopoiesis des Systems ist es dann noch nicht einmal nötig, dass jede Variation überhaupt eine Selektion auslöst. Variationen kommen in der funktional differenzierten Gesellschaft massenhaft vor. So bemerkt Luhmann, dass allein die Umstellung auf Schrift hierfür Freiheiten gebiert, die systemintern nicht seriell abgearbeitet werden können und deshalb höhere Ansprüche an die Selektion stellen und kommunikativen Erfolg in den Bereich eines symbolisch generalisierten Kommunikationsmediums verlegen.<sup>328</sup> Mit dieser Speziali-

325 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 560.

326 Ebd., siehe auch S. 577.

327 Vgl. ebd., S. 560 und 577.

328 Vgl. hierzu Luhmann, Niklas: »Systemtheorie, Evolutionstheorie und Kommunikationstheorie«, S. 249f.

sierung, bei gleichzeitigem massenhaftem Vorkommen von Variationen, entledigt sich das System nicht nur unbrauchbarer Variationen – was zum Beispiel den Vorteil hat, dass nicht jede Publikation explizit widerlegt werden muss, sondern einfach so über Vergessen aussortiert werden kann. An ihr ist auch beobachtbar, dass im wissenschaftlichen Kontext Variationen zwar stets ein Resultat von Selektionen und Selektionen immer auch ein Resultat von Variationen darstellen, aber beide doch strikt auseinandergehalten werden müssen. Das heißt, wenn Anschlussfähigkeit im oben zitierten Sinne bedeutet, »daß von einer Feststellung aus sehr viele andere zugänglich sind«,<sup>329</sup> dann wird diese zu einem Variation und Selektion übergreifenden Konstrukt. Variationen geschehen dann nicht im ›luftleeren‹ Raum, sondern sind zugleich abhängig und unabhängig von selektiv geordneten redundanten Strukturen. Und das Schema Problem/Problemlösung ist dann die Ordnungsstruktur, mit der in erster Linie die Suche nach weiteren Variationen »am vorhandenen Gedankengut« provoziert wird.<sup>330</sup> Das Prozesshafte der Anschlussfähigkeit und damit der Bezug auf den Designationswert wird hierdurch primär hervorgehoben. Die durch Selektion beobachtete Variation kann immer wieder über die binäre Codierung auf die Werte wahr/unwahr reduziert werden und Wahrheit als wissenschaftliche Wahrheit ausweisen, ohne dass die Variation ihre eigenen Unterscheidungen aufgeben müsste. Die Möglichkeit zwischen Strukturen und Variationen, zwischen Altem und Neuem zu unterscheiden, liegt hier primär in der Unterscheidung von zwei unterschiedlichen Ebenen der Beobachtung, die ein paralleles Prozessieren unterschiedlicher Unterscheidungen erlauben (Variation/Selektion), wobei die Entscheidungsmacht auf der Ebene der Beobachtung 2. Ordnung angesiedelt werden muss; also bei der Selektion von wahr oder unwahr.

Variationen haben demnach als Variationen des Systems zu gelten, da sie nicht ohne die Erwartungsstrukturen des Systems auskommen, wenn sie sinnvoll angeschlossen werden sollen. Doch um diesen Zusammenhang zwischen Variation und Selektion angemessen beschreiben zu können, reicht hier das Schema Problem/Problemlösung nicht mehr aus. Da es sich bei diesem Schema um eine an Theorie und Methodik gebundene serielle Kommunikationsfolge handelt, tritt im Rahmen der Problemlösung dann zwar auch der Aspekt der Selektion hervor, das heißt die Möglichkeit der Markierung mit wahr oder unwahr. Die Ebenendifferenzierung der Unterscheidung Variation/Selektion wird durch das Schema Problem/Problemlösung sozusagen vorausgesetzt, es ist aber als Prozess aufeinanderfolgender Schritte nicht in der Lage, diejenigen Strukturen zu beschreiben, die für eine Absicherung dieses Schemas auf der Ebene sogenannter

329 Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 200.

330 Vgl. ebd., S. 572.

»inviolable levels«<sup>331</sup> sorgen. Mit anderen Worten: Variation und Selektion lassen sich auf operativer Ebene angemessen durch das Schema Problem/ Problemlösung substituieren, müssen aber gesondert gegeneinander differenziert werden, wenn es möglich sein soll, wissenschaftliche Kommunikationen strukturell auf Erfolg einzustellen; das heißt überhaupt erst die Möglichkeit der Beachtung und Nichtbeachtung von Variationen mit der Notwendigkeit der Stabilisierung von Selektionserwartungen zusammenzubringen.

Diese besondere Form der Ausdifferenzierung von Variations- und Selektionsprozessen und die unterschiedlichen Beobachtungsebenen lassen sich, wie gesagt, auf die Unterscheidung Forschung/Publication beziehen. Stichweh geht davon aus, dass Forschung als »Handlungstyp«, als »Umgang mit der Gegenstandswelt (Problemumwelt) der Wissenschaft unter dem absoluten Primat des Erkenntnisgewinns« steht und von den eigentlich integrierenden Kommunikationsabläufen des Wissenschaftssystems unterschieden werden muss.<sup>332</sup> Er macht darauf aufmerksam, dass es für den wissenschaftlichen Kommunikationsprozess eine Selbstverständlichkeit darstellt, dass sie ihre Informationen und Hypothesen durch Bezug auf solches Forschungshandeln zu plausibilisieren versucht.<sup>333</sup> Allerdings spricht er diesen plausibilisierenden Kommunikationen damit eine mehr informale Relevanz zu, die unter den an der jeweiligen Interaktion beteiligten Wissenschaftlern zustande kommt.<sup>334</sup> Im strengen Sinne, so meint Stichweh, handelt es sich bei solchen informalen Kommunikationen im Bereich der Forschung nicht um Kommunikationen des Wissenschaftssystems.<sup>335</sup> Zu diesen zählt er nämlich nur die in Form gebrachte und bereinigte Publikation, da nur mit diesen eine systemweite »Integration der kommunizierten .. Gehalte« erreicht werden kann.<sup>336</sup>

Beobachtet man an dieser Stelle mit der Unterscheidung Variation/ Selektion und berücksichtigt, dass es sich bei den jeweiligen Seiten der

331 Vgl. für den Begriff der »inviolable levels« Hofstadter, Douglas R.: *Gödel, Escher, Bach. An Eternal Golden Braid*. Basic Books: New York, 1979, S. 683ff. und Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 402.

332 Vgl. Stichweh, Rudolf: »Die Autopoiesis der Wissenschaft«. In: Stichweh, Rudolf: *Wissenschaft, Universität, Professionen. Soziologische Analysen*. Neuauflage. Transcript Verlag: Bielefeld, 2013, S. 64.

333 Vgl. ebd., S. 65.

334 Knorr Cetina spricht von einer unerwarteten Lokalität und »Situiertheit« im Rahmen des Forschungsprozesses. »Die Wahl experimenteller Materialien und Strategien erfolgt opportunistisch und idiosynkratisch«. Siehe Knorr Cetina, Karin: »Zur Unterkomplexität der Differenzierungstheorie. Empirische Anfragen an die Systemtheorie«. In: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 21, H. 6, 1992, S. 411.

335 Vgl. Stichweh, Rudolf: »Die Autopoiesis der Wissenschaft«, S. 65.

336 Vgl. ebd.

Unterscheidung um verschiedene Ebenen der Beobachtung des Wissenschaftssystems handelt, dann trifft es zu, dass die Selektionsebene im oben beschriebenen Sinne die Kommunikation über Publikation meint, da der kommunikative Erfolg erst hier seine soziale Form des gleichsinnigen Erlebens gewinnt und der vorgängige Entdeckungskontext in dieser Form entsprechend als logifiziert gekennzeichnet werden kann. Damit ist auch klar, dass die Autopoiesis des Wissenschaftssystems auf Publikationen angewiesen ist; sie ist sozusagen die *conditio sine qua non*. Doch – und dies gilt es festzuhalten – ist dies nicht die einzige Form, wie das Wissenschaftssystem *beobachtet* werden kann; und was noch wichtiger ist, wie es sich selbst beobachtet. Die theoretischen Begriffe Variation, Selektion, aber auch Kommunikationsmedium, Funktion, symbiotische Mechanismen und Codierung bieten einen Vorteil an Tiefenschärfe, wenn es um die Darstellung externer und interner Beobachtungsweisen geht. Denn mit ihnen ist es dann zum Beispiel möglich, auch Wahrnehmung als Teil des Wissenschaftssystems auszuweisen und die Frage zu stellen, inwiefern zum Beispiel die Generierung von Daten (als Forschungshandeln) über spezifische, durch das System konstruierte, Wahrnehmungsmöglichkeiten ebenfalls als ein Produkt des Systems anzusehen ist. Dass diese Konzepte kommunikativ (zumindest über Interaktion) integriert sein müssen, ist klar, aber diese Integration geschieht verständlicherweise nicht allein über Publikation. Ich denke, dass Luhmann in diese Richtung zielt, wenn er sagt:

»Nur mit Publikationen werden wissenschaftliche Resultate zitierfähig und so mit durch sie selbst limitierten Anschlußmöglichkeiten versorgt. ... Wir unterscheiden deshalb die methodisch kontrollierte Herstellung von der Darstellung des Wissens. ... Methoden regeln nur die Herstellung neuen Wissens, einen Prozeß also, der in seinem Verlauf mehr oder weniger mündliche Kommunikation, Lesen und Schreiben, aber auch Zufuhr von Wahrnehmen und Nachdenken erfordert.«<sup>337</sup>

Folgt man der hier bezeichneten Unterscheidung Herstellung/Darstellung (Forschung/Publikation), dann wird die mangelnde Reichweite des Schemas Problem/Problemlösung deutlich, da sie dem Bereich der Herstellung zuzuordnen und von der Darstellung dieser Prozesse in Publikationen zu unterscheiden ist. Herstellung bezeichnet demnach gerade diesen an Theorie gebundenen Prozess der Problemlösung, der methodisch kontrolliert stattfinden sollte und somit erst in der Lage ist, Gegenstandsforschung mit wissenschaftlicher Kommunikation über Publikation zu verknüpfen. An dieser Stelle zeigt sich, inwiefern Variationen im Bereich des Forschungshandelns auf der Ebene der Beobachtung erster

337 Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 432f.

Ordnung anzusiedeln sind. Hier lassen sich nämlich Revisionen bestehenden Wissens ausprobieren, die erst im Nachhinein in die aufbereitete Form einer Publikation, also einer Beobachtung 2. Ordnung, gebracht werden müssen. Erst in Form einer Publikation machen sie sich selektionsfähig. Damit ist Selektion noch nicht garantiert, aber die Variation, die sich als Kommunikation immer schon einem rekursiven Netzwerk weiterer Kommunikationen zuordnet, weiß, dass sie sich als Publikation der Beobachtung durch die binäre Codierung aussetzt und kann so bereits im Vorfeld und während der Herstellung der Variation auf methodische, theoretische und andere Entscheidungsgesichtspunkte (zum Beispiel Reputation) zur Vergrößerung der Wahrheitschancen achten.

Die Publikation der Resultate einer so angelegten Forschung, die darauf achtet, dass sie beobachtet werden kann, läuft dann über die zeitlich sequentialisierte und in Form gebrachte Argumentation. Luhmann versteht darunter »diejenigen operativen Verfahren, die Redundanz und Varietät ausbalancieren. Die Argumentation nutzt dabei eine Gemengelage von schon Bekanntem und Überraschendem. Sie kann, zum Beispiel als Anwendung einer Regel auf einen Fall, sowohl dem Fall als auch der Regel neue Seiten abgewinnen«. <sup>338</sup> Einsichten sind dann abhängig von Redundanzen und sie liegen gerade »in der relativ geringen Informativität des Neuen, das die Konsistenzprüfungen des Gedächtnisses nicht außer Kraft setzt«. <sup>339</sup> Hierdurch lassen sich nach Luhmann »Fehlermöglichkeiten und Korrekturnotwendigkeiten« präzisieren und »Argumentationsketten über mehrere Glieder und Generalisierungsstufen hinweg kontrollieren«. <sup>340</sup> Argumente können nun hinsichtlich ihrer Leistungsstärke beurteilt werden, »weil man wissen kann, was sie eröffnen und was sie verbauen«. <sup>341</sup> Das Problem der Argumentation liegt schließlich »im Gewinnen besserer kombinatorischer Lösungen«, <sup>342</sup> die eine Selektion hinsichtlich der binären Codierung wahrscheinlich machen. Dies bedeutet nicht nur, dass mit jeder Selektion auf die Möglichkeit weiterer kombinatorischer Lösungsmöglichkeiten verwiesen wird, die zusätzlichen Erkenntnisgewinn versprechen, sondern auch, dass mit jeder Selektion zugleich Stabilisierungseffekte erreicht werden, die die Benutzung methodischer Schritte oder theoretischer Feststellungen betreffen. Dies kann implizit erfolgen oder explizit über die Zuordnung zu einem der beiden Werte der binären Codierung. Implizit deshalb, weil komplexe Theoriekontexte nicht in jeder Argumentationskette vollständig erfasst werden können. Luhmann spricht davon, dass solche

338 Ebd., S. 440.

339 Ebd.

340 Ebd., S. 440f.

341 Vgl. ebd., S. 441.

342 Vgl. ebd.

Aspekte, die zwar im Theoriezusammenhang wichtig sind, aber nicht eigens thematisiert werden können, sogenannte »Mitwirkungspflichten« erhalten müssen.<sup>343</sup> Explizit, weil jeder methodische Schritt oder jeder theoretischer Satz durch neue kombinatorische Problemlösungen von Grund auf der Möglichkeit der Revision ausgesetzt wird, weil diese mit ›alten‹ Wahrheiten in Konflikt geraten. Das Neue wird demnach nur zur Information, wenn die dazugehörige Konsistenzprüfung einmal festgestellte Unwahrheiten ebenso einbezieht wie die Reproduktion von Wahrheiten. Selbst der Markierung einer Theorie als unwahr kann man dann noch Positives abgewinnen, weil sie für die Produktion von Variationen im Kontext der Erwartungen kondensierbaren Sinn ergeben. Und erst in dieser Form der Darstellung, erst über Publikation, lässt sich die erreichte Problemlösung auf die Selektion von wahr/unwahr zuspitzen, die dann nicht mehr nur von den möglicherweise zwingenden Argumentationen dieser Publikation abhängt, sondern gleichzeitig von den Beobachtungen in der scientific community und weiteren Zufällen.<sup>344</sup> Über Publikation wird damit strukturell die Differenzierung von Aufzeichnungsfähigkeit einer Variation und kommunikativem Erfolg der Selektion erreicht. Und gerade die Orientierung an Methodik in der Herstellung neuer Variationen zeichnet wissenschaftlich konditionierte Variationsbildung gegenüber der Beliebigkeit von Variation aus.

Bereits eine so verstandene Publikationsform bezeichnet höchst redundante Strukturen des Systems, in denen Variationen nur noch im Kontext theoretischer und methodischer Ausdifferenzierung Sinn ergeben. Parallel hierzu lässt sich zeigen, inwiefern Forschung zunehmend auf wissenschaftliche Beobachtungsergebnisse 2. Ordnung angewiesen ist. Aus der Perspektive der Variation zeigt sich der Übergang von Forschung zu Publikation einschließlich einer erfolgreichen positiven Selektion noch fast als eine Art Zufall. Doch Luhmann stellt fest: Die »reflexive Forschung über Forschung [das heißt die Konstruktion restriktiver methodische Schritte] ermöglicht es, die Wahrheitschancen vorweg positiv bzw. negativ zu beurteilen. Forschung selbst wird dann als empirisches Verhalten und Kommunizieren einer bestimmten Art unter Wahrheitsgesichtspunkten beurteilt. ... Durch Einschaltung reflexiver Zwischenprozesse kann der Forschungsprozess also sein eigenes Nichtstattfinden kontrollieren bzw. die Annahmen überprüfen, unter denen er stattzufinden tendiert.«<sup>345</sup> Das bedeutet, dass sich Vorstellungen der Richtigkeit des methodischen Vorgehens durchsetzen, die Disziplinierungseffekte an die Forschung zurückgeben. Methodische

343 Vgl. ebd., S. 441.

344 Ich werde hierauf im Rahmen des Kapitels Nebencodierung ›Reputation‹ zurückkommen.

345 Ebd., S. 335.

Schritte sind dann nicht mehr reiner Beliebigkeit ausgesetzt, sondern stellen »Anweisungen an eine Beobachtung zweiter Ordnung« dar.<sup>346</sup> Damit setzen sich »Metaregeln der Methodologie« durch, die den »harten Kern der Anforderungen an Wissenschaftlichkeit definieren« und denen jede Variation, sei sie persönlich oder parawissenschaftlich, die entsprechende Aufmerksamkeit schenken muss.<sup>347</sup> Die Entscheidung über die beiden Werte wahr/unwahr lässt sich demnach über Forschung, eben aufgrund der Differenz Forschung/Publikation, zwar nicht deduzieren oder vorhersagen, aber sie lässt sich steigern, indem die Regeln der Richtigkeit der wissenschaftlichen Arbeitsweise eingehalten werden.

Damit wird ebenfalls bestätigt, was im allgemeinen Teil ausgearbeitet wurde, nämlich, dass sich Programme und Codierung unterscheiden und sich die Werte der binären Codierung nicht aus solchen Programmen determinieren lassen. Die Kriterien für die Richtigkeit der Wahl werden sozusagen primär in einem anderen als für die Selektion zuständigen »Bereich« genutzt. Im Kontext tatsächlicher Publikationen wird Selektion schließlich zu einem auf die Codierung wahr/unwahr zugeschnittenen Konstrukt aktualisierter Beobachtung, und es kommt letztlich auf eine entsprechende Bewertung an, ob aus einer Variation eine Selektion wird. Inwiefern Selektionen dann wieder zu weiteren Forschungshandlungen anregen, hängt von der Selektivität der Selektion, von ihrem Informationsgehalt, von dem weiterhin zu verarbeitenden Neuerungswert dieser Selektion und von der paradoxen Anlage des Schemas Problem/Problemlösung ab.

Anschlussfähigkeit wird damit durch die Differenzierung von Variation und Selektion strukturell abgesichert, da sie immer schon auf ein System bezogen ist, das sich zugleich durch einen präformierten Publikationskontext und durch darauf bezogene, methodisch reglementierte Forschungsaktivitäten auszeichnet. Forschung und Publikation übernehmen damit eine besondere Stabilisierungsfunktion innerhalb des Wissenschaftssystems, die einerseits die wissenschaftliche Kommunikation mit ihrer Trennung von Beobachtungsebenen auf redundante Bahnen verweist, aber andererseits als ein »dynamisches Prinzip«<sup>348</sup> beobachtet werden kann, das durch die Entkopplung varianter Unterschiedsbildung vom Schema wahr/unwahr dazu auffordert, ständig neue Variationen auszuprobieren.<sup>349</sup>

346 Vgl. ebd., S. 579.

347 Vgl. ebd.

348 Siehe in einem allgemeineren Kontext und mit Bezug auf die Stabilisierungsfunktion Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 492.

349 Luhmann weist darauf hin, dass »schon in der Form des gedanklich und schriftlich fixierten Ideengutes der Anreiz [liegt], es zu ändern.« Luhmann, Niklas: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. Band 1, S. 47.



Dynamik und Redundanz, so lässt sich abschließend festhalten, lassen sich gerade durch die Differenz von Forschung und Publikation gleichzeitig prozessieren und lassen sich deshalb ebenso auf die Form von grundsätzlich instabilen Kriterien bringen. Publierte Variationen stellen trotz Gedächtnisbildung immer wieder vor die Wahl: wahr/unwahr; dies macht das Wissenschaftssystem zu einem kognitiv eingestellten System. Es muss zulassen, dass auch festgestellte Unwahrheiten etwas für das System bedeuten; bis hin zur Destruktion hochredunder Strukturen. Dies funktioniert jedoch nur, weil die Feststellung jeder Unwahrheit, das heißt die Selektion einer Variation innerhalb des Systems, *uno actu* zu einer wahren Kommunikation wird, eben weil sie diese Feststellung der Unwahrheit als eine wahre kommuniziert, und diese Feststellung etwas für das System bedeutet. Festgestellte Unwahrheiten lösen in dieser Hinsicht auf struktureller Ebene zugleich Destabilisierungseffekte und Stabilisierungseffekte aus, indem sich an diese neue Erkenntnis Variationen anschließen lassen, die zum Teil auf alten Wahrheiten aufbauen, aber andererseits die festgestellten Strukturdefizite, die auf eine überholte Gedächtnisbildung infolge der bis dahin gültigen Unwahrheit beruhen, zu beheben versuchen.<sup>350</sup> Mit diesem *Uno-actu-Prinzip* liegt also eine sehr hohe Technizität der Codierung vor, die hier gleichermaßen das leistet, was im Wirtschaftssystem die quantifizierbare ›Übertragbarkeit‹ von Informationen in Form von Zahlungen und deren Ausbleiben regelt.

Dieses *Uno-actu-Prinzip* wurde bereits im Rahmen der Selbstplacierung der beiden Werte einer binären Codierung in seinem Positivwert besprochen. Damit diese Selbstplacierung im Wissenschaftssystem funktioniert – oder anders, damit eine nicht rein logisch herbeizuführende Asymmetrisierung eines eigentlich symmetrischen Codes funktionieren kann – hat sich in der Analyse der Anschlussfähigkeit gezeigt, dass sich das Wissenschaftssystem in die beiden Bereiche Forschung und Publikation ausdifferenziert. Durch diese Ausdifferenzierung gelingt es dem System sowohl dem Varianten produzierenden Schema Problem/Problemlösung als auch dem stabilisierenden und damit negationsverträglichen Verfahren übergeordneter Erwartungsbildungen bezüglich der Herstellung und Darstellung wissenschaftlicher Erkenntnisse gerecht zu werden. Im allgemeinen Teil habe ich bereits beschrieben, dass die Selbstplacierung der beiden Codewerte in dem Positivwert nur funktionieren kann, wenn sie als Entparadoxierungsstrategie auf besondere, bereits restriktive Reflexionsleistungen des Systems setzen kann, die verhindern, dass es zu einer Beobachtung der Einheit der Unterscheidung der Codierung kommt. Dies habe ich oben an der Unterscheidung Gesetzgebung/Rechtsprechung zu verdeutlichen versucht.

350 Siehe ausführlich hierzu das nächste Kapitel: Der Reflexionswert ›unwahr‹.



Im Wissenschaftssystem zeigt sich nun, dass Anschlussfähigkeit auf der Ebene der Selektion deshalb möglich ist, weil sie voraussetzen kann, dass der Kontext der Herstellung von dem Kontext der Darstellung wissenschaftlicher Erkenntnisse nicht nur sachlich unterschieden, sondern auch zeitlich getrennt ist. Dadurch wird eine Asymmetrie in das System eingehängt, die durch sequenzierte Rücksichtnahme auf Beobachtungen durch Programme, die die Kriterien für die Richtigkeit der Wahl definieren, verhindert, dass etwas zugleich wahr und unwahr ist: erst Herstellung, dann Darstellung. Die Selektion von Wahrheit setzt diesen Kontext zugleich voraus und reproduziert ihn. Wahrheit wird hergestellt und zeigt durch ihre Selektion, dass sie als überprüfte Wahrheit zu gelten hat und bezieht deshalb frühere Reflexionsleistungen, wie immer implizit oder explizit, mit ein. Negation ist dann nicht mehr zugleich aber im nächsten Moment möglich. Mit einer weiter oben entlehnten Formulierung kann man schließlich sagen, dass am Positivwert die »Selbstplatzierung« des ganzen Codes vorkommt und zwar so, dass stets die Wahrheit bezeichnet wird und die Unwahrheit als »erkannter Irrtum« weitere Forschungen in die irrige Richtung blockiert,<sup>351</sup> ohne die Variationsmöglichkeiten aufzuheben, die sich alleine schon aus der Wahrheit der Negation ergeben. Überhaupt zur Symmetrie der binären Codierung zu gelangen, das heißt, überhaupt erst eine selektionsfähige Alternative zu schaffen, ist nach dem bisher Gesagten sehr voraussetzungsreich. Die Reproduktion der Sozialität des *Erlebens* wird auf diese Weise nicht mehr durch Alltagskommunikation erreichbar. Aber sie motiviert dann dadurch, dass sie wissenschaftlich herbeigeführt werden kann, und das bedeutet, dass sie eben auch dann glückt, wenn sie *nur* die Unwahrheit feststellt. Selektion motiviert, weil sie nach dem Uno-actu-Prinzip als wahr zu gelten hat und damit in jedem Fall die geeigneten Asymmetrien (re)produziert.

### *Der Reflexionswert ›unwahr‹*

Damit wird auch deutlicher, wieso der Wert ›unwahr‹ keine Möglichkeiten besitzt, eine eigene Welt zu konstruieren. Umgekehrt: Man muss nun ganz genau hinschauen, wie sich dieser Wert des Wissenschaftssystems überhaupt als Eigenwert und damit als Reflexionswert des Systems behaupten kann.

Mit Bezug auf den Wert ›unwahr‹ macht Luhmann darauf aufmerksam, »daß Wissen sich nur bilden kann, wenn festgelegt werden kann, wie (und gegebenenfalls was) im Enttäuschungsfalle zu lernen ist. Man

351 Vgl. hierzu auch Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 202f.

kann wichtige Erwartungen nur aufgeben, wenn sie ersetzt werden können; wenn also feststellbar ist, was *statt dessen* der Fall ist.<sup>352</sup> Auch wenn man im Anschluss hieran sagen kann, dass der Designationswert immer dasjenige bezeichnet, was in der Welt der Fall ist, und der Wert ›unwahr‹ lediglich ›Tatsachen‹ aus dieser Welt ausschließt, ohne dass mit diesem Ausschluss eine Art Parallelwelt aufgebaut werden könnte, so handelt es sich dennoch bei dem Negativwert um einen Eigenwert des Systems, der von dem Positivwert ›wahr‹ unterschieden werden muss. Anders ließen sich die symmetrischen Eigenschaften der binären Codierung wahr/unwahr gar nicht verstehen, die darauf hinweisen, dass nur beide Werte zusammen als Leitdifferenz des Systems auftreten können.

Während der Designationswert von dem ausgeht, was der Fall ist, muss sich der Negativwert also auf das beziehen, was nicht (mehr) der Fall ist. Der Übergang zur Wahrheit, der wie gezeigt *uno-actu* geschieht, trägt dann immer den Zusatz: was stattdessen? Diese Besonderheit setzt den Negativwert bestimmten Einschränkungen aus. Luhmann sagt hierzu:

»Wo wie man von Unterlassungen nur sprechen kann, wenn Handeln erwartet wird, ist auch der Reflexionswert nur unter bestimmten Bedingungen der Spezifikation praktikierbar. In dieser Hinsicht ist der Code programmabhängig, im Falle der Wissenschaft theorieabhängig. Man formuliert nicht aufs Geratewohl Sätze, um dann sich um die Feststellung ihrer Unwahrheit zu bemühen. Die festzustellende Unwahrheit muss ›interessant‹ sein, muß also im Falle ihrer Wahrheit eine sinnvolle Theorie ergeben. Andernfalls wäre alles möglich und das System hätte an seiner Struktur nicht genügend Führung; es könnte nicht als strukturdeterminiertes System operieren, sondern wäre in dem, was es tut, auf externe Spezifikation angewiesen.«<sup>353</sup>

Der Unterschied zwischen Designationswert und Reflexionswert tritt hier durch Bezugnahme auf die Programmebene deutlich hervor. Versteht man die Selektion als eine Bezeichnung innerhalb einer Unterscheidung, dann bedeutet die Markierung einer Kommunikation mit dem Wert ›wahr‹, dass zwar etwas Bestimmtes gewählt wird, aber auch, dass etwas – und dieses etwas kann durchaus unterbestimmt sein – ausgeschlossen wird. Der Ausschluss bleibt in diesem Fall unmarkiert. Er erhält aber seinen stetigen Rückhalt durch die schon im nächsten Moment gegebene Möglichkeit der Spezifizierung des Ausgeschlossenen. Mit anderen Worten: Die Markierung einer Kommunikation mit dem Wert ›unwahr‹ ermöglicht dem System gewisse Bestimmtheitsgewinne, indem sie die Form der Selektion anders als bisher fasst: als zum Beispiel dies und nicht

352 Ebd., S. 151.

353 Ebd., S. 205.

das.<sup>354</sup> Durch diese Unterschiedsbildung wird die Codeebene über den Reflexionswert an die Programmebene gekoppelt, da sich Möglichkeiten der Negation nur dann zeigen, wenn sie in methodisch angeleiteten Argumentationsketten, also unter der Voraussetzung hoher Auflösungs- und Rekombinationsfähigkeit, an redundanten Strukturen auftreten. Insofern bezieht sich die Feststellung einer Unwahrheit immer auf Erwartungsstrukturen theoretischer Annahmen und konkretisiert damit den Kontext unter dem weiter geforscht werden kann; oder mit anderen Worten: An welchen Stellen nun das Schema Problem/Problemlösung ansetzen muss, wenn es diese erkannte Unwahrheit berücksichtigen will.

Dies hat zur Folge, dass ein erkannter Irrtum nicht nur einfach zum Wegfall bisher gültigen Wissens führt, sondern »er dient darüber hinaus der rückwirkenden Begradigung der Erkenntnis«.<sup>355</sup> Luhmann geht davon aus, dass mit der Feststellung einer Unwahrheit anerkannte »Realitätskonstruktionen« zugleich bestätigt und modifiziert werden.<sup>356</sup> Ein Irrtum wird »als mögliche Erkenntnis aufgehoben und erinnert. Er wird, um einen Begriff von Yves Barel zu verwenden, ›potentialisiert‹ und bleibt so in einer Form erhalten, auf die künftig zurückgegriffen werden kann«.<sup>357</sup> Laut Luhmann wird dadurch die Wahrscheinlichkeit anderer Annahmen erhöht, weil der Reflexionswert sicherstellt, dass »Anschlussfähigkeit nicht an ungeeigneter Stelle vermutet wird und daß sie sich nicht von selbst versteht, sondern im System erarbeitet werden muß«.<sup>358</sup> Anschlussfähigkeit ist dann aber auch jederzeit innerhalb des Systems änderbar, wenn neue Forschungen eine solche nahe legen.<sup>359</sup> Die Feststellung einer Unwahrheit wird für das System so zu einer Möglichkeit der Informationsgenerierung; ihr kann etwas Positives abge- wonnen werden.<sup>360</sup> Während der Designationswert unter der Bedingung der Selbstplacierung funktioniert und unter Ausschluss der Möglichkeit einer gegenwärtig stattfindenden Selektion von Unwahrheit behauptet, was der Fall ist, so steht der Reflexionswert eben für diese Aktualität der Möglichkeit der Selektion einer Unwahrheit; das Uno-actu-Prinzip wird während dieses Ereignisses nicht aufgelöst. Die Negation schließt aber für den Moment ihrer Feststellung eine bestimmte Form der Wahrheit aus, ohne damit ins Leere zu fallen. In diesem Sinne sagt Luhmann über den Reflexionswert, dass an ihm »die Einheit der Differenz von wahr und unwahr also die Paradoxie des Codes zur Reflexion« kommt und

354 Vgl. hierzu auch ebd., S. 391. Siehe hierzu auch wieder Baecker, Dirk: »Die Unterscheidung zwischen Kommunikation und Bewußtsein«, S. 224f.

355 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 202.

356 Vgl. ebd.

357 Ebd., S. 202f.

358 Ebd., S. 203.

359 Vgl. ebd.

360 Siehe hierzu ebenfalls ebd.

die Operationen ins Anschlussfähige zurückgeleitet werden.<sup>361</sup> Die Feststellung einer Unwahrheit als Eigenwert des Systems ist also nur sinnvoll und führt nur dann zu einer Reproduktion des Systems, wenn sie in den Kontext einer »rückwirkenden Begradigung«,<sup>362</sup> das heißt ihrer innersystemischen ›Wahrheit‹, gestellt wird.

Dieser Besonderheit von ›Negation‹ im Systemzusammenhang trägt Luhmann Rechnung, wenn er behauptet, dass »auf der negativen Seite des Code (und nur hier) .. die Unterscheidung in der Unterscheidung«<sup>363</sup> erscheint. Er sagt:

»Nur hier gibt es den re-entry im Sinne von Spencer Brown. Die Wahrheit bezeichnet das, was der Fall ist. An der Unwahrheit kommt zur Reflexion, ob das zutrifft oder nicht. Somit beruht die Asymmetrie der Unterscheidung letztlich darauf, daß nur auf einer ihrer beiden Seiten ein re-entry stattfinden kann; und zugleich beruht die eigentümliche Ausbalanciertheit des Code darauf, daß dies nicht die Seite ist, auf der die Anschlussfähigkeit organisiert, also die eigentliche Funktion erfüllt wird.«<sup>364</sup>

Luhmann vermutet in »dieser eigentümlichen Form der Codierung ein hochsignifikantes Merkmal« zur Beschreibung der modernen Gesellschaft, vorausgesetzt, es ließe sich ebenfalls in anderen Funktionssystemen nachweisen.<sup>365</sup>

Im Wissenschaftssystem beruht die hier beschriebene Ausbalanciertheit der binären Codierung auf einer vorgängigen Ausdifferenzierung der Unterscheidung Forschung/Publikation. Nur auf der Seite der Publikation lassen sich die beiden technischen Elemente Selbstplacierung im positiven Wert und Reflexion im negativen Wert in Symmetrie bringen, ohne die Reproduktion des Systems, das heißt die Anschlussfähigkeit, zu gefährden. Die Analyse der Anschlussfähigkeit hat aber nicht nur gezeigt, dass die Seite der Publikation für die Symmetrie zuständig ist, sondern auch, dass die Ausdifferenzierung einer auf Erkenntnisse bezogenen Forschung für die erforderlichen Asymmetrien in den Operationen des Systems sorgt. Denn im Bereich der Forschung kann das Schema Problem/Problemlösung nicht über den Wert ›unwahr‹ ausgeschlossen werden; wozu eine weitere Beobachtung dieses Forschungsprozesses in Form der Publikation nötig wäre. Dies führt in der Forschung dazu, dass die Selektion der Unwahrheit hier nicht vollzogen, sondern lediglich als Ausgangspunkt oder als Ziel einer dorthin führenden Programmatik verstanden werden kann. Die strukturelle Ausdifferenzierung von evo-

361 Vgl. ebd.

362 Siehe zu diesem Aspekt wieder ebd., S. 202.

363 Ebd., S. 203.

364 Ebd.

365 Vgl. ebd., S. 203f.

lutionären Mechanismen gegeneinander, wie dies in spezifischer Weise für die Variation und Selektion im Wissenschaftssystem gezeigt wurde, führt mithin zur Ausgestaltung von auf Anschlussfähigkeit ausgerichteten Beobachtungsmöglichkeiten, die sich sozusagen als Gegenpol einer reflexionsüberlegenen Negation formieren.

›Limitationalität‹

Eng mit dem Begriff der Negation ist im Wissenschaftssystem der Begriff der ›Limitationalität‹ verbunden. Unwahrheiten fungieren, wie festgestellt, im Sinne eines kontrollierten Strukturabbaus, bei sich neu darbietendem Variationsaufbau. Unwahrheiten *limitieren* sozusagen, wie Weltzusammenhänge innerhalb des Systems beobachtet werden können. Die spezifischen Einschränkungen auf der Negativseite limitieren demnach den Variationsbereich der Positivseite.<sup>366</sup> Luhmann spricht in diesem Rahmen von *Limitationalität als Kontingenzformel* des Wissenschaftssystems. Diese ›Limitationalität ist zum Beispiel daran zu erkennen, daß die Negation eines Prädikats (x ist nicht rot) erkennen läßt, welche Optionen dann noch offen sind.«<sup>367</sup> Sie funktioniert als Kontingenzformel des Wissenschaftssystems, da sie die beliebige Kontingenz der Weltbezüge in »sinnvolle Negations- und Bestimmungsmöglichkeiten, in strukturierte Kontingenzen« transformiert.<sup>368</sup> Luhmann sagt, dass sie damit die für Kontingenzformeln nötige Doppelschichtigkeit in den Operationen zeigt: Einerseits liefert der Designationswert die Unendlichkeit immer weiterer Möglichkeiten, indem er die bestimmte Negation kreuzt, was bedeutet, dass diese lediglich im Rahmen von Konsistenzprüfungen erinnert werden und der Positivwert ansonsten auf die Konstruktion von anschlussfähigen Weltzusammenhängen spezialisiert ist, und andererseits sorgt der Reflexionswert dafür, dass diese Zusammenhänge nicht in völliger Beliebigkeit ablaufen, sondern der Positivwert mit den dort getroffenen Bestimmungen konfrontiert wird und so zu einer lernbereiten Programmierung des Systems auffordert, die sicherstellt, dass trotz der steigenden Unsicherheit durch immer neue Erkenntnisse »bestimmte Operationen als richtig und andere als falsch behandelt werden können«.<sup>369</sup> Mit Bezug auf die Programmebene sagt Luhmann: »Auch Methoden müssen, um Resultate erreichen zu können, Limitationalität voraussetzen als Bedingung der operativen Ergiebigkeit ihrer Verfahren.

366 Vgl. ebd., S. 392.

367 Ebd.

368 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Moral der Gesellschaft*, S. 63.

369 Vgl. hierzu Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 401 und Luhmann, Niklas: »Die Ausdifferenzierung von Erkenntnisgewinn«, S. 118.

In dieser Hinsicht sind sie auf Theorieimporte angewiesen; oder genauer formuliert: auf Grundvorstellungen, die im Kontext von Theorie und im Kontext von Methode zugleich fungieren«. <sup>370</sup> Daraus wird deutlich, dass Theorien und Methoden in einem gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis stehen und dass die sie bestimmende Limitationalität ebenso wie auf der Ebene der Codierung als eine Anweisung zur Konsistenzprüfung der aktuell ablaufenden Operationen verstanden werden muss. Wie kein anderes Funktionssystem ist das Wissenschaftssystem in dieser Hinsicht auf ein hochspezialisiertes Gedächtnis angewiesen, da die Ebene der Programme in ihrer Hinführung auf die Wahrheitswerte auf eine stetige Verarbeitung der Potentiale von erkannten Irrtümern angewiesen ist. Wer im Wissenschaftssystem anschlussfähig sein möchte, kommt also nicht umhin, den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft, das heißt die Erfordernisse der Programmebene, in der Erkenntnisproduktion nicht nur zu berücksichtigen, sondern zu reproduzieren.

#### 4.2.7 Theorien und Methoden

Bezogen auf diese Definition von Limitationalität und ihrer Realisation im Bereich der Theorien und Methoden lohnt es sich deshalb, diese zwei Programmtypen des Wissenschaftssystems noch einmal näher anzuschauen. Im Anschluss an die bisherigen Erörterungen zu Theorien und Methoden kann man mit Luhmann sagen, dass »Theorien als programmspezifische Strukturen und Methoden als Regeln für die Selektion von Forschungsprozessen« funktionieren. <sup>371</sup> Sowohl Theorien als auch Methoden generalisieren hierzu, wie gesagt, Bedingungen für die Richtigkeit von theoretischen Ergebnissen einerseits, sowie methodischen »Prozessen der Forschung« andererseits. <sup>372</sup>

Luhmann macht bezüglich der Theoriebildung deutlich, dass Limitationalität hier bedeutet, dass das weiter oben beschriebene Verhältnis von Satzsubjekt und Prädikat eine »wechselseitige Einschränkung ... unter Ausschluß von Weltmöglichkeiten, die außerhalb der Beziehbarkeit dieses Prädikats auf dieses Subjekt liegen«, simuliert. <sup>373</sup> Dabei bleibt anzumerken, dass sich theoretische Aussagen nicht notwendig auf empirische Tatsachen beziehen; es kann sich hierbei auch um Aussagen über Begriffe

370 Ebd., 116. Für das Wissenschaftssystem nennt Luhmann fünf Möglichkeiten, »Limitationalität« einzuführen: Gattungslogik, Typologik (insbesondere Kreuztabellierung), gesetzesförmige oder statistische Regelmäßigkeiten, Falsifikationsprinzip und funktionaler Vergleich«, s. hierzu S. 119.

371 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Moral der Gesellschaft*, S. 61.

372 Vgl. ebd., S. 61f.

373 Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 407.

handeln, was in diesem Fall zu einer Auflösung des unmittelbaren Bezugs auf empirische Referenzen führt.<sup>374</sup> Hierin zeigt sich dann nochmals eine Bestätigung des konstruktivistischen Weltzugangs, der die Funktionsweise der Theorien nicht an einer Übereinstimmung mit Wertsachverhalten ausmacht, in der der Gegenstand die Einheit der Theorie garantiert, sondern hier zeigt sich umgekehrt, dass Theorien die Einheit des Gegenstandes bezeichnen und Erkenntnis zu einem systeminternen Produkt wird.<sup>375</sup> Die für Theorien übliche Fremdreferenz kommt nach Luhmann dadurch zustande, dass »man selbstreferentielle Sätze (auch solche harmloser Art wie: dieser Satz ist wahr) aus dem Bereich möglicher Theorien« ausschließt.<sup>376</sup> Theoretische Sätze beziehen sich dann auf etwas anderes als sich selbst und operieren aufgrund dieses nicht umkehrbaren Verhältnisses zu dem, was sie meinen (dies kann die Umwelt sein, aber auch das System, das diese Aussage produziert), mit eingebauter Asymmetrie.<sup>377</sup> Die Besonderheit der Generalisierung komplexer Theorien liegt nach Luhmann darin, *Vergleichsgesichtspunkte* zu schaffen, an denen sich die entsprechenden Asymmetrisierungen anschließen können.<sup>378</sup> Theoriearbeit stellt für Luhmann »eine Verwissenschaftlichung von Aussagen« dar, die sich »auf einem Kontinuum des Vergleichsinteresses um zunehmend unwahrscheinliche Vergleiche, also um Feststellungen von Gleichheiten an etwas, was zunächst als ungleich erscheint« bemüht. »Der satzförmige Duktus der Autopoiesis wissenschaftlicher Kommunikation«, der sowohl Asymmetrisierungen und Limitationalität mit sich führt,<sup>379</sup> kann in seiner komplexen Anlage dann als Bedingung der Richtigkeit für Selektionen gelten.

Luhmann stellt jedoch fest, dass derart stabilisierte Theorien, wenn sie isoliert vorkämen, selbst als Kriterium für ihren eigenen Fortbestand zu gelten hätten, der »auf eine Abweisung aller Variation hinaus[liefe]« und bei dem »das richtige Wissen .. zwar Abweichungen erkennen, .. sich selbst aber nicht in Frage stellen« könnte.<sup>380</sup> So lässt sich Luhmanns Hinweis verstehen, wenn er sagt, dass »die Arbeit an Theorien .. von sich her keine Zweiwertigkeit« erfordert.<sup>381</sup> Er schließt hieraus, dass man einen weiteren Programmtyp braucht, der darauf ausgerichtet ist, »den binären Code, die Unterscheidung von wahr und unwahr, zur Geltung zu bringen.«<sup>382</sup> Erst mit der Berücksichtigung von Methoden als zusätzlichem Programmtyp, wird die Selektion, wie bereits gesagt, innerhalb des Wis-

374 Vgl. ebd., S. 406.

375 Vgl. hierzu ebd., S. 407.

376 Ebd., S. 406.

377 Vgl. ebd.

378 Vgl. ebd., S. 408

379 Vgl. ebd., S. 407.

380 Ebd., S. 578f.

381 Vgl. ebd., S. 413.

382 Ebd.

senschaftssystems auf die binäre Codierung zugespißt und eine Konkurrenz zwischen altem und neuem Ideengut freigesetzt.<sup>383</sup> Dies leistet nach Luhmann die Methodologie, die er als »eine Transformation von Evidenzen und Erfahrungen in Probleme« beschreibt.<sup>384</sup> Diese Funktionsweise einer Methodologie schließt an das an, was ich weiter oben im Rahmen des Schemas Problem/Problemlösung bereits beschrieben habe. Die methodische Orientierung an Problemen zeigt sich dort als eine Ausdifferenzierung »aus dem Bereich des Bekannten, immer schon Gewußten«. <sup>385</sup> In dieser Hinsicht ist von »Theorien als Problementdeckungshilfen« <sup>386</sup> die Rede. Bedenkt man nun, dass Theorien nur unter der Prämisse der Limitationalität funktionieren, so hat dies ebenfalls methodische Konsequenzen. Nach Luhmann funktioniert nämlich ein Problem »nur, wenn es die Zahl möglicher Problemlösungen limitieren kann, und es funktioniert schlecht (Beispiel: das berühmte Problem der Bestandserhaltung), wenn die Zahl der Problemlösungen zu groß ist«. <sup>387</sup> Deshalb – und dies ist wichtig – erscheint ein Problem nach Luhmann »nur, wenn es zugleich Beiträge zu einem Plan für die Lösung des Problems mitführt, also Beschränkungen für das enthält, was als ›Lösung‹ zugeordnet und akzeptiert werden kann«. <sup>388</sup> In dieser paradoxen Anlage des Schemas liegt denn auch ein Pragmatismus, der es ermöglicht, Problemstellungen nur so weit zu abstrahieren, dass an ihnen funktional äquivalente Problemlösungen ausgemacht werden können. <sup>389</sup> Die Beobachtungen solcher Beschränkungen, die sowohl für Alter als auch für Ego nachvollziehbar sein müssen, führen, wie bereits oben ausgeführt, innerhalb der Wissenschaft zu einer restriktiven Verwendung der Methoden, zu einer Selbstbeobachtung zweiter Ordnung. <sup>390</sup> Geht man von diesem Schema Problem/Problemlösung aus, dann ermitteln Methoden nach Luhmann »Bedingungen, die angenommen werden müssen, um eine Entscheidung zwischen den beiden Werten zu ermöglichen«. <sup>391</sup>

Damit es also zu einer solchen Entscheidung über den binären Code wahr/unwahr und zur Fortsetzung der Autopoiesis des modernen Wissenschaftssystems kommen kann, müssen beide Programmtypen unter der Bedingung der Limitationalität eingerichtet sein. Denn sowohl theoretische als auch methodische Operationen blieben ohne sie unbestimmt. Luhmann macht in dieser Hinsicht deutlich, dass die Methoden deshalb

383 Vgl. ebd., S. 579.

384 ebd., S. 427.

385 Vgl. ebd.

386 Vgl. ebd., S. 424f.

387 Ebd., S. 424.

388 Ebd.

389 Vgl. ebd., S. 425.

390 Vgl. ebd., S. 413

391 Ebd., S. 413f.



auf eine zeitliche Differenzierung ihrer Prozessschritte angewiesen sind; ansonsten könnte die unbestimmte Zirkularität der Werte der binären Codierung nicht unterbrochen werden. Und ebenso sind die Theorien auf Externalisierungen ihrer Operationen angewiesen, »denn in sich selbst ist das Externum ja ebenso unbestimmt gegeben wie der Zirkel«<sup>392</sup> Die Funktionsweise der Limitationalität auf Programmebene kann man daran erkennen, »daß von begrenzten Möglichkeiten ausgegangen werden muß, wenn man behaupten will, daß die Feststellung von Wahrheiten bzw. von Unwahrheiten den Bereich der noch zu prüfenden Fragen verkleinert und nicht (worauf ja manches hindeutet) vergrößert.«<sup>393</sup>

In dieser Aussage Luhmanns wird angedeutet, dass das Wissenschaftssystem trotz starker Ausdifferenzierung seiner Programme nicht auf eine strukturbedingte Unbeweglichkeit hinausläuft. Einerseits zeigte bereits die Analyse zur Anschlussfähigkeit, dass an Wahrheits- und an Unwahrheitsfeststellungen immer ein Informationsüberschuss produziert wird, der für ausreichende Variationen im System sorgt; andererseits, und dies zeigt die Analyse der Programmebene, darf Limitationalität nicht als eine Art teleologisches Prinzip verstanden werden. Die Programme lassen sich nicht aus ihr deduzieren. Es handelt sich vielmehr um ein zirkuläres Verhältnis, da oftmals erst in der Produktion oder der Nutzung von Programmen Limitationalität erkennbar wird.<sup>394</sup> Dies läuft nach dem bisher Gesagten darauf hinaus, dass Forschungskontexte und hier getroffene Entscheidungen die benutzten Theorien und Methoden »unter wie immer willkürlichen und vorläufigen Limitierungen in Operation« setzen.<sup>395</sup> Faktisch ist es dann so, dass das System in jeder Situation die nötigen Limitierungen findet und die Möglichkeit nutzt, dass von *theoretischen* Limitationen ausgehend, *methodische* Limitationen in Frage gestellt und ausgewechselt werden können und umgekehrt. Luhmann schreibt: »Die Theorien können ausgewechselt werden, je nach dem, was ihre methodische Überprüfung ergibt. Und die Methoden werden gewählt, korrigiert und gegebenenfalls weiterentwickelt je nach dem, was man zur Überprüfung von Theorien braucht, und je nach dem, welche Theorien den Voraussetzungen der Methoden (zum Beispiel: Kausalität) Plausibilität verleihen.«<sup>396</sup> Mit Luhmann kann man dann von »Limitationen ohne Limitation«<sup>397</sup> ausgehen. Und damit wird ebenso auf der Programmebene mit Hilfe der über Limitationen laufenden Trennung von Theorien und Methoden die Möglichkeit der Abschlüsse strukturell abgesichert.

392 Ebd., S. 405.

393 Siehe Anmerkung ebd., S. 470.

394 Vgl. hierzu auch ebd., S. 403.

395 Vgl. ebd.

396 Ebd.

397 Vgl. ebd.

## 4.2.8 Nebencodierung ›Reputation‹

Ein weiterer Punkt, der hier aufgrund seiner Nähe zur binären Codierung nicht ausgespart werden soll, betrifft die Orientierung an Reputation als einem Nebencode innerhalb des Wissenschaftssystems. Es wurde bereits festgestellt, dass das Wissenschaftssystem für seine Reproduktion auf Redundanzen und auf Varietät angewiesen ist. Das enorme Auflösungs- und Rekombinationsvermögen wissenschaftlicher Operationen trägt dem Rechnung durch die Orientierung an der hochtechnisierten binären Codierung wahr/unwahr und durch eine entsprechende, auf diese Werte spezialisierte Programmierung. Es zeigte sich, dass das Wissenschaftssystem durch seine besondere Konstruktion der Anschlussfähigkeit in der Lage ist, an redundanten Strukturen immer wieder Anlass für Neuerungen (Variationen) zu finden. Das Wissenschaftssystem kann auf diese Weise Wahrheiten in einem Ausmaß produzieren, das die Verarbeitungskapazitäten einzelner Beobachter bei weitem überschreitet. Im Vergleich zum Wirtschaftssystem liegt hier ein deutlicher Unterschied vor. Das Wirtschaftssystem ist in der Lage, Zahlungen nahezu ohne Gedächtnis im System zirkulieren zu lassen. Dies führt, wie dargelegt, zu einer Orientierung an *verständlichen* Preisen. Preise leisten eine auf Quantifizierung bezogene Komplexitätsreduktion für Beobachtungsaufgaben und lassen sich zum Beispiel für Marktbeobachtungen aufbereiten. Im Wissenschaftssystem entfällt eine solche Möglichkeit für Komplexitätsreduktionen auf der Ebene der Programme. Die Ausdifferenzierung vielfältiger wissenschaftlicher Disziplinen und die Unmöglichkeit, alle Arbeiten eines Faches im Rahmen wissenschaftlicher Operationen verarbeiten zu können, weisen hier vielmehr darauf hin, dass das Funktionssystem Wissenschaft auf eine serielle Verarbeitung seiner Programminhalte, also auf Gedächtnisleistungen, angewiesen ist – bei natürlich immer gegebener möglicher Differenzierung von Aufgaben und Disziplinen –, die ein gleichzeitiges Abarbeiten verschiedener Themen ermöglichen. Nun weist Luhmann darauf hin, dass eine damit einhergehende Komplexität, die sich in der »Überforderung des Beobachters« zeigt, in allen medienvermittelten Kommunikationen auftritt:<sup>398</sup>

»Medien bilden dynamische Systeme. Die Ereignisse haben Neuigkeitswert. Man hat wenig Zeit, sich auf das einzustellen, was gerade aktuell ist und Chancen oder Gefahren in sich birgt. Man muß sich deshalb an Symbole halten, die eine verkürzte Orientierung erlauben.«

Luhmann beschreibt hier eine Notwendigkeit autopoietischer Systeme. So sagt er an anderer Stelle,

398 Ebd., S. 245.

»dass im Begriff der ›poiësis‹, des Machens, des Herstellens ebenso wie noch deutlicher im Begriff der ›Produktion‹ nie die gesamte Kontrolle über alle Ursachen enthalten ist. Man kann immer nur einen Teilbereich der Kausalität kontrollieren. Wenn sie beispielsweise ein Ei kochen wollen, dann denken Sie, dass Sie eine elektrische Platte brauchen oder irgendwie Feuer machen müssen, aber Sie denken nicht daran, dass Sie den Luftdruck verändern oder die Zusammensetzung des Eis so modifizieren könnten, dass es von selber kocht. Ich weiß nicht, ob das technisch möglich wäre, aber es gibt eine ganze Menge von möglichen, normalerweise im Produktionsprozess vorausgesetzten Ursachen, die man variieren könnte, um zu neuen Produktionsverfahren zu kommen.«<sup>399</sup>

Und schließlich heißt es weiter:

»Im Begriff Produktion ist enthalten, dass man es in der klassischen Sprache nicht mit ›Creatio‹, mit Schöpfung von allem, was notwendig ist, zu tun hat, sondern nur mit Produktion, das heißt mit dem Hervorbringen aus einem Bedingungskontext, der sowieso da ist und unterstellt werden kann.«<sup>400</sup>

Bringt man diese unterschiedlichen Aussagen Luhmanns zusammen, dann ergibt sich für das Wissenschaftssystem ebenso wie für alle anderen Systeme die Notwendigkeit der Selektion von Operationen aus einem Horizont an Auswahlmöglichkeiten. Das heißt nichts anderes, als dass sich Selektion zur Wiedergewinnung von überschaubaren, vollziehbaren Optionen demnach partiell über Kontrollverlust des ›Ganzen‹ steuert; und dies mit dem Zusatz: »aus einem Bedingungskontext, der sowieso da ist«.

Nun liegt die Besonderheit für ein System wie Wissenschaft, das seine Reproduktion an dem symbolisch generalisierten Kommunikationsmedium ›Wahrheit‹ orientiert, darin, dass sich eine solche Komplexitätsreduktion nur rechtfertigen lässt, wenn es diese als *wissenschaftlich richtige* ausweisen kann. Die Frage nach der Richtigkeit der Selektion wird zu der Frage, was auf wissenschaftlichem Gebiet überhaupt zur Kenntnis genommen werden muss, damit eine solche gelingt. Eine Antwort liegt, wie Luhmann bemerkt, in der Möglichkeit einer immer weiter getriebenen Spezialisierung.<sup>401</sup> Eine weitere und bezogen auf die hier durchgeführte Analyse viel wichtigere Antwort sieht Luhmann demgegenüber in der Orientierung an *Reputation* als einem funktionalen Äquivalent zur Vereinfachung innerwissenschaft-

399 Siehe hierzu Luhmann, Niklas: *Einführung in die Systemtheorie*, S. 111.

400 Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 111f.

401 Vgl. ebd., S. 249.

licher und zunehmend auch externer Beobachtungen.<sup>402</sup> Das Erfordernis verkürzter Orientierung, das lediglich auf eine Partialkontrolle von Ursachen verweist, findet in der Reputation eine geeignete Form der Kausalzurechnung.<sup>403</sup>

Reputation stellt in dieser Hinsicht besondere Verdienste heraus, die innerhalb der Wissenschaft errungen werden können und koppelt sie an Eigennamen.<sup>404</sup> Namen haben dann eine besondere Bedeutung: »Publikationen werden mit Namen versehen, Zitieren anderer gehört zu einer inoffiziellen Teilnahmepflicht, und Bücher enthalten neben Sachverzeichnissen sehr oft Namensverzeichnisse.«<sup>405</sup> Mit einem solchen Bezug auf Namen, der über zugerechnete Leistungen funktioniert, lassen sich nach Luhmann zusätzliche motivationale Effekte auslösen, die durch die Orientierung an Wahrheit alleine nicht erbracht werden könnten.<sup>406</sup> Reputation ermöglicht, so kann man sagen, eine Konzentration auf das, »was mit hoher Wahrscheinlichkeit mehr Beachtung verdient als anderes«.<sup>407</sup> Es lassen sich zum Beispiel Bedingungen für eine wissenschaftliche Karriere ausfindig machen und entsprechende Kausalitäten einrichten.<sup>408</sup> Man kann sagen, dass das System seine Operationen zusätzlich auf dieser Ebene limitiert, indem es »die Beliebigkeit der Themenwahl, der Lektüre, des Zitierens und Formulierens« einschränkt.<sup>409</sup>

Diese Aussagen machen deutlich, dass Reputation als eine Form der Beobachtung wissenschaftlicher Operationen auf einer Ebene des Wissenschaftssystems eingerichtet ist, die den funktionierenden Wahrheitscode zwar nicht obsolet werden lässt, aber hier auf einer sensiblen Ebene zumindest Möglichkeiten zusätzlicher Orientierung zur Verfügung stellt. Luhmann spricht deshalb auch von der Reputation *als Nebencode* des Wissenschaftssystems:

402 Vgl. ebd. Siehe zur externen Einflussnahme durch Geldgeber und einer dadurch gelenkten Aufmerksamkeit für spezifische Reputationserfordernisse ausführlich Schimank, Uwe: »Reputation statt Wahrheit: Verdrängt der Nebencode den Code«. In: *Soziale Systeme* 16(2010), H. 2, S. 234ff.

403 Vergleiche hierzu Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 247. In Luhmanns früherer Schaffenszeit erhielt die ›Reputation‹ neben der Wahrheit einen weitaus höheren Stellenwert, als dies dann in der Folge der Konstruktion symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien der Fall war. Siehe Luhmann, Niklas: »Selbststeuerung der Wissenschaft«. In: *Jahrbuch für Sozialwissenschaft*, H.19, 1968, S. 147–170.

404 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 247.

405 Ebd.

406 Vgl. hierzu Luhmann, Niklas: »Die Ausdifferenzierung von Erkenntnisgewinn«, S. 113.

407 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 245f.

408 Vgl. ebd., S. 246.

409 Vgl. hierzu auch ebd.

»Man kann auch hier von Codierung (im Unterschied zu Programmierung) sprechen, weil das ganze Medium (und nicht nur ein Teilbereich der Forschung) dadurch strukturiert wird und weil der Reputationswert zwar deutlicher als das Signum Wahrheit erstrebenswert erscheint oder jedenfalls so vorgestellt wird, aber in sich keine Bedingung der Richtigkeit angibt. Ob Reputation richtig zugewiesen oder richtig versagt wird, richtet sich nach den ›wissenschaftlichen Leistungen.«<sup>410</sup>

Nebencodierungen entstehen nach Luhmann als *gegenläufige* Codierungen, wenn es zu der genannten Beobachterüberforderung innerhalb medienabhängiger Funktionssysteme kommt.<sup>411</sup> Sie sind dabei in der Lage, in etwa dieselben Funktionen wie der Hauptcode zu übernehmen. Sie sind mit gegenläufigen Eigenschaften ausgestattet, da sie nicht an der Abstraktheit der Codierung und ihren Spezifizierungen innerhalb der Programme anschließen können. Sie setzen ein Funktionalisieren der Primärcodierung wohl voraus – und hier weist auch Luhmann darauf hin, dass Reputation den Primärcode nicht ersetzt<sup>412</sup> –, aber sie treten da in Erscheinung, wo zum Beispiel eine größere Kontextabhängigkeit gefragt ist, die gesellschaftlich nicht in dem geforderten Maß, wie es bei der Primärcodierung der Fall ist, legitimationsfähig ist und deshalb mit mangelnder Darstellungsfähigkeit einhergeht. Luhmann weist in diesem Zusammenhang etwa auf die Gegenläufigkeit der informalen zur formalen Macht hin; oder auf den Ersatz des Geldes in Krisenzeiten durch zum Beispiel Zigaretten, Gold, Grund und Boden, etc.<sup>413</sup>

Die Gegenläufigkeit der Reputation liegt dann, wie gesagt, darin, dass diese in der Lage ist, sowohl Motive zu wecken als auch zu ersticken, die Publikationsauswahl zu steuern und auch innerhalb von Organisationen, wie zum Beispiel Hochschulen, Kriterien für eine geeignete Personalauswahl nahezulegen.<sup>414</sup> In diesem Zusammenhang weist Schimank darauf hin, dass Reputation als Folge eines »new public management« in den Hochschulsystemen zunehmend auch von Geldgebern der Forschung als Qualitätsindikator herangezogen und kriterial vermessen wird. Auf organisationaler Ebene und nicht zuletzt auch für Personalentscheidungen rückt dann die Beobachtung von Kriterien wie: »Publikationsmengen, *impact*-Faktoren der Publikationsorte, Zitationshäufigkeiten und Drittmittelsummen« in den Vordergrund und

410 Ebd., S. 247.

411 Vgl. zu den nachfolgenden Ausführungen zum Nebencode Luhmann, Niklas: *Macht*, S. 41f.

412 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 251.

413 Vgl. Luhmann, Niklas: *Macht*, S. 41.

414 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 251.

verdeckt sozusagen die Primärorientierung an dem Wahrheitscode.<sup>415</sup> Sind solche Reputationskriterien erst einmal eingerichtet, dann werden vom Nutzer entsprechend »Feinfühligkeit, Milieukennntnis, Geschichtskennntnis, Vertrauen und !Misstrauen« eingefordert.<sup>416</sup> Die Erfüllung solcher Kriterien oder die Berufung auf Reputation entbindet dann zwar nicht von wissenschaftlich sachlichen Leistungen – die Orientierung an Eigennamen muss durch Code bezogene Konditionierungen gedeckt sein –, aber Luhmann bemerkt, dass die Themenwahl in hohem Maße modenabhängig wird und dass das Gedächtnis mehr über Eigennamen als über Sachinhalte organisiert wird.<sup>417</sup> Hinzu kommt, dass beständiger, durch die Reputation ermöglichter, externer Druck in einzelnen Themenbereichen das System mit Dauerirritationen reagieren lässt und dass dies »zu einer Inflationierung des Wahrheitsmediums im entsprechenden Themenbereich« führen kann.<sup>418</sup> Luhmann meint damit, dass »Wahrheitsversprechen (analog zu Zahlungsverprechen) hoch gehandelt [werden], ohne daß die Einlösbarkeit ausreichend garantiert ist. Die systeminterne Anschlußfähigkeit, die empirische Verifikation, die Genauigkeit der Begriffe werden vernachlässigt, um dem verbreiteten Interesse an Forschungsergebnissen entgegenzukommen.«<sup>419</sup> Hier spielt besonders die zunehmende Organisationsabhängigkeit von Funktionssystemen eine tragende Rolle. Die zunehmende Projektform wissenschaftlicher Arbeit koppelt innerhalb der Organisation wirtschaftliche mit wissenschaftlichen Interessen.<sup>420</sup> Für einen zeitlich begrenzten Zeitraum werden Gelder für die Produktion von wissenschaftlichen Ergebnissen zur Verfügung gestellt und organisational gelenkt. Für die Autopoiesis der Organisation ist es dabei unerheblich, dass sie zugleich im Wissenschaftssystem und im Wirtschaftssystem operiert, »zugleich zahlt (oder nicht zahlt) und Forschungen anregt, begutachtet, evaluiert, ruiniert; denn die Autopoiesis der Organisation

415 Vgl. Schimank, Uwe: »Reputation statt Wahrheit«, S. 234ff. Schimank macht jedoch deutlich, dass diese Konzentration auf Kriterien für Reputationserwerb in erster Linie in den Disziplinen der Naturwissenschaften Berücksichtigung findet, während in den Sozialwissenschaften noch gezögert wird und die Geisteswissenschaften sich gegen eine solche Anerkennung vehement wehren; vgl. Schimank, Uwe: »Reputation statt Wahrheit«, S. 240. Für den spezifischen Einfluss von Medien, wie zum Beispiel Zeitschriften, auf die Reputation siehe Corsi, Giancarlo: »Medienkonflikt in der modernen Wissenschaft?«. In: *Soziale Systeme* 11 (2005), H. 1, S. 176–188.

416 Vgl. hierzu ausführlicher Luhmann, Niklas: *Macht*, S. 42.

417 Vgl. hierzu auch Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 353f.

418 Vgl. ebd., S. 623.

419 Ebd.

420 Vgl. hierzu ebd., S. 339f.

ist unabhängig davon auf der Ebene der Entscheidung über Entscheidungen abgesichert«. <sup>421</sup> Motivationen werden damit organisational über Zugangsmöglichkeiten zu Mitgliedschaften und über befristete Arbeitsverhältnisse organisiert, die sich gut mit den neu entstehenden Reputationskriterien verbinden lassen. Wird Motivation dann in diesem Sinne organisational gelenkt, so ist es nicht verwunderlich, dass einerseits Anstrengungen zur Beseitigung von Existenzängsten unternommen werden, aber andererseits ist dann auch das Phänomen erkennbar, dass bei gesicherter Anstellung dann das Prinzip in Kraft tritt: Nur so viel, wie nötig! <sup>422</sup>

Es stellt sich nun die Frage, wie ein Nebencode, der in der beschriebenen Weise gegenläufig zum Primärkode ausdifferenziert wird, dennoch als wissenschaftlich richtig eingestuft werden kann, wo doch offensichtlich ist, dass Reputation keine *wissenschaftlichen*(!) Kriterien an die Hand gibt, die eine solche rechtfertigen würden. Zur Beantwortung dieser Frage ist es sinnvoll, die binäre Struktur der Nebencodierung in den Blick zu nehmen. Luhmann bemerkt hierzu:

»Er bezeichnet auf der positiven Seite die Leistung der Erstkommunikation neuen Wissens und auf der negativen Seite das Ausbleiben einer solchen Leistung. Die positive Seite wird besonders markiert, die negative Seite bleibt unmarkiert und wird nur in besonderen Zirkeln und vor allem aus Anlaß der Enttäuschung von Erwartungen diskutiert. ... Er stützt sich auf ein ›mehr oder weniger‹ an Reputation mit fließenden Übergängen, nicht auf ein künstlich-klares ›entweder/oder‹.« <sup>423</sup>

Es handelt sich demnach bei diesem Nebencode um einen technisch nicht hoch anzusetzenden Analogcode. Es geht um ein mehr oder weniger an Reputation und man kann sagen, dass das Problem nicht in erster Linie auf der Negativseite dieses Codes liegt; es sei denn, man hat ausreichend Reputation aufgebaut und ist darauf angewiesen, vorsichtig mit dieser umzugehen, um ihrer nicht verlustig zu gehen. Die Konzentration liegt also auf der positiven Seite dieser Struktur und bewirkt laut Luhmann eine Selbstverstärkung der Reputation: »einmal vorhanden, hat sie die bessere Chance zu wachsen«. <sup>424</sup> Wer Reputation erwirbt, sticht aus der Menge derer heraus, die keine vorweisen können. Beobachtungen werden auf die markierte Seite gelenkt und die unmarkierte Seite wird unbeobachtet mittransportiert. Diese Form der Zweiwertigkeit führt laut Luhmann schließlich »zu denjenigen Überreibungen (bzw. Untertreibungen) .. , die dann als Orientierungshilfe

421 Ebd.

422 Vgl. hierzu ausführlicher ebd., S. 676ff.

423 Ebd., S. 247.

424 Ebd., S. 353.

dienen. Wer oder was Reputation hat, hat mehr Reputation als er, sie oder es verdienen.«<sup>425</sup>

Überaus wichtig und für die Eignung der Reputation als Nebencode des Wissenschaftssystems entscheidend ist schließlich Luhmanns Hinweis auf das, was die positive Seite der Reputation eigentlich bezeichnet. Es geht um »die Leistung der Erstkommunikation neuen Wissens«<sup>426</sup> und diese Leistung lässt sich meines Erachtens mit der Aussage zusammenbringen, die Luhmann bezogen auf die Anschlussfähigkeit gemacht hat; nämlich:

»daß Reformulierungen des Wissens (›Erklärungen‹) bevorzugt werden, die den Bereich des möglichen Anschlußwissens vergrößern und daraufhin einschränken.«<sup>427</sup>

Demnach wäre es dann diese Besonderheit der Anschlussfähigkeit, die Reputationszuschreibungen mit Sachgerechtigkeit und damit mit dem Grundmedium Wahrheit verbindet.<sup>428</sup> So zeigte doch die weiter oben durchgeführte Analyse, dass die Wahl des Schemas Problem/Problemlösung zur Reformulierung von Wissen herangezogen wird, um damit in der Lage sein zu können, auf der Ebene wissenschaftlicher Beobachtungen, Neuerungen mit einem entsprechenden ›Aha-Effekt‹ auszustatten. Dies legt eine individuelle Leistungszurechnung durchaus nahe. Luhmann selbst hebt die hier zitierte Aussage zur Anschlussfähigkeit in der Analyse von Reputation jedoch nicht eigens hervor. Er formuliert eher allgemeiner, dass es »im Zuge der Ausdifferenzierung von innovationsgerichteter wissenschaftlicher Forschung zur Konstruktion von Geistesheroen und wissenschaftlichen Genies, zur Rekonstruktion der Geschichte eines Faches als Sequenz individueller Leistungen«<sup>429</sup> kommt. Damit gebe sich »die Wissenschaft ... gleichsam selbst das Recht, ihre Neuerungssucht zu feiern. Sie stellt mit ihren Kultfiguren Prototypen des Reputationserwerbs zur Verfügung«.<sup>430</sup>

Auch wenn Luhmann hier »die Bedeutung des je individuellen Bewußtseins für den Anstoß zu wissenschaftlichen Innovationen hoch« veranschlagt, und wissenschaftliche Variationen als Ausdruck von in Kommunikation umgesetzten Bewusstseinsoperationen herausstellt, so macht er jedoch deutlich, dass Anregungen, die im Bewusstsein entstanden sind, erst »ein erhebliches Maß an psychischer Dekonditionierung durchlaufen« müssen – offensichtliche Idiosynkrasien ausgefiltert werden müs-

425 Ebd., S. 247.

426 Vgl. ebd

427 Ebd., S. 200f.

428 Vgl. ohne Bezug auf ›Anschlussfähigkeit‹ ebd., S. 353f.

429 Ebd., S. 571.

430 Ebd.



sen –, bevor ihnen Einlass in die Kommunikation gewährt wird.<sup>431</sup> Um Anschluss an die laufende Kommunikation zu bekommen, funktioniert Bewusstsein als eine Art »Zufallssortiermaschine«; viele Einfälle zum Beispiel werden einfach wieder vergessen, wenn sie sich nicht für Kommunikation eignen, oder sie werden gar nicht erst voll bewusst, weil zum Beispiel der passende Kontext fehlt.<sup>432</sup> Damit unterscheidet Luhmann Operationen des Bewusstseins von wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion, womit dann aber zugleich die Orientierung an Eigennamen als ein Eigenwert der Kommunikation verstanden werden muss. Ein Matching beider Operationsweisen ist allein deshalb schon Zufall und wird vom System dann auch überhaupt nicht als ein solcher behandelt, sondern als Selektion einer neuen, unwahrscheinlichen Erkenntnis.

Diese Hinweise sollen genügen, um die Kopplung von Wissenschaft an Eigennamen, die genügend Offenheit für wissenschaftliche Konditionierungen bietet<sup>433</sup> und für die Leistung der Erstkommunikation von Wissen steht, als eine strukturelle Einrichtung des Systems auszuweisen. Sie führt letztlich dort zu einer angemessenen Orientierung, wo zum Beispiel »die Komplexität der Sachverhalte oder die Unabgeschlossenheit der Forschungen den Durchblick auf Wahrheit bzw. Unwahrheit« verstellen.<sup>434</sup> Dass gerade diese Kopplung anfällig für die weiter oben beschriebenen externen Einflüsse ist und Reputation richtig oder falsch und im übertriebenen oder untertriebenen Maße zugerechnet werden kann, soll hier gar nicht geleugnet werden; in negativer Hinsicht bietet ja gerade die Unterbestimmtheit theoretischer Erklärungen Anlass für das Auftreten falscher Propheten, was noch dadurch verstärkt wird, wenn man Reputation aus den beschriebenen Zusammenhängen herauslöst und organisational und ökonomisch gelenkten Kriterien zuführt. Auch eine adäquate Form der Komplexitätsreduktion ist immer noch Reduktion, die mit Risiken behaftet ist und auf Selektionsnotwendigkeiten aus einem unterbestimmten Horizont verweist. Insofern ist es gut, wie Luhmann feststellt, »daß niemand den Wahrheitscode und den Reputationscode verwechseln kann. Sie sind deutlich zu verschieden und, obwohl durch die Gründe für die Verleihung von Reputation strukturell gekoppelt, nicht auf ein einziges binäres Schema zu reduzieren«.<sup>435</sup>

431 Vgl. hierzu ebd., S. 567f.

432 Vgl. hierzu ebd..

433 Zum Aspekt der Offenheit s. ebd., S. 246.

434 Für diese Aussage, ohne direkten Bezug auf die hier dargestellten Bemerkungen, siehe ebd., S. 352.

435 Ebd., S. 248f.

## 4.2.9 Inklusion in das Wissenschaftssystem

Wissenschaftliche Kommunikation bedient sich elaborierter Begriffe, die methodisch und theoretisch auszuweisen sind; sie hebt von der Alltagskommunikation ab und stellt ihre Ergebnisse in Form von brauchbaren Technologien und ›Wissensbeständen‹ auch für das nicht am Wissenschaftssystem teilnehmende Publikum zur Verfügung. Blickt man nun genauer auf das Verhältnis Wissenschaft/Publikum und auf die Frage, wie die Wissenschaft mit der bereits beschriebenen Vollinklusion der Bevölkerung in die Funktionssysteme umgeht, dann haben die bisherigen Erörterungen gezeigt, dass gerade die Ausdifferenzierung der Wissenschaft auf Strukturen beruht, die sich mit den selbstgemachten Problemen des eigenen Systems beschäftigen; also eine wie auch immer nachvollziehbare Forschertätigkeit voraussetzen und gerade deshalb nur noch für einen damit befassten Kreis von Wissenschaftlern Sinn ergeben. Dies ist sicherlich keine Besonderheit, die nur dem Wissenschaftssystem zukommt. Auch das Rechtssystem operiert in dieser Hinsicht nicht mehr nach allgemein nachvollziehbaren *natürlichen* Rechtsetzungen, sondern nach *positivem* Recht. Die Besonderheit im Wissenschaftssystem liegt hier auf der Ebene ihres Mediums und der sozialen Voraussetzung, dass Wahrheit gleichmütig erlebt werden soll. Luhmann macht deutlich, dass diese Form des Erlebens, die sowohl für Alter als auch für Ego gilt, dazu führt, dass das Wissenschaftssystem deshalb bisher nicht wie andere Funktionssysteme in der Lage gewesen ist, Rollenasymmetrien auszubilden, mit denen interne Arbeitsleistungen einem breiten Publikum zur Verfügung gestellt werden können.<sup>436</sup> Das Rechtssystem stellt, um auf dieses Beispiel zurückzukommen, seine Institutionen (zum Beispiel Profession, Organisation, Gerichte) »dem allgemeinen an Rechtsfragen interessierten und durch sie betroffenen Publikum gegenüber«. <sup>437</sup> Es bildet Asymmetrien aus, die sich über den Einbezug von identifizierbaren Tatbeständen irritieren lassen und in dieser Hinsicht für jedermann offenstehen. Im Wissenschaftssystem sucht man solche Rollenasymmetrien vergeblich. Das System lässt sich weder durch Einzelwahrnehmungen noch durch individuell inspirierte ›Ideen‹ irritieren, wenn jene nicht zugleich wissenschaftlich vorpräpariert sind und diese nicht bereits eine psychische Dekonditionierung durchlaufen haben; wobei beide auch noch die Hürde der Publikation nehmen müssen, die für sich auch noch einmal einen eigenen »Inklusionsweg« einrichtet, »an dem im Prinzip alle, faktisch aber nur wenige teilnehmen können«. <sup>438</sup> Sowohl diese voraussetzungsreiche Operationsweise als auch die Sozialität des Erlebens gestalten den

436 Vgl. hierzu auch ebd., S. 347 u. 625f.

437 Vgl. ebd., S. 625.

438 Vgl. zu diesem Punkt der Publikation: ebd., S. 349.

universellen Zugang zum Wissenschaftssystem so schwierig. Dies führt Luhmann zu der Aussage, dass das vorherrschende Inklusionsmodell der Wissenschaft, »das der kollegialen Gleichheit, der ›scientific community‹ ist.<sup>439</sup> Im Wissenschaftssystem muss die Zurechnung als Erleben somit in erster Linie auf dieser Ebene der Forschenden angesetzt werden; und erst hier heißt es, dass die Beteiligten »die Annahme der Kommunikation nicht sich selber, sondern eben ihrer Wahrheit« zurechnen.<sup>440</sup> Handeln wird dadurch nicht ausgeschlossen, aber es wird zu einem intraprofessionellen Prozess der Herstellung von überprüfbarer Wahrheit, dessen Leistungen dann für die Umwelt nur in Form von konsumierbaren Ergebnissen des Systems Relevanz entfalten. Der Konsum von Medizin zur Heilung oder die Nutzung von Elektrizität wären hier als Beispiele zu nennen. Doch diesen Leistungsbezug von Wissenschaft beschreibt Luhmann als passive Inklusion, die auch in entsprechende Aversionen gegen bestimmte Technologien umschlagen kann.<sup>441</sup>

Luhmann kommt zu dem Schluss:

»Das Publikum gehört nicht zum System. Es muss nur vor ›falschen Propheten‹ gewarnt werden, und insofern gibt es dann Ausschließungsregeln, die allzu inkompatible Wissensansprüche ausgrenzen. ... Es ist nur die Schwierigkeit der Teilnahme und des Verständnisses, die faktisch zur Grenzziehung führt.«<sup>442</sup>

Die oben bereits angesprochene Problematik, dass das Wissenschaftssystem ›Alltagsrelevanz‹ nur in homöopathischen Dosierungen vertragen kann und die hier angesprochene Schwierigkeit, die darin besteht, als Teilnehmer überhaupt Zugang zum Wissenschaftssystem zu bekommen, lassen das Prinzip der Vollinklusion, wenn auch grundsätzlich möglich, so doch zumindest fragwürdig erscheinen. Auch Luhmann spricht letztlich von einem »Inklusionsdefizit« in der Wissenschaft.<sup>443</sup>

Im allgemeinen Teil habe ich versucht zu zeigen, dass sich symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien wie Wahrheit in der Historie durch den re-entry der Codierung innerhalb des Systems engführen lassen. Dies führt zu einer Neuordnung der bis dahin gültigen semantischen Verweisungen mit Hilfe von Programmen. Die bis dahin gültigen Eigenwerte, die sich unter dem Medium anhand nicht markierter Unterscheidungen ausdifferenziert haben, werden dabei nicht ad hoc, sondern, wenn überhaupt, nur in zeitlicher Differenz aufgelöst. Inwiefern solche ›älteren‹ Semantiken im Kontext der funktionalen Aus-

439 Vgl. ebd., S. 347.

440 Vgl. ebd., S. 625.

441 Vgl. ebd., S. 349.

442 Ebd., S. 626.

443 Vgl. ebd., S. 349.

differenzierung ›überleben‹, ist dann keine Frage, die durch die Form der Codierung alleine erklärt werden könnte, sondern zusätzlich auf die Beobachtung des symbolisch generalisierten Kommunikationsmediums gerichtet ist und evolutionstheoretische Erörterungen bezüglich der semantischen und sozialstrukturellen Entwicklungen innerhalb des Funktionssystems mit einbezieht. Für das Wissenschaftssystem bedeutet dies, dass das enorme Auflöse- und Rekombinationsvermögen der Wissenschaft eine moderne Errungenschaft der Form der Codierung darstellt, während die Ausdifferenzierung wahrheitsbezogener Semantik, zum Beispiel über die ontologisch und monokontextural angesetzte Unterscheidung Wahrheit/Irrtum, bereits viel früher ansetzt. Eine solche Monokontexturalität, so stellt Luhmann fest, ist aber auch noch für die heutige gesellschaftliche Alltagskommunikation feststellbar.<sup>444</sup> Möglicherweise ließe sich hier ebenfalls die Unterscheidung Wahrheit/Irrtum ansetzen, wenn man Reputation als moderne Semantik begreift, die mit der funktionalen Differenzierung ein Residuum dieser ursprünglichen Unterscheidung beherbergt. Ihre Wahrheitsbezogenheit, ihre Gegenläufigkeit zum binären Code und ihre Kontextabhängigkeit sprechen dafür, dass der Nebencode als semantischer Verweishorizont dort funktioniert, wo die Form der Codierung bislang nicht in der Lage war, ältere Semantiken im eigenen Sinne zu transformieren oder außer Kraft zu setzen. Reputation ist in dieser Hinsicht in der Lage, nicht nur Teilbereiche, sondern, wie Luhmann sagt, das ganze Medium zu durchsetzen.<sup>445</sup> Aufgrund ihrer letztlich unterbestimmten Codierung und den damit gegebenen Komplexität reduzierenden Charakter eignet sie sich für zwar stets medienbezogene, aber mit Hilfe allgemein feststellbarer Kriterien auch für gesamtgesellschaftliche Kommunikationen, die das Funktionssystem für externe Einflüsse öffnen. Diese sind dann nicht darauf angewiesen über spezifische Programmarten in das System eingeführt zu werden, sondern zum Beispiel auch organisational. Reputation wäre dann die symbolisch generalisierte Antwort darauf, dass es mit der Form der Codierung alleine nicht funktioniert; dass diese womöglich doch einer kommunikativ vorausgesetzten, übergeordneten Wahrheit dadurch begegnet, dass sie von ihr weggeht – wer mag dies wissenschaftlich begründen? Insofern würde die Form der Codierung immer noch der Form des Mediums als korrigierende und letztlich zu unterscheidende Form bedürfen.

444 Nur der Verweis auf die Monokontexturalität des gesellschaftlichen Alltags ist Luhmann entlehnt: vgl. ebd., S. 632.

445 Vgl. ebd., S. 247.

## 5. Das System der Krankenbehandlung

Die bisherigen Ausführungen dienen der Herstellung eines Vergleichsgesichtspunktes zur Beurteilung spezifischer, unterschiedlicher, aber dennoch vergleichbarer Funktionsweisen der einzelnen Funktionssysteme der Gesellschaft. Als ein Vergleichsgesichtspunkt wurde die binäre Codierung identifiziert, die Luhmann selbst als die Leitstruktur funktionaler Differenzierung bezeichnet und die sich somit in besonderer Weise für eine solche Perspektive eignet. In der Folge wurde der Begriff der binären Codierung sowohl in seinen systemtheoretischen Dimensionen als auch aus einer praxeologischen Perspektive<sup>1</sup> heraus beobachtet. Beide Perspektiven erschienen mir in Anlehnung an die Bemerkungen Fuchs notwendig, der darauf hinweist, dass die Entwicklung eines systemtheoretischen Kriterienkanons noch keine Garantie dafür sei, dass Abweichungen von dieser Systemik in den beobachteten Systemen selbst ausgeblendet werden könnten.<sup>2</sup> Fuchs redet im Anschluss an Freud von einer »polymorphen Perversität« dieser Systeme und hebt damit hervor, dass die Konstruktion von Vergleichsgesichtspunkten nur eine begrenzte Art von Heuristik produziert, deren Funktionsweise innerhalb der einzelnen Funktionssysteme zusätzlich auf ihr jeweiliges Schicksal hin überprüft werden muss. So hat sich zwar in meinen Ausführungen zum Wirtschaft- und Wissenschaftssystem eine ausgeprägte Übereinstimmung der dort herausgestellten Leitstrukturen zu den allgemeinen theoretischen Erörterungen hinsichtlich der Form der Codierung bestätigt; es haben sich aber auch spezifische Unterschiede gezeigt, die insbesondere mit den jeweiligen Zusatzeinrichtungen wie Zweitcodierung, Nebencodierung, Kontingenzformel etc. dieser Systeme zusammenhängen und zu einer je individuellen Ausgestaltung auf der Ebene der Form der Codierung führen. Der prominenteste Unterschied zeigte sich hier im Nahbereich der Codierung selbst, und zwar bezüglich des Negativwertes. Während das Wirtschaftssystem fast ohne Gedächtnis in seinen ›unit acts‹ auskommt und deshalb in der Lage ist, seine Strukturen mehr dezentral auszurichten, hat sich im Bereich der Wissenschaft eine sehr hohe Abhängigkeit von solchen Gedächtnisleistungen gezeigt. Dies führte auf der Ebene des Negativwertes zu einer unterschiedlichen Bewertung seiner Relevanz. Die Feststellung einer

- 1 Siehe zu diesem Begriff Vogd, Werner: *Zur Soziologie der organisierten Krankenbehandlung*. Velbrück Wissenschaft: Weilerswist, 2011, S. 42ff.
- 2 Siehe hierzu neben Vogd auch Fuchs, Peter: »Das Gesundheitssystem ist niemals verschnupft«. In: Bauch, Jost (Hrsg.) *Gesundheit als System. Systemtheoretische Beobachtungen des Gesundheitswesens*. Hartung-Gorre Verlag: Konstanz, 2006, S. 33.

›Unwahrheit‹ kann insofern einen vergleichbar höheren Struktureffekt bis hin zu Destabilisierungseffekten haben, während im Wirtschaftssystem eine einzelne ›Nichtzahlung‹ auf struktureller Ebene in der Regel überhaupt nicht bemerkt wird.<sup>3</sup> Bezüglich der Programme heißt dies, dass sich zum Beispiel eine festgestellte relevante Unwahrheit im theoretischen oder methodischen Fortschreiten rigide festsetzen kann, und im Wirtschaftssystem Nichtzahlungen, wenn überhaupt, zum Beispiel nur zu einer Anpassung von Produktionsprogrammen bei sich ändernden Bedürfnissen der Kunden führen; und dies womöglich auch nur in den in Frage kommenden wirtschaftlich agierenden Organisationen, mit wie immer kurz- oder langlebigen Lerneffekten. Auch wenn natürlich hier die Reflexion in beiden Systemen Auswirkungen auf die Programme hat, so kommt es dennoch zu einer unterschiedlichen Ausdifferenzierung von binärer Codierung und Programmebene in den beiden Systemen mit unterschiedlichen Folgen auf der Ebene ihrer Eigenwerte. Das Uno-actu-Prinzip, welches dafür Sorge trägt, dass Reflexionen nicht als eigenständiges Weltkorrelat in den Kommunikationen vorkommen und deshalb sofort wieder zu einer Kreuzung in den Positivwert führen, wird im Wirtschaftssystem nicht außer Kraft gesetzt; entsprechend der Funktion des Wirtschaftssystems kommt es hier vielmehr zu einer zeitlichen Potenzialisierung in die Zukunft, zu einem Aufsparen im Bereich der Möglichkeiten, die nicht sofort aktualisiert werden müssen und welche durch die Quantifizierung der Kommunikation erst ermöglicht werden.

Der Erkenntnisgewinn der hier rekonstruierten Heuristik besteht also weniger in einer vollständigen Nachweisbarkeit der theoretisch entwickelten Form der Codierung in den einzelnen Funktionssystemen, sondern gipfelt vielmehr in der Frage, wie sich diese Leitstruktur innerhalb der Funktionssysteme ausdifferenziert und in ihren Abweichungen beobachten lässt. Dabei bleibt unwidersprochen, dass es in jedem einzelnen Funktionssystem der Gesellschaft eine entsprechende binäre Codierung geben muss. Luhmann selbst weist darauf hin, wenn er davon ausgeht, dass neben der Erfüllung einer gesellschaftlichen Funktion »zumindest ein weiteres Kriterium ... typisch ist: die binäre Codierung«.<sup>4</sup> Auch wenn sich schließlich in der Folge dieser Bemerkungen Deduktionen aus den bisherigen Ergebnissen verbieten, so ist es doch aufgrund der durchgeführten Analyse zur Form der Codierung möglich,

3 Dies mag natürlich bei Ausbleiben einer Vielzahl von Zahlungen anders sein und sich dann auf Produktionsprogramme oder potenziert auf das Zinsniveau auswirken; aber diese ›Eskalationsstufen‹ bestätigen erst einmal nur den Tatbestand, dass hier Codierung und Programmebene unterschieden vom Wissenschaftssystem differenzieren.

4 Luhmann, Niklas: »Der medizinische Code«. In: ders.: *Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven*. 3. Auflage. VS-Verlag: Wiesbaden, 2005c, S. 177.

sich der grundsätzlichen Frage zuzuwenden, ob es sich bei dem nun zu untersuchenden System der Krankenbehandlung überhaupt um ein Funktionssystem der Gesellschaft handelt. Um als ein solches eingestuft zu werden, ist das plausible Vorhalten einer binären Codierung unerlässlich. Und Plausibilität bedeutet hier erst einmal nur: konsistent mit den hier aufgestellten Formbedingungen.

Luhmann hat bekanntlich nur drei Aufsätze zum »System der Krankenbehandlung« veröffentlicht.<sup>5</sup> Entsprechend des damit einhergehenden begrenzten Umfangs der auf mein Thema bezogenen Ausführungen, handelt es sich bei diesen Aufsätzen nicht um differenzierte Analysen zu ganz bestimmten Aspekten der Krankenbehandlung, sondern mehr um eine Darstellung derjenigen Problemgesichtspunkte, auf die man zu reagieren hat, wenn man das System der Krankenbehandlung als ein Funktionssystem der Gesellschaft beschreiben möchte. Die binäre Codierung zum Beispiel wird nur in seinem letzten Aufsatz »Der medizinische Code« einer ersten Analyse zugeführt. Ansonsten stellt Luhmann u.a. mehrfach die Frage nach der eigentlichen Funktion des Systems der Krankenbehandlung und rückt zusätzlich in den Mittelpunkt, dass das *Medizinsystem* – wie er es auch nennt – über keine eigene Reflexionstheorie im großen Stil verfügt. Allein aus diesem von Luhmann vollzogenen Problemaufriss wird jedoch deutlich, dass es sich für ihn bei dem System der Krankenbehandlung um ein autonomes Funktionssystem ähnlich den Funktionssystemen Wirtschaft, Wissenschaft, Recht, Politik etc. handelt. So stellt er zwar fest, dass es in der Medizin um angewandte Wissenschaft geht und hinterfragt, ob es sich nicht möglicherweise sogar in dieser Funktion bereits erschöpft, so als würde man »durch zugesetzte Zweckorientierungen geformte Physik, Chemie, Biologie« betreiben;<sup>6</sup> oder ebenso hält er es zumindest für möglich, dass es sich bei der Krankenbehandlung um ein Teilsystem der Ökonomie – um eine Art Gesundheitsindustrie – handeln könnte. Doch diese Fragen erscheinen nur als ein Hinweis darauf, dass Luhmann hier nicht zu schnell ein Ergebnis forcieren wollte, während er jedoch bereits mit seinem ersten Aufsatz zu diesem Thema klarstellt, dass es sich bei dem System der Krankenbehandlung für ihn tatsächlich um ein Funktionssystem der Gesellschaft handelt.<sup>7</sup>

Ich werde auf die einzelnen Ausführungen Luhmanns noch ausführlich eingehen, nicht zuletzt deshalb, weil sich, wie Pelikan bemerkt, bis-

5 Hierbei handelt es sich um die Aufsätze: Luhmann, Niklas: »Medizin und Gesellschaftstheorie«. In: *MMG* 8 (1983b), S. 168–175. Luhmann, Niklas: »Anspruchsinflation im Krankheitssystem. Eine Stellungnahme aus gesellschaftstheoretischer Sicht«. In: Herder-Dorneich, Philipp; Schuller, Alexander (Hrsg.): *Die Anspruchsspirale*. Kohlhammer: Stuttgart, 1983a, S. 28–49. Luhmann, Niklas: »Der medizinische Code«, S. 176–188.

6 Vgl. Luhmann, Niklas: »Der medizinische Code«, S. 177.

7 Vgl. Luhmann, Niklas: »Medizin und Gesellschaftstheorie«, S. 170.

lang niemand an eine systemtheoretische Ausarbeitung zum System der Krankenbehandlung herangewagt hat<sup>8</sup> und sich der derzeitige Diskurs immer wieder auf die zwar richtungweisenden, aber letztlich doch unterbestimmten Hinweise Luhmanns bezieht. Für die nun folgende Analyse rücken zwei Untersuchungsschwerpunkte besonders in den Vordergrund. Zum einen muss geprüft werden, ob die Erörterungen Luhmanns und der Folgerezipienten zur binären Codierung innerhalb des Systems der Krankenbehandlung die notwendige Konsistenz, das heißt hier: mindestens Widerspruchsfreiheit mit dem im allgemeinen Teil erarbeiteten systemtheoretischen Instrumentarium, bieten. Hierzu wird es zum anderen notwendig sein, die Form der Codierung aus einer praxeologischen Perspektive heraus zu beobachten und sie als Leitstruktur eines möglicherweise ausdifferenzierten Funktionssystems in den Kontext ihrer Funktion und ihres re-entries zu stellen. Dabei werden sowohl die Ergebnisse aus der Analyse der beiden Funktionssysteme Wirtschaft und Wissenschaft als auch soziologische Beobachtungen der Medizin herangezogen werden. Nur beide Beobachterperspektiven zusammen lassen dann gegebenenfalls den Schluss zu, dass es sich bei dem System der Krankenbehandlung um ein Funktionssystem der Gesellschaft handelt. Des Weiteren wird zu untersuchen sein, wie sich das System der Krankenbehandlung als Funktionssystem entsprechend seiner binären Codierung ausdifferenziert oder – und diese Möglichkeit muss ernsthaft in Betracht gezogen werden –, welchen Stellenwert ihm für den Fall zukommt, dass es sich bei diesem System nicht um ein Funktionssystem der Gesellschaft handeln sollte.

## 5.1 Eine gesellschaftstheoretische Perspektive

Luhmann bezeichnet das System der Krankenbehandlung als eines der großen gesellschaftlichen Funktionssysteme.<sup>9</sup> Und Parsons spricht sogar davon, dass »die Gesundheit offenbar eine der funktionalen Vorbedingungen (functional prerequisites) eines jeden sozialen Systems«<sup>10</sup> darstelle. Er begründet dies damit, dass ein zu niedriges Gesundheitsaufkommen in der Gesellschaft »dysfunktional« im Hinblick auf die Funktionsweise eines sozialen Systems sei und »Krankheit die Erfüllung

8 Vgl. Pelikan, Jürgen M.: »Zur Rekonstruktion und Rehabilitation eines absonderlichen Funktionssystems – Medizin und Krankenbehandlung bei Niklas Luhmann und in der Folgerezeption«. In: *Soziale Systeme* 13 (2007a), Heft 1+2, S. 292.

9 Vgl. Luhmann, Niklas: »Anspruchsinflation im Krankheitssystem«, S. 43.

10 Parsons, Talcott: »Struktur und Funktion der modernen Medizin. Eine soziologische Analyse«. In: König, René; Tönnemann, Margret (Hrsg.): *Probleme der Medizin-Soziologie*. 4. Aufl. Westdeutscher Verlag: Köln und Opladen, 1970, S. 10



sozialer Rollen unmöglich« mache.<sup>11</sup> Diese kurzen Statements alleine müssten eigentlich schon ausreichen, um von einer umfassenden soziologischen Beschäftigung mit dem Medizinsystem auf gesellschaftstheoretischer Ebene ausgehen zu können. Sie erlangen zusätzliche Bedeutung, wenn man, wie Stollberg bemerkt, Parsons als den »Gründervater der Medizinsoziologie« anzusehen hat.<sup>12</sup> Umso verwunderlicher scheint es doch, wenn man feststellen muss, dass es eine entsprechend ausgearbeitete und differenzierte Folgerezeption bislang nicht gibt. Luhmann selbst hat sich, wie gesagt, zu diesem Thema zurückgehalten. Und Pelikan hat in einer relativ kurzen Fußnote die Autoren zusammenfassen können, die sich auf die drei Aufsätze Luhmanns explizit beziehen.<sup>13</sup> Er weist in diesem Zusammenhang zwar auch auf eine weiterführende systemtheoretische Rezeption hin, doch widmen sich diese Ansätze primär organisationstheoretischen Erörterungen oder beziehen sich letztlich auf Probleme der Interaktion.<sup>14</sup> Hierbei handelt es sich natürlich um gesellschaftstheoretisch wichtige Beiträge, auf die noch einzugehen sein wird. Aber es lässt sich aktuell<sup>15</sup> noch keine ausreichende Auseinandersetzung mit dem System der Krankenbehandlung auf der Ebene des Gesellschaftssystems ausmachen, und dies heißt hier, wie Stollberg erwähnt,<sup>16</sup> eine Annäherung nicht über Organisation oder Handlung, sondern über Kommunikationen, die sich auf den binären Code des Systems der Krankenbehandlung beziehen. Vielmehr scheinen sich zwei

11 Ebd.

12 Vgl. Stollberg, Gunnar: »Das medizinische System. Überlegungen zu einem von der Soziologie vernachlässigten Funktionssystem«. In: *Soziale Systeme* 15 (2009), Heft 1, S. 190.

13 Siehe für die zusammenfassende Darstellung der entsprechenden Autoren, denen im Einzelnen in der hiesigen Analyse natürlich Rechnung getragen wird, Pelikan, Jürgen M.: »Zur Rekonstruktion und Rehabilitation eines absonderlichen Funktionssystems«, S. 292.

14 Siehe zur entsprechenden Bibliographie auch wieder Pelikan, Jürgen M.: »Zur Rekonstruktion und Rehabilitation eines absonderlichen Funktionssystems«, S. 293.

15 Es gibt zwar auch neuere Rezeptionen auf das System der Krankenbehandlung, z.B. Behrens, Johann; Weber, Andreas; Schubert, Michael (Hrsg.): *Von der fürsorglichen Bevormundung über die organisierte Unverantwortlichkeit zur professionsgestützten selbstbestimmten Teilhabe? Beiträge zur Transformation des Gesundheits- und Sozialsystems nach 1989*. Barbara Budrich Verlag: Opladen, 2012; Vogd, Werner: *Zur Soziologie der organisierten Krankenbehandlung*. Velbrück Wissenschaft: Weilerswist, 2011. Aber auch diese Arbeiten problematisieren nicht den binären Code des Systems der Krankenbehandlung, sondern widmen sich dem Thema aus organisationssoziologischer Sicht oder mit Blick auf das Pflegesystem und einer sich hier anbietenden eigenen binären Codierung.

16 Vgl. Stollberg, Gunnar: »Das medizinische System«, S. 190.

verschiedene Beobachterstandpunkte mit Blick auf die binäre Codierung der Krankenbehandlung herauszukristallisieren: diejenigen, die den Vorschlag Luhmanns zur binären Codierung krank/gesund übernehmen und diejenigen, die ihn aus einer gesundheitswissenschaftlichen Perspektive heraus zu ersetzen oder in seiner Funktion herabzusetzen suchen, indem sie das System der Krankenbehandlung als Teilsystem oder als Co-System eines (übergeordneten) Gesundheitssystems betrachten. Bei den Befürwortern lassen sich Beispiele für architektonisch interessante Ansätze finden.<sup>17</sup> Aber diese zielen dann in erster Linie auf die Konstruktion weiterer Theoriekonzepte wie symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien oder symbiotische Symbole, deren Vorkommen Luhmann jedoch explizit verneint;<sup>18</sup> oder sie nehmen eine stärker organisationstheoretische Perspektive ein, an der sich der Code eher pragmatisch konsolidieren lässt. Die Autoren, die mehr die Gesundheitsförderung fokussieren, stellen primär den Wert ›Gesundheit‹ zur Konstruktion entsprechender Codevorschläge in den Vordergrund ihrer Erörterungen,<sup>19</sup> sind aber zugleich mit dieser Vorgehensweise ge-

- 17 Das architektonisch interessanteste Beispiel sicherlich: Fuchs, Peter: »Das Gesundheitssystem ist niemals verschnupft«. In: Bauch, Jost (Hrsg.) *Gesundheit als System. Systemtheoretische Beobachtungen des Gesundheitswesens*. Hartung-Gorre Verlag: Konstanz, 2006, S. 21–38. Aus einer organisationssoziologischer Perspektive heraus und auf dieser Ebene sehr plausibel: Vogd, Werner: *Zur Soziologie der organisierten Krankenbehandlung*, besonders S. 67ff. Unter Vorbehalt wäre hier auch Stollberg, Gunnar: »Das medizinische System« einzuordnen, der allerdings im Gegensatz zu Luhmann für den binären Code gesund/krank plädiert, ohne jedoch deutlich genug gegen Luhmann zu argumentieren.
- 18 Siehe hierzu Luhmann, Niklas: »Anspruchsinflation im Krankheitssystem«, S. 41 und Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 407f. Diese Verneinung, so lässt sich vermuten, resultiert gerade nicht aus einer sicheren Position heraus, sondern ist vielmehr dem Umstand geschuldet, dass eine umfassende Analyse diese Zusatzeinrichtungen erst einmal nachweisen müsste. Insofern müsste der Fokus hier erst einmal auf die binäre Codierung selbst, als die Leitstruktur des Systems, fallen.
- 19 Siehe hierzu Pelikan, Jürgen M.: »Zur Rekonstruktion und Rehabilitation eines absonderlichen Funktionssystems«; weiterhin Pelikan, Jürgen M.: »Ausdifferenzierung von spezifischen Funktionssystemen für Krankenbehandlung und Gesundheitsförderung oder: Leben wir in der Gesundheitsgesellschaft«. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 34 (2009), S. 28–47; sowie Pelikan Jürgen M.: »Understanding Differentiation of Health in Late Modernity by Use of Sociological Systems Theory«. In: Mc Queen, David V.; Kickbusch, Ilona: *Health Modernity. The Role of Theory in Health Promotion*. Springer: New York, 2007b, S. 74–102; Hafen, Martin: *Mythologie der Gesundheit. Zur Integration von Salutogenese und Pathogenese*. 2. Auflage. Carl-Auer: Heidelberg, 2009; Bauch, Jost: *Gesundheit als sozialer Code*.

nötigt zu sagen, was denn überhaupt *Gesundheit* sei, und stehen damit vor eklatanten Definitionsproblemen, die zum Beispiel auch Gadamer sieht, wenn er grundsätzlich von der *Verborgenheit der Gesundheit* redet;<sup>20</sup> oder wenn Luhmann den Krankheiten zwar eine Klassifizierbarkeit zuspricht, aber von der Gesundheit sagt, dass sie nichts weiter zu tun gebe, als auf das zu reflektieren, was einem fehle, wenn man krank sei.<sup>21</sup> Nichtsdestotrotz, so stellt Stollberg fest, scheinen die Gesundheitswissenschaften derzeit die Diskussion um das medizinische System zu dominieren, und er führt dies nicht zuletzt auf die relativ geringe soziologische Beschäftigung mit diesem System zurück.<sup>22</sup>

Um in diesem Diskurs zu einer Entscheidung darüber kommen zu können, ob der binäre Code von Luhmann beibehalten werden kann oder nicht, ist es meines Erachtens notwendig, den Codevorschlag Luhmanns ausführlich zu analysieren. Denn erst dann wird sich zeigen, in welche Richtung die Weichen für die weitere Diskussion sinnvoll gelegt werden können. Auch Pelikan weist darauf hin, dass erst »eine korrekte Rekonstruktion des bestehenden Krankheitssystems die notwendige Voraussetzung für eine fruchtbare Diskussion eines möglicherweise entstehenden Gesundheitssystems ist.«<sup>23</sup> Und die grundsätzlichere Frage muss doch lauten: Ist die Soziologie hier eigentlich der richtige Ansprechpartner? Oder sind es doch vielleicht die Gesundheitswissenschaften, die sich anbieten, das Reflexionsdefizit, welches in der Medizin zu herrschen scheint,<sup>24</sup> zu ersetzen?

Es handelt sich hierbei um höchst dringliche Fragen. So prophezeit Vogd der *Krankenbehandlung der Moderne* eine Erosion ihrer eigenen Basis, die zu einer *Kultur des Wandels* führen wird, und damit vor der erneuten Notwendigkeit einer kommunikativen Aushandlung ihrer wesentlichen Grundlagen und Prozesse steht.<sup>25</sup> Er geht davon aus, dass die Selbstthematizierungen der gesellschaftlichen Funktionssysteme bereits jetzt das System der Krankenbehandlung mit einer kommunikativen

*Von der Vergesellschaftung des Gesundheitswesens zur Medikalisierung der Gesellschaft.* Juventa Verlag: Weinheim und München, 1996

20 Hier durchaus positiv argumentierend bezogen auf Gesundheit als eine Art »Innere Angemessenheit«: Gadamer, Hans-Georg: *Über die Verborgenheit der Gesundheit. Aufsätze und Vorträge.* Suhrkamp: Frankfurt am Main, 2010.

21 Siehe hierzu Luhmann, Niklas: »Der medizinische Code«, S. 179.

22 Vgl. Stollberg, Gunnar: »Das medizinische System«, S. 189.

23 Pelikan, Jürgen M.: »Zur Rekonstruktion und Rehabilitation eines abgesonderten Funktionssystems«, S. 291.

24 Ich werde auf das Reflektionsdefizit der Medizin in diesem Kapitel zurückkommen.

25 Vgl. Vogd, Werner: *Zur Soziologie der organisierten Krankenbehandlung*, S.275.

Komplexität überladen, die auch Auswirkungen auf den binären Code des Systems der Krankenbehandlung hat und weiter haben wird. So identifiziert Vogd u. a. für die Wissenschaft eine zunehmende Metareflexion auf ihr medizinisches Wissen und damit auf die Kontingenz ihrer Erkenntnisse, oder für das Wirtschaftssystem ein immer auflösungstärkeres und damit prekäreres Verhältnis von »Heilung, Leistungsvollzug und ökonomischer Abbildung« und für das Rechtssystem eine zunehmende Möglichkeit, die normative Reglementierung durch Standards in der Medizin für sich zu nutzen, die es erlauben, vermehrt Recht zu sprechen und die Irritationsfähigkeit des Systems der Krankenbehandlung vermehrt auf rechtliche Phänomene zu lenken – mit dem ernstzunehmenden Problem einer Bagatellisierung des Patienten.<sup>26</sup> Für den binären Code des medizinischen Systems bedeute die hier dargestellte »Überforderung« dann letztlich, so Vogd, den Verlust seiner instruktiven Eindeutigkeit bezüglich der medizinischen Körperveränderung, »da im Falle von Krankheit ein Mehr an Behandlung nicht mehr automatisch gut ist und in der künftigen Gesellschaft die Gestaltung des gesunden Körpers in den Bereich des Möglichen rückt.«<sup>27</sup>

Dies würde bedeuten, dass die binäre Codierung ihren sicheren und im 19. Jahrhundert mit der *Geburt der Klinik* hart erkämpften »Ort« des kranken und deshalb veränderbaren Körpers zu verlieren droht; ein Ort, der mit Hilfe von wissenschaftlichen Erkenntnissen besiedelt und durch Profession manipuliert werden konnte – und dies mit einem hohen Grad an Technizität und nicht zu vergessen: mit einer hohen Erfolgsquote.<sup>28</sup> Gleichzeitig,

26 Vgl. ebd.

27 Ebd.

28 Das Ansehen, das die Ärzte genossen, hatte in den 50er Jahren seinen Höhepunkt und begann sich erst in den 60er und 70er Jahren zu wandeln. Der zunehmende Disziplinenstreit innerhalb der Ärzteschaft in den 60er Jahren, eine zunehmende Intention zur Verbreitung gesundheitlicher Belange auf weitere gesellschaftliche Bereiche und eine damit einhergehende Entmündigung des Patienten, die nach dem 2. Weltkrieg mit der Forcierung der Individualisierung und Selbstbestimmung jedes einzelnen nicht mehr getragen werden wollte und die zunehmenden Ausgaben bei nicht mehr steigender Gesundheit der Gesamtbevölkerung, haben schließlich dazu geführt, dass man in der Gegenwart zunehmend, wie z.B. Stichweh dies tut, von der Möglichkeit einer Entprofessionalisierung der Ärzte vor dem Hintergrund organisationaler Auflösungsprozesse spricht. Siehe zur hier dargestellten Historie ausführlicher ebd., S. 23f. Vogd, Werner: »Medizinsystem und Gesundheitswissenschaften – Rekonstruktion einer schwierigen Beziehung«. In: *Soziale Systeme*, 11 (2), 2005, S. 236–270. Zum Thema Profession siehe Stichweh, Rudolf: »Professionen in einer funktional differenzierten Gesellschaft«. In: Saake, Irmhild; Vogd, Werner (Hrsg.): *Moderne Mythen der Medizin. Studien zur organisierten Krankenbehandlung*. VS-Verlag: Wiesbaden, 2008, S. 329–344.

so hat Vogd jedoch auch herausgestellt,<sup>29</sup> sind die Ärzte immer noch in der Lage, zu Entscheidungen über die binäre Codierung krank/gesund zu kommen und dies trotz der enormen Komplexität organisationaler *Rahmungen*; und dies auch dann noch, wenn ein entsprechendes Vorgehen von den Ärzten ein gewisses Manipulationsgeschick auf der Ebene der DRG-Strukturierung und der innerorganisatorischen Prozesse benötigt.

Dies sind wichtige Hinweise. Sie führen meines Erachtens jedoch nicht dazu, dass man auf der Ebene der Codierung von einer Entdifferenzierung der Werte sprechen kann. Ähnliche Effekte zeigen sich auch in anderen Funktionssystemen, so zum Beispiel in der Wissenschaft, wenn es zu Publikationszwecken um die Konstruktion der Reinheit gesammelter wissenschaftlicher Daten geht oder im Rechtssystem, wenn von der Gestaltungsfähigkeit der interaktionsabhängigen und damit ergebnisoffenen Verfahren Gebrauch gemacht wird. Derartige Symptome sind nicht funktionsspezifisch und erst einmal nur ein Beweis für die in der Moderne gesteigerten Abhängigkeiten der Funktionssysteme untereinander. Sie sprechen demnach nicht gegen eine gleichzeitige Steigerung ihrer jeweiligen Autonomie.

Die hier angebrachten Feststellungen Vogds sind nicht zuletzt deshalb sehr interessant, weil sie ihre Kritik nicht direkt am Handeln der Ärzte ansetzen, sondern eine Perspektive in den Vordergrund der Untersuchung rücken, die es erlaubt, Aspekte gesellschaftlicher Differenzierungsprozesse im Kontext von organisational verdichteten Operationen bei gleichzeitig starker struktureller Kopplung der beteiligten Funktionssysteme<sup>30</sup> zu beleuchten. Das System der Krankenbehandlung selbst rückt damit in den Vordergrund, und letztlich, so lässt sich hier konstatieren, wird es selbst zu einer Antwort aufgefordert, wie es sich angesichts der sich aufdrängenden Probleme verhalten will. Wird das Medizinsystem sein gelerntes Schweigen brechen? Und dies ist keine Frage, die sich an die Kontingenz des Eigenwertes Profession richtet, sondern immer noch und letztlich an diejenigen, die über die Zuordnung der beiden Codewerte krank/gesund entscheiden. Es bleibt abzuwarten, ob »Ethos und eine darauf einge-

29 Vgl. Vogd, Werner: *Ärztliche Entscheidungsprozesse des Krankenhauses im Spannungsfeld von System- und Zweckrationalität. Eine qualitativ rekonstruktive Studie unter dem besonderen Blickwinkel von Rahmen (»frames«) und Rahmungsprozessen*, 2004. Im Netz zugänglich: <http://userpage.fu-berlin.de/~vogd/Habil.pdf>. (Zugriff: 19.01.2016)

30 Siehe zu dieser Relevanz von Organisationen für eine gesellschaftliche Perspektive auch Nassehi, Armin: »Die Organisationen der Gesellschaft. Skizze einer Organisationssoziologie in gesellschaftstheoretischer Absicht«. In: Allmendinger, Jutta; Hinz, Thomas (Hrsg.): *Soziologie der Organisation*. Sonderband der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Westdeutscher Verlag: Opladen, 2002, S. 443–478.

schworene Standesorganisation«<sup>31</sup> weiterhin ausreichen, um die spezifischen Systemerfordernisse vor den komplexen Anforderungen der anderen gesellschaftlichen Funktionssysteme genügend darzustellen. Es bleibt ebenfalls abzuwarten, ob dann das Problem gelöst werden kann, welches Luhmann in seinem ersten Aufsatz zu diesem Thema mit folgender Aussage deutlich herausgestellt hat: »Alle Kritik staut sich vor der einfachen Tatsache, daß sie das Kritisierte nicht ersetzen kann.«<sup>32</sup>

Die Kritik wird in der Tat subtiler; sie forciert geradezu Antworten und kommt damit dem Ansinnen Luhmanns entgegen, Kritik der Medizin zu einer Kritik der Gesellschaft zu machen.<sup>33</sup> Mit dieser Forderung geht Luhmann über Kritiken hinaus, die zum Beispiel immer wieder betonen, dass das System der Krankenbehandlung nicht menschlich genug sei und zu viel koste.<sup>34</sup> Ungeachtet der Tatsache, dass diese Kritik bereits 40 Jahre währt und insofern eher als ein systemstabilisierender Faktor betrachtet werden sollte, weist Luhmann darauf hin, dass sich Fragen der Gesundheit nicht beliebig sozialen und wirtschaftlichen Anforderungen beugen. Die Ärzte sind diejenigen, die zur Beurteilung von Krankheiten Autonomie und Fachwissen in Anspruch nehmen. Und alle Kritik verhalte eben vor dieser Tatsache, da sich in der jetzigen Gesellschaft niemand finde, der die Sache besser macht.<sup>35</sup> Auch hierbei handelt es sich um Kritik, die das Kritisierte nicht ersetzen kann, und das System der Krankenbehandlung trägt in dieser Hinsicht das gleiche Schicksal wie alle funktional differenzierten Systeme: Es muss die Ansprüche, die dem eigenen binären Code zuwiderlaufen, auf die Ebene seiner Programme beziehen oder sich externen Restriktionen fügen – und dies bedeutet hier: Beschränkung der Geldmittel. Aber auch bei solchen externen Beschränkungen gibt es keinen Automatismus linearer Übertragbarkeit von einem System ins Andere, keine *Kausalität*, die kontrollierend in das System *hineinwirken* könnte. Kontrolle ist, so stellt Luhmann fest,<sup>36</sup> immer inadäquat, da sich solche Kontrollversuche an einer andern Funktion und damit ebenso an einem anderen Systemcode orientieren. Wirtschaftlich rationale Kalkulation kann dann im Wirtschaftssystem entsprechend erfolgreich sein und dennoch zu ungewollten Effekten im System der Krankenbehandlung führen. So hat Vogd zum Beispiel in einer Längsschnittstudie nachgewiesen,<sup>37</sup> dass die Umstellung auf das

31 Vgl. Luhmann, Niklas: »Anspruchsinflation im Krankheitssystem«, S. 43.

32 Luhmann, Niklas: »Medizin und Gesellschaftstheorie«, S. 169.

33 Vgl. ebd., S. 170f.

34 Vgl. ebd., S. 169.

35 Vgl. ebd.

36 Vgl. ebd., S. 171.

37 Vgl. zu den folgenden Ergebnissen Vogd, Werner: »Verändern sich die Handlungsorientierungen von Krankenhausärzten unter den neuen organisatorischen und ökonomischen Rahmenbedingungen? Ergebnisse einer empirisch

leistungsorientierte und pauschalierende Entgeltsystem DRG<sup>38</sup> zu Anpassungsprozessen auf der Organisationsebene der Krankenbehandlung geführt hat. Es kommt demnach nicht nur zu der gewollten Reduktion der Liegetage bei Rationalisierung der Abläufe, sondern speziell im internistischen Versorgungsbereich auch:

- zu einer Reduktion des Personals, mit der Folge einer zeitweisen Unterbesetzung mit ärztlichem Personal auf der Station und einer abnehmenden Gesprächszeit zwischen Arzt und Patient. Chefarztvisiten müssen zum Teil ausfallen, weil die vorstellenden Assistenzärzte ihre Patienten nicht mehr kennen;
- zu einem gleichzeitigen Anlaufen unterschiedlicher Untersuchungen, ohne das möglicherweise aufschlussreiche Ergebnis der ersten Untersuchung abzuwarten;
- zu Lücken in der Versorgung, gerade bei Routinefällen, die jedoch in Kauf genommen werden müssen;
- zu einer Auflösung der professionellen Identität der Ärzte, die explizit den Wunsch nach anderen Berufsmöglichkeiten äußern;
- zu einer noch mehr gesteigerten Aufmerksamkeit nur für medizinische Belange unter Nichtberücksichtigung sonstiger Patientenansprüche.

So sehr man sich auch über derlei Folgen empören mag; sie sprechen jedoch nicht gegen die Autonomie des Systems der Krankenbehandlung, sondern für eine Systemrationalität, die Krankenbehandlung und Ökonomie nur systemintern, das heißt nach Kriterien des eigenen Systems, zur Aushandlung bringt. Organisationale Restriktionen betreffen in dieser Hinsicht nicht direkt die Ebene der Funktion und der binären Codierung des Systems. Geht man bei dem System der Krankenbehandlung von einem Funktionssystem der Gesellschaft aus, dann differenziert sich auch dieses aus, um bestimmte Probleme lösen zu können und dies: »je besser, desto besser«. <sup>39</sup> Es spricht, wie Luhmann bemerkt, innerhalb des

rekonstruktiven Längsschnittstudie«. In: *Sozialer Sinn*, 7(2006), Heft 2, S. 197–229.

38 Es handelt sich um die Umstellung von einer Kostenabrechnung über die Liegezeit (tagesgleiche Pflegesätze) auf ein Fallpauschalensystem (diagnosis related groups). Dies bedeutet, dass das Krankenhaus nun für einen spezifischen Behandlungsfall Kosten in Rechnung stellen darf. Die entsprechende Einstufung erfolgt, etwas vereinfacht gesagt, nach einer bindenden Hauptdiagnose und besonderen Nebendiagnosen. Es handelt sich also um sog. Einzelfallabrechnungen, die letztlich zu kürzeren Liegezeiten und rationaleren Prozessen führen sollen. Siehe zu den Konsequenzen dieser Umstellung auch Schäfer, Julia: »Ressourcenallokation im Krankenhaus – Akteure zwischen Medizin und Ökonomie«. In: Hensen, Peter; Kölzer, Christian (Hrsg.): *Die gesunde Gesellschaft. Sozioökonomische Perspektiven und sozialetische Herausforderungen*. VS-Verlag: Wiesbaden, 2011, 79–104.

39 Vgl. Luhmann, Niklas: »Medizin und Gesellschaftstheorie«, S. 171.



Systems kein Argument gegen die Erfüllung der eigenen Funktion und insofern müssen sich die Funktionssysteme selbst regulieren und kontrollieren.<sup>40</sup> Und auf der Ebene der Interaktion findet eine entsprechende Regulierung eben über »komplementäre Rollenbeziehungen« statt; für das System der Krankenbehandlung schließlich auf der Ebene der Arzt-Patient-Beziehung.<sup>41</sup> Probleme des Gesamtsystems werden dann u.a.<sup>42</sup> auch hier gelöst. Wichtig ist nur, dass sich die einzelnen Kommunikationen weiterhin an einem funktionierenden binären Code orientieren können. Und ein darauf bezogenes Unvermögen ist meines Erachtens nicht in Sicht. Kritik ist eben noch kein Ersatz. Und nur ein solcher wäre eventuell in der Lage, die Funktion besser zu erfüllen, vorausgesetzt, er erweist sich als anschlussfähig im System. Luhmann verortet die notwendige Kritik somit auch gesamtgesellschaftlich an anderer Stelle – der Prägnanz wegen sei das Zitat hier ausführlich vorgestellt:

»Die Möglichkeiten der Soziologie sind bei weitem nicht ausgeschöpft, wenn man sie unter dem Gesichtspunkt von Sozialmedizin in Betracht zieht. Dann geht es zum Beispiel um soziales Verhalten als Mitursache bei der Entstehung oder der Verhütung von Krankheiten. Oder um das Verhalten am Krankenbett. Dann kann man erkennen, daß vorbeugende Medizin in sehr viel stärkerem Maße auf soziale Hilfen angewiesen ist als heilende Medizin. Dann mag untersucht werden, ob der Patient, wenn unbeaufsichtigt, die Arznei auch einnimmt; oder, daß der Arzt das Verschreiben einer Arznei benutzen kann als ein Ritual, mit dem er eine Interaktion mit dem Patienten beendet. Das alles sind wichtige Forschungsthemen, wichtige Details. Aber sie führen nicht zu einem Urteil über die Stellung des Funktionsbereichs der medizinischen Krankenbehandlung in der modernen Gesellschaft. ... Eine hier ansetzende Kritik wäre konsequent durchgeführt, Gesellschaftskritik. Geht man nicht vom *Handeln* der Ärzte aus, sondern vom *System* der Krankenbehandlung, das auch die Patienten einschließt, dann wird man sich auch nach neuen Adressaten für eine Kritik umsehen müssen. Es sind wir selbst – oder begrifflich exakter gesprochen: Es ist das selbstreferentielle Kommunikationssystem der Gesellschaft.«<sup>43</sup>

40 Vgl. ebd.

41 Vgl. hierzu auch ebd.

42 Im sogenannten Hochleistungsbereich der Funktionssysteme sieht Luhmann die Möglichkeit einer enormen Steigerung der Interdependenzen, bis hin zur Kollision mit der jeweiligen Autonomie des Systems. Hier kann die jeweilige Differenzierung zu Problemen führen, die weder im jeweiligen System, noch zusammen gelöst werden können. Er wirft hier zum Beispiel die Frage auf, was passieren würde, wenn Krebs geheilt werden könnte, aber die Heilung so viel Geld kosten würde, dass kein System ohne weiteres die darauf bezogene Entscheidungslast zu tragen imstande wäre.

43 Ebd., S. 169ff.



Eine solche Kritik setzt natürlich nicht beliebig an, sondern wählt sich zur Behandlung des Systems der Krankenbehandlung einen Vergleichsgegenstandspunkt (hier: die binäre Codierung) und hat damit die Möglichkeit, das System vor dem Hintergrund seiner Funktion zu untersuchen.

## 5.2 Das Reflexionsdefizit im System der Krankenbehandlung

Wenn man die binäre Codierung des Systems der Krankenbehandlung verstehen möchte, so gilt es diese, wie bereits gesagt, als Vollzug einer Praxis zu identifizieren, die sich von der Ebene des reinen Theoretisierens über sie unterscheidet. In diesem Sinne habe ich sowohl bei der Behandlung des Wirtschaftssystems als auch des Wissenschaftssystems zuerst die Frage nach der eigentlichen Funktionserfüllung dieser Systeme gestellt und bin damit in der Lage gewesen, die binäre Codierung mit Bedacht auf die spezifischen Strukturen dieser Systeme zu rekonstruieren. Möchte man nun die Aufmerksamkeit auf die Funktion des Systems der Krankenbehandlung richten und zieht hierzu die Aussagen Luhmanns heran, dann stößt man in allen drei Aufsätzen auf eine These, die die Erörterung der Funktion erst einmal in den Hintergrund gelangen lässt. Es scheint nämlich für Luhmann ein bemerkenswerter Befund gewesen zu sein, dass das System der Krankenbehandlung offensichtlich keine eigene Reflexionstheorie ausgebildet hat.<sup>44</sup> Dieser wiederholte Hinweis Luhmanns ist insofern nicht verwunderlich, als er die Konstruktion von groß angelegten Reflexionstheorien für ein konstitutives Merkmal der sich auf funktionale Differenzierung umstellenden Gesellschaft hält. Luhmann kommt zu dem Schluss, dass mit der Entstehung der binären Codierungen in Funktionssystemen wie Recht, Politik und Religion auch tiefgreifende Veränderungen in den Reflexionsstrukturen ausgelöst wurden.<sup>45</sup> Als Beispiele für solche Reflexionstheorien führt er die politische Theorie des Verfassungsstaates, die pädagogische Theorie der Bildung, Wirtschaftstheorien, wie die von Adam Smith, Ricardo, Schumpeter und Keynes, die Rechtstheorie des Positivismus, die Erkenntnistheorien in den Wissenschaften und die theologische Dogmatik in der Religion an.<sup>46</sup> Es handelt sich bei diesen Theorien bekanntlich um »mehr als nur Erfahrungssammlungen. Sie schließen auch Zukunftsperspektiven ein, fordern Autonomie, erläutern Problemlösungskapazitäten und individualisieren ihr Sys-

44 Siehe ebd., S. 172f. Luhmann, Niklas: »Anspruchsinflation im Krankheitssystem«, S. 43 und Luhmann, Niklas: »Der medizinische Code«, S. 181f.

45 Siehe ebd., S. 180.

46 Siehe Luhmann, Niklas: »Medizin und Gesellschaftstheorie«, S. 172.

tem«. <sup>47</sup> Für das System der Krankenbehandlung sieht Luhmann nichts Vergleichbares! Und vergleichbar heißt hier so viel wie, dass die entsprechenden Funktionssysteme durch ihre Selbstbeschreibungen in den Zustand versetzt werden, den »tatsächlichen Problemen, die es in der modernen Gesellschaft betreffen«, <sup>48</sup> entgegenzutreten; das heißt eine Selbstreflexion zu liefern, »an die man, wie immer polemisch und kritisch, anknüpfen kann«. <sup>49</sup> Ein solches Fehlen mag damit einhergehen,

47 Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 965.

48 Vgl. mit negativem Urteil für das System der Krankenbehandlung Luhmann, Niklas: »Medizin und Gesellschaftstheorie«, S. 172.

49 Siehe ebd. Stollberg nennt einige Beispiele, die er als Kandidaten, zwar nicht für große Reflexionstheorien, aber zumindest als bedeutende Selbstbeschreibungen des Systems anführen würde. So z. B. Lüth, Paul: *Sprechende und stumme Medizin*. Über das Patienten-Arzt-Verhältnis. Herder und Herder: Frankfurt, 1974; Ebenso sieht er in der Diskussion, »Medizin als angewandte (klinische) Wissenschaft zu begreifen und eine holistische Perspektive zu fordern«, wichtige Reflexionsansätze; ebenso in der Diskussion um nutzlose Medizin: Schneiderman, L.J.; Jecker, N.S.; Jonsen, A.R.: »Medical Futility: Its Meaning and Ethical Implications«. In: *Annals of Internal Medicine*. 112 (12), 1990, S. 949–954; oder das siebte Kapitel des Buches »Der gute Arzt«: Dörner, Klaus: *Der gute Arzt. Lehrbuch der ärztlichen Grundhaltung*. 2. Auflage. Schattauer: Stuttgart, 2003; und als die Medizin einschließendes Gesundheitssystem: Kickbusch, Ilona: *Die Gesundheitsgesellschaft. Megatrends der Gesundheit und deren Konsequenzen für Politik und Gesellschaft*. Verlag für Gesundheitsförderung: Gamburg, 2006. Es handelt sich bei all diesen Beispielen zwar um interessante Ansätze, doch das Argument gegen eine zu hohe Einstufung auf der Reflexionsebene liefert Stollberg selbst, wenn er sagt: »Zwar gibt es keine ›großen‹ medizinischen Autoren, die in der Öffentlichkeit und in anderen wissenschaftlichen Disziplinen als Repräsentanten der Medizin wahrgenommen werden«. Aber gerade das fordert Luhmann von einer Reflexionstheorie, wenn man dem obigen Zitat folgen möchte. Es geht für Luhmann eben nicht nur um eine Art ›Erfahrungssammlung‹. Siehe zu der Aussage Stollbergs und zu den Beispielen: Stollberg, Gunnar: »Das medizinische System«, 210f. Auch Pelikan hat einen Vorschlag für eine Reflexionstheorie gemacht, dem aber grundsätzlich das gleiche Argument zu entgegen wäre. Er schlägt vor, evidence based medicine (EBM) als Reflexionstheorie der Medizin zu betrachten. Doch vor dem Hintergrund der Analyse Vogds, in seinem Aufsatz Vogd, Werner: »Professionalisierungsschub oder Auflösung ärztlicher Autonomie: die Bedeutung von Evidence Based Medicine und der neuen funktionalen Eliten in der Medizin aus system- und interaktionstheoretischer Perspektive«. In: *Zeitschrift für Soziologie*. 31(4), 2002, S. 294–315, wird deutlich, dass EBM aufgrund der laborrainen Wissensinszenierung – nicht nur für die Medizin, sondern auch für das Eingreifen verschiedener Funktionssysteme – weder den Vollzügen des Systems, noch dessen Autonomiebestrebungen gerecht wird. Zu dem Buch von Ilona Kickbusch sagt Pelikan, dass es zwar eine gesamtgesellschaftliche

dass, wie Wieland sagt, »eine grundlagentheoretische Betrachtung der Medizin .. mit der Tatsache Ernst zu machen [hat], daß sie eine praktische Wissenschaft ist, das heißt, daß ihr Ziel nicht in der Aufstellung von Theorien, sondern allein in der Ermöglichung eines an Prinzipien orientierten vernünftigen Handelns liegt.«<sup>50</sup> Wieland weist folglich den Begriff der ›Diagnose‹ als einen der »Fundamentalbegriffe der Medizin« aus, die im Denken des Arztes den zentralen Orientierungspunkt darstellen.<sup>51</sup> Es kann aber auch damit zusammenhängen, dass man zuallererst die Klärung der »Schlüsselbegriffe *Gesundheit und Krankheit* in verschiedenen sozialen, kulturellen, lokalen und historischen Kontexten« zu leisten hätte und deshalb nicht umhin käme, eine umfassende Theorie des Organismus zu formulieren, wobei die Konstruktion einer solchen Theorie aufgrund der grundsätzlichen Offenheit des Organismus für die verschiedensten Einflüsse recht unwahrscheinlich oder vielleicht gar nicht möglich ist.<sup>52</sup> Dass eine solche Reflexionstheorie für das System der Krankenbehandlung nicht auszumachen ist, ist zwar kein Argument gegen die Interpretation des Systems als ein Funktionssystem der Gesellschaft – für die systeminternen Operationen reicht ein an der Funktion des Systems orientierter Vollzug, im Sinne der eigenen binären Codierung, aus; allerdings muss man sich dann immer noch fragen, wie sich das System vor der gesellschaftlichen Umwelt und auch vor sich selbst in seiner Autonomie zu behaupten weiß. Luhmann begnügt sich an dieser Stelle und aufgrund der Kürze der Aufsätze mit der Darstellung verschiedener Begründungsmöglichkeiten.

Blickt man auf das Maß der Beschäftigung und der Verwunderung mit dem Luhmann diesem Phänomen der fehlenden Reflexionstheorie entgegentritt, dann kann man durchaus in Erwägung ziehen, dass das Schweigen der Medizin etwas mit dem Schweigen Luhmanns zu diesem

Perspektive einbringe, aber »wegen der ausgeprägt normativen Teile, eher den Charakter einer Reflexionstheorie eines entstehenden Funktionssystems der Gesundheitsförderung als den einer Gesellschaftstheorie der Moderne« habe. Siehe zu dem Beispiel und der Kritik Pelikan, Jürgen M.: »Ausdifferenzierung von spezifischen Funktionssystemen für Krankenbehandlung und Gesundheitsförderung«, S. 40 u. 44.

50 Wieland, Wolfgang: *Diagnose. Überlegungen zur Medizintheorie*. Verlag Johannes G. Hoof: Warendorf, 2004, S. 30.

51 Ebd., S. 31.

52 Vgl. Paul, Norbert W.: »Medizintheorie«. In: Schulz, Stefan; Steigleder, Klaus; Fangerau, Heiner; Paul, Norbert W. (Hrsg.): *Geschichte, Theorie, und Ethik der Medizin. Eine Einführung*. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 2006, S. 67f. Siehe ebenfalls Hucklenbroich, Peter: »Die Struktur des medizinischen Wissens. Zur Grundlegung und zum Verhältnis von Medizintheorie und medizinischer Ethik«. In: *Zeitschrift für medizinische Ethik* 44(1998), S. 107–125, besonders 118ff.

System zu tun haben könnte. Und für Vogd scheint hier gar kein Zweifel zu bestehen, wenn er sagt: »Die empirische Basis der Luhmannschen Gesellschaftstheorie liegt in den Selbstbeschreibungen der gesellschaftlichen Funktionssysteme. Die Medizin verfügt jedoch im Gegensatz zum Recht und der Wissenschaft über keine eigene Reflexionstheorie.«<sup>53</sup> Man gerät hier fast in die Verlegenheit sich mit Gadamer<sup>54</sup> auf die Herkunft des Begriffes der Reflexion aus der stoischen Philosophie zu besinnen, »wonach es das Geheimnis des Lichtes sei, daß es alles erleuchtet und dadurch auch sich selbst«; dann nährt sich hier tatsächlich die Vorstellung, dass, wie Gadamer sagt, das Licht ohne die Reflexion wie die Nacht sei.

Und auch hier stellt sich wieder die Frage: Lässt sich das System der Krankenbehandlung überhaupt soziologisch vom Standpunkt der Gesellschaft aus beschreiben? Wie auch immer das Urteil ausfallen mag; es lohnt sich, an dieser Stelle genauer hinzuschauen und sowohl die Begründungen Luhmanns zum Reflexionsdefizit näher zu beleuchten, als auch historische Erwägungen zur Krankenbehandlung mit in Betracht zu ziehen.

### 5.2.1 *Marginalität der Kommunikation*

Luhmann sieht im System der Krankenbehandlung einen grundlegenden Unterschied zu den anderen Funktionssystemen, was die Kommunikation angeht.<sup>55</sup> Er sagt: »dass alle anderen Funktionssysteme ihre Funktion durch Kommunikation zu erreichen suchen, während in der Medizin

53 Vogd, Werner: »Medizinsystem und Gesundheitswissenschaften«, S. 236. Vogd teilt die Auffassung, dass es bislang keine gesellschaftstheoretische Ausarbeitung des Systems der Krankenbehandlung gibt. Auch in den Gesundheitswissenschaften sieht er keinen geeigneten Kandidaten für eine solche. Er sagt: »Das, was dort praktiziert wird, gelangt .. selten über gesundheitsökonomische Modellbildung hinaus.« Er konstatiert ebenso, dass auch in der innermedizinischen Soziologie eher »praktische« Forschung im Vordergrund steht. Siehe ebd., S. 237. Auch Pelikan weist auf eine sozial- bzw. gesundheitswissenschaftliche Unterentwicklung des gesellschaftstheoretischen oder makro-soziologischen Zugangs zur Unterscheidung Gesundheit/Krankheit hin. Siehe Pelikan, Jürgen M.: »Ausdifferenzierung von spezifischen Funktionssystemen für Krankenbehandlung und Gesundheitsförderung«, S. 44.

54 Vgl. hierzu Gadamer, Hans-Georg: *Über die Verborgenheit der Gesundheit*, S. 181.

55 Siehe zu dieser Argumentationslinie hauptsächlich Luhmann, Niklas: »Medizin und Gesellschaftstheorie«, S. 172f.

Kommunikation eine eher marginale Rolle spielt.«<sup>56</sup> Damit weist er darauf hin, dass die anderen Funktionssysteme über symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien verfügen, bei denen eine Funktionserfüllung bereits dann erreicht ist, wenn ein Kommunikationserfolg eintritt, das heißt, wenn Alter-Ego-Konstellationen erfolgreich und für die Funktionserfüllung adäquat ausgerichtet werden können. Präformierte Konstellationen in diesem Sinne sind notwendig, damit »Menschen zu Einstellungen oder Verhaltensweisen gebracht werden, die sie von sich aus nicht gewählt hätten.«<sup>57</sup> Für das System der Krankenbehandlung kann Luhmann kein derartiges Kommunikationsmedium ausmachen. Die empirische Plausibilität für die Bagatellisierung der Kommunikation sieht er in dem Umstand, dass »der Arzt auch dann helfen können [muss], wenn der Patient aus körperlichen oder psychischen Gründen zur Kommunikation nicht in der Lage ist. Das Ziel wird normalerweise definiert als etwas, was nicht durch Kommunikation allein erreicht werden kann.«<sup>58</sup> Der Funktionsvollzug hätte sein Problem nicht primär in der Kommunikation, sondern in richtiger Diagnose und Therapie.<sup>59</sup> Auch Vogd macht deutlich, dass letztlich die Kommunikation innerhalb der Krankenbehandlung auf diesen Vollzug abzielt und entsprechende Krankheitsofferten seitens des Patienten angenommen werden müssen, damit sich das System reproduzieren kann.<sup>60</sup> Bei Canguilhem liest man mit Bezug auf die Theorie des französischen Chirurgen René Leriche, dass das Bewusstsein bei der Definition von Krankheit aus wissenschaftlicher Sicht keine Rolle mehr spielt: »Nicht mehr Schmerz oder Funktionsuntüchtigkeit und soziales Versagen machen danach die Krankheit aus, sondern anatomische Schädigung oder physiologische Störung. Die Krankheit spielt sich einzig an den Geweben ab.«<sup>61</sup> Und er pointiert, indem er Leriche selbst zu Wort kommen lässt: »Will man die Krankheit definieren, muß man den Menschen aus ihr verbannen. ... Bei der Krankheit ist der Mensch im Grunde das Unwichtigste.«<sup>62</sup> Die Suche nach der Krankheit ist, auch historisch, wie ich noch zeigen werde, ein

56 Ebd., S. 172.

57 Ebd.

58 Ebd. In dieser Hinsicht unterscheidet Luhmann das System der Krankenbehandlung auch noch einmal vom Erziehungssystem, für das er zwar bemerkt, dass es auch dort um eine Personenveränderung, also um die Umwelt des Systems geht; aber hier handelt es sich um Selbständigung und diese sei ebenfalls nur durch Kommunikation zu erreichen.

59 Vgl. ebd., S. 172.

60 Vgl. Vogd, Werner: *Zur Soziologie der organisierten Krankenbehandlung*, S. 69.

61 Canguilhem, Georges: *Das Normale und das Pathologische*. Carl Hanser Verlag: München, 1974, S. 58f.

62 Ebd., S. 58.

Hineindrängen in den Körper, bei dem die Kommunikation nach und nach in den Hintergrund rückt. Und so kann Luhmann folgerichtig sagen: »Ein gesprächiger Zahnarzt und ein weniger gesprächiger Zahnarzt können gleich gute Arbeit leisten.«<sup>63</sup>

Wie auch immer man die Funktion des Systems aufzufassen hat, so wird deutlich, »daß die gesellschaftliche Kommunikation hier nicht mit sich selbst befaßt ist, sondern mit ihrer Umwelt: mit organischen bzw. psychischen Zuständen der Menschen.«<sup>64</sup> Luhmann schließt daraus, dass die Krankenbehandlung das Funktionssystem mit dem »Extremwert an Umweltorientierung« sei.<sup>65</sup> Doch gleichzeitig führt diese Feststellung auch bei ihm nicht zu einer vollständigen Bagatellisierung der Kommunikation in diesem Bereich. Er geht mit einer gewissen Zurückhaltung davon aus, dass auch wenn Kommunikationen nicht den Vollzug des Systems in seinen basalen Operationen betreffen, sie natürlich dennoch hilfreich sein können, dass sie Behandlungschancen steigern können, indem man zum Beispiel den Patienten fragen kann; und wie immer in Interaktionen gebietet auch die Anwesenheit des Menschen eine gewisse Höflichkeit des Umgangs, die nur durch Kommunikation bewältigt werden kann.<sup>66</sup> Den-

63 Luhmann, Niklas: »Medizin und Gesellschaftstheorie«, S. 173.

64 Ebd., S. 169. Dass gerade bei psychischen Krankheiten der Kommunikation eine fundamentale Bedeutung zukommt, soll durch die hier verfolgte Argumentation nicht geleugnet werden. Wichtig ist hier jedoch erst einmal die Feststellung, die auch für die Psychologie gilt, dass im Grenzfall nicht kommuniziert werden kann und trotzdem gehandelt werden muss und dies möglichst nach wissenschaftlich gesicherten oder zumindest ihr nicht widersprechenden Erkenntnissen. Alle besonderen Unterschiede, die sich auf die Unterscheidung Physiologie/Psychologie beziehen, können auf der gesellschaftstheoretischen Ebene dieser Untersuchung erst einmal in der Manier Max Scheler ausgespart werden, der sagt: »*Der physiologische und der psychische Lebensprozess sind ontologisch streng identisch* (wie es schon Kant vermutet hatte). Sie sind nur *phänomenal verschieden*.« (Siehe Scheler, Max: »Die Stellung des Menschen im Kosmos«. In: Scheler Max: Späte Schriften. Francke Verlag: Bern und München, 1976, S. 58. Zur Bedeutung einer voraussetzenden Volition in der psychotherapeutischen und psychiatrischen Diagnostik und Therapie siehe: Vogd, Werner: *Gehirn und Gesellschaft*. Velbrück Wissenschaft: Weilerswist, 2010, S. 75ff.

65 Vgl. Luhmann, Niklas: »Anspruchsinflation im Krankheitssystem«, S. 41.

66 Vgl. Luhmann, Niklas: »Medizin und Gesellschaftstheorie«, S. 172. Diese Stellungnahme Luhmanns mag für Aspekte der Gesundheitsförderung natürlich unbefriedigend klingen. Doch bedenkt man, dass in Deutschland 2012 nur 3,3 % der Gesundheitsausgaben für die Prävention bestimmt waren, so scheint eben die an Naturwissenschaft orientierte Medizin in genau diesem Sinne zu dominieren. Quelle: OECD (<http://www.oecd.org/berlin/presse/gesundheitsbericht-warnt-vor-wachsender-fettleibigkeit-in-europa-und-deutschland.htm>): Zugriff 24.01.2016)

noch handelt es sich bei diesen Feststellungen Luhmanns um nüchterne Bestandsaufnahmen, die Luhmann dann an späterer Stelle des Textes relativiert, wenn er sich auf das nicht ausgeschöpfte Potential der Medizin bezieht und ihr im Anschluss an ihre Funktion die Notwendigkeit des Einsatzes von mehr Kommunikation ansinnt.<sup>67</sup>

In Bezug auf die dargestellte Marginalisierung der Kommunikation stellt Luhmann fest, dass sich die Probleme innerhalb des Systems der Krankenbehandlung in der Neuzeit nicht als Probleme der Kommunikation darstellten, sondern hier stets durch die besondere Anlehnung an Naturwissenschaft gelöst werden konnten;<sup>68</sup> und dies über lange Zeit mit durchschlagendem Erfolg. Luhmann liefert hiermit eine Diagnose, die sich auf das Entstehen der modernen Medizin seit den Anfängen des 19. Jahrhunderts bezieht und die gerade für das Relevanzproblem der Kommunikation in diesem System eine wichtige Rolle spielt. Bei der erfolgreichen Inanspruchnahme der Naturwissenschaften durch die Mediziner handelt es sich um eine Entwicklung, die, wie Mayntz sagt,<sup>69</sup> 1825 mit der Einbindung der bis dahin nicht statusmäßig gleichrangigen Chirurgen in die akademische Prüfungsordnung einen entscheidenden Schritt Richtung »Einheitsstand« und damit zugleich der Etablierung professionellen Handelns tat. Mit dieser historischen Errungenschaft wurden bedeutende Fortschritte in der parallelen Ausbildung von sowohl wissenschaftlicher als auch praxisorientierter Expertise in der Medizin ermöglicht. »Der so entstandene Arztberuf ... entspricht insofern erstmals dem Modell des professionellen Experten.«<sup>70</sup> Es handelte sich insofern nicht nur um eine Spezialisierung der verschiedenen Rollen im Zuge wissenschaftlicher Fortschritte durch Abgrenzung zu den anderen Heilberufen innerhalb der Medizin, sondern auch um eine Entstratifizierung und eine politisch relevante funktionelle Integration der Ärzte in einen »Einheitsstand«. Dieser ließ sich dann als ärztliches Behandlungsmonopol 1852 mit Hilfe des Gesetzgebers durchsetzen.<sup>71</sup> Wissenschaftlich bedeutsam und für die Durchsetzung der Profession richtungweisend waren zu Beginn des 19. Jahrhunderts zudem verschiedene Fortschritte in der Anwendung physikalischer Diagnosemöglichkeiten, wie Auskultation und

67 Vgl. Luhmann, Niklas: »Medizin und Gesellschaftstheorie«, S. 174.

68 Vgl. ebd., S. 173.

69 Siehe ausführlicher Mayntz, Renate; Rosewitz, Bernd: »Ausdifferenzierung und Strukturwandel des deutschen Gesundheitssystems«. In: Mayntz, Renate; Rosewitz, Bernd; Schimank, Uwe; Stichweh, Rudolf: *Differenzierung und Verselbständigung. Zur Entwicklung gesellschaftlicher Teilsysteme*. Campus Verlag: Frankfurt und New York, 1988, S. 119ff.

70 Ebd., S. 123.

71 Ebd. Wobei dieses Behandlungsmonopol im Zuge der Aufhebung des Kurfürschereiverbots im Jahre 1869 bis 1937 aussetzen musste.



Perkussion, die, so bemerkt Lachmund, dazu beitragen, »einen neuen Typ professioneller Expertise zu etablieren, der den Abhängigkeiten vom Patienten, in denen sich der Arzt um 1800 noch bewegt hatte, ein Ende« setzte.<sup>72</sup> Es ist diese Zeit, in der Bichat verkündet: »Was ist die Beobachtung, wenn man den Sitz des Übels nicht kennt.«<sup>73</sup> In dieser Zeit wird der Körper zum primären Untersuchungsgegenstand der Medizin<sup>74</sup> und diese kann sich entsprechend da auf ein ›reguläres‹ Funktionieren, auf Physiologie stützen, wo sie vorher immer auch auf den positiven Begriff der Gesundheit bezogen sein musste; spricht auf besondere Qualitäten einer philosophisch geprägten Lebenskraft, die der Diätetik und den Praktiken des Lebens zugänglich schienen<sup>75</sup> und lange Zeit einen entsprechend hohen Stellenwert einnahmen. Es geht in dieser Periode des Umbruchs der Medizin nun aber nicht mehr um einen besonderen Vitalismus, der den »einzigartigen Charakter des Lebendigen erfassen«<sup>76</sup> will. Mit dem Fortschreiten der pathologischen Anatomie, so stellt Foucault mit Bezug auf Bichat fest, werden sowohl das Leben als auch der Tod zusammen mit der Krankheit zu einer technischen und begrifflichen »Dreifaltigkeit«.<sup>77</sup> Der Tod hat nicht mehr den Status einer Absolutheit inne und wird jetzt dem Leben *im Körper* entgegengesetzt; die Unterscheidbarkeit von Krankheit und Tod verliert in der pathologischen Anatomie, besonders wenn man die Latenzzeit zwischen Obduktion und Tod verkürzt, an Klarheit.<sup>78</sup> Und so resümiert Foucault: »Zweifellos war diese Wendung für den ärztlichen Blick schwierig und paradox. Eine unvordenkliche Neigung – ebenso alt wie die Furcht der Menschen – richtete das Auge der Ärzte auf die Eliminierung der Krankheit, auf die Heilung, auf das Leben: nur um dessen Wiederherstellung konnte es sich handeln.

72 Vgl. Lachmund, Jens: *Der abgehorchte Körper. Zur historischen Soziologie der medizinischen Untersuchung*. Westdeutscher Verlag: Opladen, 1997, S. 111.

73 Bichat, Xavier: *Anatomie générale appliquée à la physiologie et à la médecine*. 3 Bände, Paris, 1801. Zitiert nach: Foucault, Michel: *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks*. Fischer: Frankfurt am Main, 1993, S. 153f. (erstmalig erschienen 1963)

74 Siehe hierzu auch den Beitrag von Westermann, Stefanie; Schäfer, Gereon: »Der veränderte Blick in den menschlichen Körper. Von der klassischen Leichenöffnung zum ›Visible Human Project‹«. In: Groß, Dominik; Winkelmann, Hans Joachim (Hrsg.): *Medizin im 20. Jahrhundert. Fortschritte und Grenzen der Heilkunde seit 1900*. Reed Business Information GmbH: München, 2008, S. 173-181.

75 So Foucault, Michel: *Die Geburt der Klinik*, S. 52.

76 Siehe ebd., S. 158.

77 Vgl. hierzu ebd..

78 Vgl. auch hier ebd., S. 154ff.



Der Tod blieb – im Rücken des Arztes – die dunkle Drohung, die sein Wissen und Können zunichte machte; er war nicht nur das Risiko des Lebens und der Krankheit sondern auch des sie befragenden Wissens. Seit Bichat kreist der ärztliche Blick um sich selbst und fordert vom Tod Rechenschaft über das Leben und über die Krankheit, von seiner endgültigen Unbeweglichkeit fordert er Rechenschaft über ihre Zeit und ihre Bewegungen. Mußte die Medizin nicht ihr ältestes Anliegen verraten, um in dem Zeugnis ihrer Niederlage das Fundament ihrer Wahrheit zu finden? «<sup>79</sup>

Wenn seit Bichat der Tod für die Medizin das Fundament ihrer Wahrheit bedeutet, wie ist es dann vor diesem Hintergrund zu verstehen, wenn man die ebenso plausible und dem Alltagsverständnis von Medizin nahe kommende Meinung vertritt, dass mit wissenschaftlichen Mitteln das Normale wiederhergestellt werden könne.<sup>80</sup> Dies ist gerade eine für die Bestimmung der Funktion der Medizin überaus relevante Frage. Deutlich wird hier bereits, dass aus einer derartigen Perspektive der Heilung von Krankheiten im Vergleich zur »aufspürenden« Diagnostik eine fast nur sekundäre Bedeutung zukommt; was dann natürlich auch Auswirkungen auf den Stellenwert der Kommunikation in diesem System hätte. Wie auch immer das abschließende Urteil ausfallen mag: Das Körperinnere wird von nun an zum Ort der Erkenntnis, nachdem die Nachahmung der »Heilwirkung der Natur«<sup>81</sup> nicht weitergeführt hat. Oder mit Foucaults Worten: »Die Nacht des Lebendigen weicht vor der Helligkeit des Todes.«<sup>82</sup>

In diesem Sinne ging es nun auch nicht mehr um die Feststellung der Krankheit als letzte Ursache,<sup>83</sup> sondern nur noch um Lokalisierung eines ursprünglichen Herdes der Krankheit im Körper.<sup>84</sup> Lehrstuhl und Klinik ließen sich nun nicht mehr trennen und insofern verwundert es nicht, wenn das Krankenhaus zu dem Ort wird, an dem für »wissenschaftliche Kohärenz« aber auch, wie Foucault darlegt, »für die gesellschaftliche Nützlichkeit und die politische Reinheit der neuen medi-

79 Ebd., S. 160. Siehe auch das Vorwort in Bichat, Xavier: *Anatomie générale*.

80 Vgl. in einem ähnlichen Kontext Canguilhem, Georges: *Das Normale und das Pathologische*, S. 19ff.

81 Siehe hierzu historisch zu der These, dass Krankheit vom Organismus geschaffen wird, um sich selbst zu heilen: ebd., S. 20.

82 Foucault, Michel: *Die Geburt der Klinik*, S. 161.

83 Wieland spricht hinsichtlich eines solchen Krankheitsverständnisses von parasitären Krankheitskonzepten, siehe Wieland, Wolfgang: »Philosophische Aspekte des Krankheitsbegriffs«. In: Wieland, Wolfgang: *Medizin als praktische Wissenschaft. Kleine medizintheoretische Schriften*. Herausgegeben von Enskat, Rainer; Vigo, Alejandro G. Aus der Reihe *Reason and Normativity*. Band 9. Georg Olms Verlag: Hildesheim, 2014b, S. 224.

84 Vgl. Foucault, Michel: *Die Geburt der Klinik*, S. 154.

zinischen Organisation« gesorgt wird.<sup>85</sup> Eine politische Verankerung der entstehenden Profession der Ärzte fand, und man müsste nach den vorhergehenden Bemerkungen fast sagen paradoxerweise, im Zuge der besonderen Herausstellung der *Gesundheit* auf staatlicher Ebene statt. So weist Stollberg darauf hin, dass im 18. Jahrhundert eine Reihe politisch-konzeptioneller Schriften entstanden, die Medizin an Politik in einer Staatslehre zu koppeln suchten.<sup>86</sup> So forderte Leibniz, »Medizin und Religion in paralleler Weise als Teile staatlicher Verwaltung« zu konzipieren und Johann Peter Frank entwarf sein »System einer vollständigen medicinischen Polizey«.<sup>87</sup> Es handelte sich, so Stollberg, um »umfassende Konzeptionen eines aufgeklärt-absolutistischen Medizinal-Staates«, die so jedoch nicht realisiert werden konnten.<sup>88</sup> In diese Zeit fällt dann schließlich auch die Idee von der Nützlichkeit der Politik für die Ambitionen der Medizin, aber ebenfalls ihre gleichzeitigen Freiheits- und Autonomiebestrebungen; ein Kampf, der bis heute anhält. Ich möchte von einer Nachzeichnung dieser Ambivalenz an dieser Stelle absehen und festhalten, dass mit dem Fortschritt der medizinischen Erkenntnisse einerseits und deren Konsolidierung über die Einrichtung von klinischen und politischen Institutionen andererseits ein Professionalisierungsprozess in Gang gesetzt wurde, der den Autonomieansprüchen der Medizin gerade deshalb im besonderen Maße entgegenkam, weil die Gesundheit zu einem gesellschaftlichen und, wie Luhmann sagt,<sup>89</sup> vielleicht sogar zum höchsten Gut der Gesellschaft aufsteigen konnte. Vor diesem Hintergrund erscheint es durchaus plausibel, wenn Luhmann schreibt: »Der Arzt weiß es einfach besser, und vor allem weiß er, daß er es besser weiß als der Patient. Was soll dann noch Reflexion?«<sup>90</sup>

Die Identität und die Autonomie der Krankenbehandlung, so Luhmann, sind alleine schon deshalb gegeben, weil die gesellschaftliche Kommunikation die Krankheit – im Kontext der beschriebenen Aufwer-

85 Vgl. ebd., S. 84ff. Zur staatlichen Überwachungsfunktion des Krankenhauses im Übergang in die Moderne siehe auch Foucault, Michel: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1994, S. 238ff. (erstmalig erschienen 1977)

86 Vgl. Stollberg, Gunnar: »Das medizinische System«, S. 192. Zu einer entsprechenden Medizinalbehörde siehe Leibniz, G.W. (1986/1680): »Vorschlag zu einer Medizinalbehörde«. In: G.W. Leibniz: *Politische Schriften*. Bd. 3. Hrsg. vom Zentralinstitut für Philosophie an der Akademie der Wissenschaften der DDR. Berlin, S. 370–375.

87 Vgl. hierzu Stollberg, Gunnar: »Das medizinische System«, S. 192.

88 Vgl. ebd.

89 Siehe zu dieser Bemerkung: Luhmann, Niklas: »Medizin und Gesellschaftstheorie«, S. 173.

90 Ebd.

tung – nicht ignorieren kann; und das historische Ergebnis zum Umgang mit ethischen, politischen und wirtschaftlichen Problemen, mit denen das System der Krankenbehandlung befasst ist, mündet gleichsam in eine Auseinandersetzung mit professionellem Ethos und einer darauf eingeschworenen Standesorganisation.<sup>91</sup> So schreibt Luhmann: »Drängende Fragen wie etwa die der technisch möglichen Todesverzögerung ... werden an Ethik-Kommissionen verwiesen, so als ob Probleme dieser Art genuin moralische, die Praxis des Arztes betreffende Fragen seien.«<sup>92</sup> Hieran hat sich meines Erachtens auch heute noch nichts geändert, auch wenn man zugestehen muss, dass sich mit der Etablierung der Gesundheitswissenschaften die Situation zumindest insofern gewandelt hat, als diese nun auch, zumindest was Fragen der Gesundheitsförderung angeht, in gewisse Problemkreise vorstoßen, die Luhmann noch einzig den Ärzten zugeschrieben hatte.<sup>93</sup> Aber auch, wenn man dies voraussetzt, so ändert sich noch nichts an der Feststellung Luhmanns, dass der hier geschilderte Umgang mit Problemen und drängenden Fragen eine Art Reflexionsersatz darstellt, der das System im Gegensatz zu den Verfahrensweisen anderer Funktionssysteme in eine besondere Nähe zur Moral bringt.<sup>94</sup>

### 5.2.2 *Das Reflexionsdefizit als Ziel der Medizin*

Luhmann begründet das Reflexionsdefizit hier, wie dargestellt, mit der Randständigkeit der Kommunikation. Doch kann man tatsächlich von einem Defizit sprechen, wenn ärztliches Ethos und die entsprechende Standesorganisation in der Lage sind, als Reflexionsersatz zu fungieren? Wenn man historisch auf die Entwicklung der Krankenbehandlung blickt, erscheint es mir zumindest fraglich, ob das Fehlen einer besonderen Reflexionstheorie hier als Reflexionsdefizit beschrieben werden sollte. Es scheint mir stattdessen vielversprechender zu sein, die ärztliche Profession in der hier geschilderten Weise selbst als einen *semantischen Eigenwert* gesellschaftlicher Kommunikation zu bezeichnen und diesen dann als ein funktionales Äquivalent zu denjenigen Reflexionstheorien zu betrachten, denen man in den anderen Funktionssystemen begegnet. Vor diesem Hintergrund würde auch Luhmanns Aussage besser nachvollziehbar, wenn er sagt:

91 Siehe auch Luhmann, Niklas: »Anspruchsinflation im Krankheitssystem«, S. 43.

92 Luhmann, Niklas: »Medizin und Gesellschaftstheorie«, S. 173.

93 Vgl. hierzu Luhmann, Niklas: »Der medizinische Code«, S. 182f.

94 Vgl. hierzu Luhmann, Niklas: »Medizin und Gesellschaftstheorie«, S. 173.

»Die Reflexion ergibt weder Maßstäbe für sinnvolle Grenzen der Ausdehnung des medizinisch behandelbaren Lebens; noch hilft sie direkt bei der Entscheidung der praktisch so wichtigen Frage, wann Untersuchungen zu diagnostischen Zwecken angesichts des Gesundheitszustands des Patienten unzumutbar sind. In solchen Hinsichten hat die Medizin eine berechtigte Scheu vor normativen Generalklauseln. Sie tendiert, wohl mit Recht, zur Situationsentscheidung.«<sup>95</sup>

Um meine Hypothese zu plausibilisieren, lassen sich durchaus stützende Belege aus der Geschichte des Krankheitsverständnisses und der Krankenbehandlung vorlegen. Blickt man nämlich historisch auf die Krankenbehandlung und die sie begleitenden Krankheitskonzepte, so lässt sich durchaus feststellen, dass diese Abneigung vor normativen Generalklauseln erst ein besonderes Phänomen der modernen naturwissenschaftlichen Medizin darstellt. Steinebrunner spricht hier von einer zunehmenden »Entzauberung der Krankheit«.<sup>96</sup> Der eigentliche Motor für diese Entwicklung scheint hier die ursprüngliche Tendenz zur Situationsentscheidung der Ärzte gewesen zu sein, die bis zum 19. Jahrhundert nur selten Gelegenheit hatten, völlig autonom zu agieren. Solche Situationsentscheidungen, so lässt sich im Anschluss an die Analysen von Foucault<sup>97</sup>, Lachmund und Stollberg<sup>98</sup> sagen, waren im 18. Jahrhundert stets eng gekoppelt an ein nicht-ausblenden-Können sonstiger gesellschaftlicher Kommunikationen, primär von Seiten des Patienten und dessen Angehörigen. So weisen Lachmund und Stollberg darauf hin, dass »der höhere soziale Status des Patienten, der meist den wohlhabenderen Gesellschaftsschichten angehörte, und seine Nachfragerdominanz auf einem durch unerbittliche Konkurrenz zwischen den Ärzten gekennzeichneten Gesundheitsmarkt« dazu geführt habe, »daß Patienten eine sehr weitgehende Kontrolle über den Arzt ausüben konnten.«<sup>99</sup> Berücksichtigt man hier dann noch den Umstand, auf den Luhmann hinweist, dass sich die Rolle des Arztes zu jener Zeit nicht auf andere Rollen innerhalb der Gesellschaft stützen konnte, das heißt,

95 Ebd., S. 174.

96 Steinebrunner, Bernd: *Die Entzauberung der Krankheit. Vom Theos zum Anthropos – Über die alteuropäische Genesis moderner Medizin nach der Systemtheorie Niklas Luhmanns*. Verlag Peter Lang: Frankfurt am Main, 1987.

97 Foucault, Michel: *Die Geburt der Klinik*.

98 Lachmund, Jens; Stollberg, Gunnar: *Patientenwelten. Krankheit und Medizin vom späten 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert im Spiegel von Autobiographien*. Leske & Budrich: Opladen, 1995. Aber auch Lachmund, Jens: *Der abgehorchte Körper. Zur historischen Soziologie der medizinischen Untersuchung*. Westdeutscher Verlag: Opladen, 1997.

99 Lachmund, Jens; Stollberg, Gunnar: *Patientenwelten*, S. 124.

letztlich ohne Autorität war,<sup>100</sup> dann wird die Frage interessant, ob die zunehmende Vernaturwissenschaftlichung der Medizin nicht vielleicht als eine unterstützende Methode für eine heilvolle Flucht in den Körper betrachtet werden kann. Es könnte dann konstatiert werden, dass die Medizin hier nicht zuletzt auch politisch motivierte Chancen nutzte, um sich, ähnlich wie dies auch in anderen Funktionssystemen geschehen ist, die sich aus der standesmäßigen Polyfunktionalität herauszulösen vermochten, von standesmäßigen Abhängigkeiten und den darauf beruhenden Kommunikationsnotwendigkeiten distanzieren zu können; ohne sich natürlich, wie aus dem obigen Zitat ersichtlich, vollständig von ihnen loslösen zu können. Diese hier vorgebrachte These kann an dieser Stelle natürlich nicht in dem erforderlichen Maße vollumfänglich untersucht werden; einige holzschnittartige historische Beobachtungen zur Krankenbehandlung, zum Krankheitsverständnis und zu den Kommunikationsformen in Anlehnung an die genannten Autoren müssen hier genügen:

So macht zum Beispiel Gadamer mit Bezug auf Platon deutlich, dass Symptombetrachtung infolge von Krankheit bei den Griechen niemals isoliert, nur auf den Körper bezogen durchgeführt wurde. Es handelte sich bei solchen Betrachtungen nicht um die »Herauslösung eines Teiles aus der Einheit eines Ganzen.«<sup>101</sup> Die Natur des Ganzen musste im Blick gehalten werden; und dies bedeutete nichts weniger als die gesamte Lebenssituation des Patienten zu berücksichtigen. »Krankheit, Verlust des Gleichgewichts, meint nicht nur einen medizinisch-biologischen Tatbestand, sondern auch einen lebensgeschichtlichen und gesellschaftlichen Vorgang.«<sup>102</sup> Und Steinebrunner,<sup>103</sup> der in seinem Buch »die Entzauberung der Krankheit« sehr nachvollziehbar den Werdegang der Medizin von seinen mythologischen Elementen bis hin zum heutigen naturwissenschaftlichen Verständnis beschreibt, sagt, dass zu Zeiten des Hippokrates (460–377 v. Chr.) »in jeder Krankheit eine Störung des kosmologischen Gleichgewichts vermutet« wurde.<sup>104</sup> Stand in der archaischen Heilkunde noch eine Mystik der Krankheitsentstehung und -heilung im Vordergrund,<sup>105</sup> so beeindruckten

100 Vgl. Luhmann, Niklas: »Medizin und Gesellschaftstheorie«, S. 171.

101 Vgl. Gadamer, Hans-Georg: *Über die Verborgenheit der Gesundheit*, S. 61.

102 Ebd., S. 62.

103 Steinebrunner, Bernd: *Die Entzauberung der Krankheit*, S. 195.

104 Damit wurde bereits zu Zeiten der Griechen ein Ideal beschrieben, das auch heute noch in mehr oder weniger veränderter Form regelmäßig als Kritikpunkt gegen die Medizin hervorgebracht wird und in programmatischer Form als möglicher Ausweg aus der derzeitigen Kostenmisere heraufgeschworen wird und zum Teil politische Steuerungszintentionen erwachen lässt.

105 Zum Beispiel die Heilung durch die Kraft von Smaragden, Eingeweiden, Blut von Fledermäusen, etc. Siehe ausführlicher ebd., S. 149f. Siehe ferner

die Hippokratiker trotz ihrer Einbettung in philosophische Denkweisen bereits durch detaillierte klinische Beobachtungen und Operationstechniken, obschon ihre Physiologie noch unausgereift war und Operationen dementsprechend wohl eher selten vorkamen.<sup>106</sup> Interessant für den Zusammenhang hier ist aber gerade die Bemerkung Steinebrunners, dass die Hippokratiker trotz ihrer klinischen Orientierung stets auch Philosophen waren. Ihr *Handeln und Denken* war somit immer in einem kosmologischen Zusammenhang eingebettet und die naturalistischen Krankheitskonzepte konnten stets einer, wenn auch nur metaphysischen Identifikation zugeführt werden.<sup>107</sup> Für die Arztphilosophen war Krankheit folglich immer auch ein naturhaft ablaufender Prozess und niemals völlig determinierbar.<sup>108</sup> Gefolgt von einer langen Zeit der Iatrotheologie, die nur einen einzigen Grund für die Entstehung von Krankheit kannte, nämlich Gott<sup>109</sup>, wurden die weiteren Denkwege in der Medizin dann maßgeblich durch den arabischen Autor Avicenna beeinflusst.<sup>110</sup> Festhaltend an griechischen Beobachtungen hat dieser das gesamte Lehrgut des Galenos kodifiziert, systematisiert und kanonisiert.<sup>111</sup> Galenos (129–199 n. Chr.) hatte während seiner Schaffenszeit die Humoralpathologie (›Vier-Säfte-Lehre‹) mit der Konstitutionslehre verbunden, »die die vier humoralen Typen des Cholerikers, Phlegmatikers, Melancholikers und Sanguinikers mit den ihnen entsprechenden Krankheiten lehrte.«<sup>112</sup> Gesundheit war für ihn ein »Zustand des harmonischen Gleichgewichts der Kräfte, während Krankheit die Körper- und Geisteskräfte des Menschen schädigte.«<sup>113</sup> Avicenna hat daraus, so Steinebrunner, ein »streng logisches und gegliedertes deduktives System abgeleitet«, und aus dieser theoretischen Grundlage heraus wurde »von ihm in konsequenter Fortführung die Darstellung ärztlicher Praxis gefolgert«.<sup>114</sup>

Bereits hier zeigt sich eine Logik in der Krankheitsbetrachtung an, die bis ins späte 18. Jahrhundert reichen wird und von Foucault als Klassifikation, »als immanente Logik der Krankheitsformen« beschrieben wird.<sup>115</sup> Der historischen und faktischen Erfahrung der Krankheit wird ein philosophisches Wissen entgegengestellt. So liest man bei Foucault hierzu: »Ein

Wieland, Wolfgang: »Philosophische Aspekte des Krankheitsbegriffs«, S. 224f.

106 Vgl. Steinebrunner, Bernd: *Die Entzauberung der Krankheit*, S. 197f.

107 Vgl. ebd., S. 201.

108 Vgl. ebd., S. 222.

109 Vgl. ebd.

110 Es handelt sich hier natürlich um eine stark verkürzende Beobachtung.

111 Vgl. ebd., S. 244f.

112 Ebd., S. 200.

113 Ebd.

114 Vgl. ebd., S. 245.

115 Vgl. Foucault, Michel: *Die Geburt der Klinik*, S. 20.

tiefer Raum geht allen Wahrnehmungen voraus und befiehlt sie aus der Ferne. Von ihm aus, von den Linien aus, die er schneidet, von den Massen aus, die er verteilt oder hierarchisiert, überträgt die Krankheit, wenn sie in den Blick kommt, ihre eigenen Merkmale auf einen lebendigen Organismus.«<sup>116</sup> Der Organismus gerät in den Fokus, aber er wird nicht angerührt. Die Philosophie schützt diesen und alle Klassifikationen haben sich danach zu richten. Aber auch wenn in der folgenden Hochscholastik deshalb spekulative Elemente, gestützt durch Autorität und Tradition, in den Vorstellungen zur Krankheitsentstehung eine übergeordnete Rolle spielten (so lasen und lehrten zum Beispiel aufsichtsübende scholastische Ärzte aus den Büchern Galenos, während statusniedrigere Chirurgen den menschlichen Körper seziierten, ohne sich sonderlich für das zu interessieren, was diese dort eigentlich taten), so setzten sich doch nach und nach Krankheitskonzepte und Empfehlungen in Anlehnung an diese »Medizin der Arten«<sup>117</sup> durch, die der Krankheit *als einen Prozess* einen gewissen *Spielraum* gaben und notwendigerweise entsprechende anatomische Studien einforderten.<sup>118</sup> So wirkten zwar noch für Paracelsus im 16. Jahrhundert »im menschlichen Organismus die gleichen Kräfte wie in der Natur; jedoch verwarf er mehrere griechische Auffassungen zur Krankheitsentstehung, wie die von der »Harmonie der tragenden Säfte im Körper«, und beschrieb gleichsam eine naturphilosophische Keimtheorie der Krankheit, wonach diese im Körper als eine Identität, so wie ein Baum oder eine Pflanze wachse;<sup>119</sup> nochmals pointiert durch Jean Fernel, ebenfalls im 16. Jahrhundert, der diese These Paracelsus' verwarf und Krankheit als einen lokalisierbaren, spezifischen, pathologischen Prozess im Körper beschrieb.<sup>120</sup> Und es ist nicht zuletzt diese Rückführung auf die Vorstellung von Krankheit als einen Prozess im Körper, die Andreas Vesalius, bereits bevor sich die Anatomie mit Morgagni ihren bedeutenden Aufschwung erkämpft hat, zu anatomisch relevanten Arbeiten inspirierte und ihn »200 Irrtümer der galenischen Anatomie« aufdecken ließ.<sup>121</sup>

Es resultierte, dass die Medizin sich nicht mehr damit begnügen konnte, ihren Blick auf dem Körper ruhen zu lassen. Ungeachtet der Tatsache, dass schließlich mit der Unterscheidung Descartes zwischen *res extensa* und *res cogitans* die heute bekannte naturwissenschaftliche Anbindung der Medizin erfolgen konnte, wird genau in dieser Hinsicht deutlich, dass es eine parallele Entwicklung von philosophischer Systematik und körperorientierter Krankheitsbetrachtung gab. Als Medi-

116 Ebd., S. 21.

117 Vgl. ebd., S. 31.

118 Vgl. Steinebrunner, Bernd: *Die Entzauberung der Krankheit*, S. 247ff.

119 Vgl. ebd., S. 299.

120 Vgl. ebd., S. 304.

121 Vgl. ebd., S. 305.

zin der Arten ließen sich beide Wege zugleich gehen und fanden ihren empirischen Niederschlag nicht zuletzt in der Trennung akademisierter Ärzte und Chirurgen, die sich, wie bereits geschildert, erst im frühen 19. Jahrhundert auflöste. Eine Trennung, die folgt man Steinebrunner, bereits bei Galenos begann, von den Arabern gefördert und schließlich mit dem Konzil von Tours (1163) besiegelt wurde; »und zwar mit der Erklärung ›Ecclesia abhoret a sanguine‹ (die Kirche vergießt kein Blut).«<sup>122</sup> Denn mit dieser Erklärung wurde die chirurgische Tätigkeit fast vollständig aus den Händen der Ärzte genommen, die zumeist Geistliche waren; diese wandten sich nun rein der Inneren Medizin zu, die auf eine praktische Ausübung verzichtete. Es handelte sich jedoch um eine Trennung, deren Ende durch die zunehmende Auflösung philosophischer Grundlagen in der Medizin bereits vorgezeichnet wurde. Und es ist gerade der hier bezeichnete Übergang von einer auf philosophischer Klassifizierung beruhenden Klinik hin zu einem anatomisch-pathologischen Verständnis der Körperprozesse, der gerade für den Charakter der Kommunikation in dem System der Krankenbehandlung besondere Relevanz entfaltet und deshalb an dieser Stelle nochmals spezifischer in den Vordergrund rücken soll.

Die Medizin der Arten, so bemerkt Foucault, darf sich in ihrer Wahrnehmung »weder auf Reihen noch auf Gruppen richten; sie muss sich strukturieren.«<sup>123</sup> Und weiter heißt es: »Sie muss die unendliche Arbeit der Erkenntnis der einzelnen Kranken auf sich nehmen. ... Der Kranke ist die mit individuellen Zügen ausgestattete Krankheit.«<sup>124</sup> Die Medizin der Arten verlangt eine »verschärfte Wahrnehmung des Individuums, frei von kollektiven Strukturen, von Gruppenbetrachtung und der Spitalerfahrung selbst.«<sup>125</sup> Im 18. Jahrhundert gilt das Spital als der Medizin abträglich; der Kranke und der Arzt kommen sich näher. Bei dieser Zusammenkunft ist das herausstellende Merkmal der Blick des Arztes, der am Kranken die »schönen und geordneten Formen der Krankheit«<sup>126</sup> zu erfassen versucht. Es geht dabei um Qualitäten, die den Körper frei durchwandern und sich auf dem Gesicht des Kranken ablesen lassen.<sup>127</sup> So schließt Foucault: »Der ärztliche Blick hat kaum einen Grund, sich bei diesem Körper aufzuhalten, jedenfalls nicht in seinen Tiefen und bei seinen Funktionen.«<sup>128</sup> Symptome werden zu der Form, in der sich Krankheit präsentiert. Jenseits dessen lässt sich keine »pathologische

122 Vgl. ebd., S. 246. Die Übersetzung sollte lauten: Die Kirche schreckt vor dem Blute zurück.

123 Foucault, Michel: *Die Geburt der Klinik*, S. 32.

124 Ebd.

125 Ebd.

126 Vgl. ebd.

127 Vgl. ebd.

128 Ebd.



Wesenheit« mehr ausmachen.<sup>129</sup> Krankheit wird sozusagen zu einer geordneten »Gesamtheit von charakteristischen Symptomen« – ein unteilbares Ganzes.<sup>130</sup> In der Folge geht es dann um die Rekonstruktion einer Krankheitsgeschichte, die dieses Ganze betrifft und hierfür der Worte bedarf.<sup>131</sup> Der Blick öffnet sich, so kann man sagen, dem Wort – und damit letztlich einer für die Machtverhältnisse zwischen Arzt und Patient wesentlichen Diskursgemeinschaft. Eine Gemeinschaft, die sich strukturell auf einen höheren sozialen Status des Patienten und gesteigerte Konkurrenzverhältnisse einzustellen hatte.<sup>132</sup> Dies hatte nicht selten zur Folge, dass der Arzt bei Diagnosesstätigkeiten geradezu um die Zustimmung des Patienten ringen musste.<sup>133</sup> Denn oft traten im Laufe der Krankheitsbeobachtung »neue Widersprüche auf, die eine Umdeutung der Krankheit und der Effektivität der ärztlichen Maßregeln« erzwingen.<sup>134</sup> Die Glaubwürdigkeit des ärztlichen Ausspruchs, der am Ende einer Begutachtung zu erfolgen hatte und den Patienten dazu aufforderte, die Verordnungen des Arztes zu befolgen, wurden eben deshalb nicht selten bezweifelt, und so gehörte es zur Kunst des Arztes, hier den richtigen Ton und den richtigen Zeitpunkt zu treffen.<sup>135</sup> Es handelte sich hierbei um eine Gratwanderung, bei der der Arzt ständig unter dem Druck stand, seine Autorität hinreichend vor dem Patienten beweisen zu müssen, und das hieß unter anderem auch, sich nicht zu weit von derjenigen Krankheitsvermutung zu entfernen, die unter den Umstehenden und Mitredenden ohnehin schon im »Raum« stand. Lachmund und Stollberg zeigen anhand eines biographischen Auszuges, dass es in dieser Hinsicht nicht selten zu einem durch die Ärzte akzeptierten Selbststudiums des Patienten bezüglich seiner Krankheit und zu gemeinsamen Konsultationen weiterer Heilberufe kam;<sup>136</sup> es entstand in so manchem Fall eine Art soziale Diskursgemeinschaft, die das Potenzial besaß, den Ausspruch des Arztes, wenn er jene sinnvoll zu seinen Gunsten zu nutzen wusste, zu exkulpieren. Diagnostik und damit auch Therapie wurden zu einem Aushandlungsprozess, der weit davon entfernt war, im Sinne einer binären Codierung reproduzierbare Programme zu implementieren, das heißt verbindliche Kriterien für die richtige Zuordnung zu einem der beiden Werte krank oder gesund zu liefern.

Sprache und klinischer Blick gingen in diesem Sinne 40 Jahre zusammen. Jahre, von denen Foucault bemerkt, dass sie die Medizin daran

129 Vgl. ebd., S. 104f.

130 Vgl. ebd., S. 109.

131 Vgl. ebd.

132 Vgl. Lachmund, Jens; Stollberg, Gunnar: *Patientenwelten*, S. 124.

133 Vgl. Lachmund, Jens: *Der abgeborchte Körper*, S. 47.

134 Vgl. ebd., S. 46.

135 Vgl. ebd., S. 46ff.

136 Vgl. Lachmund, Jens; Stollberg, Gunnar: *Patientenwelten*, S. 122f.

gehindert haben, »Morgagnis Lektion zu vernehmen.«<sup>137</sup> Foucault erinnert damit an die noch weit verbreitete Verdrängung der pathologischen Anatomie, die mit der klinischen Methode aus dem Blick des Arztes geriet und erst im beginnenden 19. Jahrhundert durch Bichat und seine Zeitgenossen zu neuer Blüte erwachte.<sup>138</sup> Der bisherigen klinischen Methode »war diese Durchsuchung der stummen und zeitlosen Körper völlig fremd; die Ursachen oder der Sitz der Krankheiten waren ihm gleichgültig; die Klinik war Geschichte, nicht Geographie. Anatomie und Klinik sind nicht eines Geistes.«<sup>139</sup>

Die Methode der pathologischen Anatomie lokalisierte nun die Krankheit im Inneren des Körpers, und sie befreite die Medizin von den theoretischen Fesseln der bis dahin gültigen Systeme und Spekulationen, die ihr durch die Medizin der Arten, wie Foucault sie nennt, auferlegt waren.<sup>140</sup> Es war eine Zeit, in der sich die philosophische Perspektive änderte. Foucault bemerkt zu dieser Zeit des Umschwungs: »Das Leben ist nicht die Form des Organismus, sondern der Organismus ist die sichtbare Form des Lebens in seinem Widerstand gegen das, was nicht lebt und sich ihm entgegensetzt.«<sup>141</sup> Das Vordringen in den Körper wird zu einer Möglichkeit, Krankheit direkt und ohne Umschweife wahrzunehmen. Diese Wahrnehmung macht sich unabhängig von einer Hypostasierung von äußeren Symptomen, die dazu einluden, in den Diskurs zu treten und das ›Wissen‹ der Ärzte zur Aushandlung zu zwingen. Die Philosophie, mit der man aus althergebrachten Gründen zu kooperieren hatte, weicht der naturwissenschaftlichen Wahrnehmung. Und so stellt Foucault fest: »Kliniker wie Cabanis und Pinel hielten ihre Methode für die Realisierung der Philosophie; die Begründer der pathologischen Anatomie sehen in ihrer Methode eine Nicht-Philosophie; sie meinen, die Philosophie überwunden zu haben, da sie endlich gelernt hätten wahrzunehmen.«<sup>142</sup>

Die Kommunikation mit dem Kranken konnte nun endlich in den Hintergrund treten und die grenzenlose und erschöpfende Abstimmung zwischen Wort und klinischem Blick verschwinden. Es handelt sich sicher auch hier nur »um eine Verschiebung im epistemologischen Fundament« der Wahrnehmung,<sup>143</sup> die mit der Anbindung des Lebens an den Tod im Körper eine radikale Perspektivenveränderung in der Medizin hervorbrachte. Doch diese wird für lange Zeit das Bild der Medizin prägen.

137 Vgl. Foucault, Michel: *Die Geburt der Klinik*, S. 139.

138 Vgl. ebd.

139 Ebd.

140 Vgl. ebd., S. 168.

141 Ebd.

142 Ebd.

143 Vgl. ebd.

Dieser historische Abriss muss an dieser Stelle genügen. Ersichtlich wird meines Erachtens, dass es der modernen Medizin zwar, wie bereits oben dargelegt, an einer Reflexionstheorie mangelt. Diese Feststellung sollte aber nicht zu dem Urteil führen, dass in dem System der Krankenbehandlung ein entsprechendes Reflexionsdefizit vorliegt. Vielmehr sollte angezeigt werden, dass es gerade ein sehr langer Weg philosophischer Reflexion war, der das System in Distanz zu übergeordneten Denkgebäuden gebracht hat. Glaubwürdige Medizin hat ihren *Gegenstand* mit dem lokalisierbaren Krankheitsprozess im Körper gefunden. Der hier erkennbare Befreiungsakt von übergeordneten, klassifizierenden philosophischen Systemen hat eher den Charakter einer expliziten Reflexionsabwehr, nochmals: nicht im Sinne eines Defizits, sondern eines Wissens, dessen Wahrheit der Vollzug ist und nicht die Selbstbeschreibung. Und jetzt klingen auch die Worte Leriche noch einmal in besonderer Weise nach, wenn man ihn erneut sagen lässt: »Will man die Krankheit definieren, muß man den Menschen aus ihr verbannen«.

Hinzu kommt, dass diese Abkehr von der philosophischen Tradition, die für das Auseinandertreten von klinischem Blick und Wort verantwortlich ist und den schweigenden Umgang des Arztes mit dem Körper zumindest strukturell einleitet, dem Verhältnis von Arzt und Patient für lange Zeit bis in die heutigen Tage anhaften wird. Es handelt sich um eine *reductio ad corporem*, die einerseits endlich ihren Gegenstand und ihre Autorität gefunden hat, aber andererseits die Erfahrungen, die sie im Verbund mit der Klinik so lange Zeit mit dem Worte sammeln konnte, zu ihrer stummen Dienerin machte. Insofern mag man die Gefahr für die Medizin nicht recht erblicken, die ihr in der heutigen Zeit droht, in einer Zeit, in der die Herausforderungen einer beschleunigten Krankenbehandlung diese solitäre Hinwendung zum Patientenkörper mehr denn je in den Focus rückt und Patientengespräche durch absichernde hochtechnisierte Diagnostik und Therapie substituiert werden. Könnte man nicht sagen: Die Medizin ist endlich an ihr Ziel gelangt? Endlich ist der Blick des Arztes von jeder Anzweiflung befreit, die ihm schon immer aus der körperlichen Umwelt drohte.

Auch wenn es zutrifft, dass die Medizin in dieser Hinsicht derzeit über ihr Ziel hinauschießt und dadurch Chancen zusätzlicher Kommunikationsführung zum Umgang mit Krankheit und Gesundheit möglicherweise unberücksichtigt lässt, so muss man ihr doch zugestehen, dass dies in keinem Fall unbegründet geschieht. Sie hat ihren spekulativen Charakter durch ihre naturwissenschaftliche Anbindung deutlich zurückdrängen können. Die Geburt der Klinik hat Fakten geschaffen, und es scheint derzeit nicht ersichtlich, wie die Kommunikation auf der Basis von extrakorporalen Begründungen und auf dem neuen Boden sichererer Diagnostik und Therapie zurückgeholt werden könnte. Die

Profession der Ärzte trägt ihre Historie in sich und mit ihr das Scheitern philosophischer Orientierungsmuster. Ihr Umgang mit Krankheit *ist* Philosophie, wie Cabanis und Pinel sagen, die sich ganz im wahrnehmenden Vollzug auflöst; es ist der Versuch, durch Fokussierung körperlicher Prozesse und Strukturen ganz im Vollzug zu sein und von hier aus zu reflektieren, ohne je wieder den sicheren Hafen eines lebendigen Ganzen erreichen zu können. Die Gesundheit und der Tod sind keine Ideen mehr, sie werden ›machbar‹. Die Profession der Ärzte wird durch ihr Tun zum Reflexionsersatz und gesellschaftliche Ansprüche verstummen vor ihrem impliziten Wissen. Es ist, um auf Luhmann zurückzukommen, nicht die Marginalisierung der Kommunikation, die das Reflexionsdefizit im System der Krankenbehandlung erklärt, *sondern umgekehrt, es ist die Abwehr normativer Gedankenkonstrukte, die diese Marginalisierung erklärt.*

Ich möchte die Analyse zur Marginalisierung der Kommunikation an dieser Stelle abschließen. Luhmann hat zwar noch zwei Begründungslinien eröffnet. Diese möchte ich jedoch, weil es thematisch besser passt, in den nächsten beiden Kapiteln mit abhandeln, wo es um die Funktion und die binäre Codierung des Systems der Krankenbehandlung gehen wird.<sup>144</sup>

### 5.3 Die Funktion des Systems der Krankenbehandlung

Analysiert man Luhmanns Aussagen zur Funktion des Systems der Krankenbehandlung, dann stößt man sogleich auf eine weitere Besonderheit. So bemerkt Luhmann: »daß seine Funktion sich nicht auf das Gesellschaftssystem selbst bezieht, sondern auf dessen Umwelt.«<sup>145</sup> Dies ist im Kontext seiner sonstigen Ausarbeitungen zur Gesellschaft außergewöhnlich. Denn gerade der gesellschaftliche Bezug begegnet einem hier mehr oder weniger als eine recht adäquate Möglichkeit, Kommunikation in den Fokus der Operationen des jeweiligen Funktionssystems zu stellen. Man ist also sogleich genötigt zu fragen, wie das denn funktionieren soll, wenn man sich nun mit seinen elementaren Operationen auf die Umwelt beziehen muss; auch wenn es sich hierbei um ein der Kommunikation – zumindest im örtlichen Sinne – sehr nahestehendes System, den Körper handelt. Möchte man dieser prekären Lage des Systems der Krankenbehandlung nachgehen und

144 Bei jener handelt es sich um die besondere Rolle, die der Zeit bezüglich der Reflexion des Systems zukommt, und bei dieser um den Reflexionswert gesund, der als Zielvorstellung des Systems Reflexionsnotwendigkeiten obsolet werden zu lassen scheint.

145 Luhmann, Niklas: »Anspruchsinflation im Krankheitssystem«, S. 40.

nach den Konsequenzen fragen, dann lassen sich bei Luhmann zwar verschiedene Hinweise auf die Funktion des Systems der Krankenbehandlung finden, aber eine konkrete Definition, wie man dies aus den anderen Beschreibungen der Funktionssysteme kennt, sucht man hier vergebens. So sagt er an einer Stelle, seine Funktion sei »die Heilung von Krankheiten«<sup>146</sup> und spezifiziert die Umwelt als eine Orientierung am Körper, der als eine besonders relevante und nicht ignorierbare Umwelt des Gesellschaftssystems in den Vordergrund rückt. An anderer Stelle gibt er den eher allgemeinen Hinweis, dass es darauf ankomme, dass »niemand .. außerhalb des Systems der Krankenbehandlung gesund werden« könne »– es sei denn unbemerkt und von selber«.<sup>147</sup> Und wieder an anderer Stelle sagt er: »Es sollte klar sein, daß der Hinweis auf Gesundheit nicht ausreicht. Die Idee der Gesundheit hat keine sie begrenzenden Konturen«<sup>148</sup> und verweist damit auf die Möglichkeit des Systems der Krankenbehandlung auch dann noch zu funktionieren, wenn keine Gesundheit mehr erreichbar ist. Und schließlich wird er mit Anlehnung an das vorhandene Reflektionsdefizit im System der Krankenbehandlung deutlicher: »Man begnügt sich mit einer vermeintlichen Unentbehrlichkeit und mit einem professionellen Ethos. Will man dies ändern, könnte man beim Gesundheitsbegriff ansetzen. Gesundheit müßte .. nicht als Optimalzustand in körperlicher, psychischer und sozialer Hinsicht aufgefasst werden. Statt dessen könnte man das Problem in der Beziehung des Bewußtseins zu seinem Organismus sehen, insbesondere zu Schmerzen und zum Tod. Das hätte weitreichende Folgen für die ärztliche Praxis.«<sup>149</sup> Luhmann selbst führt dann diese Relation mit Bezug auf den Begriff des Schmerzes im Ansatz aus, lässt aber dann die kommunikativen Bezüge der Krankenbehandlung, die einen deutlicheren Bezug zum Gesundheitsbegriff beinhalten, mit lediglich ein paar Bemerkungen nur angedeutet,<sup>150</sup> so dass man hier bereits erkennen kann, dass die Funktion des Systems der Krankenbehandlung bei Luhmann zwar nicht ungeklärt, aber zumindest deutlich unterbestimmt bleibt.<sup>151</sup>

146 Siehe ebd., S. 30.

147 Siehe Luhmann, Niklas: »Der medizinische Code«, S. 177.

148 Luhmann, Niklas: »Medizin und Gesellschaftstheorie«, S. 173.

149 Ebd., S. 169.

150 Vgl. hier ebd., S. 174f.

151 Hierauf weisen auch Pelikan und Bauch hin. Siehe Pelikan, Jürgen M.: »Ausdifferenzierung von spezifischen Funktionssystemen für Krankenbehandlung und Gesundheitsförderung«, S. 40. Und Bauch, Jost: »Selbst- und Fremdbeschreibung des Gesundheitswesens. Anmerkungen zu einem ›absonderlichen‹ Sozialsystem«. In: Bauch, Jost: *Gesundheit als System. Systemtheoretische Beobachtungen des Gesundheitswesens*. Hartung-Gorre Verlag: Konstanz, 2006, S. 3ff.

Blickt man nun auf die Folgerezeptionen, dann hat sich eine solche zumeist nur implizit, aber besonders in Bezug auf diese Leerstelle der Theorie ergeben. Gerade mit ihrem Verweis auf den Gesundheitsbegriff hat sich hier die Frage nach dem Stellenwert des Systems der Krankenbehandlung im Vergleich zu Formen des Systems der Gesundheitsförderung in den Vordergrund gerückt.<sup>152</sup> So setzt Bauch seine Diskussion zu einem umfassenden Gesundheitssystem theoriearchitektonisch genau an dieser Stelle an.<sup>153</sup> Eine weitere Ausarbeitung der von Luhmann begonnenen Relation wird aber weder bei ihm selbst noch von anderen Autoren fortgesetzt. So kommt Pelikan zu dem Schluss,<sup>154</sup> dass es zwar einen ausgeprägten Konsens »hinsichtlich der prinzipiellen Ausdifferenzierung eines auf Krankenbehandlung spezialisierten Funktionssystems im Anschluss an Luhmanns einschlägige Überlegungen« gibt, aber derzeit scheinen sich besonders solche Gesundheits-Diskurse hervorzutun, die eben vor allem »die Ausdifferenzierung eines an positiver Gesundheit orientierten Funktionssystems« in den Vordergrund stellen.<sup>155</sup> Es handelt sich vornehmlich um theoretische und programmatische Versuche der Verankerung des

152 Mit einer Ausnahme: Fuchs, Peter: »Das Gesundheitssystem ist niemals verschnupft«. In: Bauch, Jost: *Gesundheit als System. Systemtheoretische Beobachtungen des Gesundheitswesens*. Hartung-Gorre Verlag: Konstanz, 2006, S. 26f. Fuchs vertritt die These, »daß das Gesundheitssystem als ›Lösung‹ des Problems gedeutet werden kann, wie sich die von Körper abhängige Unsicherheitsabsorption (im Blick auf die Garantie der numerischen EINS der polykontexturalen sozialen Adresse) und die damit verknüpfte Möglichkeit der Komplettheadressabilität (Voll-Inklusion) aufrechterhalten lässt, obwohl diese Körper (plus sozusagen angeschlossener Psychen) erkranken können.« Hierin liegt eine schöne Begründung der These Luhmanns, dass die gesellschaftliche Kommunikation Krankheit nicht ignorieren kann. Bezogen auf die Diskussion zur Funktion setzt Fuchs damit an einer anderen Stelle an, die damit zusammenhängt, dass Fuchs dem System der Krankenbehandlung ein symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium zuschreibt.

153 Er hat am deutlichsten an der Relation von Körper und Psyche angesetzt. Bauch denkt diese aber so nicht weiter, sondern erweitert sie im Kontext seiner Codierung lebensförderlich/lebenshinderlich bis hin zu einer nicht mehr nachvollziehbaren Allgemeinheit. Siehe Bauch, Jost: »Selbst- und Fremdbeschreibung des Gesundheitswesens«, S. 3f.

154 Vgl. Pelikan, Jürgen M.: »Zur Rekonstruktion und Rehabilitation eines besonderen Funktionssystems«, S. 290f.

155 Pelikan verweist hier auf die bereits erwähnte Identifikation der Gesellschaft als »Gesundheitsgesellschaft« bei Kickbusch und bezogen auf die wirtschaftliche Diskussion um den Gesundheitsmarkt auf einen möglichen 6. Kondratieff-Zyklus. Ebd., S. 290.

Gesundheitswertes auf gesellschaftlicher Ebene.<sup>156</sup> Die Funktion kann dann bei diesen Versuchen auch relativ problemlos benannt werden; nämlich als: »Ermöglichung, Erhaltung und Wiederherstellung von Gesundheit«. <sup>157</sup> Die eigentlichen Schwierigkeiten in diesem Diskurs liegen jedoch nicht auf der Ebene einer ausgearbeiteten Gesellschaftstheorie, die für diese Disziplin erste Voraussetzung wäre, sondern, wie Hafén feststellt, bereits auf begrifflicher Ebene. So stellt sich zum Beispiel aus einer wirtschaftspolitischen Perspektive für Hafén die Frage, ob es überhaupt sinnvoll ist, Prävention und Gesundheitsförderung zu unterscheiden.<sup>158</sup> Eine weitere Schwierigkeit betrifft den Gesundheitsbegriff, da auch hier durchaus anerkannt wird, dass eine »direkte Förderung der Gesundheit .. nicht möglich« ist, weil es eben, wie erwähnt, »für die Gesundheit keine eigentlich positiv bestimmbaré Merkmale gibt«. <sup>159</sup> Eine weitere bedeutende Diskussion betrifft die Frage, ob es neben dem System der Krankenbehandlung noch ein (umfassendes) Gesundheitssystem gebe.<sup>160</sup> So liest man bei Bauch zum Beispiel von einem umfassenden Gesundheitssystem, das sich mit einer gesamtgesellschaftlichen Codierung auch in anderen Funktionssystemen durchsetzt, und in dem das System der Krankenbehandlung lediglich als Subsystem Relevanz entfaltet.<sup>161</sup> Dieser Vorschlag ist jedoch wegen des sehr vagen und theoretisch nicht zu Ende gedachten Codiervorschlags unhaltbar.<sup>162</sup> Hafén geht indes von der Einheit eines Gesundheitssystems mit zwei parallelen Teilsystemen (System der Krankenbehandlung/Präventionssystem) aus.<sup>163</sup> Pelikan konstruiert neben dem System der Krankenbehandlung sogar drei »Gesundheitssysteme für

156 Vgl. zu entsprechenden Hinweisen Pelikan, Jürgen M.: »Ausdifferenzierung von spezifischen Funktionssystemen für Krankenbehandlung und Gesundheitsförderung«, S. 43.

157 Hafén, Martin: *Mythologie der Gesundheit*, S. 99.

158 Siehe hierzu besonders ebd., hier besonders S. 73ff. Hafén verneint dies, aufgrund ihrer Ähnlichkeit hinsichtlich einer nicht negierbaren, pathogenetischen Orientierung.

159 Vgl. ebd., S. 79.

160 Siehe hierzu zusammenfassend Stollberg, Gunnar: »Das medizinische System«, S. 201ff. und Pelikan, Jürgen M.: »Zur Rekonstruktion und Rehabilitation eines absonderlichen Funktionssystems«, S. 290ff. und Pelikan, Jürgen M.: »Ausdifferenzierung von spezifischen Funktionssystemen für Krankenbehandlung und Gesundheitsförderung«, S. 40.

161 Siehe hierzu vor allem Bauch, Jost: *Gesundheit als sozialer Code. Von der Vergesellschaftung des Gesundheitswesens zur Medikalisation der Gesellschaft*. Juventa Verlag: Weinheim, 1996.

162 Siehe hierzu seine Selbstkritik im Vorwort in Hafén, Martin: *Mythologie der Gesundheit*, S. 5f.

163 Siehe hierzu ebd., S. 99ff.

die Förderung von positiver physischer, psychischer und sozialer Gesundheit«. <sup>164</sup>

Ich werde auf verschiedene Aspekte dieser Versuche, dort, wo es im Rahmen der hiesigen Analyse sinnvoll erscheint, zurückkommen. Man kann jedoch durchaus feststellen, dass die sich in den Gesundheitswissenschaften anzeigende Uneinigkeit bezüglich des Stellenwertes des Systems der Krankenbehandlung nicht ungeachtet der Tatsache betrachtet werden darf, dass es hier eine prominente Unterbehandlung der Funktion und der binären Codierung des Systems der Krankenbehandlung gibt, die durch die fast ersatzlose Orientierung am Gesundheitsbegriff noch fortgetrieben wird. <sup>165</sup> Nichtsdestotrotz ist dieser Diskurs besonders deshalb interessant, weil er gerade an den meines Erachtens empfindlichsten von Luhmann identifizierten Theoriestellen des Systems der Krankenbehandlung anknüpft – wenn man die binäre Codierung noch zur Funktion hinzurechnet – und dort einen neuen ›Theorieraum‹ eröffnet, aus dem derzeit Ideen hervortreten, die sich berufspolitisch <sup>166</sup> und wohlfahrtstaatlich <sup>167</sup> nutzen lassen; die also das System der Krankenbehandlung dort reflektieren, wo es dies derzeit selbst versäumt. Dieser Befund muss nicht sofort auf Autonomieverlust des Systems hinauslaufen, aber er zeigt doch die Gefahr an, die darin liegt, dass durch die extreme Umweltorientierung des Systems der Krankenbehandlung andere wichtige gesellschaftsinterne Kriterien von diesem nahezu ausgeblendet werden. Luhmann bemerkt diesen Sachverhalt deutlich, wenn er sagt: »Es ist ganz konzentriert auf Probleme, die in der Umwelt selbst entstehen, und bringt selbst in die Behandlung dieser Probleme kaum gesellschaftsinterne Kriterien ein.« <sup>168</sup>

164 Pelikan, Jürgen M.: »Ausdifferenzierung von spezifischen Funktionssystemen für Krankenbehandlung und Gesundheitsförderung«, S. 43.

165 Pelikan bemerkt zwar in seinem prägnanten Artikel den Ausnahmezustand der Funktion im Werk Luhmanns, führt ihre Diskussion aber nicht weiter. Siehe ebd., S. 40.

166 Siehe als interessantes Beispiel und positiv für die Pflege Behrens, Johann; Weber, Andreas; Schubert, Michael (Hrsg.): *Von der fürsorglichen Bevormundung über die organisierte Unverantwortlichkeit zur professionsgestützten selbstbestimmten Teilhabe? Beiträge zur Transformation des Gesundheits- und Sozialsystems nach 1989*. Verlag Barbara Budrich: Opladen, 2012.

167 Siehe in Bezug auf die WHO programmatisch Pelikan, Jürgen M.; Wolff, Stephan (Hrsg.): *Das gesundheitsfördernde Krankenhaus. Konzepte und Beispiele zur Entwicklung einer lernenden Organisation*. Juventa Verlag: Weinheim, 1999. Die Motive der Gesundheitswissenschaften hinterfragend, besonders Vogd, Werner: »Medizinsystem und Gesundheitswissenschaften«, besonders S. 258ff. Und mit umfassend politischen Ambitionen Bauch, Jost: *Gesundheit als sozialer Code*.

168 Luhmann, Niklas: »Anspruchsinflation und Krankheitssystem«, S. 41f.



Das Problem liegt darin, dass es dem System primär um die Ausdifferenzierung von Krankheiten zur Bezeichnung kranker Körper geht, die es nur in der Umwelt des Systems identifizieren kann. Für die Krankenbehandlung lässt sich konsequent »nur die Negation von Gesundheit .. spezifizieren«; und deshalb gibt es, so Luhmann, auch nur »eine Gesundheit«. <sup>169</sup> Diese steht nicht im Zentrum der basalen Operationen des Systems der Krankenbehandlung. Für die gesellschaftliche Perspektive, so folgert Luhmann, wird sie aber gerade deshalb umso wichtiger. Die Gesundheit wird zu einem »Höchstwert«, weil sie sich an der Ausdifferenzierung des Gegenteils konsolidieren lässt. Er bezeichnet Gesundheit sogar als den einzigen »Höchstwert, der außerhalb aller ideologischen Kontroversen steht.« <sup>170</sup> Ein Wert, der durch das System der Krankenbehandlung unterbehandelt ist und wahrscheinlich deshalb durch gesellschaftliche Diskurse und Theorieversuche aufgefüllt werden muss. Die Gesellschaft bringt mit ihrem Gesundheitsdiskurs eben diese fehlenden, gesellschaftsinternen Kriterien ein und kann dann auch die Frage nach der Gesundheit dort stellen, wo das System der Krankenbehandlung zu schweigen gelernt und verstanden hat, dass man den Tod nicht aus dem System ausschließen kann.

### 5.3.1 Körperorientierung

Ich möchte, wie gesagt, bei dem System der Krankenbehandlung selbst ansetzen und erneut nach der Funktion des Systems fragen. Hierzu erscheint es mir sinnvoll, Luhmanns einmal eingeschlagenen Weg noch ein wenig länger zu folgen, um besser sehen zu können, ob er weiterführt. Hierzu wird es erstens nötig sein herauszustellen, in welchen Hinsichten sich die Umweltorientierung im Rahmen einer eigentlich durch gesellschaftliche Funktionen geprägten Differenzierung besonders hervortut. Zweitens gilt es im Anschluss zu erörtern, inwiefern sich das System der Krankenbehandlung an einer Relation orientieren kann, nämlich Körper und Bewusstsein, die eigentlich außerhalb ihrer operativen Möglichkeiten liegt.

Die Funktion des Systems der Krankenbehandlung bezieht sich nicht auf die Gesellschaft, sondern auf seine Umwelt, den Körper. Mit der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung von Krankheiten, die sich auf

<sup>169</sup> Vgl. ebd., S. 42.

<sup>170</sup> Ebd. Doch Luhmann sagt hier auch, dass dieser Höchstwert nur eine »abstrakte Schätzung« genießt, der an Gewicht verliert, sobald es zum Beispiel um die Gesundheit der jeweils anderen geht oder auch um die eigene Gesundheit, wenn man zum Beispiel gesundheitsgefährdendes Verhalten in Betracht zieht, wie Rauchen etc.

Körperzustände beziehen lassen und in der Regel einer Therapie zugänglich sind, legt sich das System der Krankenbehandlung in seinem Vollzug auf eine Grundlage fest, die im Rahmen funktionaler Differenzierung außergewöhnlich scheint. Das System der Krankenbehandlung geht, sozusagen unterstützt durch seine den Naturwissenschaften nahestehenden Auflösungs- und Rekombinationsmöglichkeiten, der Krankheit im Körper nach, und dieser Vollzug bedeutet zugleich seine Autonomie und Identität.<sup>171</sup> Fuchs unterstreicht diese Extremlage, wenn er sagt: »Nichts ist mehr explizit im System als der kranke Körper. Man könnte geradezu von einer dauerhaften ›Somatisierungsoperativität‹ im System sprechen, davon, daß die Kommunikationen des Systems durch eine unentwegte ›Artistik‹ der *reductio ad corporem* gekennzeichnet ist.«<sup>172</sup> Bauch unterstellt Luhmann sogar eine *Ontologisierung* des Systems, da der Körper in ihr vernaturwissenschaftlich und damit zu einem der Kommunikation unzugänglichen Gegenstand würde.<sup>173</sup>

Diese Aussagen unterstreichen den extremen Umweltbezug und machen deutlicher, wieso gesellschaftsinterne Kriterien unberücksichtigt bleiben müssen. Es geht hier *faktisch* nicht um die Gesellschaft; und dies noch in einem Sinne, der den gesellschaftlichen Operationsweisen sogar zu trotzen scheint. Doch andererseits bedeutet die Orientierung an der Umwelt auch nicht sofort, dass das System nicht an den gesellschaftlichen Strukturen partizipieren würde. So ist das System zum Beispiel durchaus in der Lage, den primär gesellschaftsbezogenen Begriff der Gesundheit zur Hypostasierung seines eigenen Funktionierens zu nutzen. Luhmann macht hierauf aufmerksam, wenn er sagt, dass man in diesem System »nicht auf das Heilen von Krankheiten, sondern auf das Herstellen von Gesundheit abstellt – und damit einer Semantik folgt, die einen jeweils steigerungsfähigen Zustand, nämlich uneingeschränk-

171 Dabei entsteht dann sofort die Frage, wie dieser Vollzug als systemtheoretische Operation zu verstehen sei. Im Wirtschaftssystem z. B. hat man es in diesem Sinne mit Zahlungen zu tun. Doch versucht man hier vorschnell zu einer Antwort zu gelangen, dann stößt man zugleich auf die Problematik, dass die Benennung der Operation eines Systems nur deshalb möglich ist, weil sie sich als Kommunikation einer begrifflichen Bezeichnung zugänglich macht. In Bezug auf den hier dargestellten Vollzug ist eine solche explizite Bezeichnung nicht auf triviale Weise einsehbar; man stößt vielmehr in der Annäherung an diesen Vollzug schnell auf die zugrundeliegende Unterscheidung Operation/Beobachtung, die einer einfachen Bezeichnung der Operation, im Sinne der Systemtheorie, entgegensteht. Diese Problematik wird die Analyse in der Folge weiterhin beschäftigen und am Ende des Kapitels einen Vorschlag zugeführt.

172 Fuchs, Peter: »Das Gesundheitssystem ist niemals verschnupft«, S. 34.

173 Siehe Bauch, Jost: *Gesundheit als sozialer Code*, S. 58.

tes Wohlbefinden in Aussicht stellt.«<sup>174</sup> Er nimmt damit Bezug auf die WHO-Definition und stellt fest, dass nach dieser Definition eigentlich jeder krank sein müsse und der Behandlung bedürfe.<sup>175</sup> Doch es handelt sich hier nicht um eine besondere Feststellung, denn in einer solchen Steigerung von gegenseitigen Anspruchslagen zwischen einem Funktionssystem und seinem Publikum gleicht das System der Krankenbehandlung erst einmal allen anderen Funktionssystemen und hat somit einen nicht hintergehbaren Bezug zur Gesellschaft.

Dennoch, durch den Bezug auf Krankheit rückt der Körper in eine Stellung, die ihm die funktional differenzierte Gesellschaft im Gegensatz zu früheren Formen gesellschaftlicher Differenzierung eigentlich nicht mehr zugesteht. So konnte man zum Beispiel in der stratifizierten Gesellschaft noch sinnvoll von einer Unmittelbarkeit des Körpers sprechen. Dies zeigte sich dann darin, dass zu dieser Zeit der Körper noch eine besondere gesellschaftliche Relevanz zur Sicherung kommunikativer Präsenz innehatte.<sup>176</sup> In der funktional differenzierten Gesellschaft findet dann jedoch eine zunehmende durch Kommunikation angeleitete Distanzierung von dieser Unmittelbarkeit des Körpers statt, indem die einzelnen Funktionssysteme über symbiotische Symbole nur jeweils den Auszug an Körperlichkeit herstellen und ausdifferenzieren, der für die Erfüllung ihrer gesellschaftlichen Funktion wichtig ist. Für das Wirtschaftssystem hatten sich zum Beispiel die *Bedürfnisse* und für das Wissenschaftssystem die *Wahrnehmung* als in diesem Sinne hoch spezifizierte Körperbezüge herausgestellt, die im Laufe ihrer Ausdifferenzierung durch Kommunikation an Direktheit in Bezug auf ihre ursprüngliche Körperherkunft eingebüßt haben. Es handelt sich um Symbolisierungen des Körpers, die letztlich dafür sorgen, dass das jeweilige Funktionssystem trotz allmählicher Distanzierung von Körperlichkeit auf eine letzte Realitäts-/Sicherungsbasis zurückgreifen kann, die auf dem Erfordernis beruht, dass in der Kommunikation zu jeder Zeit immer noch Rücksicht auf diesen Körper genommen werden muss.

Luhmann geht nun davon aus, dass der Körper trotz oder gerade wegen der funktionalen Differenzierung der Gesellschaft und der dadurch bedingten gesellschaftlichen Multiadressabilität zur letzten unbezweifelbaren Anspruchsgrundlage für das Individuum wird.<sup>177</sup> Er konstatiert dem Körper damit Möglichkeiten zur Generierung von Aufmerksamkeit jenseits der dargestellten Interpenetrationsnotwendigkeiten in die gesellschaftlichen Funktionssysteme.<sup>178</sup> Und noch einmal zugespitzter formu-

174 Luhmann, Niklas: »Anspruchsinflation im Krankheitssystem«, S. 33.

175 Vgl. ebd.

176 Vgl. ebd., S. 40.

177 Vgl. ebd.

178 Vgl. ebd.

liert er: »Der Körper ist heute das letzte, was noch Sinn hat, wenn nichts mehr Sinn hat.«<sup>179</sup> Als Beispiel führt er die Punker-Kultur an, die ihren Körper geradezu dazu nutzt, Sinnlosigkeit zu demonstrieren.<sup>180</sup> Bette sagt mit Bezug auf den »Punk-Körper«: »Die Ästhetik der expliziten Subversion, der Feindschaft, des Asozialen, der Verwahrlosung und der Opposition zu dem, was ist und als bedrohlich und ›beschissen‹ definiert wird, bedient sich des Körpers und funktioniert ihn um zu einer Plakatwand der Gegenkultur und der sozialen Mißachtung. Der intime, primitive Körper tritt provozierend in die Öffentlichkeit, ... um sich ... als Auswurf der Moderne herunterzustilisieren.«<sup>181</sup> Auch wenn die Punk-Kultur in der heutigen Zeit nicht mehr automatisch als ein politisches Statement verstanden werden darf, so zeigt dieses Beispiel doch ganz gut, dass die Möglichkeit einer derartigen Demonstration des Körpers, um erscheinen zu können, auf eine besondere evolutionäre Errungenschaft der Gesellschaft angewiesen ist, auf Individualität. Und Luhmann bemerkt hierzu, dass das Individuum, aufgrund der funktionalen Differenzierung der Gesellschaft, zur Bewältigung je unterschiedener Anspruchslagen geradezu aufgefordert wird. Es muss »sich als Individuum .. verstehen und sein Rollenmanagement und seine Karriere selbst .. verantworten«.<sup>182</sup> Ideen, wie Autonomie und Selbstbestimmung, werden dem Individuum hierzu auf der Ebene von Werten so vorgelegt, als ob sie deren eigenen, deren innersten Hoffnungen enthielten.<sup>183</sup> Man hat Individuum zu sein, und man »wird in die Autonomie entlassen: .. ob ..[man; d. A.] will oder nicht«.<sup>184</sup> Die Möglichkeit der Negation von Gesellschaft beruht demnach gerade auf denjenigen Werten, die die Gesellschaft selbst produziert hat. Auch wenn der Körper hier als letzte Anspruchsgrundlage herangezogen wird, um eine Gegenkultur zu demonstrieren, so verläuft diese bekanntermaßen nicht schweigend ab. Sie ist gegen etwas (oder vieles), aber nicht gegen Kommunikation schlechthin. Die Negationen greifen nicht auf der Ebene der basalen Operation der Gesellschaft. Sie sind nicht Nicht-Kommunikation; und das bindet sie zurück an Gesellschaft. Die Punk-Kultur setzt in jedem Fall das voraus, was sie negieren will. Zur Vermeidung einer Paradoxie bildet der Körper dann als Umwelt der Gesellschaft eben noch denjenigen ›Ort, an dem sich für das Individuum zumindest *sinnvoll* Sinnlosigkeit demonstrieren lässt.

179 Ebd.

180 Vgl. ebd.

181 Bette, Karl-H.: *Körperspuren. Zur Semantik und Paradoxie moderner Körperlichkeit*. De Gruyter: Berlin & New York, 1989, S. 123.

182 Luhmann, Niklas: »Die gesellschaftliche Differenzierung und das Individuum«. In: ders.: *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch*. 3. Auflage. VS-Verlag: Wiesbaden, 2008, S. 126.

183 Vgl. ebd.

184 Vgl. ebd.

Der Körper als Umwelt der Gesellschaft lässt sich ohne Kommunikation weder als symbiotisches Symbol noch als Rückzugsort für Individualität hinreichend begreifen. Man hat es in der Systemtheorie deshalb nicht mit einem Hiatus zu tun, der den Körper als eine absolute Negation der Gesellschaft darzustellen vermag. Der Körper der Gesellschaft ist, wie man dies von System/Umwelt-Verhältnissen in der Systemtheorie zu erwarten hat, immer schon ein systeminternes Produkt, nämlich Kommunikation. Umso drängender stellt sich dann die Frage, wie sich dieses Verhältnis im System der Krankenbehandlung noch darzustellen vermag oder ob es in diesem überhaupt mit systemtheoretischen Mitteln spezifiziert werden kann.

### 5.3.2 *Der Schmerz im Verhältnis von Körper und Bewusstsein*

Luhmann vertritt, wie gesagt, die These, dass die Funktion des Systems der Krankenbehandlung nicht in einem Ideal von Gesundheit zu suchen ist. Denn auch wenn Gesundheit nicht mehr zu erreichen ist oder wenn eine Behandlung erfolglos bleibt, so handle es sich bei den Aktivitäten immer noch um den Vollzug der eigentlichen Funktion.<sup>185</sup> Luhmann schlägt stattdessen eine gänzlich andere Richtung ein, wenn er sagt: »Eher könnte man sich vorstellen, daß die Krankenbehandlung etwas mit dem Verhältnis von Körper und Bewußtsein zu tun hat.«<sup>186</sup> Er unterstreicht hiermit seine ursprüngliche Annahme, dass sich die Funktion des Systems der Krankenbehandlung nicht auf die Gesellschaft, sondern auf dessen Umwelt bezieht und differenziert diese zugleich mit dem Hinweis auf eine bestimmte Form der Relation. Um nun erklären zu können, wie diese Relation zu verstehen ist, macht Luhmann deutlich, dass der Körper und das Bewusstsein als autonome Systeme unterschieden werden müssen, weil sie ihre Autopoiesis selbstreferentiell nach eigenen Kriterien und nach eigenen basalen Operationen vollziehen – eine gegenseitige Beobachtung auf der Ebene dieser Operationen ist nicht möglich.<sup>187</sup> Und Luhmann bemerkt, »Bewußtsein ist nur möglich dank dieser Unmöglichkeit, alle jeweils ablaufenden physischen, chemischen und organischen Prozesse des eigenen Körpers im Bewusstsein durch Vorstellungen abzubilden. Das psychische System verdankt sich selbst dieser Distanz zum eigenen Körper.«<sup>188</sup> Es handelt sich also um eine »strukturell erzwungene Unaufmerksamkeit«,<sup>189</sup> die, wenn Krankheit

185 Vgl. Luhmann, Niklas: »Medizin und Gesellschaftstheorie«, S. 173.

186 Ebd.

187 Vgl. ebd.

188 Ebd., S. 174.

189 Ebd.

überhaupt in der Lage sein soll, sich als ein Umweltproblem darstellen zu können, irgendwie überwunden werden muss.

Luhmann geht nun davon aus, dass der Schmerz genau diese *Funktion der Unmittelbarkeit* übernimmt. Er sieht im Schmerz eine Kompensation für diese verankerte Indifferenz und bemerkt: »Schmerzen haben ihre Funktion in bezug auf Bewußtseinsdefizite im Umgang mit dem eigenen Körper. Sie leisten eine Komplexitätsreduktion.«<sup>190</sup> Der Schmerz drängt sich in diesem Sinne vor dem Hintergrund der normalerweise ruhig ablaufenden Indifferenz von Körper und Bewusstsein geradezu auf und bindet die Aufmerksamkeit des Kranken unmittelbar an seinen Körper.<sup>191</sup> Dies hat, wie Luhmann bemerkt, zur Folge, dass durch diesen ›Kurzschluss‹ von Körper und Bewusstsein schließlich auch Kommunikationen mit anderen Menschen deutlich reduziert werden.<sup>192</sup>

Und hierin liegt für ihn schließlich auch ein weiteres Indiz für das Fehlen einer Reflexionstheorie: Der Grund »scheint in den Zeitverhältnissen zu liegen, die dem menschlichen Bewußtsein und der sozialen Kommunikation durch den eigenen Körper auf genötigt werden.«<sup>193</sup> Nur durch den Körper »weiß das Bewußtsein, daß es mit etwas außer sich gleichzeitig existiert.«<sup>194</sup> Und da jedes Denken in der Regel »mit einem Mindestmaß an Aufmerksamkeit für den eigenen Körper« einhergeht, lassen sich hier zeitlich unterscheidbare Aktualitäten generieren, die die Voraussetzung für die Ausdifferenzierung von Bewusstseins- und Kommunikationsprozessen bilden.<sup>195</sup> Nun zeigt sich aber im Falle des Schmerzes, dass die zeitlich geordnete Komplexität der Gesellschaft, die sich nach Terminen, Fristen, Wertpräferenzen und zeitbewussten Episoden richtet und entsprechende Kommunikationsformen abverlangt, sofort verschwindet, »wenn die Aufmerksamkeit auf den eigenen Körper gelenkt wird. ... Die elaborierte Zeitordnung kollabiert, wenn der Schmerz sich aufdrängt. ... Der Arzt hat Vortritt, wenn der Körper aktuelle Hilfe verlangt.«<sup>196</sup> Eine Reflexionstheorie, die, so Luhmann, »immer auch die Disposition über

190 Ebd.

191 Vgl. ebd.

192 Vgl. ebd.

193 Luhmann, Niklas: »Der medizinische Code«, S. 181. Es handelt sich hier offenbar um eine Besonderheit im System der Krankenbehandlung, die Stollberg als »bio-psycho-soziale Verwobenheit« bezeichnet. Er geht auf diesen Punkt allerdings nicht näher ein. Siehe Stollberg, Gunnar: »Das medizinische System«, S. 209. Aufgrund dieser Komplexität lässt sich dann auch begründen, weshalb bislang keine umfassende Theorie des Organismus konstruiert werden konnte. Siehe hierzu Hucklenbroich, Peter: »Die Struktur des medizinischen Wissens«, 118ff.

194 Luhmann, Niklas: »Der medizinische Code«, S. 181.

195 Vgl. ebd.

196 Ebd., S. 181f.

Zeit mitzubetreuen«<sup>197</sup> hat, findet im System der Krankenbehandlung nur die Gleichzeitigkeit des Körpers; eine Gleichzeitigkeit, die selbst für die eigenen Zeitbezüge der Krankheit noch gilt. So stellt Luhmann fest: »Die Ursachen der Krankheit und die möglichen Wirkungen der Medikamente .. versinken, wenn die ganze Welt sich im Körper zusammenzieht und gegen jede Unterscheidung von Innen und Außen nur noch der Schmerz herrscht.«<sup>198</sup> Das Zeitfenster für die Krankenbehandlung konzentriert sich auf einen Zeitpunkt. Die Gegenwart wird so konstitutiv für die soziale Situation, dass Luhmann feststellen muss: »Was jetzt nicht gesagt wird, kann nie wieder gesagt werden.«<sup>199</sup> Und Fuchs geht sogar so weit, in dieser zeitlichen Ordnung das Unwahrscheinlichkeitsproblem für die Kommunikation im System der Krankenbehandlung zu vermuten.<sup>200</sup> Er spricht in Bezug auf eine zunehmende Technisierung der Krankenbehandlung von einem Verlust »eines einleuchtenden Zusammenhanges zwischen erlebter Krankheit und den darauf applizierten Diagnose- und Therapiemöglichkeiten«, die dann durch die Erhebung von Befunden zu einem Erdulden dieser Maßnahmen beim Patienten führen.<sup>201</sup> In der Gegenwart des empfundenen Leids mag dieser Befund dann durchaus überzeugen. Doch was passiert, wenn der Schmerz unterbrochen wird? Wenn sich Patienten bewusst den unangenehmsten bis sehr beschämenden Prozeduren ausliefern müssen und erfahren, dass »im Alltag sonst selbstverständliche Regeln mitmenschlichen Umgangs außer Kraft gesetzt sind«; wenn sie sich also nicht als ein vollwertiger Mensch, sondern wie eine Sache fühlen?<sup>202</sup> Luhmann lässt die Antwort hierauf offen, mit dem Hinweis, dass dann einiges eilig zu geschehen habe und anderes Zeit hätte; doch immer gelte: »Alles, was mit dem Körper geschieht, kann nur gleichzeitig mit dem Körper geschehen. Das gilt dann schließlich auch für die Kommunikation mit dem Kranken.«<sup>203</sup>

Die Gegenwart wird damit für das System der Krankenbehandlung zum Problem ersten Ranges, und der bekannte Fluchtpunkt, dies hat die historische Betrachtung gezeigt, ist der Körper. Hier lassen sich zwar

197 Vgl. ebd., S. 182.

198 Ebd.

199 Ebd.

200 Vgl. Fuchs, Peter: »Das Gesundheitssystem ist niemals verschnupft«, S. 28f.

201 Vgl. ebd., S. 28. Er versucht, dieses Problem dadurch zu lösen, dass er Krankheit/Befunde als symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium zur Unwahrscheinlichkeitsüberwindung heranzieht. Er führt diesen Gedanken allerdings nur ein und formuliert ihn nicht aus.

202 Vgl. Badura, Bernhard; Feuerstein, Günter. *Systemgestaltung im Gesundheitswesen. Zur Versorgungskrise der hochtechnisierten Medizin und den Möglichkeiten ihrer Bewältigung*. Juventa Verlag: Weinheim und München, 1994, S. 70.

203 Luhmann, Niklas: »Der medizinische Code«, S. 182.

nicht so offensichtlich die Probleme behandeln, die der Schmerz als Verhältnis von Bewusstsein und Körper nahelegt, aber hier zeigt sich die Gegenwart des Schmerzes als ein korrespondierender Krankheitsprozess im Innern an, der es erlaubt, elaborierte Kommunikationsprozesse vor der Tatsache des akuten Körpergeschehens zurückzudrängen. Und man liegt nicht ganz falsch, wenn man sagt: *So wie der Schmerz das Bewusstsein unmittelbar an den Körper bindet, so macht er dasselbe auch mit dem System der Krankenbehandlung.*

Mit einer solchen hier von Luhmann nur angestoßenen Beobachtung des Systems der Krankenbehandlung lässt sich meiner Meinung nach auch erklären, wieso es den Umgang mit Krankheit nicht nur nicht ignorieren kann, sondern auch wieso sich ein solcher Umgang geradezu dauerhaften gesellschaftlichen Lösungen entzieht; und dies nicht nur auf der Ebene von Theorie, sondern viel konkreter auf der Ebene der Ausdifferenzierung des Systems selbst. Zur Verdeutlichung möchte ich hier noch einmal an das symbiotische Symbol des Bedürfnisses im Wirtschaftssystem erinnern. Hier hatte sich gezeigt, dass gesellschaftliche Kommunikation in der Lage ist, das Symbol des Bedürfnisses in einem Maße auszudifferenzieren, dass die Unterschiede zwischen den natürlichen, den Luxus- und den Produktionsbedürfnissen deutlich hervortreten. Was damit erreicht werden konnte, ist eine weitgehende Dauerbefriedigung (und damit Befriedigung) auf der Ebene der basalen Bedürfnisse, wie Nahrungsaufnahme etc. für große Teile der Gesellschaft. Überträgt man diesen Gedanken auf den Schmerz, so ist leicht einzusehen, dass es hier keine Strategie der Dauerbefriedigung geben kann. Die Gesellschaft ist hier nicht in der Lage, zukunftsorientiert auf den Schmerz zu reagieren. Man kann sicherlich von den Fortschritten auf dem Gebiet erfolgreicher (medikamentöser)<sup>204</sup> Therapie sprechen; eine solche bleibt aber stets auf den Einzelfall bezogen und tritt in der Regel zu spät ein; und dann mit nicht garantierbaren Erfolgsaussichten. Streng genommen lässt sich im System der Krankenbehandlung überhaupt nicht von einem symbiotischen Mechanismus reden, da hierzu immer auch die Distanzierungsmöglichkeit von körperlichen ›Trieben‹ gegeben sein muss und sich der Körper letztlich nur als Sicherungsbasis für eine solche anzubieten hat. Die Krankenbehandlung koppelt sich aber mit Hilfe der Naturwissenschaften zu streng an ihre Realitätsbasis und ist deshalb unfähig, von der Unmittelbarkeit des Körpers abzuse-

204 Siehe im Gegensatz zur medikamentösen Schmerzbesitzung den Stellenwert einer aktiven, persönlichen Schmerzbewältigung bei Wiedemann, Johannes: »Die Freude des Gelingens. Über die Bedeutung der aktiven Schmerzbewältigung. Ein Beitrag aus der Tagung: Schmerz und Leben. Umgang mit chronischen Schmerzen«. Online-Texte der Evangelischen Akademie Bad Boll (Online verfügbar: [www.ev-akademie-boll.de/fileadmin/res/otg/460108-Wiedemann.pdf](http://www.ev-akademie-boll.de/fileadmin/res/otg/460108-Wiedemann.pdf). Zugriff: 01.02.2016)



hen. Aber gleichzeitig ist sie nur so in der Lage, dem Schmerz ins Innere zu folgen; dorthin, wo sie ihren Ursprung vermutet.<sup>205</sup>

Nun zeigt sich aber gerade am Phänomen des Schmerzes, dass es nur im beschränkten Maße für Kausalitätsannahmen zugänglich ist. Es handelt sich beim Schmerz nicht um eine isolierbare, streng lokalisierbare Störung. Sie zeigt im besten Fall eine solche an. Hierauf hat bereits Alfred Prinz Auersperg mit seiner Unterscheidung von exteroceptivem und interoceptivem Schmerz hingewiesen.<sup>206</sup> So konnte er im Anschluss an zahlreiche diagnostische und therapeutische Untersuchungen zeigen, dass Schmerz ein Phänomen darstellt, das eine Vielzahl von schmerzaffinen Strukturen im Körper betrifft und insofern einen auf den ganzen Körper gerichteten Prozess darstellt. Dieser Befund ließ ihn in der Folge die ebenfalls fundierte These aufstellen, dass der Schmerz nicht ungeachtet eines je besonderen Weltbezuges beurteilt werden darf.<sup>207</sup> Diese Hypothese stützend liest man bei Canguilhem wiederum mit Bezug auf die Arbeiten Leriches: »Es scheint uns außerordentlich wichtig, daß ein Mediziner im Schmerz eine Reaktion des Gesamtorganismus erkennt, die nur bezogen auf das konkrete menschliche Individuum Sinn hat bzw. ein Sinn ist. ›Der physische Schmerz ist kein bloßes Resultat nervöser Erregung, die mit bestimmter Geschwindigkeit einen Nerv durchläuft. Vielmehr resultiert er aus dem Konflikt zwischen einem Erreger und dem gesamten Individuum.«<sup>208</sup> Canguilhem folgert daraus, dass der Schmerz demzufolge keine physiologische Empfindung mehr darstellt, sondern vielmehr ein ›Verhalten‹. Der Schmerz wird so unter der Ägide eines an Naturwissenschaft orientierten Systems kommunikativen Dauerlösungen unzugänglich. Gerade der chronische Schmerz zeigt diese bittere Wahrheit an, wenn selbst Ärzte nicht selten ratlos vor dieser stehen und nichts anderes beizusteuern vermögen als den Ausspruch, dass die Patienten mit solchen Schmerzen nun zu leben lernen müssten.<sup>209</sup> Wiedemann stellt fest, dass solche Sätze in der Schmerztherapie keinen Platz haben sollten: »Hier gilt der Grundgedanke, dass zu keinem Zeitpunkt irgendetwas sinnlos wird – schon gar nicht der Versuch, mich wieder mit meinem Körper zu verbinden und nach Wegen

205 Selbst wenn man die Inflation des Schmerzes in den Bereich der Beschwerden verlagert, lässt sich die Problematik der Unmittelbarkeit nicht außer Kraft setzen. Sie wird vielmehr noch ausdifferenziert, was letztlich zu einer Unangemessenheit in der Behandlung des Problems führen kann, welche Therapie denn nun eigentlich noch wichtig und welche dringend ist.

206 Auersperg, Alfred: *Schmerz und Schmerzhaftigkeit*. Springer-Verlag: Berlin, 1963

207 Siehe zur letzteren These vor allem ebd., S. 56ff.

208 Vgl. Canguilhem, Georges: *Das Normale und das Pathologische*, S. 62.

209 Vgl. Wiedemann, Johannes: »Die Freude des Gelingens«, S. 4.

zu suchen, die mich aus der Sackgasse herausführen«. <sup>210</sup> Und vielleicht hat Gadamer recht, wenn er seinen Freund Viktor von Weizsäcker, den Begründer der *medizinischen Anthropologie*, aus dem Gedächtnis zitiert: »Was verbirgt sich dem Menschen, was wird verdeckt, wenn sein eigenes leibliches Befinden in eine Art Aufstand ausweicht? Haben wir nicht etwas zu lernen, wenn wir krank werden, bis wir wieder in jenes von unwahrscheinlicher und unbegreiflicher Güte zeugende Wohlsein des Lebens zurückkehren?« <sup>211</sup>

Man muss an dieser Stelle vorsichtig sein und zwischen der Krankheit als komplexen Prozess und dem Schmerz als dessen Komplexitätsreduktion unterscheiden. Luhmann sagt explizit, dass sich die hier dargestellte, auf die Funktion bezogene Problematik natürlich »nicht in Anregungen für eine psychosomatische Praxis« <sup>212</sup> erschöpfen lässt. Auch geht es Luhmann »nicht nur um ein schlichtes, durch das System der Krankenbehandlung aufoktroiertes, ersatzloses Betäuben von Schmerzen«. <sup>213</sup> Denn in Ergänzung zu der Einsicht, dass eine adäquate Schmerzbekämpfung sicherlich notwendig und sogar lebensrettend sein kann, <sup>214</sup> hat bereits Sauerbruch mit Bezug auf Diefenbach darauf hingewiesen, wie sehr durch die Möglichkeiten der Narkose die Intensität der Behandlung und die daraus entstehenden Erfahrungen zwischen Arzt und Patient verloren gingen: »An die Stelle des unerschütterlichen Vertrauens von Seiten des Kranken zu der Kunst des Arztes ist das Vertrauen zu der Ätherbetäubung getreten.« <sup>215</sup> Es handele sich für die Ärzte um eine neue »grausige Einsamkeit«. <sup>216</sup> Und Gadamer bemerkt: »Wir kennen es aus der modernen Medizin, wie sehr dieses Wegmachen [des Schmerzes] seinerseits der oft so schnell

<sup>210</sup> Ebd.

<sup>211</sup> Gadamer, Hans-Georg: *Über die Verborgenheit der Gesundheit*, S. 116f.

<sup>212</sup> Vgl. Luhmann, Niklas: »Medizin und Gesellschaftstheorie«, S. 174.

<sup>213</sup> Ebd.

<sup>214</sup> So wurde zum Beispiel in einer Studie mit Ratten gezeigt, dass Tumormetastasen häufiger auftreten, wenn kein Schmerzmittel gegeben wird. Siehe hierzu Badura, Bernhard; Feuerstein, Günter. *Systemgestaltung im Gesundheitswesen*, S. 57.

<sup>215</sup> Diefenbach, J.Fr: *Der Äther gegen den Schmerz*. Berlin 1847. Zit. nach: Sauerbruch, Ferdinand; Wenke, Hans: *Wesen und Bedeutung des Schmerzes*. Zweite, erweiterte und veränderte Auflage. Athenäum Verlag; Frankfurt am Main, 1961, S. 83. Wieland spricht sogar von einer »Freundschaftsbeziehung«. Siehe Wieland, Wolfgang: »Strukturwandel der Medizin und ärztliche Ethik. Philosophische Überlegungen zu Grundfragen einer praktischen Wissenschaft«. Vorgetragen am 17. November 1984. Carl Winter Universitätsverlag; Heidelberg, 1986, S. 59.

<sup>216</sup> Vgl. Sauerbruch, Ferdinand; Wenke, Hans: *Wesen und Bedeutung des Schmerzes*, S. 83.

vorübergehenden Krankheit ihren eigentlichen Stellenwert im humanen Leben genommen hat.«<sup>217</sup> Luhmanns Vorschlag liegt dann auch ganz in der Nähe dieser Äußerungen, wenn er sagt: »Es geht vielmehr schlicht um eine neuartige Illusion: daß der Mensch sich mehr und mehr mit seinem eigenen Körper beschäftige.«<sup>218</sup> Und genau hier sieht Luhmann aber auch die Funktion des Systems der Krankenbehandlung. Nicht der einzelne soll in einer Art Selbsterkenntnis zu sich und seinem Körper finden, sondern er schlägt der Medizin vor, sich »in einem genauen Sinn als *funktionales Surrogat für Schmerzen* zu be- greifen. .. Ihr Problem wäre dann, das Durchbrechen der funktiona- len Indifferenz von Körper und Bewußtsein im Falle von Störungen nicht nur den Schmerzen zu überlassen.«<sup>219</sup> Und ihre Aufgabe wäre es demnach, »eine Verbreiterung der Grundlagen für Interpenetration im Verhältnis von Körper und Bewußtsein« herbeizuführen.<sup>220</sup> Es ginge also nicht mehr nur um eine »Praxis mit dem Ziel, die Körper wieder in Ordnung zu bringen.«<sup>221</sup> Es ginge meines Erachtens für die Medizin vielmehr darum, dass sie das, was sie historisch gelernt hat, zu ihrer eigenen Funktionsbestimmung heranzieht, um Distanz zwischen sich und ihrem Vollzug bringen zu können, und damit die ihr möglichen Freiheiten der Beobachtung zu erlangen. Erst auf dieser Grundlage lie- ße sich, wie Luhmann bemerkt, die Krankenbehandlung für das Ziel einer eingehenderen Beschäftigung mit dem eigenen Körper fruchtbar machen.<sup>222</sup> Und sie müsste hierzu mehr als bisher Kommunikation ein- setzen, um den Menschen, ähnlich wie dies zum Beispiel für die ge- sellschaftlich motivierte Profitorientierung in der Wirtschaft oder den Kampf für das Recht gilt, ein solches »atemraubendes Primärengage- ment« zumuten zu können.<sup>223</sup>

Es handelt sich hier um einen Vorschlag, den Luhmann selbst nicht weiter ausgearbeitet hat – sieht man einmal von den knappen Hinwei- sen bezüglich einer notwendigen und umfassenden Aufklärungspflicht der Ärzte ab.<sup>224</sup> Man kann nur mutmaßen, wieso Luhmann an dieser entscheidenden Stelle seine Ausführungen abbricht. Dies mag sicherlich zum einen daran liegen, dass der hier gemachte Vorschlag und die ent- sprechende Formulierung lediglich auf eine *zukünftige* Funktion ver- weisen, die derzeit zwar erfüllt, aber halt noch nicht in dem notwen- digen Maße begriffen und somit auch nicht kommunikativ zugänglich

217 Gadamer, Hans-Georg: *Über die Verborgenheit der Gesundheit*, S. 102.

218 Luhmann, Niklas: »Medizin und Gesellschaftstheorie«, S. 174.

219 Ebd.

220 Ebd.

221 Ebd.

222 Vgl. ebd.

223 Vgl. ebd., S. 174f.

224 Vgl. ebd., S. 174.

ist; und bekanntlich hält sich Luhmann mit Zukunftsprognosen zurück. Zum anderen liegt aber gerade hier das Problem. Denn inwiefern kann man von einem Funktionssystem überhaupt reden, *wenn es sich selbst noch nicht begriffen hat*? Indem er davon redet, dass sich die Medizin erst noch als funktionales Surrogat begreifen müsse, verdeckt er damit zugleich, dass sie dies gerade jetzt noch nicht tut. Luhmann hat zwar festgestellt, dass die Funktionsweise der Medizin im Schmerz zwar ihren *Gegenstand* hat, die Funktion dessen konnte er jedoch nicht bestimmen. Denn hierfür wäre eben eine Form der Selbstbeobachtung notwendig, die ihre Funktion mit Hilfe von Beobachtungen 2. Ordnung, und das heißt: unter Hinzuziehung einer konsolidierten binären Codierung, ausdifferenziert – die dem System der Krankenbehandlung aber im Moment fehlt. Dies hat sicherlich mit dem Fehlen einer Reflexionstheorie in diesem System zu tun. Aber der Nachweis ihres Fehlens erklärt noch nicht die Funktion des Systems. Genau an dieser Stelle einer *faktisch unreflektierten* Funktion und nicht an der Stelle einer *gewünschten* Funktion müsste also angesetzt werden, wenn man etwas über das ausstehende *Begreifen* in Erfahrung bringen möchte. Und man müsste eigentlich von hier aus fragen, was dann die Folge für solch eine binäre Codierung wäre, wenn sich die Medizin erst noch als ein Surrogat begreifen müsste, um ihre Funktion entsprechend aufzufüllen. Würde dann erst eine binäre Codierung entstehen, oder würde sie eine bestehende binäre Codierung ändern? Dies sind Fragen, die Luhmann in dieser Form nicht stellt. Er bricht diese Diskussion ab mit dem Hinweis, dass es einen entsprechenden binären Code krank/gesund gebe.

Festzuhalten bleibt, dass das System der Krankenbehandlung seine Funktion, ein Surrogat für Schmerzen zur Verbreiterung der Grundlage für Interpenetrationen im Verhältnis von Körper und Bewusstsein darzustellen, derzeit nur unzureichend bedient. Möchte man das System der Krankenbehandlung der Gegenwart verstehen, so gilt es vielmehr zu konstatieren, dass es seiner Funktion, so muss man von einem soziologischen Standpunkt aus feststellen, nur im Vollzug nachkommt und nicht in der Selbstbeobachtung. Wenn man die bisherigen Erörterungen zusammenfasst, heißt das aber letztlich nichts anderes, als dass es denjenigen Kommunikationsmöglichkeiten entgegensteht, die dessen Aufmerksamkeit vom Körper ablenken könnten. Die »Durchsuchung der stummen und zeitlosen Körper«,<sup>225</sup> wie Foucault diesen Vollzug ohne Außenreferenz bezeichnet, wird für die Medizin zugleich zu einem Beispiel und zu einer Rechtfertigung. Und wenn Luhmann recht deutlich über den Schmerz sagt: er sei »Kommunikation dort, wo keine Kommunikation stattfinden kann«,<sup>226</sup> dann wird einsichtig, wes-

225 Foucault, Michel: *Die Geburt der Klinik*, S. 139.

226 Luhmann, Niklas: »Medizin und Gesellschaftstheorie«, S. 174.

halb er dem Schmerz einen prominenten Rang in der Diskussion zur Funktion einräumt. Denn wenn Schmerzen »ihre Funktion in bezug auf Bewußtseinsdefizite im Umgang mit dem eigenen Körper«<sup>227</sup> haben, also eine Möglichkeit der unmittelbaren Kompensation darstellen, dann wird diese Vorstellung über den Schmerz zu einem Beispiel für ein Funktionssystem der Gesellschaft, das sich in seiner Funktion ebenfalls auf die Umwelt in Form eines entsprechenden Surrogates bezieht. Denn ein Hiatus, ein Übergehen in einen von der Gesellschaft völlig abgetrennten Körper, kann ja nicht gemeint sein, wenn Luhmann von der Umweltorientierung der Krankenbehandlung spricht. Aber der Schmerz scheint hier gerade durch seine Funktion, beide Systeme aufs schärfste aufeinander zu beziehen und das Bewusstsein in eine Marginalisierung der Kommunikation zu treiben, hervorragend dafür geeignet zu sein, eine Möglichkeit der Umweltorientierung zu ermöglichen, die der Gesellschaft in einem ihrer Teilsysteme *zur Nachahmung empfohlen wird!*

Dieser Befund mag höchst seltsam anmuten, aber er ist es nicht. Nein, man muss vielmehr sagen, er ist die Folge der Feststellung, dass sich ein Teilsystem der Gesellschaft mit seiner Funktion nicht auf die Gesellschaft selbst beziehen sollte, sondern auf eine Umwelt, von der man jedoch wissen muss, dass sie gesellschaftsintern nur imaginiert werden, das heißt, nur im System und nur kommunikativ identifiziert werden kann. Das, was der Körper an sich sein mag, wird durch diese gesellschaftliche Umweltorientierung nicht geklärt; er erscheint in der Kommunikation »als Kommunikation dort, wo keine Kommunikation stattfinden kann«. Die Orientierung am Körper bleibt für das System notwendig, aber diffus. Denn die eigentliche Indifferenz im Verhältnis von Gesellschaft und Körper, die in den anderen Funktionssystemen durch die Ausdifferenzierung symbiotischer Symbole bestätigt wird, wird im System der Krankenbehandlung durch eine dem Stellenwert des Schmerzes entsprechende Körperorientierung durchbrochen. Die Funktion des Systems bezieht sich in genau diesem Sinne auf eine Relation und ist deshalb nicht in der Lage, den Körper vollständig in gesellschaftliche Kommunikation aufzulösen. In diesem Sinne mag es vielleicht gelingen, die Schmerzen, die mit körperlichen Gebrechen einhergehen, möglichst weit zurückzudrängen oder das System so ausdifferenzieren, dass bereits auf leichte Beschwerden mit adäquaten Mitteln reagiert werden kann. Problematisch ist jedoch, dass die Funktion des Systems auf die Relation von Gesellschaft und Körper bezogen bleibt und deshalb von hier ausgehende, für die Gesamtgesellschaft verheerende Auswirkungen zumindest nicht unmöglich sind. Denn man muss damit rechnen, dass eine zu starke Orientierung am Körper eben-

227 Ebd.

so wie beim Individuum zu Auflösungsprozessen in den sonst stabilen Orientierungsmustern führt.

Luhmann selbst lenkt den Blick auf die höchst existentielle Funktion des Schmerzes, weil die Funktion des Systems nur von hier aus begriffen werden kann; aber, und dies ist entscheidend, *noch nicht begriffen* ist. Luhmann bringt seine Beobachtungen zur Krankenbehandlung damit in eine für die Systemtheorie gefährliche Lage. Denn er gesteht dem System der Krankenbehandlung damit eine Funktion zu, deren Systembildungsfähigkeit – auf Theorieebene(!), nicht im Vollzug – von ihrem Begreifen abhängt und damit erst in der Zukunft liegt.

Dies vorausgesetzt ist es nachvollziehbar, dass die eigentliche gesellschaftliche Rückbindung des Systems der Krankenbehandlung nicht über ein symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium eingerichtet werden konnte. Und ebenso wird verständlich, wieso sich das gesellschaftlich relevante System der Krankenbehandlung in der Co-Evolution mit Naturwissenschaft zugleich an Organisationen gekoppelt hat. Denn nur hier lassen sich budgetierte Stellen so konstruieren, dass sie es dem System ermöglichen, sich als autonomes System in der Distanz zwischen gesellschaftlichen Anforderungen (hier besonders über gesellschaftliche Politik) und Funktionsvollzug zu verstehen.<sup>228</sup> Budgetierte Stellen transformieren das Medium Geld in das Medium Macht und können so zu einer interessengeleiteten Implementierung von Programmen führen, die verdecken, dass letztlich nur der Arzt weiß, was im Falle von Krankheit zu tun ist. Solche Stellen versetzen das System der Krankenbehandlung somit in die Lage, Programme konditional konditionieren zu können, Zeithorizonte auf die Krankenbehandlung zu konzentrieren und Abstimmungsprozesse auf das Nötigste zu beschränken.<sup>229</sup> Das System kann hier für sich sozusagen die Illusion vorantreiben, dass es zurückgezogen von gesellschaftlichen Belangen, ganz in der Konzentration auf den Körper aufzugehen vermag. Dieser Punkt wird oft übersehen, wenn das System der Krankenbehandlung fernab von gesellschaftstheoretischen Erörterungen mit der Profession der Ärzte oder mit Organisation gleichgesetzt wird. Selbstverständlich ist es in diesen Fällen so, dass dann zum Beispiel Macht zwischen Ärzten und Patienten zum Problem werden kann, oder dass sich Ärzte an ökonomischen, politischen und

228 Siehe zu einigen Folgen auch Baecker, Dirk: »Zur Krankenbehandlung ins Krankenhaus«. In: Saake, Irmhild; Vogd, Werner (Hrsg.): *Moderne Mythen der Medizin. Studien zur organisierten Krankenbehandlung*. VS-Verlag: Wiesbaden, 2008, S. 39–62.

229 Vgl. zu dem Verhältnis von Stelle und Macht vor allem Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, 308ff. Für den Aspekt vorwiegend konditionaler Konditionierung siehe Vogd, Werner: *Zur Soziologie der organisierten Krankenbehandlung*, S.155.

rechtlichen Anforderungen zu orientieren haben; und dies in einem Maße, dass sogar von Entprofessionalisierung die Rede sein kann. Ja, man kann hier sogar mit moralischen Kategorien ans Werk gehen. Fast müsste man fragen, wer kennt sie nicht die Hilferufe von dementen Patienten in den Fluren des Krankenhauses, bei denen es immer wieder festzustellen gilt, dass sie eigentlich nicht gefesselt gehören, auch dann nicht, wenn sie nicht in die Routinen der Station passen. Oder dass man dem hilflosen Patienten sein Gebiss nicht vorenthalten soll, wenn er während der Morgenwäsche darum fleht, oder dass einem bewusst werden sollte, dass man nicht nur Körper durch die Räume des Krankenhauses schiebt, sondern Menschen. Dies alles sind bekannte und dramatische Beispiele für Ereignisse, die jeden Tag passieren. Aber dass es sie gibt, bestätigt nur die Feststellung, dass es auf all das im System der Krankenbehandlung nicht ankommt. Es kann seiner Illusion folgen, weil es funktioniert, so laut die Schreie der Gesellschaft auch sein mögen; es gibt Erfolge und Patienten verlassen das Krankenhaus mit weniger Gebrechen als sie hineingegangen sind. Das System der Krankenbehandlung funktioniert in diesem Sinne unabhängig von Schuldzuschreibungen auf einer Ebene, nicht der Rejektion von Gesellschaft, denn das tun auch andere Funktionssysteme, sondern der Indifferenz gegenüber gesellschaftlichen Werten. Sicherlich ist es so, dass für die Funktionssysteme in der Regel gilt, dass sie in der Konzentration ihrer Operationen auf einen binären Code zugleich die Distanz zur Moral suchen.<sup>230</sup> Dennoch hat sich auf der Ebene der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien gezeigt, dass diese Systeme, bei aller Spezialisierung ihrer Operationen, an einer durch gesellschaftliche Kommunikation getragenen Wertereproduktion orientiert bleiben, die auf der Unterscheidung der Form der Codierung und der Form des Mediums beruht. Hiermit ergeben sich dann zumindest solche Anspruchslagen, die auf Seiten des Systems universellen Zugang versprechen und auf Seiten der Menschen zur Individualisierung beitragen; so dass man sich immer noch auf eine auf Entscheidung basierende Selbstbestimmung berufen kann oder schließlich berufen muss. Das Besondere im System der Krankenbehandlung ist nun, dass sie über ein solches symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium gar nicht verfügt. Das Leid wird hier zum universellen Türöffner. Das individuelle Leiden bestimmt dann, ob ich willens bin, die Rolle meines Lebens im Publikum der Krankenbehandlung zu spielen. Denn das System ist durch das Fehlen eines entsprechenden Mediums in der Lage, in seiner Bezogenheit auf Gesellschaft, hier geltende Kriterien erfolgreich abzuwehren; oder präziser: Sein Wertevollzug bleibt diffus auf die Kommunikationen der Mitglieder der jeweiligen Organisationen beschränkt.

230 Vgl. Luhmann, Niklas: »Medizin und Gesellschaftstheorie«, S. 173.



Es partizipiert, wenn man so will, nur negativ an einer gemeinsamen Historie in der Gesellschaft, deren vitale Elemente sie von sich abgestreift hat. In genau diesem Sinne gilt Luhmanns Ausspruch, dass das System der Krankenbehandlung eben kein System der Herstellung von Gesundheit, sondern des Umgangs mit Krankheit ist.<sup>231</sup> Selbst Gesundheit als Höchstwert der Gesellschaft verliert, wie Luhmann bemerkt, viel von seiner ursprünglichen Bedeutung, wenn es um die Gesundheit oder Krankheit der anderen Menschen geht.<sup>232</sup> Aber nur so ist es auch möglich, das gesellschaftsbezogene Problem der Herstellung von Gesundheit auf dem Rücken der an der Krankenbehandlung beteiligten Mitglieder (und hierzu zählen in letzter Konsequenz auch die Patienten) auszutragen und es der Komplexität der beteiligten psychischen Systeme zu überlassen, auf der Ebene von Kommunikation eine Opportunität der Werte zu reproduzieren, die deutlich macht, dass in jeder Situation sogar noch das ›Höchste‹ der Gesellschaft zu Grabe getragen wird. Und ob diese Opportunität gestaltbar ist, bestimmt sich dann nicht zuletzt nach der jeweiligen Reproduktionsweise der Organisation, die per se auf einen Wertepluralismus gegründet ist.<sup>233</sup>

Ich möchte es hier bei diesen Bemerkungen zur organisationalen Anbindung belassen. Es handelt sich um Annahmen, die näher zu untersuchen wären. Es war mir jedoch an dieser Stelle wichtig anzudeuten, mit welcher Art von Folgen sich die Gesellschaft derzeit selbst behaftet, wenn sie sich zur Selbsterhaltung eines Systems der Krankenbehandlung annimmt,<sup>234</sup> das mit seiner primären Körperorientierung auf ein reflektiertes Defizit in der gesellschaftlichen Reproduktion hinweist, welches schmerzt, aber bei dem eigentlich niemand weiß, zu welchem Arzt man nun gehen sollte. Es wird also abermals fraglich, ob eine rein soziologische Analyse ausreicht, wenn man nach dem aktuellen Funktionsvollzug des Systems der Krankenbehandlung forscht. Luhmann hat hierzu zwar hilfreiche Orientierungen an die Hand gegeben; diese sind jedoch begrenzt durch den Umfang von nur drei Aufsätzen. Und zugleich prägnant und ernüchternd bleibt dann auch der Vorschlag, dass sich das System der Krankenbehandlung als funktionales Surrogat für Schmerzen begreifen sollte (mit dem Zusatz, dass es um die »Verbreiterung der Grundlagen für Interpenetration im Verhältnis von Körper

231 Vgl. Luhmann, Niklas: »Der medizinische Code«, S. 182.

232 Vgl. Luhmann, Niklas: »Anspruchsinflation im Krankheitssystem«, S. 42.

233 Vgl. hierzu Grasekamp, Guido: »Veränderung in Organisationen jenseits von Resignation und Größenwahn«. In: Becker, Andreas (Hrsg.): *Beiträge zu Patientensicherheit im Krankenhaus*. Mediengruppe Oberfranken: Kulmbach, 2015b, S. 381–398.

234 Fuchs spricht in diesem Sinne von einer Nachentwicklung des Systems der Krankenbehandlung. Siehe Fuchs, Peter: »Das Gesundheitssystem ist niemals verschnupft«, S. 27f.



und Bewußtsein« geht;<sup>235</sup> also der Schaffung einer kommunikativen Basis). So wegweisend dieser Vorschlag auch ist, so setzt er voraus, dass sich das System der Krankenbehandlung in seiner Funktion als Surrogat selbst beobachtet; er setzt also eine Reflexion des Systems voraus. Und wenn man genauer hinsieht: eine Reflexionstheorie, die den heutigen gesellschaftstheoretischen Ansprüchen genügt, wie sie die Systemtheorie liefert. Ob es eine solche überhaupt geben kann und welche Funktionsweise sie sich selbst zuschreibt, oder ob hier vielleicht Luhmanns Ansatz über die Gebühr strapaziert wird, wird sich deutlicher zeigen, wenn man von hier aus nach der Leitstruktur gesellschaftlicher Funktionssysteme fragt.

Zum Thema Funktion möchte ich abschließend noch kurz auf ein etwas längeres Zitat Luhmanns eingehen, weil es einerseits die bisherige Untersuchung noch einmal sehr schön vor ihr eigentliches Problem stellt und weil es sich andererseits gut eignet, um einen Übergang zu Luhmanns Ansatz einer binären Codierung herzustellen. So sagt er in einem seiner Aufsätze aus dem Jahr 1983:<sup>236</sup>

»Wenn einmal ein Teilsystem der Gesellschaft im Hinblick auf eine spezifische Funktion ausdifferenziert ist, findet sich in diesem System kein Anhaltspunkt mehr für Argumente gegen die bestmögliche Erfüllung der Funktion. ... Es ist gerade der Sinn funktionaler Differenzierung, jedem System die Hypostasierung der eigenen Funktion zu erlauben, ja, abzuverlangen, und den Ausgleich den System/Umwelt-Interdependenzen des Gesellschaftssystems, das heißt der Evolution, zu überlassen. ... [Man] kann von einem Arzt nicht verlangen, daß er etwas weniger für die Gesundheit tut, damit die Finanzierungsmöglichkeiten des Gesamtsystems nicht gesprengt würden. Alle Appelle dieser Art (und die Appelle an Politik gehören mit dazu) sind verfehlt, sie setzen strukturwidrig an und sind aussichtslos. Einschränkungen, die hier erwartet werden, können nicht als freiwillige zugemutet, sie müssen erzwungen werden.«

Für Luhmann scheint es, wie bereits angemerkt, keinen Zweifel zu geben, dass es sich bei dem System der Krankenbehandlung um ein Funktionssystem der Gesellschaft handelt. Auffällig ist hier jedoch, dass die bestmögliche Erfüllung der Funktion des Systems der Krankenbehandlung den Ärzten zugeschrieben wird: Sie seien es, die etwas für die Gesundheit tun. Der Funktionsvollzug des Systems wäre, wenn man dieses Zitat wörtlich nimmt, abhängig von Ärzten, und dies wäre in dieser Form für eine funktional differenzierte Gesellschaft höchst außergewöhnlich. Die hierauf bezogene Frage müsste dann lauten: Welche Funktion übernehmen denn die Ärzte in Bezug auf eine Funktionsbeschreibung des

235 Vgl. Luhmann, Niklas: »Medizin und Gesellschaftstheorie«, S. 174.

236 Luhmann, Niklas: »Anspruchsinflation im Krankheitssystem«, S. 29f.

Systems der Krankenbehandlung? Luhmanns Vorschlag zielt, wie gezeigt, auf eine zukünftige Gegenwart, die sich in Bezug auf ihre Funktion reflektiert hat. In diesem Zitat wird dieser Vorschlag jedoch durch den Bezug auf Gesundheit völlig verdeckt, da er eben außer Acht lässt, dass es einen Unterschied zwischen reflektiertem und unreflektiertem Funktionsvollzug gibt, der nicht auf einen undefinierbaren Begriff von Gesundheit setzt, sondern sein Problem im Verhältnis von Körper und Bewusstsein identifiziert. Nimmt man hierzu noch die Ergebnisse aus der historischen Betrachtung der Krankenbehandlung – dort zeigte sich die Profession des Arztes in ihrer Funktion der Substitution einer Reflexionstheorie durch Praxis im Körper –, dann ergibt sich ein klares Bild, wieso der Arzt in Luhmanns Zitat zur Funktionsbestimmung herangezogen wird. Der Eigenwert Arzt dient dann nämlich dazu, das historisch begründete Fehlen einer Reflexionstheorie zu verdecken und lässt damit auch die Frage nach dem Unterschied zwischen unreflektiertem und reflektiertem Funktionsvollzug verschwinden. Die Bezeichnung des Arztes wird damit zu einer Semantik, die es erlaubt, Zeithorizonte unberücksichtigt zu lassen und letztendlich die Frage zu stellen, wer es denn (auch in Zukunft) besser machen sollte.

Mittels einer präziseren Funktionsbestimmung in Bezug auf Luhmanns Vorschlag, ließ sich in der Analyse aber zeigen, dass das *derzeitige* System der Krankenbehandlung seine Aufmerksamkeit als Surrogat für Schmerzen fast vollständig auf den Körper lenkt, weil nur in diesem *Versinken* die Möglichkeit einer Körperveränderung gesehen wird, welche in der Lage ist, Krankheit zu diagnostizieren und zu therapieren und sonstige Kriterien erfolgreich außer Acht zu lassen. Diese Funktionsbestimmung misst den Ärzten keine größere Relevanz bei, als man dies von den anderen Funktionssystemen bereits gewohnt ist.<sup>237</sup> Sie scheint allein schon deshalb adäquater, weil sie in der Lage ist, den derzeitigen Bedeutungsverlust der ärztlichen Profession, bei gleichzeitiger Technikintensivierung zur Generierung von Körperdaten zu erklären. So schreibt Vogd diesen Bedeutungsverlust den komplexen multizentrischen Steuerungsprozessen innerhalb der Organisationen zu, mit denen Ärzte in der heutigen Zeit konfrontiert sind.<sup>238</sup> Und Feuerstein stellt fest,<sup>239</sup> dass es in der modernen Medizin zu einer Veränderung der Informationsstruktur bezogen auf die Körperprozesse kommt: »War es zunächst

237 So wird zum Beispiel auch nicht der Anwalt zu einer Funktionstragenden Instanz hochgespielt, sondern kann Relevanz nur vor den Programmen und der Logik der binären Codierung in seinem System entfalten.

238 Vgl. Vogd, Werner: »Medizinsystem und Gesundheitswissenschaften«, S. 252.

239 Vgl. Badura, Bernhard; Feuerstein, Günter: *Systemgestaltung im Gesundheitswesen*, S. 196.

also die Transformation des Patientenkörpers in ein System medizinischer Fachbegriffe, ... so konzentriert sich die moderne medizinische Wahrnehmungsapparatur auf den *Informationsfluß*, den der Patientenkörper in technisch strukturierter Form an diagnostische Apparaturen weiterleitet.« Ebenso hatte sich bezüglich der Diagnostik gezeigt, dass mit der Einführung der DRGs und den daraus entstandenen Engpässen im Bereich des ärztlichen Personals und der Liegetage eine Logik der Mehr-Diagnostik entstanden ist, die es den Ärzten erlaubt, die Kontakte zwischen Arzt und Patient auf ein Minimum zu beschränken.<sup>240</sup> Vogd schreibt den Ärzten der Zukunft jedoch trotz dieser Lage eine medizinische Expertenrolle zu, wenn es um Fragen der Körperveränderung und einer darauf bezogenen Vertrauensbildung geht.<sup>241</sup>

Wie auch immer man die Ärzte in der Zukunft beobachten wird, so weisen diese Einschätzungen darauf hin, dass derzeit Rolle und Funktion im System der Krankenbehandlung längst begonnen haben, auseinanderzutreten. Luhmann konnte in den 80er Jahren noch von einer Profession ausgehen, die mit ihrem reflektierten Ethos eine Reflexionstheorie überflüssig erscheinen ließ und die Frage nach ihrer Funktion mit Bezug auf das Ideal der Gesundheit ad absurdum führen konnte. Unsicherheiten, die durch gesellschaftliche Anforderungen entstanden sind, konnte sie mittels Standespolitik und wiederum mit dem Ideal der Gesundheit und einer entsprechenden Definitionsmacht in ihrem Bereich erfolgreich mitteln oder zu ethischen Problemen transformieren, um deren Führerschaft sie auch heute noch in den selbstrechtfertigenden Ethik-Komitees kämpft.<sup>242</sup> Und zuletzt war es gerade die Übernahme der damit zusammenhängenden historischen Rolle, die den Weg freimachte für den eigentlichen Funktionsvollzug des Systems der Krankenbehandlung und einer Infragestellung des ärztlichen Handelns als Profession. So weist Vogd auf die 70er Jahre des letzten Jahrhunderts hin, wo die Ärzte, gestützt durch den Erfolg ihrer Profession in den 50–60er Jahren, eine »wissenschaftliche« Vereinheitlichung der ärztlichen Praxis zum Diskursthema<sup>243</sup> hatten. »Invarianzen seien auszuschalten und auch Kommunikation sei hier eher schädlich, wenngleich diese als ergänzender

240 Vogd spricht davon, dass es Zeit und Muße in den Einrichtungen der Krankenbehandlung nicht mehr gibt. Die Entwicklung einer längeren Arzt-Patienten-Beziehung sei nicht mehr vorgesehen. Siehe Vogd, Werner: »Medizinsystem und Gesundheitswissenschaften«, S. 253 ff..

241 Vgl. Vogd, Werner: *Zur Soziologie der organisierten Krankenbehandlung*, S. 256f.

242 Siehe hierzu z. B. Sulilatu, Saidi: »Klinische Ethik-Komitees als Verfahren der Entbürokratisierung«. In: Saake, Irmhild; Vogd, Werner (Hrsg.): *Moderne Mythen der Medizin. Studien zur organisierten Krankenbehandlung*. VS-Verlag: Wiesbaden, 2008, S. 285–306. Hierzu besonders S. 289ff.

243 Vogd, Werner: »Medizinsystem und Gesundheitswissenschaften«, S. 243.

Aspekt der Arzt-Patient-Beziehung am Rande als unwissenschaftlicher, aber dennoch notwendiger Rest bestehen bleiben müsse.«<sup>244</sup> Erinnert man sich hier an die historische Auseinandersetzung, dann war dies von Anfang an das erklärte Ziel der Ärzte: das Abstreifen praxishinderlicher philosophischer Systeme und damit einhergehender Kommunikationsformen zugunsten einer naturwissenschaftlich orientierten Lokalisierung von Krankheiten im Körper. In den 1970er Jahren schien dieses Ziel nun durch die Vereinheitlichungsbemühungen der ärztlichen Praxis durchgesetzt. Nun macht Vogd in Anlehnung an Berg darauf aufmerksam, dass sich dieser Diskurs als ein »trojanisches Pferd« entpuppte. »Ärztliche Autonomie wurde nun in den 80er Jahren zu unwissenschaftlichem Wildwuchs umgedeutet, denn kognitionspsychologische Untersuchungen zeigten auf, dass Ärzte keinesfalls entsprechend der allgemein akzeptierten Standards ›idealer‹ Rechenoperationen handeln und entscheiden. Im selbstkritischen Diskurs erschien nun der Arzt – nicht jedoch die Medizin als das Problematische.«<sup>245</sup> Mit diesem Diskurs haben die Ärzte also nicht nur die eigentliche Funktion des Systems der Krankenbehandlung freigelegt, sondern sie haben sie zugleich beflügelt, indem sie klar gestellt haben, dass sie als Reflexionsinstanz überflüssig geworden sind. Mit anderen Worten: In einem Prozess der kontinuierlichen Negation von reflektierten Beobachtungsstandpunkten, der in seinem Verlauf zu einer vollständigen Anlehnung an die Naturwissenschaften führte, haben sie sich am Ende selbst als die diesen Prozess bestimmende Instanz noch negiert und aus der Funktion der Krankenbehandlung reinen Vollzug, das heißt unreflektierte Operation in Orientierung an den Körper, werden lassen, die sich nun mehr und mehr in Richtung eines technisierten Tuns bewegte und den Arzt auch auf der Ebene faktischen Handelns aus einer bislang zentralen Stellung herauskatapultierte.

Es handelte sich um eine Entwicklung an die sich problemlos neue politische und ökonomische Einschränkungen anschließen ließen, die zwar, wie mit Vogd bereits dargelegt, nicht zu einer Einschränkung der Funktion des Systems der Krankenbehandlung geführt haben, ihr aber die Gegenwart einer Vertrauens- und vielleicht sogar »Freundschaftsbeziehung«<sup>246</sup> genommen haben, die bis dahin immer noch korrektiv in die Logik naturwissenschaftlicher Exaktheit eingreifen konnte. Dabei kommt es nun gar nicht mehr darauf an, ob Ärzte im Einzelfall doch kommunizieren wollen oder im Falle von Wahlleistungspatienten kom-

244 Ebd., S. 243f.

245 Ebd., S. 244. Und vgl. Berg, Marc: »Turning a Practice into Science: Reconceptualizing Postwar Medical Practice«. In: *Sozial Studies of Science* 25, 1995, S. 460.

246 Siehe nochmals Wieland, Wolfgang: »Strukturwandel der Medizin und ärztliche Ethik«, S. 59. Siehe auch Jaspers, Karl: »Die Idee des Arztes und ihre Erneuerung«. In: *Universitas*, H. 11 (1953), S. 1131.

munizieren müssen; entscheidend ist, dass spätestens seit den 1970er Jahren eine Unterscheidung von Arzt und Funktion in Erscheinung tritt, die sich schließlich mit den Folgen der Einführung der DRGs ihre entsprechende Realitätsgrundlage geschaffen hat.

Interessant ist nun, dass Luhmanns Auseinandersetzung mit der Funktion des Systems der Krankenbehandlung in genau jene Zeit des Auftretens dieser Unterscheidung fällt. Mit Blick auf die verschiedenen Zugangsweisen zur Funktionsbestimmung, denen man bei Luhmann begegnet, kann man durchaus vermuten, dass er die Problematik deutlich gesehen hat, welche mit der Bestimmung der Funktion als eines Surrogats für Schmerzen einhergeht. Blickt man von hier aus abschließend auf Luhmanns Zitat, dann scheint es nicht mehr adäquat, die Funktion durch das Tun der Ärzte erfüllt zu sehen. Zeithorizonte können nun nicht mehr durch den Begriff des Arztes verdeckt bleiben. Denn die Semantik des Arztes zur Substitution einer fehlenden Reflexionstheorie lässt sich mit der Freisetzung der Unterscheidung Arzt/Funktion nicht mehr auf die Zukunft projizieren. Sie beschreibt eine Vergangenheit. Dies scheint Luhmann zu benennen, wenn er an anderer Stelle der Medizin vorschlägt, sich als Surrogat für Schmerzen zu begreifen, um damit eine Grundlage für Interpenetrationen zu schaffen, die sich auf das Verhältnis von Körper und Bewusstsein beziehen. Der Funktionsvollzug, von dem Luhmann ausgeht, beschreibt in dieser Form dann eine zukünftige Gegenwart, die sich bereits begriffen hat. Die jetzige Gegenwart bleibt bei Luhmann unreflektiert; sie kann auch nicht mehr durch Nennung des Arztes als reflektiert erscheinen. Die derzeitige Funktion des Systems der Krankenbehandlung bleibt bei ihm unbestimmt. Umso interessanter ist es schließlich, dass er sich eben diesem auf Funktion angelegten Vollzug des Systems der Krankenbehandlung sieben Jahre nach der Publikation seiner ersten beiden Aufsätze über eine Bestimmung des binären Codes zu nähern versucht hat.

## 5.4 Binäre Codierung im System der Krankenbehandlung

Luhmann hat sich lediglich in seinem letzten Aufsatz »Der medizinische Code«<sup>247</sup> zu einer möglichen binären Codierung im System der Krankenbehandlung geäußert. Trotz einer eher knappen Auseinandersetzung hat sein Vorschlag besonders in den letzten zehn Jahren zu einer beachtenswerten Auseinandersetzung geführt; nicht unbedingt wegen der Quantität an Einlassungen, sondern wegen seiner primären Adaption in den Bereich der Gesundheitswissenschaften. Wenn man genau-

247 Luhmann, Niklas: »Der medizinische Code«, S. 176–188.

er hinsieht, dann wird sofort nachvollziehbar, wieso sich gerade hier entsprechende theoretische Bemühungen in Gang gesetzt haben. Denn Luhmann hat mit seinem binären Code krank/gesund konstatiert, dass die Reproduktion des Systems der Krankenbehandlung über den Codewert ›krank‹ läuft und Gesundheit hierbei, etwas vereinfacht gesagt, keine große Rolle spielt. Luhmann selbst hat jedoch zugleich darauf hingewiesen, dass mit seinem Code etwas nicht stimme, dass es sich um eine perverse Vertauschung der beiden Codewerte handele, die so in anderen Funktionssystemen nicht vorzufinden sei.<sup>248</sup> Ohne an dieser Stelle bereits auf die Details seines Ansatzes einzugehen – ich werde auf diese sogleich zu sprechen kommen – bieten sich hier durchaus Angriffspunkte, um einerseits für den Gesundheitswert Position zu beziehen und diesen unter gesundheitsförderlichen Perspektiven zu regenerieren, aber andererseits auch für eine grundsätzliche Infragestellung, ob es sich bei dem System der Krankenbehandlung überhaupt um ein Funktionssystem der Gesellschaft handelt. Motive, die in diese Richtung zielen, finden nicht zuletzt in Luhmanns Funktionsbestimmung entsprechende Anreize.

Blickt man jedoch auf diese Folgerezeption, dann geht es hier eigentlich weniger darum, Luhmanns binäre Codierung vollständig in Frage zu stellen,<sup>249</sup> als vielmehr darum – von den Gesundheitswissenschaften forciert – festzustellen, dass es mit somatischer Medizin alleine nicht geht und folglich entsprechende *Zusatzcodierungen* vorzuschlagen sind, die geeignet scheinen, dem System der Krankenbehandlung einen neuen Stellenwert vor dem Hintergrund gesundheitsförderlicher Aspekte zu verleihen. Während die Gesundheitswissenschaften also nach Ersatz Ausschau halten, scheint in der Soziologie indes eine Beschäftigung mit der binären Codierung im System der Krankenbehandlung mit Luhmann ihren Anfang und zugleich ihren Abschluss gefunden zu haben.<sup>250</sup> Der Grund dafür könnte vielleicht in der (Alltags-)Plausibilität

248 Vgl. ebd., S. 180.

249 Lediglich zwei Autoren stellen Luhmanns Codevorschlag für die Krankenbehandlung in Frage. Pelikan mit seinem Ansatz, krank/gesund durch krank/nicht-krank zu ersetzen und Stollbergs Ansatz, in dem er nicht für die perverse Vertauschung der Codewerte optiert und von einem auch Prävention und Gesundheitsförderung umfassenden Medizinsystem ausgeht. Siehe zu diesen Ansätzen z.B. Pelikan, Jürgen M.: »Zur Rekonstruktion und Rehabilitation eines absonderlichen Funktionssystems«, S. 295; und Stollberg, Gunnar: »Das medizinische System«, S. 189–217.

250 Stollberg und Fuchs bilden hier die Ausnahmen. Zu Stollberg s. vorherige Fußnote. Fuchs Ansatz folgt zwar dem binären Code krank/gesund ohne Diskussion, aber er startet zumindest eine interessante, streng an Luhmann angelehnte Architekturdiskussion, deren Resultat unter anderem die Vorstellung eines symbolisch generalisierten Kommunikationsmediums,

der binären Codierung krank/gesund liegen. Dies mag sein, doch dann fragt man sich sogleich, wieso sich die Soziologie bislang nicht zu einer umfassenden Beschreibung des Systems der Krankenbehandlung auf der Ebene der Gesellschaft durchringen konnte.<sup>251</sup> Aber ebenso könnte dieses Schweigen seinen Grund in der fehlenden Funktionsbeschreibung des Systems haben. Denn es lässt sich nicht ohne weiteres einsehen, wie sich eine binäre Codierung bestimmen ließe, wenn zugleich unklar bliebe, im Kontext welcher Funktion sie zu einer operativen Schließung des Systems der Krankenbehandlung führen würde; es sei denn: zufällig und unbemerkt. Um diesbezügliche Spekulationen zu vermeiden, möchte ich im Folgenden näher auf den Vorschlag Luhmanns zur binären Codierung eingehen. Es gilt die Frage zu beantworten, ob der Code in seiner Luhmannschen Prägung den im allgemeinen Teil dargestellten Formbedingungen in einem hinreichenden Maße entspricht,<sup>252</sup> so dass er als binärer Code eines Funktionssystems der Gesellschaft bezeichnet werden kann. Oder ob Luhmann mit seinem Vorschlag zur binären Codierung krank/gesund letztlich nur die Unbestimmtheit der Funktion auf anderen Wegen reformuliert hat.

Methodisch bedeutet dies nun, den allgemeinen Begriff der binären Codierung, der sich mittels der Rekonstruktion spezifischer Merkmale in der Analyse ergeben hat, auf das System der Krankenbehandlung zu beziehen, um überprüfen zu können, ob es sich bei der Codierung krank/gesund um eine architektonische und empirische Konkretisierung desselben handelt.

#### 5.4.1 »Der medizinische Code«

Luhmann stellt zu Beginn seines Aufsatzes, »Der medizinische Code«, fest, dass, wenn es sich bei dem System der Krankenbehandlung um ein Funktionssystem vergleichbar dem Rechtssystem, Wirtschaftssystem,

einschließlich relevanter Merkmale beinhaltet. Siehe zu diesem Ansatz Fuchs, Peter: »Das Gesundheitssystem ist niemals verschnupft«, S. 21–38.

251 Insofern ist auch der Ansatz Vogds nicht ausreichend, der hier zwar entscheidende neue Erkenntnisse zur Krankenbehandlung ins Spiel gebracht hat; dies aber nicht primär auf der Ebene der Gesellschaft, sondern im Rahmen organisationstheoretischer Untersuchungen – hier allerdings in einer bemerkenswerten Konsequenz. Dabei ist die ausgefeilte organisationstheoretische Auseinandersetzung durchaus als ein Symptom dafür zu sehen, dass man die Semantik des Arztes zugunsten einer vagen Funktionsbestimmung ungerne aufgeben möchte.

252 Ähnlich wie dies für das Wirtschafts- und das Wissenschaftssystem geschehen ist. Natürlich immer unter Berücksichtigung der praxeologischen Perspektive.

Wissenschaftssystem etc. handelt, dann »müßten sich theoretische Einsichten, die für andere Funktionssysteme gelten, auch auf das System der Krankenbehandlung anwenden lassen. Es hätte dann eine von außen nicht steuerbare Autonomie. .. Es hätte eine nirgendwo sonst erfüllbare Funktion. .. Man müßte sagen: niemand könne außerhalb des Systems der Krankenbehandlung gesund werden – es sei denn unbemerkt und von selber.«<sup>253</sup> Und weiter sagt er: »Beschränkte man sich auf diesen Test der Frage nach der Funktion, bestünde kein Zweifel: Das System der Krankenbehandlung ist ein autonomes Funktionssystem der Gesellschaft.« Liest man dies im Kontext der bisherigen Auseinandersetzung, dann zeigt sich an dieser Stelle, dass Luhmann der Diskussion um eine positive Bestimmung der Funktion im System der Krankenbehandlung im Vorfeld seines Vorschlages zur binären Codierung krank/gesund ein weiteres Mal aus dem Wege geht. Wie gezeigt, und von Luhmann in einem früheren Aufsatz selbst konstatiert,<sup>254</sup> reicht der Bezug auf Gesundheit hier nicht aus. Gesundheit wird hier als Alleinstellungsmerkmal herangezogen, um das System der Krankenbehandlung als ein Funktionssystem beschreiben zu können; so als würde man zum Beispiel sagen: Das Wirtschaftssystem ist ein Funktionssystem der Gesellschaft, weil niemand außerhalb dieses Systems reich werden könne. Eine solche Funktionsbestimmung wäre nicht nur völlig inadäquat, sondern im Vergleich zum System der Krankenbehandlung auch noch genauer, weil dies im Falle von Zinsanhäufung vielleicht fast automatisch, aber auf keinen Fall unbemerkt geschehen könnte. Doch so einfach ist es um die Funktion des Wirtschaftssystems dann doch nicht bestellt. Folgt man Luhmann, dann geht es im Wirtschaftssystem darum, bei der unvermeidbaren Knappheit aller Güter eine darauf bezogene Verständigung herbeizuführen, indem ein besonderer Mechanismus gefunden wird, der es erlaubt, bei je gegenwärtigen Verteilungen von Leistungen und Gütern, eine gewisse zukunftsstabile Vorsorge zu ermöglichen.<sup>255</sup> Dies ist eine Funktionsbestimmung, aus der sich letztlich die ›innere Logik‹ der binären Codierung Eigentum haben/nicht haben und zahlen/nicht zahlen herstellt. Gerade an der Stelle, wo Luhmann also für seine Verhältnisse fast überschwänglich sagt: es »bestünde kein Zweifel: Das System der Krankenbehandlung ist ein autonomes Funktionssystem«;<sup>256</sup> gerade hier, so zeigt sich doch bislang deutlich, sind durchaus Zweifel angebracht.

Ungeachtet dieser Problemlage leitet Luhmann über zu der Feststellung, dass der Funktionstest alleine nicht ausreicht, um ein System als

253 Luhmann, Niklas: »Der medizinische Code«, S. 177.

254 Vgl. Luhmann, Niklas: »Medizin und Gesellschaftstheorie«, S. 173.

255 Siehe hierzu noch einmal Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 64.

256 Vgl. Luhmann, Niklas: »Der medizinische Code«, S. 177.



Funktionssystem bestimmen zu können. Ein weiteres Kriterium müsse ebenfalls erfüllt sein: »die binäre Codierung«. <sup>257</sup> Zur Bestimmung einer binären Codierung, die fähig ist, die Operationen eines Funktionssystems anzuleiten, hält Luhmann folgende Formbedingungen für unerlässlich: <sup>258</sup>

1. Sie muss binär strukturiert sein.
2. Sie muss asymmetrisch eingerichtet sein.
3. Die erleichterte Transformation des einen in den anderen Wert muss gegeben sein (Technizität).
4. Und sie muss deshalb auf der Ebene der Codierung dritte Werte ausschließen können.

Ohne die Erfüllung dieser Formbedingungen – um es an dieser Stelle noch einmal deutlich zu sagen –, könnte man demnach nicht von einer binären Codierung auf der Ebene der Funktionssysteme sprechen. Es ist also sinnvoll, erst einmal zu schauen, wie Luhmann diese Formbedingungen auf den binären Code des Systems der Krankenbehandlung selbst anwendet. Hierzu werde ich den Gedankengang Luhmanns erst einmal zusammenhängend inklusive einzelner Ergänzungen darstellen und nur durch die einzelnen Formbedingungen interpunktieren; erst im Anschluss hieran wird eine entsprechende Diskussion geführt.

Zu 1.) Für das System der Krankenbehandlung, so bemerkt Luhmann, scheinen die Begriffe, die für eine binäre Strukturierung in Frage kommen, ohne Zweifel festzustehen. So schreibt er: »Schon auf den ersten Blick ist klar: Es kommt nur eine einzige Unterscheidung für diese Funktion der binären Codierung in Betracht – die von *krank und gesund*.« <sup>259</sup> Als Begründung hierfür führt er zum einen an: »Jede andere Unterscheidung würde das System einem übergeordneten anderen Funktionssystem zuordnen.« <sup>260</sup> Und zum anderen sagt er, dass »nur die Unterscheidung von krank und gesund .. den spezifischen Kommunikationsbereich des Arztes und seiner Patienten (einschließlich derer, die es vermeiden, zum Arzt zu gehen, obwohl sie ihren Zustand mit dieser Differenz beschreiben und auf Kranksein tippen)« definiert. <sup>261</sup> Für Luhmann liegt es damit auf der Hand, dass nur mit dieser binären Codierung etwas bezeichnet wird, wofür es außerhalb des Systems keinerlei Entsprechungen gibt. <sup>262</sup> Gleichwohl schreibt er den Begriffen krank und gesund einen »merkwürdig verfremdenden Effekt« zu, da sie sich eben

<sup>257</sup> Vgl. ebd.

<sup>258</sup> Vgl. ebd., S. 178f. Für eine ausführlichere Analyse dieser Formbedingungen siehe den allgemeinen Teil in diesem Buch.

<sup>259</sup> Ebd., S. 179.

<sup>260</sup> Ebd. Und damit natürlich seine Stellung als Funktionssystem verlieren.

<sup>261</sup> Ebd.

<sup>262</sup> Vgl. ebd.

nicht mehr auf Körperzustände beziehen, sondern auf Codewerte.<sup>263</sup> Ein solcher merkwürdig verfremdender Effekt stellt sich ein, weil, wie Luhmann an anderer Stelle bemerkt, die gesellschaftliche Kommunikation in dem System der Krankenbehandlung »nicht mit sich selbst befaßt ist, sondern mit ihrer Umwelt«<sup>264</sup> und damit ein Verhältnis beschreibt, das erst noch zu klären wäre.<sup>265</sup> Hierauf verzichtet Luhmann jedoch an dieser Stelle, weil es ihm um den mit diesen Begriffen eingeleiteten »Abstraktionsschritt« geht, um »genau diese Befremdlichkeit zu nutzen und sie in Erkenntnisgewinn umzusetzen.

Zu 2.) Im nächsten Schritt geht Luhmann näher auf die konkrete Struktur der binären Codierung ein und stellt fest, dass hierzu einer der Begriffe als Designationswert und der andere als Reflexionswert zu spezifizieren wäre: »Der Positivwert vermittelt die Anschlußfähigkeit der Operationen des Systems, der Negativwert vermittelt die Kontingenzreflexion, also die Vorstellung, es könnte auch anders sein.«<sup>266</sup> Für Luhmann ist auch hier wieder eindeutig bestimmbar, dass für die Designation nur der Begriff der Krankheit und für die Kontingenzreflexion nur der Begriff der Gesundheit in Frage kommt: »Nur Krankheiten sind für den Arzt instruktiv, nur mit Krankheiten kann er etwas anfangen. Die Gesundheit gibt nichts zu tun, sie reflektiert allenfalls das, was fehlt, wenn jemand krank ist.«<sup>267</sup> Luhmann verdeutlicht diese Aussage mit der Feststellung, dass mit der Ausdifferenzierung der Krankenbehandlung die Krankheitsterminologien wachsen, während der Gesundheitsbegriff zunehmend inhaltsleerer wird.<sup>268</sup> Hafen bemerkt hierzu: »Krankheiten oder andere gesundheitsmindernde Phänomene bleiben dabei Konstruktionen wie die Gesundheit, aber sie zeichnen sich durch positive, empirisch mehr oder weniger genau fassbare Merkmale aus, an denen sich Interventionen orientieren können. Dem Begriff ›Gesundheit‹ fehlen diese positiven Merkmale; exakt aus die-

263 Vgl. ebd.

264 Vgl. Luhmann, Niklas: »Medizin und Gesellschaftstheorie«, S. 169.

265 Auch der kommunikative Umgang mit Befunden oder mit der Patientenakte ändern erst einmal nichts daran, dass die gesellschaftliche Kommunikation hier nicht mit sich selbst befasst ist, denn jene, so werde ich noch versuchen zu zeigen, sind gerade eine Folge dieser Umweltorientierung, die sich dann sekundär natürlich organisational und damit in gesellschaftlicher Anbindung reproduzieren lassen. Siehe für den Umgang mit Befunden Fuchs, Peter: »Das Gesundheitssystem ist niemals verschnupft«, S. 28f. und für die Funktion der Patientenakte Berg, Marc: »Praktiken des Lesens und Schreibens«. In: Saake, Irmhild; Vogd, Werner (Hrsg.): *Moderne Mythen der Medizin. Studien zur organisierten Krankenbehandlung*. VS-Verlag: Wiesbaden, 2008, S. 63–86.

266 Luhmann, Niklas: »Der medizinische Code«, S. 179.

267 Ebd.

268 Vgl. ebd.

sem Grund ist der Begriff nicht operationalisierbar«. <sup>269</sup> Luhmann spielt mit seiner Aussage, wie bereits dargelegt, auf die Hypostasierung der eigenen Funktion im System der Krankenbehandlung an, die »nicht auf das Heilen von Krankheiten, sondern auf das Herstellen von Gesundheit abstellt«. <sup>270</sup> Mit der WHO-Definition, die Gesundheit als »ein[en] Zustand des vollständigen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlergehens und nicht nur .. [als] Fehlen von Krankheit oder Gebrechen« <sup>271</sup> definiert, wird laut Luhmann die Gesamtbevölkerung zu Kranken gemacht; <sup>272</sup> oder wenn nicht automatisch zu Kranken, so wird sie doch zumindest in eine Art Zwischenzustand zwischen krank und gesund versetzt, den schon *Galenos* als eine Art Übergangszone festgestellt hatte. <sup>273</sup> Und eine solche Übergangszone ist dann in besonderem Maße medizinisch relevant, weil Gesunde schließlich medizinisch gesehen, als »noch nicht oder nicht mehr krank« bezeichnet werden können, oder weil dann behauptet werden kann, dass sie an »noch unentdeckten Krankheiten« leiden. <sup>274</sup> Der Gesundheitsbegriff bleibt dabei nur eine Zielvorstellung, ein abstraktes Ideal. <sup>275</sup> Auch Gadamer, der Gesundheit als eine Art Gleichgewichtszustand betrachtet, tut sich schwer mit einer adäquaten Definition von Gesundheit. Er sagt: »Welche Möglichkeiten haben wir denn eigentlich, wenn es sich um Gesundheit handelt? ... Trotz aller Verborgenheit kommt sie in einer Art Wohlgefühl zutage, und noch mehr darin, daß wir vor lauter Wohlgefühl unternehmungsfreudig, erkenntnisoffen und selbstvergessen sind und selbst Strapazen und Anstrengungen kaum spüren – das ist Gesundheit. Sie besteht nicht darin, daß man sich in den eigenen schwankenden Befindlichkeiten immer mehr um sich sorgt oder gar Unlustpillen schluckt.« <sup>276</sup>

269 Hafén, Martin: »Was unterscheidet Prävention von Gesundheitsförderung«. In: Bauch, Jost: *Gesundheit als System. Systemtheoretische Beobachtungen des Gesundheitswesens*. Hartung-Gorre Verlag: Konstanz, 2006, S. 132.

270 Vgl. nochmals Luhmann, Niklas: »Anspruchsinflation im Krankheitssystem«, S. 33.

271 So in der Verfassung der Weltgesundheitsorganisation, dt. Übersetzung; unterzeichnet in New York am 22. Juli 1946.

272 Vgl. nochmals Luhmann, Niklas: »Anspruchsinflation im Krankheitssystem«, S. 33.

273 Vgl. hierzu Steinebrunner, Bernd: *Die Entzauberung der Krankheit*, S. 200.

274 Vgl. Luhmann, Niklas: »Der medizinische Code«, S. 179.

275 Pelikan weist darauf hin, dass, obschon Gesundheit einen Grundbegriff der Public Health beziehungsweise der Gesundheitswissenschaften darstellt, hier nur in Ansätzen eine »hinreichend präzisierte und differenzierte soziologische Bestimmung von Gesundheit« vorliegt. Siehe hierzu: Pelikan, Jürgen M.: »Ausdifferenzierung von spezifischen Funktionssystemen für Krankenbehandlung und Gesundheitsförderung«, S. 31.

276 Gadamer, Hans-Georg: *Über die Verborgenheit der Gesundheit*, S. 143f.

Aber an anderer Stelle sagt er: »Ist ›Wohlsein‹ wirklich etwas oder am Ende gar nichts anderes, als daß einem nichts mehr weh tut und daß Schmerz und Unbehagen gewichen sind? Kann man sich einen Zustand ständigen Behagens überhaupt vorstellen?«<sup>277</sup> Muss man also doch von einem Galenischen Zwischenzustand ausgehen? Oder sollte man hier vielleicht das besonders in den Gesundheitswissenschaften zum Ruhm gekommene Konzept des *Kohärenzgefühls* von Antonovsky anlegen, der mit den Komponenten Verstehbarkeit, Handhabbarkeit und Bedeutsamkeit spezifische salutogenetische Merkmale im Gegensatz zu den pathogenetischen Merkmalen der Medizin bezeichnet und in diesem Sinne nicht auf Kontrast von krank und gesund setzt, sondern auf ein Kontinuum, in dem beide Positionen miteinander korrelieren?<sup>278</sup> Die Antwort auf die erste Frage ist müßig und die Antwort auf die zweite Frage führt weg von den Fakten einer durch pathogenetische Faktoren bestimmten Empirie.

Interessant ist hingegen, wie das System der Krankenbehandlung Unsicherheiten, die hier bezüglich des körperlichen (Wohl-)Befindens entstehen, in Sicherheiten der Diagnostik zu transformieren versteht. Vogd spricht davon, dass hierzu immer mehr Krankheiten erfunden werden und alte Krankheiten immer besser diagnostiziert werden können.<sup>279</sup> Luhmann redet in diesem Zusammenhang von der Anspruchsinflation im Krankheitssystem als einem zirkulären Prozess, der Funktionshypostasierung einerseits und das Anspruchsverhalten der Individuen andererseits gemeinsam steigert.<sup>280</sup> Ohne an dieser Stelle näher auf dieses Steigerungsverhältnis eingehen zu wollen, so gilt es dennoch festzustellen, dass sich dieses eben nicht an einer Ausdifferenzierung von Spezifika der Gesundheit orientiert (höchstens negativ: über das Fehlen all der Krankheiten, die man bekommen kann; aber selbst dann wäre man nach der WHO-Definition nur frei von Krankheit und noch nicht gesund), sondern an der Ausdifferenzierung von Krankheiten. Der Gesundheitsbegriff wird somit in seiner Idealität zugleich ausgehöhlt, und letztlich steht es vielleicht doch nur dem Gott des Aristoteles zu, wie auch Gadamer andenkt, dass

277 Ebd., S. 164.

278 Siehe hierzu Antonovsky, Aaron: *Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit*. Deutsche erweiterte Herausgabe von Alexa Franke. Dgvt-Verlag: Tübingen, 1997.

279 Vgl. Vogd, Werner: »Medizinsystem und Gesundheitswissenschaften«, S. 238f. Siehe kritisch zu dieser Entwicklung Welch, H. Gilbert: *Die Diagnosesfalle. Wie Gesunde zu Kranken erklärt werden*. Riva Verlag: München, 2013. Siehe ebenfalls Krämer, Walter: *Die Krankheit des Gesundheitswesens. Die Fortschrittsfalle der modernen Medizin*. Fischer Verlag: Frankfurt am Main, 1989, S. 15ff.

280 Vgl. Luhmann, Niklas: »Anspruchsinflation im Krankheitssystem«, S. 34ff.

für ihn immerwährend »seine wirkliche Tätigkeit .. zugleich Freude« ist.<sup>281</sup>

Luhmann stellt dann aber fest, dass es bereits für die Alltagssprache »absonderlich« klingt, wenn man Krankheit als Positivwert innerhalb der binären Codierung auszeichnet.<sup>282</sup> Erst recht gilt dies im Vergleich mit den anderen Funktionssystemen. Denn normalerweise ist es hier so, wie im allgemeinen Teil ausführlich beschrieben, dass der Positivwert eine historisch gewachsene »Zielvorstellung« oder eine Art erwünschten Zustand beschreibt, der sich trotz der Technisierung der verschiedenen binären Codierungen nicht logisch oder im Sinne eines Kalküls auflösen lässt. Luhmann sagt: »Man versucht Recht zu bekommen, nicht unrecht. ... Nur aufgrund von Wahrheiten, nicht aufgrund von Unwahrheiten, lassen sich Technologien entwickeln«;<sup>283</sup> und wer möchte nicht lieber Eigentum als keines? Wie gesagt, diese Formen der Präferenz für etwas Positives lassen sich nicht aus einer übergeordneten gesellschaftstheoretischen Logik herleiten. Im Gegensatz: Die gesellschaftliche Kommunikation muss mit allen Mitteln versuchen, den Blick auf die eigentliche Symmetrie der Codierung zu verdecken und auf struktureller Ebene Alter-Ego-Konstellationen so einrichten, dass es nicht zu Begegnungen reiner doppelter Kontingenz zwischen den Kommunikationsteilnehmern kommt. Die Frage, ob es recht oder unrecht ist, zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden oder ob es wahr oder unwahr ist, zwischen wahr und unwahr zu unterscheiden, soll möglichst vermieden werden. Hierzu hat das System strukturelle Vorkehrungen eingerichtet, die es ihm erlauben, beide Werte so zu prozessieren, als verdiene der Positivwert aufgrund der Berücksichtigung von reflexiven Mechanismen – so wie zum Beispiel im Falle des Wissenschaftssystems die Berücksichtigung methodischer Schritte und theoretischer Wahrheiten unabdingbar ist – einen spezifischen Vorzugswert. So wird zum Beispiel die Feststellung einer Unwahrheit aufgrund bestimmter Begründungen innerhalb der Kommunikation sofort zu einer wahren Feststellung von Unwahrheit. Wahrheit und Unwahrheit platzieren sich dann, wie gezeigt, *uno actu* in den Positivwert, ohne gleichzeitig genötigt zu sein, festzustellen, dass man diese Wahrheit in einem nächsten Schritt sofort wieder als eine Unwahrheit im System zirkulieren lassen könnte. Blindheit und Sehen werden gleichzeitig prozessiert; wobei in einem strengen Sinne die Blindheit mit jeder Operation obsiegt.

281 Vgl. zum entsprechenden Gottesbeweis das zwölfte Buch der Metaphysik von Aristoteles (1072b, 4.a) hier zitiert nach Aristoteles: *Metaphysik*. 7. Auflage. Rowohlt's Enzyklopädie im Rowohlt Taschenbuch Verlag: Hamburg, 2014 (neu herausgegeben von Ursula Wolf; übersetzt von Hermann Bonitz). Ebenso Gadamer, Hans-Georg: *Über die Verborgenheit der Gesundheit*, S. 164f.

282 Vgl. Luhmann, Niklas: »Der medizinische Code«, S. 179.

283 Ebd., S. 180.

Für das System der Krankenbehandlung liegt, so bemerkt Luhmann bezogen auf das Problem der dargestellten Präferenz im Positivwert, eine Art Schiefelage vor. So schreibt Luhmann: »Im Funktionsbereich der Medizin liegt dagegen das gemeinsame Ziel von Ärzten und Patienten nicht auf der Seite, die über Handlungsmöglichkeiten informiert, sondern im negativen Gegenüber. Die Praxis strebt vom positiven zum negativen Wert. Unter dem Gesichtspunkt des Gewünschten ist das Negative, die Befreiung von Krankheit, das Ziel.«<sup>284</sup> Es handelt sich demnach um eine auffällige »Gegenläufigkeit von Codierung und Teleologie ärztlichen Handelns.«<sup>285</sup> Luhmann kommt es dann im weiteren Verlauf seiner Argumentation allerdings nicht darauf an, diese »perverse Vertauschung der Werte« zu erklären; auch wenn sie, wie er meint, »ein starkes Argument gegen die These [sei], es handele sich um ein durch Codierung ausdifferenziertes Funktionssystem.«<sup>286</sup> Ihm geht es vielmehr darum, diese »Anomalie« der Codierung instruktiv für den Versuch der Plausibilisierung des Systems der Krankenbehandlung als ein Funktionssystem der Gesellschaft anzuwenden.<sup>287</sup> So sieht Luhmann in der perversen Vertauschung ein weiteres Argument dafür, dass das System der Krankenbehandlung »keine auf ihre Funktion bezogene Reflexionstheorie ausgebildet hat.«<sup>288</sup> Er bezieht seine Argumentation auf den Reflexionswert der binären Codierung und sagt: »Reflexionswerte wie Transzendenz [in der Religion] oder Unwahrheit oder Unrecht oder politische Opposition stellen wie in einer Großaufnahme die Unmittelbarkeit des Zielstrebens in diesen Bereichen in Frage.«<sup>289</sup> Luhmann geht nun davon aus, dass »tiefgreifende Veränderungen in den Strukturen der Funktionssysteme in Recodierungen und den sie begleitenden Reflexionstheorien zum Ausdruck« kommen.<sup>290</sup> Als Beispiele nennt er die ökonomischen Theorien, die mit ihren Analysen des Geldes deutlich machen, dass es nicht mehr auf die primäre Unterscheidung von arm/reich ankommt, oder dass mit der binären Codierung Regierung/Opposition in der politischen Theorie das Schema Regierende/Regierte geradezu überformt wird.<sup>291</sup> Aber im System der Krankenbehandlung liegt, wie er feststellt, die Sache anders. Hier »zielt das Handeln auf den

284 Ebd.

285 Ebd., S. 181.

286 Ebd., S. 180. Fuchs spricht sogar davon, dass sich das System durch dieses »Präferenzmanagement« selbst »monstruiert«. Eine Infragestellung wird aber auch hier nicht prozessiert. Siehe Fuchs, Peter: »Das Gesundheitssystem ist niemals verschluckt«, S. 31.

287 Vgl. Luhmann, Niklas: »Der medizinische Code«, S. 180.

288 Ebd.

289 Ebd.

290 Vgl. ebd.

291 Vgl. ebd.

Reflexionswert Gesundheit – und deshalb ist nichts weiter zu reflektieren. ... Das Ziel der Gesundheit ist politisch so fest etabliert, daß Geldmittel dafür nicht (oder nur auf indirekte, so gut wie unsichtbare Weise) verweigert werden können. Es bedarf keiner besonderen Reflexion des Systems im System, um dies zu begründen.«<sup>292</sup> Und ergänzend fügt er hinzu: »Die Reflexionsformel selbst ist schon die Zielformel, und dies perverse Zusammenfallen begründet schon die Praxis, läßt alle weiteren Reflexionen als entbehrlich erscheinen, setzt das System dann aber in vielen Situationen auch dem Verdacht aus, daß die Ärzteschaft nichts anderes zu vertreten hat als ihre Interessen.«<sup>293</sup>

Zu 3.) Bezüglich der Technizität der binären Codierung sagt Luhmann erstens: »Das Leben des Menschen ist medizinisch relevant im Hinblick auf Krankheit. Über den Code gesund/krank informiert das System der Krankenbehandlung die eigenen Operationen. Zu Programmen (Krankheitsbildern, Heilungsrezepten) kommt es nur im Kontext dieser Codierung.«<sup>294</sup> Und in einem nächsten Schritt macht er darauf aufmerksam, dass diese Engführung jedoch nicht bedeuten kann, dass das System nur dann eingreife, »wenn jemand krank geworden ist.« Eine solche Vorstellung vom System der Krankenbehandlung trifft für Luhmann nicht, oder vielmehr nicht mehr zu.<sup>295</sup> Diese Feststellung folgt an dieser Stelle durchaus der Logik der Technizität der Codierung, da diese, wie im allgemeinen Teil beschrieben,<sup>296</sup> im Wesentlichen darauf beruht, dass in der Benutzung des einen Wertes der Gegenwert stets präsent bleibt. Alles, was erscheint, erscheint damit stets im Licht der Möglichkeit des Gegenwertes.<sup>297</sup> Die mit der Technizität implizierte Symmetrie der beiden Werte schreibt dann automatisch immer die Fra-

292 Ebd., S. 180f.

293 Ebd., S. 181. Auch wenn man durchaus von strukturellen Abhängigkeiten der beiden Theoriebausteine Reflexionswert und Reflexionstheorie auf empirischer Ebene ausgehen kann, so müssen diese auf theoretischer Ebene jedoch streng auseinandergehalten werden. Bei jener handelt es sich um ein Moment einer Struktur, die in erster Linie die Operationen des Systems anleitet und bei dieser um eine Theorieform, die die Identität des Systems gegenüber der Umwelt ausarbeitet und bei der man nachsehen muss, welchen Status sie innerhalb des jeweiligen Funktionssystems überhaupt innehat, wenn man ihren Theorieanteil auch generell dem Wissenschaftssystem zuschreiben könnte. Ich möchte diese Diskussion hier allerdings nicht fortführen, sondern lediglich darauf hinweisen, dass ein Zusammengehen von Reflexionswert und Reflexionstheorie zwar eine gewisse Plausibilität hat, aber das Fehlen der einen, zumindest nicht ohne weiteres, mit der Konstitution des anderen erklärt werden sollte.

294 Ebd., S. 182.

295 Vgl. ebd.

296 Siehe zur Technisierung Kapitel 3.1.1.

297 Vgl. Luhmann, Niklas: *Ökologische Kommunikation*, S. 52.

ge vor, wann denn der Gegenwert zuzutreffen habe. Er verweist streng genommen auf eine Programmatik, mit Hilfe derer das System über die beiden Werte differenziert entscheiden kann. Es kann also keine Vorentscheidung über krank oder gesund geben, bevor man nicht die Programmatik des Systems durchlaufen hat. Dies scheint Luhmann im Blick zu haben, wenn er diesbezüglich eine »Verlagerung des Schwerpunktes von Infektionskrankheiten auf Zivilisationskrankheiten [feststellt], also auf Krankheiten, die auf schwer zu kontrollierende Weise als Resultat der Lebensführung auftreten« und bemerkt, dass deshalb der »Relevanzbereich« des Systems der Krankenbehandlung »auf die gesamte Lebensführung« ausgeweitet wird.<sup>298</sup> Auch Strauss und Corbin haben in dieser Zeit festgestellt, dass zum Beispiel durch die Prävalenz chronischer Erkrankungen ein grundlegender Wandel der Gesundheitsdienste und der Gesellschaft im Ganzen erzwungen wird.<sup>299</sup> Und Badura bemerkt mit Bezug auf die Gestaltung der entsprechenden Lebensbedingungen: »Chronische Krankheiten sind dadurch gekennzeichnet, daß auf kurzfristige Stabilisierung körperlicher Zustände abzielende Aktivitäten der Beschäftigten im Krankenhaus ergänzt werden müssen durch längerfristig orientierte Bemühungen der Patienten und ihres sozialen Umfeldes zur Krankheitsbewältigung und zur gesundheitsförderlichen Modifikation von Verhalten und Lebensbedingungen, ohne die eine dauerhafte Stabilisierung auch des körperlichen Zustands nicht möglich ist. Bewältigung einer chronischen Erkrankung erfordert also nicht nur Bemühungen zur Beherrschung somatischer Prozesse, sondern ebenso auch Bemühungen um Vertrauen und Mitarbeit der Patienten, erfordert ihre Qualifikation und die Mobilisation von Gesundheitspotentialen in ihrem sozialen Umfeld.«<sup>300</sup> Und resümierend fügt er hinzu: »Diese Tatsache droht in der Hektik der Krankenhausarbeit, droht selbst im Bewußtsein der dort Beschäftigten verlorenzugehen.«<sup>301</sup> Badura geht davon aus, dass der hier implizit vorgebrachte »ganzheitliche« Ansatz den naturwissenschaftlich orientierten Arzt überfordere. Zur Behandlung chronischer Erkrankungen seien unterschiedliche Kompetenzen erforderlich, die vom Arzt alleine nicht mehr erbracht werden könnten.<sup>302</sup> Luhmann erblickt genau diese Konsequenzen, wenn er sagt, dass sich über die zunehmende Bedeutung der Zivilisationskrankheiten die Resonanzfähigkeit in einer Weise verlagert, »die wissensmäßige,

298 Vgl. Luhmann, Niklas: »Der medizinische Code«, S. 182f.

299 Vgl. hierzu Strauss, A.; Corbin, J.M. (1988): *Shaping a New Health Care System*. San Francisco, London. Entnommen Badura, Bernhard; Feuerstein, Günter: *Systemgestaltung im Gesundheitswesen*, S. 261.

300 Badura, Bernhard; Feuerstein, Günter: *Systemgestaltung im Gesundheitswesen*, S. 24.

301 Ebd.

302 Ebd., S. 42f.



kommunikationspraktische, organisatorische und nicht zuletzt finanzielle Folgen nach sich zieht. Und typisch ist die Konsequenz, daß die Aktivitäten des Systems zu spät einsetzen«. <sup>303</sup> Dieses zu späte Einsetzen hat jedoch, so meint Luhmann, »gute, rationale Gründe«, da man bei präventiven Maßnahmen, mit denen man der Chronizität begegnen kann, immer die Ungewissheit der Zukunft mitbedenken muss. <sup>304</sup> Er bemerkt: »Bei einer rationalen Einstellung zu Risiken ist es oft richtiger, den Schadenseintritt abzuwarten, als viel in (wahrscheinlich unnötige) Vorbeugung zu investieren. Ja, in dem Maße als ein System Schäden verkraften kann und ausgleichen kann, wird es rationaler auf diese Fähigkeit zu setzen, statt zu versuchen, alles nur Denkbare zur verhindern. (Das muß nicht unbedingt gegen Zähneputzen sprechen).« <sup>305</sup> Und mit Bezug auf die Medizin sagt er: »Sie vermehrt einerseits die Kenntnisse der Gefahren und Risiken; <sup>306</sup> und sie macht es andererseits oft sinnvoll, auf den Schadensfall zu warten, weil man dann immer noch helfen kann.« <sup>307</sup> Vogd bemerkt hierzu, dass Präventionsbemühungen, die in diese Richtung gehen, ihre Vorhersagekraft auf statistische Hochrechnungen von Mittelwerten vergangener Ereignisse stützen, »die dann, ungeachtet der Problematik der Zeitprojektion, keine Aussagen im Hinblick auf den Einzelnen erlauben«. <sup>308</sup> Sie folge einer »utilitaristischen Logik, nicht jedoch der üblichen in der Medizin geltenden Einzelfalllogik«, und er prophezeit den Gesundheitswissenschaften, die sich gerade auf Präventions- und Gesundheitsförderungsmaßnahmen spezialisieren trotz ihrer hohen Ambitionen, dass »weiterhin die Krankheit im Vordergrund« stehen wird. <sup>309</sup> Doch Vogds Kritik gilt nicht alleine den Ge-

303 Luhmann, Niklas: »Der medizinische Code«, S. 183.

304 Vgl. ebd.

305 Ebd.

306 Hierzu würde man heute natürlich die Erkenntnisse aus den Gesundheitswissenschaften hinzurechnen.

307 Ebd.

308 Vgl. Vogd, Werner: »Medizinsystem und Gesundheitswissenschaften«, S. 259.

309 Vgl. ebd. Auch Hafen weist zusätzlich auf Probleme der Kosteneffektivität hin, wenn er sagt, dass nicht nur die Messung der Kosteneffektivität von Präventionen, sondern auch ihrer Nicht-Wirkung, die von einer Vielzahl von Einflussfaktoren abhängen kann, sehr schwierig ist. Vgl. Hafen, Martin: *Mythologie der Gesundheit*, S. 89ff. Und Fritz B. Simon sagt sehr eindrücklich von der Gesundheitsbewegung im Allgemeinen: »All diese Wege zum Heil beruhen auf der fragwürdigen Komplexitätsreduktion, wir wüßten, was der Körper alles braucht, was nicht, wie all die Wechselbeziehungen sind etc. Nur zu oft erweisen sich solche Maßnahmen als paradoxe Interventionen, sie verschlimmern, statt zu verbessern, machen langfristig dick, statt dünn etc.« Siehe Simon, Fritz B.: *Die andere Seite der Gesundheit. Ansätze einer*

sundheitswissenschaften. Ebenso kritisch beurteilt Vogd das präventive Andocken an medizinisch identifizierten Risikofaktoren in bestimmten Teilen der Medizin selbst. Die Medizin macht dann solche Risikofaktoren zur Grundlage von sekundär- oder tertiärpräventiven Maßnahmen;<sup>310</sup> das heißt, sie dehnen Diagnose- und Therapiemöglichkeiten auf noch nicht aufgetretene Krankheiten aus.<sup>311</sup> Man sucht nach Symptomen, »die vom Patient noch nicht als Krankheit wahrgenommen werden.«<sup>312</sup> Die Ausdifferenzierung des Funktionsbezugs des Systems der Krankenbehandlung auf die Lebensbedingungen erfolgt dann durch die Ausweitung von Diagnose- und Therapiemöglichkeiten mit fragwürdigen Ergebnissen. So fragt Vogd: »Rechtfertigt beispielsweise die Wahrscheinlichkeit, eine von den 1000 Frauen zu sein, denen durch die Früherkennung das Leben gerettet wird, dass man sich zehn Jahre lang Mammografieren lässt, um mit einer Wahrscheinlichkeit von über 50% fälschlicherweise mit einer Krebsdiagnose konfrontiert zu werden?«<sup>313</sup> Präventive Medizin, so verstanden, resultiert letztlich nur in noch mehr diagnostizierten Krankheiten, und durchgeführte »Screeningverfahren [führen; d.A.] unweigerlich zu einer größeren Anzahl fälschlicherweise behandelter Gesunder.«<sup>314</sup>

Aber auch wenn man Prävention nicht in erster Linie als ein zeitliches Problem betrachtet, dass die Ungewissheit der Zukunft in der Gegenwart gefügig machen möchte, so bleibt nach Luhmann immer noch ein organisatorisches Problem. Denn stets treten Krankheiten individualisiert an organischen Körpern auf.<sup>315</sup> Krankheiten lassen sich zwar typisieren und entsprechende Behandlungen organisieren, aber diese Organisation kann »nicht in die vorbeugende Lebensführungsberatung übertragen werden.«<sup>316</sup> Eine solche Übertragung würde, so Luhmann,

*systemischen Krankheits- und Therapietheorie*. 2. Auflage. Carl-Auer: Heidelberg, 2001, S. 188f.

310 Mit *Terziärprävention* wird der Versuch beschrieben, »Potentiale bei vorhandener Krankheit zu erhalten.« Entsprechend zielt *Sekundärprävention* auf Maßnahmen der Früherkennung von Krankheiten und *Primärprävention* auf die grundsätzliche Vermeidung von Belastungen und die Unterstützung einer gesundheitsförderlichen Lebensweise. Vogd weist darauf hin, dass die Primärprävention der Vision der Ottawa Charta entspricht, »die Gesundheit nicht mehr losgelöst von der sozialen, physischen und spirituellen Umwelt zu betrachten«. Siehe Vogd, Werner: »Medizinsystem und Gesundheitswissenschaften«, S. 258.

311 Vgl. ebd.S. 260f.

312 Ebd.S. 260.

313 Ebd.S. 260f.

314 Ebd.S. 260.

315 Vgl. Luhmann, Niklas: »Der medizinische Code«, S. 184.

316 Vgl. ebd.

zum Beispiel bedeuten: »alle möglichen Asthmatiker organisatorisch zusammenzufassen und auf Vermeidung genau dieser Krankheit zu trainieren. Krankheitsspezifische Prävention ließe sich, auch wenn das Wissen dazu ausreichte (was bei weitem nicht der Fall ist) nicht organisatorisch umsetzen.«<sup>317</sup>

Die zweite wichtige Aussage, die Luhmann aufgrund dieser Feststellungen zur Technizität macht, lautet schließlich: »Die Ausdifferenzierung und Sondercodierung des Systems der Krankenbehandlung hängt davon ab, daß man so gut wie vollständig darauf verzichtet, einen Gesunden als möglicherweise krank zu behandeln und damit den auf Kontrast angewiesenen Code zu unterlaufen.«<sup>318</sup> Luhmann macht damit deutlich, dass innerhalb der binären Codierung nicht beide Werte zugleich bezeichnet werden können, sondern nur nacheinander und dies mit kriteriengeleiteter Eindeutigkeit.<sup>319</sup> Und mit Bedacht auf den Funktionsvollzug sagt er: »Das ist nur eine andere Facette der bereits formulierten Einsicht, daß im Code der Medizin die Krankheit, die man nicht will, als der positive Wert fungiert und alle Detaillierung des Wissens und der Operationen über diesen Wert läuft, während die Gesundheit zwar geschätzt wird, aber im System keine Anschlußfähigkeit hat.«<sup>320</sup> Vor dem Hintergrund dieser Aussagen Luhmanns wird verständlich, was Vogd der medizinischen Prävention kritisch entgegenhält. Das System der Krankenbehandlung ist aufgrund der Formbedingung der Technizität der binären Codierung zwar dazu angehalten, seinen Relevanzbereich auf die gesamte Lebensführung eines Menschen auszuweiten, weil Zivilisationskrankheiten als ein Resultat derselben angesehen werden müssen; aber andererseits dient die Programmatik des Systems nur dazu, Krankheiten zu diagnostizieren und zu therapieren. Der Codewert gesund wird dann nicht als ein vollwertiger Gegenwert behandelt, der in der Lage ist, die Operationen des Systems zusammen mit dem Wert krank anzuleiten; er wird für das System nur relevant in dem Sinne eines ›Noch-nicht-krank-Seins‹. Die eigentliche Ausdifferenzierung des Systems läuft dann primär über die Diagnostik und daran anschließender Therapie; oder genauer: über die Ausdifferenzierung anschlussfähiger Symptome, die auch in der Form einer Risikosemantik den Anlass für eine entsprechende Diagnostik und Therapie bilden können; und dies dann unabhängig davon, ob sie überhaupt als solche vom Patienten wahrgenommen werden. Die entschei-

317 Ebd.

318 Ebd.

319 Es gilt zu registrieren, dass es sich hier um eine Absage Luhmanns an diejenigen Konzepte handelt, die im Rahmen des Systems der Krankenbehandlung von einem Gesundheits-Krankheits-Kontinuum ausgehen, um von hier aus Zukunftsperspektiven schon in der Gegenwart für wahr halten zu können.

320 Ebd.

dende Differenz für den Vollzug des Systems lautet dann bei entsprechender Ausweitung des Systems auf die Lebensbedingungen, Symptom/kein Symptom; wobei sich dann im ›Faltenwurf‹ des Lebens sicherlich immer Symptome finden lassen werden, an die das System anschließen kann. Oder um ein wenig Distanz zum eher verwirrenden Begriff des Symptoms zu gewinnen, kann man mit Vogd auch sagen: »Ärzte richten sich nach diagnostischen Befunden. ›Kein Befund‹ bzw. ›Befund negativ‹ ist für sie nicht instruktiv. Bestenfalls ergibt sich hieraus dann der Ansporn weitere Diagnostik zu betreiben, um dann gegebenenfalls doch noch zu einem ›positiven Befund‹ zu gelangen, an den sich dann bei Bedarf Therapieoptionen anschließen lassen.«.<sup>321</sup> Dies ist nur eine andere Aussage für die Tatsache, dass das System der Krankenbehandlung die Unsicherheiten, die sich aus dem schwer zu kontrollierenden Verhältnis zwischen Zivilisationskrankheiten und Lebensbedingungen ergeben, in systeminterne Sicherheiten transformiert. Das ›Noch-nicht-krank-Sein‹ spielt dann für das System insofern eine Rolle, als sich damit Körper und System der Krankenbehandlung auch ungeachtet schmerzhafter Ereignisse, zusammenbringen lassen. Symptomaffine Risikosemantiken begründen dann Anspruchslagen, die die Resonanzfähigkeit des Systems für individualisierte Körperbezüge – die dann nicht nur aus Schmerzen, sondern bereits aus Ängsten, leichten Beschwerden, Sorgen etc. resultieren können –,<sup>322</sup> ebenso öffnen wie für neue strukturelle Kopplungen mit anderen Systemen.<sup>323</sup> Das System tendiert zu einer Ausnutzung von Chancen, die sich, wie oben bereits erörtert, aus der unerreichbaren Gesundheitsdefinition der WHO ergeben, wonach eigentlich jeder krank ist. Vogd bemerkt: »Die Entwicklung des medizinischen Fortschrittes findet innerhalb der modernen Medizin keine Grenzen, denn prinzipiell gibt es weder *medizinische* Gründe noch mehr für den Kranken zu tun, noch eignen sich etwa ökonomische oder moralische Maßstäbe, um den Sinn einer therapeutischen Maßnahme *medizinisch* beurteilen zu können.«<sup>324</sup>

3 21 Vogd, Werner: *Zur Soziologie der organisierten Krankenbehandlung*, S. 74.

3 22 Fast könnte man geneigt sein, in dem hier dargestellten Begriff der Beschwerde doch noch ein symbiotisches Symbol für das System der Krankenbehandlung ausmachen zu können. Ein solcher interessanter Versuch müsste dann aber mit dem Problem umgehen, wie dies mit Bedacht auf die Funktion des Systems zu verstehen sei. Denn vor dieser erscheint die Ausdifferenzierung des Systems hin zu jedweder Beschwerde gerade die Unmittelbarkeit, die in der Relation von System und Körper liegt, noch zu bestätigen. Damit würde eine Gegenläufigkeit von Operation und Beobachtung produziert, die erklärungsbedürftig wäre.

3 23 Seit langem bekannt unter dem Stichwort »Disease Mongering«. Siehe Payer, Lynn: *Disease-mongers: how doctors, drug companies, and insurers are making you feel sick*. J. Wiley: New York, 1992.

3 24 Vogd, Werner: »Medizinsystem und Gesundheitswissenschaften«, S. 239.

Damit stellt sich natürlich die Frage, ob das System der Krankenbehandlung mit dieser Erhöhung seiner Resonanzfähigkeit nicht über das eigentliche Ziel der Gesundheit hinauschießt. Reicht es hier aus, von einer Teleologie des Arztes zu sprechen und dies mit medizinischen Erfolgen zu belegen. Muss man nicht im Kontext der hier angestoßenen Diskussion ebenso konstatieren, dass der Erfolg des Systems der Krankenbehandlung zu einem »Heer der Abhängigen«<sup>325</sup> führt, das nach Mehrfachbehandlungen als multimorbide zu bezeichnen ist und von denen Badura sagt, man müsse es dem einsamen Zugriff der Ärzte entziehen und einem Team an Kompetenzen zuführen? Es handelt sich um Fragen, die, um sie beantworten zu können, die Untersuchung auf die grundlegendere Frage zurücklenken, mit welcher Funktion man es im System der Krankenbehandlung eigentlich zu tun hat. Am Ende der hier dargestellten Argumentationslinien Luhmanns zum binären Code des Systems der Krankenbehandlung steht also die Untersuchung zur eigentlichen Plausibilität der vorgängigen Codierung krank/gesund noch aus.

#### 5.4.2 *Der Code krank/gesund*

Bereits die Erörterungen zur Funktion haben gezeigt, dass seit den 1980er Jahren die Unterscheidung von Rolle und Funktion im System der Krankenbehandlung zu einem Auseinanderfallen von ärztlicher Zielsetzung und Funktionsvollzug geführt hat. Spätestens mit der Einführung der DRG-Systematik hat sich die extreme Orientierung am Körper in der Krankenbehandlung in einer Weise durchgesetzt, die nahezu inflationäre Effekte im System erscheinen lässt. So hatte sich gezeigt, dass es bei zunehmendem Personalmangel zu einem gleichzeitig gesteigerten Einsatz von auf Technik beruhenden diagnostischen und therapeutischen Maßnahmen kommt. Damit werden zwar große Mengen an Informationen generiert; diese können aber in vielen Fällen nur noch prozessual bearbeitet werden, was dann oftmals Störungen im kommunikativen Kontakt mit dem Patienten zur Folge hat (hier sei an die Situation der Visite erinnert, in der der Chefarzt keine ausreichenden Informationen über die Patienten von dem auf dieser Station tätigen Assistenzarzt bekam). Der Arzt als letzte Reflexionsinstanz, für den alle generierten Daten eine Geschichte zu erzählen wussten, wobei diese, bei aller Orientierung an dem Körper, immer noch den gesellschaftlichen Wert der Gesundheit auf den einzelnen zu beziehen erlaubte und zumindest die Möglichkeit zu einer *Angemessenheit* der Diagnostik und Therapie eröffnete, verliert an Bedeutung. *Angemessenheit* sei hier in dem Sinne verstanden, wie

325 Vgl. Krämer, Walter: *Die Krankheit des Gesundheitswesens*, S. 25.

Gadamer diesen Begriff mit Bezug auf Platon bestimmt: »Plato unterscheidet zweierlei Maß. Einmal das Maß, das man nimmt, wenn man Maß nimmt und von außen an einen Gegenstand heranbringt, und dann das Maß, das in der Sache selber liegt: ... das Gemessene oder das Angemessene. ... Vereinfachend würde ich sagen, auf der einen Seite gibt es das Hinsehen und Feststellen mit Hilfe messender Verfahren, eine Art von fast rechnerischer Erkenntnis dessen, wie Krankheit zu beeinflussen ist. Auf der anderen Seite gibt es die *Behandlung*, ein sehr vielsagendes und bedeutungsvolles Wort. In ›Behandlung‹ hört man noch buchstäblich die Hand, die gelernte, die geübte Hand, die am Gewebe tastend erkennt. ›Behandlung‹ geht weit über die Fortschrittlichkeit moderner Techniken hinaus. Da gibt es nicht nur die Hand, es gibt auch das feine Ohr, das das richtige Wort heraushört, und es gibt das beobachtende Auge des Arztes, das mit schonendem Blick sich selbst zu verbergen sucht. Es gibt so vieles, das für den Patienten in der Begegnung mit der Behandlung wesentlich wird.«<sup>326</sup> Und eindrucksvoll wirken von hier aus die Analysen von Berg, der zeigt, wie es fast kontraproduktiv zu einer Bedeutungssteigerung der Patientenakte kommt. Die Patientenakte versucht, diese hier dargestellte und verlorengegangene Funktion des Arztes zu substituieren; allerdings, so zeigt er, lässt sich damit keine harmonisierende Wirkung im Krankheitsgeschehen selbst mehr herleiten, sondern – ganz im Gegenteil – nur noch höchst formal im abschließenden Arztbrief: »Die Akte ermöglicht, dass der interaktive *Ad-hoc*-Charakter der medizinischen Arbeit – eingeschlossen die Art und Weise, in der sie selbst diese Arbeit lenkt – aus dem Blickfeld verschwindet. Statt die komplexen und heterogenen Prozesse, die die Krankengeschichte des Patienten formen, zu ›spiegeln‹, produzieren die Praktiken des Lesens und Schreibens ein bereinigtes, dekontextualisiertes, ›lehrbuchartiges‹ Bild dessen, ›was stattgefunden hat.«<sup>327</sup> Und zugleich ist sie »aktiv involviert in die Transformation des Patientenkörpers in ein ›Teilstück‹ der Krankenhausroutine.«<sup>328</sup> Die Patientenakte wird zum Spiegel einer Geschichte zwischen Arzt und Patient, die es so nicht mehr gibt. Sie dient dem Funktionsvollzug des Systems, der in der Kausalität des Körpergeschehens vollständig aufgeht und hierzu nur noch der Lenkung und nicht mehr der Steuerung bedarf. Die Patientenakte wird zur sichtbaren Hinterlassenschaft der Profession der Ärzte, die ihr gesellschaftliches Ziel – die Befreiung der Krankenbehandlung von jeder Philosophie durch die Befreiung von sich selbst als das noch letzte übriggebliebene vitalistische Prinzip – nun endlich erreicht hat. Der Arzt tritt zurück hinter die Funktion eines Systems, dem er für

326 Siehe Gadamer, Hans-Georg: *Über die Verborgenheit der Gesundheit*, S. 128ff.

327 Berg, Marc: »Praktiken des Lesens und Schreibens«, S. 80.

328 Ebd.S. 82.

einige Zeit als Schützer und als Aufseher vorstand. Jetzt erst bezieht sich das System der Krankenbehandlung, so wie Luhmann dies propagiert, nicht primär auf die Gesellschaft, sondern tatsächlich auf die Umwelt des Systems; und der Übergang vom gesprochenen Wort zum geschriebenen scheint diese Entwicklung zu besiegeln.

Nimmt man nun diese vorläufigen Resultate, die sich aus der Betrachtung der historischen Entwicklung und der Auseinandersetzung mit der erweiterten Resonanzfähigkeit des Systems ergeben haben, dann kommen meines Erachtens berechnete Zweifel an Luhmanns Feststellung auf, dass es »auf den ersten Blick .. klar« sei, dass als »einzige Unterscheidung« für die binäre Codierung nur »die von *krank und gesund*« in Betracht käme?<sup>329</sup> Müsste man nicht eher Pelikan Recht geben, der stattdessen von der Codierung krank/nicht-krank für das System der Krankenbehandlung ausgeht.<sup>330</sup> Denn Pelikan konstatiert: entweder »es wird ›gesund‹ lediglich als ›nicht-krank‹ interpretiert, oder noch enger, wie operativ im System, als ›o.B.‹ (ohne Befund) oder als negativer Befund, dann wäre es korrekter und weniger irreführend, den Reflexionswert auch explizit als ›nicht-krank‹ zu benennen. Oder: es ist etwas anderes als ›nicht-krank‹ gemeint, dann handelt es sich nicht um eine Negation oder einen Gegenwert.«<sup>331</sup> Mit Blick auf das System der Krankenbehandlung, dessen Programmierung allein auf die Bezeichnung des Codewertes ›krank‹ spezialisiert ist und dessen Ausdifferenzierung in erster Linie auf eine Vermehrung positiver Diagnosen hinausläuft, ist der Einwand Pelikans völlig berechtigt. Allein dem letzten Teil der Aussage ist nach dem bisherigen Kenntnisstand der Analyse jedoch nicht ohne weiteres beizupflichten. Wieso soll kein Gegenwert vorliegen, wenn mit ›gesund‹ etwas anderes gemeint ist als ›nicht-krank‹? Pelikan hat zwar Recht, wenn er sagt, dass ohne einen entsprechenden Gegenwert »der Satz vom ausgeschlossenen Dritten« nicht gelte;<sup>332</sup> aber erst einmal muss gezeigt werden, dass der Code krank/gesund in dieser speziellen Form dann keine entsprechende Technizität aufweist. Diesen Nachweis spart sich Pelikan durch den Hinweis, dass sich »Gesundheit und Krankheit .. weder logisch .. noch empirisch« ausschließen: »Ohne ein Minimum von Gesundheit eines Organismus gibt es auch keine Krankheit, während Gesundheit ohne die Anwesenheit von Krankheit durchaus denkbar ist.«<sup>333</sup> Pelikan verweist hier mit den Begriffen ›krank‹ und ›gesund‹ auf Zustände eines Organismus und verlässt da-

329 Vgl. Luhmann, Niklas: »Der medizinische Code«, S. 179.

330 Vgl. Pelikan, Jürgen M.: »Zur Rekonstruktion und Rehabilitation eines besonderen Funktionssystems«, S. 295f.

331 Ebd., S. 295.

332 Vgl. ebd.

333 Ebd.

mit die gesellschaftstheoretische Diskussion, die stets darauf angewiesen ist, dass »mit diesen Begriffen nicht mehr Körperzustände, .. sondern Codewerte« bezeichnet werden.<sup>334</sup> An dieser Stelle ist es also wichtig, ontologische Gesichtspunkte von der Diskussion über die Codewerte fernzuhalten. Ebenso gilt es festzuhalten, dass Technizität nicht über die Behauptung eines logischen Ausschlusses zu erklären ist. Ich habe im allgemeinen Teil gezeigt, dass die Zuordnung zu den Werten der binären Codierung stets von sich ändernden Situationsbedingungen abhängig ist und insofern beide Werte, auch wenn die Informationsverarbeitung durch diese Reduktion auf nur zwei Werte erleichtert wird, eine symmetrische Umtauschrelation bilden. Das heißt zwar, dass positiver und negativer Wert nicht zugleich zutreffen können und dritte Werte aus der Codierung ausgeschlossen werden, aber die »Binarität ermöglicht eine Einbeziehung des Gegenwertes in den Wert und des Wertes in den Gegenwert.«<sup>335</sup> Die Einheit der Codierung zeigt sich als Form und das System, das eine bestimmte binäre Codierung benutzt, identifiziert sich gerade über die damit produzierte Differenz. Die Seiten der Codierung sind so aneinander gekoppelt, dass man von einer »sich in sich selbst wiederholenden selbstreferentiellen Relation«<sup>336</sup> sprechen kann. Die Logik bietet demnach nicht den primären Rahmen der Technizität. Es ist vielmehr genau umgekehrt: die Logik wird zu einem Spezialfall eines über Formen laufenden Kalküls, wie George Spencer-Brown dies in seinen »Laws Of Form«<sup>337</sup> nachgewiesen hat. Es wäre an dieser Stelle demnach verfrüht zu urteilen, dass der Wert ›gesund‹ nun »frei für spezifische und eigenständige gesellschaftliche bzw. soziologische Bearbeitungen« ist, wie Pelikan dies wünscht.<sup>338</sup> Und auch wenn die Zweifel an dem Stellenwert der Gesundheit innerhalb des Systems der Krankenbehandlung berechtigt sind, spricht erst einmal nichts dagegen, die Codierung krank/gesund als Vorschlag für die binäre Struktur des Systems der Krankenbehandlung beizubehalten, da logische Gründe und die schwer zu objektivierenden Körperzustände erst einmal nicht dagegensprechen. Folgt man deshalb den Begründungen Luhmanns bezogen auf die Wahl dieser Codierung, dann sagt er erstens, dass »jede andere Unterscheidung .. das System einem übergeordneten anderen Funktionssystem zuordnen« würde, und zweitens, dass »nur die Unterscheidung krank und gesund .. den spezifischen Kommunikationsbereich des Arztes und seiner Patienten (einschließlich derer, die es vermeiden, zum Arzt zu ge-

334 Vgl. Luhmann, Niklas: »Der medizinische Code«, S. 179.

335 Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 364.

336 Ebd..

337 Spencer-Brown, George: *Gesetze der Form*. 2. Auflage. Bohmeier Verlag: Lübeck, 1999.

338 Vgl. Pelikan, Jürgen M.: »Ausdifferenzierung von spezifischen Funktionssystemen für Krankenbehandlung und Gesundheitsförderung«, S. 38.



hen, obwohl sie ihren Zustand mit dieser Differenz beschreiben und auf Kranksein tippen)« definiert.<sup>339</sup> Zu erstens: Luhmann bezieht sich hier wiederum auf die Möglichkeit, das System der Krankenbehandlung zum Beispiel als Gesundheitsindustrie dem Wirtschaftssystem oder als angewandte Wissenschaft dem Wissenschaftssystem zuordnen zu können. Auch wenn Luhmann diese Möglichkeiten nennt, so zieht er sie dennoch nicht ernsthaft in Betracht; so besitzt zum einen das Wirtschaftssystem mit der binären Codierung zahlen/nicht zahlen keine adäquaten Beobachtungsmöglichkeiten, um beurteilen zu können, welche therapeutischen Maßnahmen medizinisch sinnvoll sind;<sup>340</sup> und zum anderen eignen sich die »strengen Wahrheitskriterien« des Wissenschaftssystems nicht, die Unsicherheiten, die sich »im Angesicht von Krankheit« und dem daraus resultierenden, individuellen Fallverstehen ergeben, zu überwinden.<sup>341</sup> Andere Möglichkeiten für eine binäre Codierung des Systems der Krankenbehandlung werden von Luhmann nicht in Betracht gezogen; auch wenn er mit Bezug auf den problematischen und inhaltsleeren Begriff der Gesundheit sagt, dass Gesunde aus medizinischer Perspektive noch nicht oder nicht mehr krank seien oder an noch unentdeckten Krankheiten litten. Auch wenn er damit eher auf die Unterscheidung von krank/nicht-krank verweist, so bleibt Luhmann doch bei der Codierung krank/gesund. Wieso er auf dieser Codierung geradezu beharrt, wird deutlicher, wenn man den zweiten Teil seiner Begründung mit hinzunimmt. Luhmann geht dort einerseits von einem spezifischen Kommunikationsbereich und andererseits von der Rolle des Arztes aus. Die Semantik des Arztes dient, wie erörtert, dazu, der Problematik einer Funktionsbestimmung aus dem Weg zu gehen, und gleichzeitig rechtfertigt sie, so zu tun, als hätte sich das System der Krankenbehandlung bereits als Surrogat für Schmerz begriffen und könnte entsprechende Kommunikationen ausdifferenzieren, die einen wie auch immer gearteten Bezug zur Gesundheit herzustellen imstande wären. Dass für die Funktionserfüllung des Systems allerdings Kommunikation nur eine marginale Rolle spielt (wie Luhmann selber festgestellt hat) und Ärzte nicht mehr in dem Maße als Substitution für eine fehlende Reflexionstheorie in Frage kommen und damit dem gesellschaftlich hoheitlichen Anspruch der Gesundheit nicht mehr im angemessenen Sinne zu begegnen wissen, wird damit invisibilisiert. Oder anders: Würde Luhmann den Begriff der Gesundheit hier negieren, dann müsste er erklären, was denn nun eigentlich die Funktion des Systems der Krankenbehandlung sei. Und dies würde bedeuten,

339 Luhmann, Niklas: »Der medizinische Code«, S. 179.

340 Vgl. Vogd, Werner: »Medizinsystem und Gesundheitswissenschaften«, S. 239.

341 Vgl. hierzu auch ebd. und Luhmann, Niklas: »Der medizinische Code«, S. 176.

dass herausgestellt werden müsste, was es bedeutet, wenn ein System, um seiner Funktion nachkommen zu können, zugleich seine Reflexionsfähigkeit aufgeben muss. Aber diese Frage würde der Behauptung gleichkommen, dass dieses System über keinen Reflexionswert verfügen würde; was wiederum bedeuten würde, dass es für seine Operationen keine Leitcodierung, im Sinne einer einfachen Zweiwertigkeit, hätte und deshalb als Funktionssystem nicht in Frage käme. Auch der eher allgemeine Hinweis, dass diejenigen Funktionssysteme, die über kein eigenes symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium verfügen, in hohe Abhängigkeit von organisierter Interaktion geraten, trägt hier zu keiner Lösung bei.<sup>342</sup> So spricht Vogd im Zusammenhang mit der organisierten Krankenbehandlung von komplexen, multizentrischen Steuerungsprozessen.<sup>343</sup> Ärzte können unter diesen Bedingungen zwar weiterhin als Entscheider innerhalb von Interaktionen auftreten und Managementziele vor dem Hintergrund ihres ärztlichen Auftrags bagatellisieren; weiterhin können sie Allianzen mit den Patienten schmieden, um Diagnosen und Therapien simulieren zu können und Gelder finanziert zu bekommen.<sup>344</sup> Immer handelt es sich bei den Entscheidungen aber um organisationale Entscheidungen, die stets der Eigenlogik der Organisation im Spannungsfeld gesellschaftlicher Kontexturen und Interaktionserfordernissen folgen<sup>345</sup> und einer Ausdifferenzierung besonderer Kommunikationsbereiche, die durch die Codierung krank und gesund definiert werden, nur im Horizont der eigenen Operationsweise Rechnung tragen. Die Semantik der organisierten Interaktion eignet sich dann zwar, das System der Krankenbehandlung in darauf bezogenen spezifischen Abhängigkeiten darstellen zu können, aber sie begründet noch nicht die binäre Codierung selbst.

Auch wenn sich die Begründungen, die Luhmann für die binäre Codierung anführt, demnach als unzureichend erweisen, so erscheint es dennoch wenig ratsam, bereits an dieser Stelle die Codierung krank/gesund fallen zu lassen. Vielmehr gilt es, diese Codierung so lange wie möglich aufrecht zu erhalten; denn wo käme man hin, wenn es auf Gesundheit im Gesundheitssystem gar nicht mehr ankäme? Es ist also sinnvoll, der Analyse Luhmanns weiterhin zu folgen und genauer hinzusehen, wie seine Begründungen zu den weiteren Formbedingungen der binären Codierung einzuordnen sind.

342 Siehe hierzu Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 407f

343 Vgl. Vogd, Werner: »Medizinsystem und Gesundheitswissenschaften«, S. 252.

344 Vgl. ebd.

345 Siehe zu den unterschiedlichen Kontexturen auch Vogd, Werner: *Ärztliche Entscheidungsprozesse des Krankenhauses im Spannungsfeld von System- und Zweckrationalität. Eine qualitativ rekonstruktive Studie unter dem besonderen Blickwinkel von Rahmen (»frames«) und Rahmungsprozessen*. Im Netz zugänglich: <http://userpage.fu-berlin.de/~vogd/Habil.pdf>.

Zur Formbedingung der Asymmetrie sagt Luhmann: »Der positive Wert ist die Krankheit, der negative Wert die Gesundheit. Nur Krankheiten sind für den Arzt instruktiv, nur mit Krankheiten kann er etwas anfangen. Die Gesundheit gibt nichts zu tun, sie reflektiert allenfalls das, was fehlt, wenn jemand krank ist. Entsprechend gibt es viele Krankheiten und nur eine Gesundheit.«<sup>346</sup> Der Positivwert ›krank‹ vermittelt, wie Luhmann meint, die Anschlussfähigkeit des Systems; er wird zum Designationswert. Um diese Äußerungen Luhmanns nun näher untersuchen zu können, ist es hilfreich, die hierfür relevanten Ergebnisse aus dem allgemeinen Teil noch einmal zu wiederholen.

Luhmann geht, wie im allgemeinen Teil gezeigt,<sup>347</sup> in Anlehnung an den Formenkalkül von George Spencer-Brown davon aus, dass »eine exakt symmetrische Unterscheidung ein extrem unwahrscheinlicher Fall ist, weil er es im Prinzip gänzlich offen ließe, welche Seite der Unterscheidung im Zweifelsfalle zu bezeichnen ist. Eine gewisse Asymmetrie ist daher zu erwarten als Bedingung des evolutionären Durchsetzungsvermögen von Unterscheidungen.«<sup>348</sup> Die Möglichkeit der Asymmetrisierung und damit die Durchsetzung eines bestimmten Wertes als Designationswert innerhalb einer binären Codierung lassen sich auf dieser abstrakten Ebene demnach durchaus begründen. Das Problem »des evolutionären Durchsetzungsvermögen von Unterscheidungen« geht dann aber über diese rein mathematischen Grundvoraussetzungen hinaus und bezieht sich auf die Bedingungen der Anschlussfähigkeit. Damit das System die entsprechende Anschlussfähigkeit auf nur einer Seite der binären Codierung organisieren kann, muss es mit der Bezeichnung des Designationswertes bestimmte Funktionen des Systems erfüllen. Solche Funktionen ergeben sich nicht aufgrund einer immanenten Teleologie oder Logik des Systems, sondern im Kontext der Systemevolution. Historisch bedingte Präferenzbildungen, wie die Vorstellung, dass »man versucht, Recht zu bekommen, nicht Unrecht« oder dass man nur »aufgrund von Wahrheiten, nicht aufgrund von Unwahrheiten« Technologien entwickeln kann,<sup>349</sup> werden dann ebenso instruktiv, wie solche Strukturen, die sich aufgrund der Unterscheidung von binärer Codierung und Programmen ergeben. Die Plausibilität historisch bedingter Präferenzbildungen leuchtet meines Erachtens unmittelbar ein. Jedoch ist es an dieser Stelle sinnvoll, zu wiederholen, inwiefern die Differenz von binärer Codierung und Programmierung in der Lage ist, Anschlussfähigkeit auf der Ebene der Codierung zu organisieren. Die

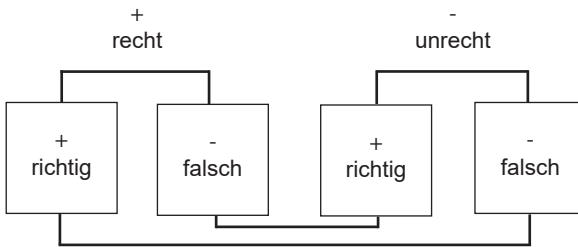
346 Luhmann, Niklas: »Der medizinische Code«, S. 179.

347 Siehe Kapitel 3.1.5 Designation, Reflexion und die Präferenzproblematik.

348 Luhmann, Niklas: »Distinctions directrices«, S. 16.

349 Vgl. zu den historischen Präferenzen Luhmanns Aussage in Luhmann, Niklas: »Der medizinische Code«, S. 180.

Bedeutung dieser Unterscheidung beruht in Funktionssystemen darauf, dass Anschlussfähigkeit mehr bedeutet, als dass die Autopoiesis in den Systemen einfach fortgesetzt wird. In seiner einfachsten Form meint Anschlussfähigkeit, »dass das System in seiner Autopoiesis nur fortexistieren kann, wenn entsprechende Anschlüsse *als spezifische Selektionen* [hervorh. d.A.] innerhalb des Systems vorkommen.«<sup>350</sup> Dabei gilt für moderne Funktionssysteme, dass sie ihre spezifischen Selektionen an einem binären Code orientieren und hierfür einer besonderen Programmierung bedürfen (Funktionssysteme machen sich auf dieser Ebene bereits frei von Selektionen, die sich durch individuelle Motive steuern lassen). Die besondere Beziehung zwischen Codierung und Programmierung besteht darin, »dass die Codierung zur Resymmetrisierung tendieren würde, wenn sie nicht durch entsprechende Programme in ihrer asymmetrischen Beziehung bestätigt würde.«<sup>351</sup> Zur Verdeutlichung sei hier noch einmal die entsprechende Grafik aufgeführt:



Die Funktion der Programme besteht darin, die Kriterien für die richtige Selektion der beiden Codewerte zu liefern. Die richtige Zuteilung des einen Wertes ist jeweils äquivalent zur falschen Zuteilung des anderen Wertes. Es handelt sich um eine Duplizierung der Asymmetrie, die eine Resymmetrisierung der Codierung erlaubt, ohne dass dies auf einen selbstreferentiellen Kurzschluss hinauslaufen müsste. Eine anschlussfähige Asymmetrie ist dann nur möglich, wenn sie in dieser Beziehung zu einer den Kurzschluss verhindernden Programmierung des Systems steht. Das bedeutet aber zugleich, dass es keinen Automatismus in Richtung des Designationswertes mittels der Programme des Systems geben kann. Beide Werte der binären Codierung stehen gleichermaßen für die Selektion zur Verfügung, und welcher Wert letztendlich zum Zuge kommt, richtet sich nach den Kriterien der Programmierung. Ob eine Rechts- oder Unrechtsbehauptung zutrifft und es infolgedessen zu einer Verurteilung

350 Siehe das Unterkapitel Anschlussfähigkeit von Kapitel 4.2.6 auf S. 193

351 Vgl. hierzu auch Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 194f.

kommt oder nicht, entscheidet sich nach den Programmen (Verfahren etc.) des Systems. Entscheidend für die Anschlussfähigkeit des Systems ist dann, dass nach einer entsprechenden Selektion von Recht oder Unrecht in jedem Fall rechtmäßig angeschlossen wird. Auch wer ins Gefängnis kommt, hat in diesem Sinne ein Recht auf eine menschenwürdige Behandlung. Würden die Programme der Systeme nur dem positiven Wert dienen, dann hieße das, die Designationswerte selbst als Kriterium zu verwenden; die Unterscheidung von binärer Codierung und Programmierung würde kollabieren und das jeweilige Funktionssystem seine Leitcodierung verlieren, deren Funktionsweise gerade darauf beruht, dass stets beide Werte zur Wahl stehen und diese Möglichkeit mit Hilfe der Programme beobachtet und reproduziert werden kann. Dies bedeutet wiederum nichts anderes, als dass die binären Codierungen selbst gar keinen Hinweis darauf geben, wie die Positivwerte und die Negativwerte richtig zuzuteilen sind, dass also die Differenzierung von Programmen nur zu diesem Zweck geschieht. Für Funktionssysteme gilt, so kann man ein Ergebnis des allgemeinen Teils festhalten, dass Asymmetrie nur aufgrund der symmetrischen Eigenschaften der Codierung möglich ist. Dies hat natürlich Auswirkungen auf die Anschlussfähigkeit und damit auf die unterschiedlichen Funktionen der Codewerte. Denn trotz der Präferenz für den Designationswert wird der *Reflexionswert zu einer wählbaren Option*. Das System entscheidet dann selber, ob es zum Beispiel einen bestimmten Preis zahlen möchte oder nicht, eine Hypothese für wahr oder unwahr hält oder eben einen Anspruch als rechtmäßig oder als unrechtmäßig ansieht.<sup>352</sup> Durch die Hinzunahme des Negativwertes als wählbare Option entsteht jedoch, wie gesagt, keine zusätzliche Welt. Der Negativwert bleibt stets auf das mit dem Designationswert Bezeichnete bezogen. Er bezeichnet selbst wiederum nur das, was mit Bezug auf diese eine Welt jetzt nicht der Fall ist. Damit weist er aber sofort auf die Systemabhängigkeit weiterer Operationen hin, die darauf beruhen, dass in der Welt selbst keine Negationen vorkommen. Der Negativwert, so bemerkt Luhmann, stellt damit den Kontext »durch den die Anschlußpraxis der positiven Seite rationale Selektion werden kann. (Was hätte man vom Geld, wenn man zu jedem Preis zahlen müsste und nicht nichtzahlen könnte?)«<sup>353</sup> Dies bedeutet dann: »Man kann mit dem Positivwert (etwa Wahrheit), aber auch mit dem Negativwert (etwa Unwahrheit), etwas anfangen. Zwar ist nur der Positivwert im System anschlussfähig, aber der Negativwert kann spezifizieren, unter welchen Bedingungen (hier: Theorien) dies der Fall ist.«<sup>354</sup> Das System reflektiert über die Negations-

352 Vgl. hierzu auch Luhmann, Niklas: »Theorie der politischen Opposition«, S. 19.

353 Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 363f.

354 Luhmann, Niklas: »Das Kind als Medium der Erziehung«, S. 211f.

möglichkeiten seine eigene Kriterienbedürftigkeit und richtet damit Beobachtungsmöglichkeiten auf einer Ebene 2. Ordnung ein, die dazu genutzt werden können, Programme mit einer entsprechenden Lernfähigkeit einzurichten. Das bedeutet, dass der Negativwert zum Reflexionswert des Systems wird; Reflexionen, die sich durch spezifizierte Programme *im System* Geltung verschaffen. Die jederzeit mögliche Negation führt dann erstens dazu, »daß alles, was im System geschieht, kontingent geschieht und auch anders möglich ist«;<sup>355</sup> und zweitens zu einer situativen Anpassung derjenigen Strukturen, die das System zum Prozessieren richtiger und situationsabhängiger Zuordnungen zu einem der beiden Codewerte braucht. Diese hier geschilderten gegenseitigen Abhängigkeiten von Codewerten und Programmierung schaffen dann die Bedingungen zur anschlussfähigen Teilnahme. Denn erst damit wird vollends ersichtlich, wie die Technizität der Codierung unter Ausschluss von dritten Werten und mit Bezug auf den Designationswert funktionieren kann. Das hier geschilderte Umkehrverhältnis zwingt nämlich »zu einer Entqualifizierung der Werte. ... Der positive Wert spiegelt sich im negativen Wert und umgekehrt, und keiner von ihnen hat ein Sonderkolorit, das sich auf der Verbindung mit weiteren Werten ergeben würde.«<sup>356</sup> Und es sind diese Voraussetzungen, die man braucht, wenn man, wie im allgemeinen Teil besprochen,<sup>357</sup> von einer *Selbstplacierung* der binären Codierung in seinen Positivwert sprechen möchte. Dadurch dass sich die Einheit der Codierung in nur einen der beiden Werte placiert, trägt sie ihrer eigenen historischen Entwicklung Rechnung. Die Präferenz für nur diesen einen Wert wird dann dadurch erreicht, dass die Selbstplacierung der beiden Werte nicht explizit kommuniziert wird, sondern mit Hilfe besonderer, historisch gewachsener Strukturentwicklungen latent gehalten wird und auch latent gehalten werden muss, um den Blick auf die Einheit der Codierung und damit eine Reparadoxierung derselben zu verhindern.<sup>358</sup> Diese Form der Präferenzbildung führt dann einerseits dazu, dass zum Beispiel jede Kommunikation einer Wahrheit im Wissenschaftssystem eine wahre Kommunikation darstellt; aber andererseits ebenso zu der Besonderheit, dass auch der Nachweis einer Unwahrheit selber eine wahre Operation ist.<sup>359</sup> Wenn man so will, kann man sagen, Funktionssysteme leisten sich eine historisch bedingte Naivität in der Form, dass es in erster Li-

355 Luhmann, Niklas: »Theorie der politischen Opposition«, S. 18.

356 Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 177.

357 Siehe hierzu Kapitel 3.1.5 Designation, Reflexion und die Präferenzproblematik.

358 Siehe ausführlich und für entsprechende Beispiele nochmals das Kapitel 3.1.6 Binäre Codes zwischen Paradoxie und Paradoxieentfaltung.

359 Vgl. hierzu auch nochmals Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 369.

nie auf die Reproduktion dieser Systeme ankommt und erst in zweiter Linie auf die Notwendigkeit, dass die entsprechenden Anschlüsse durch die Berücksichtigung von Reflexionswert und Programmen zu einer rationalen Selektion werden. Der Ausgleich findet dann darüber statt, dass die Bezeichnung des Negativwertes zu einer Möglichkeit der Informationsgenerierung und damit uno-actu der Anschlussfähigkeit wird. Oder anders: Das System richtet seine Reflexionsmöglichkeiten so ein, dass diese stets eine Negation der Negation von Anschlussfähigkeit schlechthin mitmeinen. Dies ist dann nur eine andere Fassung für die Tatsache, dass das System einen Umweltbezug immer nur systemintern herstellen kann. Die Einheit dieser Unterscheidung bezeichnet mithin immer das System und niemals die Umwelt. Selbst eine extreme Orientierung an der Umwelt, wie dies für das System der Krankenbehandlung zu beobachten ist, kann nur innerhalb des Systems reproduziert werden. Das System kann sich mit anderen Worten nicht selbst beenden, indem es zum Beispiel die Systemgrenze hin zur Umwelt überschreitet; denn auch wenn es sich für seine Reproduktion ein Bild von dieser Umwelt mit jeder Operation machen muss, so würde ein Kreuzen der Grenze hin zur Umwelt eine Bezeichnung der Umwelt selbst bedeuten und die Bilder, die innerhalb des Systems als Umwelt produziert wurden, in sich zusammenfallen lassen. Damit dies eben nicht geschehen kann, schreibt Luhmann, wie bereits ausgeführt, dem Negativwert eine besondere Relevanz im System zu. Zur Erinnerung sei hier nochmals seine Aussage mit Bezug auf das Wissenschaftssystem zitiert: »Nur hier gibt es den re-entry im Sinne von Spencer-Brown. Die Wahrheit bezeichnet das, was der Fall ist. An der Unwahrheit kommt zur Reflexion, ob das zutrifft oder nicht. Somit beruht die Asymmetrie der Unterscheidung letztlich darauf, daß nur auf einer ihrer beiden Seiten ein re-entry stattfinden kann; und zugleich beruht die eigentümliche Ausbalanciertheit des Code darauf, daß dies nicht die Seite ist, auf der die Anschlußfähigkeit organisiert, also die eigentliche Funktion erfüllt wird.«<sup>360</sup> Selbstplacierung im Positivwert und re-entry im Negativwert führen schließlich zu den spezifischen Selektionen die man für die Anschlussfähigkeit benötigt; machen aber zugleich deutlich, dass beiden Werten im Rahmen der Systembildung nicht negierbare Funktionen zukommen.

#### 5.4.3 Die Unzulänglichkeit der binären Codierung krank/gesund

Bedenkt man nun, dass diese Ergebnisse einer Rekonstruktion der binären Codierung auf der Grundlage des Werkes Luhmanns entstammen,

<sup>360</sup> Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 203.

um hier eine »Generalisierung des Ausgangsbegriffs«<sup>361</sup> herbeiführen zu können, dann ist es doch sehr auffällig, dass Luhmann mit solch einer theoretischen ›Armada‹ im Rücken der Öffentlichkeit eine völlig unterbestimmte Codierung krank/gesund hinterlassen hat. Man kann etwas provokant sagen, dass er sehr ›laut‹ zu diesem Thema geschwiegen hat. Und die Frage lautet dann sofort: wieso? Vielleicht läuft diese Untersuchung darauf hinaus, dass die theoretischen Mittel hier vor der »polymorphen Perversität«<sup>362</sup> des Systems versagen, dass sozusagen die Bordmittel zur Erfassung der komplexeren Empirie<sup>363</sup> nicht ausreichen. Doch auch wenn ein theoretischer Kriterienkanon den Systemen niemals vorschreiben kann, »was in ihnen möglich oder nicht möglich ist«,<sup>364</sup> so kann er sehr wohl diejenigen Unterscheidungen beobachten, die ihm selbst in der Konfrontation mit den beschriebenen Systemen entnommen wurden.

Wirft man deshalb einen Blick auf die Konsequenzen, die sich aus den hier nochmals vorgestellten relevanten Ergebnissen des allgemeinen Teils ergeben haben und konstatiert, dass nur Krankheiten für das System instruktiv sind und Gesundheit nichts zu tun gibt, dann placiert sich weder die Einheit der Codierung krank/gesund in den Positivwert, noch wird am Reflexionswert ein re-entry sichtbar. Sowohl die Bedingung der Technizität, die beide Seiten der binären Codierung unter Berücksichtigung einer lernfähigen Programmierung mit einer symmetrischen Wahlmöglichkeit ausstattet und dritte Werte ausschließt, als auch die für Funktionssysteme voraussetzungsvolle Anschlussfähigkeit, die nur deshalb eine besondere Asymmetrie und Präferenz ausbilden kann, weil am Designationswert beide Werte latent gehalten werden, werden hier unterlaufen. Dies gilt es, genauer anzuschauen. Wenn der Wert ›gesund‹ nichts zu tun gibt, dann müsste sich die Programmierung des Systems alleine auf den Positivwert beziehen. Die für Funktionssysteme typische Unterscheidung von binärer Codierung und Programmierung müsste kollabieren, weil die Krankheit selbst zum Krankheitskriterium würde. Führt man sich also noch einmal das weiter oben dargestellte Schema vor Augen, das die Zusammenhänge von binärer Codierung und Programmierung verdeutlicht, dann gilt es festzuhalten, dass es sich bei dieser Unterscheidung um eine Einrichtung handelt, die dazu dient, den Kurzschluss in den stets selbstreferentiell an-

361 Siehe unter methodischen Gesichtspunkten: Stichweh, Rudolf: »Theorie und Methode in der Systemtheorie«. In: John, René; Henkel, Anna; Rückert-John, Jana (Hrsg.): *Die Methodologien des Systems. Wie kommt man zum Fall und wie dahinter?* VS-Verlag: Wiesbaden, 2010, S. 24.

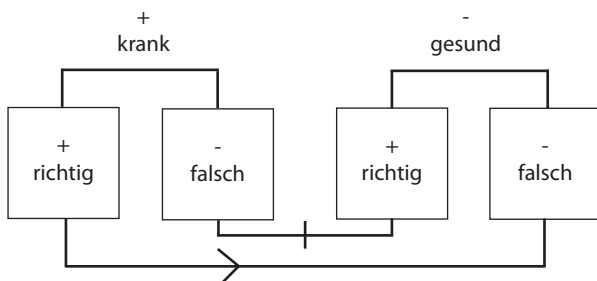
362 Vgl. zu dieser Eigenschaft von Systemen Fuchs, Peter: »Das Gesundheitssystem ist niemals verschnupft«, S. 33.

363 Siehe zu dieser Fassung der Empirie Stichweh, Rudolf: »Theorie und Methode in der Systemtheorie«, S.25

364 Siehe hierzu auch Fuchs, Peter: »Das Gesundheitssystem ist niemals verschnupft«, S. 33.



gelegten Werten der binären Codierung zu verhindern. Damit wird eine operative Grundlage dafür geschaffen, aus den daraus entstehenden zirkulären und symmetrischen Eigenschaften der binären Codierung Informationen generieren zu können. Die Programmierung reproduziert damit ein auf diese Informationen angelegtes Gedächtnis des Systems, das sowohl auf positive Anschlüsse *als auch auf Negationen bisher reproduzierter Anschlüsse mit Strukturaufbau und -abbau reagiert*. Rekonstruiert man nun ein entsprechendes Schema für das Verhältnis von binärer Codierung und Programmierung im System der Krankenbehandlung, dann zeigt sich in Abwandlung zur oben dargestellten Grafik folgendes Bild:



Die Programme des Systems der Krankenbehandlung – Diagnostik und Therapie – lassen eine richtige Zuordnung zu dem Wert ›krank‹ zu und können damit auch bestimmen, in welchen Fällen der Wert ›gesund‹ falsch zugeordnet wäre (In diesem Schema durch den Pfeil nach rechts dargestellt). Hingegen spezifizieren die Programme des Systems nicht, wann der Wert ›gesund‹ richtig zugeteilt werden kann. Eine solche Möglichkeit der (positiv) richtigen Zuteilung muss allerdings gegeben sein, weil nur so die beschriebenen Struktureffekte im System erreicht werden können. Wenn aber die Programme eine positive Bestimmung des Wertes ›gesund‹ nicht zulassen, dann muss man sich, um zumindest Minimalanforderungen an den Code erfüllen zu können, fragen, ob die einfache Feststellung, dass zum Beispiel kein Befund (mehr) erhoben werden kann, eine Äquivalenz in dem Sinne entstehen lässt, dass hier der Wert ›gesund‹ auf der anderen Seite richtig zugeteilt wäre. Jedoch entstehen dabei Schwierigkeiten, die man aus anderen Funktionssystemen kennt. Hier hatte sich gezeigt, dass es für die Reproduktion des Systems belanglos ist, einen Wert allein über die falsche Zuordnung des anderen Wertes zu identifizieren. Wenn zum Beispiel im Wissenschaftssystem eine Publikation nicht als Wahrheit zirkuliert, dann bedeutet das noch nicht, dass sie unwahr ist. Sie konnte möglicherweise mit den bisher eingesetzten Mitteln einfach noch nicht ausreichend als solche bewiesen werden. Wenn man dies feststellt, dann können zusätzliche Be-

weise und methodische Vorkehrungen getroffen werden, die die Wahrscheinlichkeit steigern.

Aber auch wenn man diese Art von Unsicherheiten durch den Hinweis auf den markanten Akteneintrag ›ohne Befund‹ hier zu verhindern versuchte, bei dem es scheint, dass derlei systeminterne Unsicherheiten bezüglich der Zuordnung zu den Werten ausgeschaltet seien, dann würde man nur wieder bei der Codierung krank/nicht-krank als eine andere Möglichkeit der Leitcodierung landen. Doch der Effekt bliebe derselbe. Denn auch hier zeigt sich, dass eine solche Zuordnung keinen Lerneffekt auf das System der Krankenbehandlung ausübt. Sowohl der Wert ›gesund‹ als auch der Wert ›nicht-krank‹ würden nur die Grenze bezeichnen, deren Überschreiten die Programmatik des Systems nicht erlaubt (Im Schema durch den vertikalen Strich gekennzeichnet). Und auch hier ließe sich nur wiederholen, dass die Programme der Funktionssysteme eigentlich die Möglichkeit eröffnen müssen, ihre Reflexionswerte (positiv) zu bezeichnen, denn nur so können sie den nötigen Beitrag zum System leisten. Die Methodologie und die Theorie der Systemtheorie zum Beispiel, müssen in dieser Hinsicht zumindest die Möglichkeit vorhalten, die binäre Codierung krank/gesund als unwahr bezeichnen zu können, wenn dies mit den eigenen Mitteln gezeigt werden könnte. Wenn ein solcher Nachweis dann als wahr kommuniziert werden würde, dann müsste man von einem Struktureffekt ausgehen, der zumindest dafür Sorge tragen würde, dass dann »Anschlussfähigkeit nicht an ungeeigneter Stelle vermutet wird und daß sie sich nicht von selbst versteht, sondern im System erarbeitet werden muss.«<sup>365</sup> Oder man könnte auch bezogen auf das System der Krankenbehandlung fragen: Was lernt das System auf seiner Programmebene, wenn es jemanden mit fehlender Pathologie entläßt? Die Antwort muss dann lauten: absolut nichts.

Auch der Hinweis darauf, dass Therapie nun aber doch in sehr vielen Fällen zur Gesundheit oder zumindest zu ›unauffälligen Referenzwerten‹ zurückführt, setzt zwar einen wichtigen Punkt, hilft an dieser Stelle aber auch nicht wirklich weiter; er bestätigt vielmehr die sich hier zeigende Problematik. So werden Therapie und Diagnostik, wie bereits geschildert, auch im Falle unheilbarer Krankheiten fortgeführt. Die Programme des Systems dienen in erster Linie der Registratur von pathologischen Abweichungen. Das Fehlen von Befunden oder die Feststellung von ›Normalwerten‹ ziehen keinerlei Struktureffekt nach sich, an denen das System lernen könnte. Gerade Misserfolge, die im System der Krankenbehandlung nicht selten vorkommen, zwingen die therapeutischen Maßnahmen grundsätzlich in die Form von Konditionalprogrammen, weil dann, so bemerkt Vogd, »die internen Evaluationskriterien für eine erfolgreiche Arbeit nicht an den Therapieausgang,

365 Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 203.

sondern an die Diagnoseroutinen und Therapievollzüge« gekoppelt werden können.<sup>366</sup> Gadamer scheint genau dies zu sehen, wenn er sagt: »Der mit dem Wissenschaftsgedanken der Neuzeit verknüpfte Begriff der Technik nimmt so auf dem Gebiete des Heilverfahrens und der Heilkunde spezifisch gesteigerte Möglichkeiten in die Hand. Das Machenkönnen macht sich gleichsam selbständig. Er erlaubt Verfügung über Teilabläufe und ist Anwendung eines theoretischen Wissens. Als solches ist es aber kein Heilen, sondern ein Bewirken (Machen).«<sup>367</sup> Und an anderer Stelle heißt es: Es gibt »für den Arzt kein .. vorweisbares Werk. Die Gesundheit des Patienten kann nicht als ein solches gelten. Obwohl sie natürlich das Ziel der ärztlichen Tätigkeit ist, wird sie nicht eigentlich von ihm »gemacht«.«<sup>368</sup> »Alles in allem bleibt es eben dabei, dass die eigentliche Leistung des Arztes nicht ist, etwas zu machen. Er kann gewisse Steuerungsbeiträge zur Gesundheit, zum Gesundwerden beitragen.«<sup>369</sup>

Diese Aussagen ziehen nicht im Schatten der Ärzteschaft vorüber. Spätestens seit der Feststellung, dass der Tod zu einer immanenten Kategorie des Körpers hinabgestiegen ist und sich dort dem Leben entgegenstellt, lässt sich keine Vorstellung von »Heilen« mehr regenerieren, das sich auf die aufhebende Kraft eines »absoluten Subjekts« stützen könnte. Der Tod wird zum Spiegel, »in dem das Wissen das Leben betrachtet.«<sup>370</sup> »Mit Bichat findet die Erkenntnis des Lebens ihren Ursprung in der Zerstörung des Lebens, in seinem äußersten Gegensatz«,<sup>371</sup> liest man bei Foucault. Die Wahrheit des Lebens und der Krankheit wird durch den Tod in die Realität des Organischen verfrachtet.<sup>372</sup> Die Konzentration auf das Seiende wird nun auch hier zur Erkenntnisquelle schlechthin und geht zusammen mit den naturwissenschaftlichen Errungenschaften der Gegenwart. Und auch wenn die Semantik der Gesundheit es erlaubt, die hier entstehenden Unsicherheiten innerhalb des Systems in einer großen Zahl von Fällen in Sicherheit zu transformieren und das »Machen« mit dem »Heilen« für den unbedarften Beobachter in Gleichklang zu bringen, so zeigt doch gerade die Diskussion zu den chronischen Krankheiten an, dass diese Semantik in seiner eher deflationären Form nicht mehr weiterhilft. Aber kann hier eine Inflation des Begriffs weiterhelfen; denn diese Gefahr bestünde, wenn man jeden Therapieerfolg, auch wenn er noch so klein ist, mit dem Wert »gesund« belegen würde. Die

366 Vgl. hierzu Vogd, Werner: »Medizinsystem und Gesundheitswissenschaften«, S. 241.

367 Gadamer, Hans-Georg: *Über die Verborgenheit der Gesundheit*, S. 54f.

368 Ebd., S. 36.

369 Ebd., S. 141.

370 Vgl. Foucault, Michel: *Die Geburt der Klinik*, S. 160.

371 Ebd., S. 159f.

372 Vgl. hierzu ebenfalls ebd., S. 160.

obige Erörterung zur Resonanzerweiterung des Systems auf Lebensbedingungen schlechthin hat gezeigt, dass eine derartige Orientierung es jedoch gar nicht schafft, den starken Kontrast zwischen krank und gesund aufzuheben. Diese Erweiterung führt vielmehr zu einer Ausdifferenzierung des Systems, die immer mehr Gesunde zu Kranken macht.

Es scheint also in der Tat eine besondere Instruktivität der Krankheit zu geben; diese kann allerdings nicht auf eine Einbeziehung der Symmetrie der Werte ›krank‹ und ›gesund‹ zurückgeführt werden. Das obige Schema zeigt zwar, dass der Wert ›gesund‹ für das System als Eingangspunkt und Ausgangspunkt fungiert und sich daher besonders dafür eignet, dass sich hiergegen eine an Krankheit orientierte Systembildung stabilisiert; er hat insofern eine hohe Relevanz, aber die Maßgeblichkeit der hiermit angedeuteten Codierung beschränkt sich auf die Gabe eines Maßes, an dem die Abweichungen für den Vollzug des Systems das eigentlich interessante sind. Die Angemessenheit wird sozusagen kategorisch als einnehmbare Perspektive ausgeschlossen. Fuchs bezeichnet den Codewert ›gesund‹ in diesem Sinne: »als (mit jeder Designation des Positivwertes ›krank‹ horizontartig angezeigter) ›Reflexionswert‹, der in seiner ›Nahezu-Bedeutungslosigkeit‹ dennoch das telos des Systems nennt.«<sup>373</sup> Ein telos, das sich am Einzelnen, in der Umwelt des Systems, durchaus zu vollziehen imstande ist, und bei dem das System seine ›lösende‹ Hilfestellung gibt; aber für das System ist in der Konfrontation mit dem Tod der Weg zu diesem ›Heil‹ als ›Heilsbringer‹ versperrt und mit Schmerzen verbunden.

Man sieht bereits hier, dass, wenn man das System der Krankenbehandlung in seiner für gesellschaftliche Funktionssysteme recht seltsam anmutenden und immer noch unbestimmten Funktionsweise beschreiben möchte, die sogar Autoren wie Luhmann und Fuchs dazu bringt, von einem *Telos* im System zu sprechen,<sup>374</sup> dann rücken die Erörterungen recht abrupt in die Nähe philosophischer Kategorien, die unterscheidungstheoretisch einer wie immer gearteten Dialektik zuzuschreiben wären. Man sollte solche Konsequenzen, wenn sie nötig werden, sicher nicht scheuen, gerade vor dem Hintergrund, dass soziologische Perspektiven hier möglicherweise nicht weiterführen. Nichtsdestotrotz sollten sie solange als möglich aufgespart bleiben, um die differenzierten Erkenntnismöglichkeiten, die sich aus der Systemtheorie und dem ihr zugrunde liegenden differenztheoretischen Ansatz ergeben, nicht vor-schnell zu verspielen.

373 Fuchs, Peter: »Das Gesundheitssystem ist niemals verschnupft«, S. 32.

374 Diese Besonderheit in der Argumentation bemerkt auch Pelikan. »Ebenso entbehrt es nicht einer gewissen Ironie, wenn Luhmann das altgriechische aristotelische Konzept der Teleologie .. bemüht, um ein Funktionssystem der modernen Gesellschaft als absonderlich zu klassifizieren.« Siehe Pelikan, Jürgen M.: »Zur Rekonstruktion und Rehabilitation eines absonderlichen Funktionssystems«, S. 296.

Es gilt also bislang festzuhalten, dass die Gesundheit, als Ausgangs- und Endpunkt der Krankenbehandlung, zur anderen Seite einer Codierung wird, die jedoch in einer Art normativen Nichtbeachtung dieser Seite, Chancen ungenutzt lässt und aufgrund ihrer Historie ungenutzt lassen muss. Luhmanns Plädoyer für die Beibehaltung des Codes krank/gesund bei gleichzeitiger Feststellung, dass die Gesundheit nichts zu tun gibt, ist also auf den zweiten Blick nicht so trivial, wie sie daherzukommen scheint; die Alltagsplausibilität der Codierung krank/gesund kann wegen der enormen gesellschaftlichen Relevanz des Höchstwertes der Gesundheit nicht einfach aus dem Schema verbannt oder rejiziert werden. Es wäre in diesem Sinne auch verfehlt zu sagen, dass sich die Programme des Systems nur auf den Wert ›krank‹ beziehen (was aus besagten Gründen sowieso nicht möglich ist), wenn auf der anderen Seite der Unterscheidung die ganze Gesellschaft repräsentiert wird.

Luhmanns Vorschlag zur binären Codierung des Systems der Krankenbehandlung entzieht sich sowohl einer eindeutigen Verifizierung als auch Falsifizierung. Denn setzt man eine praxeologische Perspektive an, die die Empirie ernst nimmt, dann gerät man vor das Problem, dass sich das System einer Antwort auf die Frage nach seiner Zweiwertigkeit entzieht. Die Technizität ist zwar gegeben, da das System selbst mittels Kriterien entscheiden kann: Wer krank ist, kann nicht gesund sein. Die Technizität ist aber gleichzeitig auch nicht gegeben, da das System sich weigert, jenseits der Unterscheidung krank/nicht-krank zu entscheiden, wer gesund ist. Vogd ist an dieser Stelle geneigt, die Entscheidung über den Wert ›gesund‹ an die psychische Umwelt zu dirigieren und der Frage einer Systemprogrammatisierung, die zu einer entsprechenden Entscheidung führen könnte, aus dem Weg zu gehen: »Die Kommunikation von Krankheit erscheint nun instruktiv, und zwar im Hinblick auf die Motivation in solch einer dramatischen Form, dass bei Ablehnung der Offerte unweigerlich die Option einer infrage gestellten Gesundheit als andere Seite des Codes zum Thema wird.«<sup>375</sup> Aber auch wenn man nun doch auf die Unterscheidung krank/nicht-krank umsteigt, hilft dies hier nicht weiter, weil sie erstens, wie oben dargelegt, dem System endgültig die Reflexionsfähigkeit nehmen würde und somit als binäre Codierung nicht mehr funktionieren könnte und zweitens würde der Wert ›nicht-krank‹ letztlich den selben Erklärungswert wie gesund besitzen und nicht mehr. Wieso also die Alltagsplausibilität verlassen, die auf einer problematischen, aber grundständigen Ebene demonstriert, dass sie die Formbedingung der Technizität zugleich akzeptiert und nicht akzeptiert.

Auch wenn man sich die anderen Formbedingungen ansieht, gerät man in ähnliche Situationen. So zeigte sich an der asymmetrischen Prä-

375 Vogd, Werner: *Zur Soziologie der organisierten Krankenbehandlung*, S. 69.

ferenzbildung, dass nicht nur die historisch offensichtlichen Zielsetzungen die Anschlussfähigkeit von Funktionssystemen dirigieren, sondern ebenso diejenigen Strukturen und Programme, die sich zu diesem Zweck auf die symmetrischen Eigenschaften der Codierung stützen. Damit konnten die Programme und die sich hieran ausdifferenzierenden Strukturen lernfähig eingerichtet werden und zur Ausbildung von entparadoxierenden Selbstplacierungen und produktiven Reflexionswerten beitragen. Nun zeigt sich aber auch auf der Ebene der Programmierung ein ähnlich paradoxes Verhalten, wie es sich für die Technizität ergeben hat. Denn die Programmierung zeigt sich zugleich lernfähig und nicht lernfähig. Bezüglich der Einbindung des Codewertes ›gesund‹ zeigte sich bereits eine besondere Form des Nichtlernens auf der Ebene der Programme, da diese eine positive Bezeichnung nicht vorsehen. Dennoch sind sie lernfähig insofern als die Entwicklung diagnostischer und therapeutischer Maßnahmen nicht nur Möglichkeiten ausdifferenziert, jemanden als krank bezeichnen zu können, sondern sie bestätigen damit zugleich immer wieder diejenigen Eingangs- und Ausgangsbedingungen zum System der Krankenbehandlung, die mit dem Wert ›gesund‹ bezeichnet werden oder verschieben diese zu ihren Gunsten. Dabei geht es, wie dargelegt, nicht nur um die Konstruktion von immer feiner ansetzenden Diagnose- und Therapiemöglichkeiten, sondern ebenso um die Nutzung dieser Programme im Rahmen einer systeminternen Resonanzenerweiterung auf allgemeinere Lebensbedingungen und somit um eine zunehmende Interpretation von ehemals Befindlichkeiten als nunmehr Krankheiten. Damit wird in der heutigen Zeit das möglich, was gemeinhin unter dem »Paradox des medizinischen Fortschritts« bekannt ist.<sup>376</sup> Die Ausdifferenzierung von auf Krankheit bezogenen Programmen erhöht sicherlich die Wiederherstellungsraten kranker Körper, aber ebenso damit steigen auch die Krankheitsmöglichkeiten; das heißt, die Therapie führt nicht mehr automatisch zur Heilung, sondern nur zum Therapieerfolg. Die Paradoxie besteht dann darin, dass das, was dem einzelnen nützt, die Gesellschaft krank macht. Krämer bemerkt: »Dem Individuum geht es besser, .. aber der Durchschnitt aller Individuen steht trotzdem schlechter da. Der Patient wird gerettet, aber gerade deswegen werden die Patienten nicht weniger.«<sup>377</sup> Mit Bezug auf die Codierung könnte man auch sagen: Die Eingangsvoraussetzungen werden erleichtert und die Ausgangsbedingungen erschwert. Der Tod kann durch die Ausdifferenzierung der Programme in vielen Fällen erfolgreich verhindert werden, aber den therapeutischen Übergang zur Gesundheitsseite vermögen sie nicht mehr ohne weiteres zu erreichen. Vielmehr muss man anerkennen, dass die diagnostischen und

<sup>376</sup> Siehe hierzu Krämer, Walter: *Die Krankheit des Gesundheitswesens*, S. 23.

<sup>377</sup> Ebd., S. 23.

therapeutischen Maßnahmen in ihrer komplexen Nutzung den Gesundheitschancen sogar entgegenstehen.<sup>378</sup> So liest man bei Badura: »Solange es um die Bekämpfung von Infektionskrankheiten ging und die Möglichkeiten ihrer Behandlung sehr begrenzt waren, lagen Gefahren und Chancen der Patienten vor allem in der Fähigkeit ihres Organismus, selbst mit dem Krankheitserreger fertig zu werden. ... Mit dem Wandel des Krankheitspanoramas und der Entwicklung immer komplizierterer und zunehmend technisierter medizinischer Behandlungsverfahren – so die zentrale These von Strauss et al. – kommt es zu einer Transformation krankheitsbedingter ›Gefahren‹ in behandlungsbedingte ›Risiken‹.«<sup>379</sup> So bemerkt Feuerstein am Beispiel moderner Diagnostik, dass durch die diagnostische ›low-capital-cost-technology‹ in den ambulanten Bereichen die Zahl unklarer Fälle und falsch-positiver Befunde steigt, dass es zu Fehlinterpretationen des mit technischen Mitteln erzeugten Bildes kommen kann, und dass es gerade hinsichtlich der Risiken der darauf bezogenen therapeutischen Folgen zu einer »Sicherheitsintensitätsspirale« kommen kann, die noch mehr Diagnostik und nicht zuletzt sogar invasive Verfahren notwendig machen, die mit Hilfe der ›low-capital-cost-technology‹ eigentlich verhindert werden sollten.<sup>380</sup> Oder bei Vogd liest man mit Bezug auf Fisher und Welch, »dass ein Mehr an Medizin die schlechtere Medizin darstellt. Man laufe Gefahr Pseudoerkrankungen zu entdecken .. deren Behandlung möglicherweise erst eine andere, diesmal richtige Krankheit evoziere. Die Schwellenwerte für die Therapieindikation seien oftmals soweit heruntergesetzt, dass die Nebenwirkungen der Therapie mehr schaden, als die neu adjustierten Körperparameter zur Gesundheit beitragen würden.«<sup>381</sup> Und um die ganze Dramatik darzustellen, die mit dieser Entwicklung einhergeht, lohnt der Blick auf ein etwas längeres Zitat von Gadamer: »Am anschaulichsten ist es daher, sich die Gesundheit als einen Gleichgewichtszustand zu denken. Gleichgewicht ist wie Gewichtslosigkeit, da sich die Gewichte gegeneinander ausspielen. Störung von Gleichgewicht kann nur durch Gegengewichtung behoben werden. Durch jeden Versuch, eine Störung durch Gegengewichtung auszugleichen, droht jedoch schon ein neuer umgekehrter Gleichgewichtsverlust. Man erinnere sich, wie es war, als

378 Siehe grundsätzlich Illich, Ivan: *Die Nemesis der Medizin. Die Kritik der Medikalisation des Lebens*. 5. Auflage. C.H. Beck: München, 2007.

379 Badura, Bernhard; Feuerstein, Günter: *Systemgestaltung im Gesundheitswesen*, S. 28.

380 Vgl. ebd., S. 120f.

381 Vogd, Werner: *Zur Soziologie der organisierten Krankenbehandlung*, S. 245. Siehe hierzu ausführlicher Fisher, Elliot S.; Welch, Gilbert H.: »Avoiding the unintended consequences of growth in medical care: how might more be worse?«. In: *Journal of American Medical Association* 281 (1999), S. 446–453

man zum ersten Mal auf ein Zweirad stieg. Mit welcher Kraftanstrengung packte man da die Lenkstange an, um nur ja recht gegenzusteuern, wenn das Ding sich neigte, und schon lag man auf der anderen Seite. Die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts ist daher ein höchst lehrreiches Modell für unser Thema, weil es die Gefährlichkeit aller Eingriffe anzeigt. Es droht immer, dass man zuviel tut. ... Das mahnt zur Scheu vor unnötiger Anwendung von Medikamenten, weil es enorm schwierig ist, auch für diese Art von Eingriff den richtigen Augenblick und die richtige Dosis zu treffen.«<sup>382</sup>

Man mag vor dem Hintergrund dieser Zitate die derzeitige Entwicklung im System der Krankenbehandlung bedauern; aber kann man einem Funktionssystem der Gesellschaft, das nicht mehr hierarchisch geordnet ist, einen Vorwurf daraus machen, dass es für seine eigenen Anschlüsse sorgt? Vielmehr muss man erneut feststellen, dass die Hypostasierung des eigenen Funktionierens keinen besonderen Tatbestand innerhalb der funktional differenzierten Gesellschaft mehr darstellt. Die immer zielgenaueren diagnostischen und therapeutischen Maßnahmen zur Lokalisierung und Behandlung von Krankheiten weisen trotz oder gerade wegen ihrer engen Anbindung an Wissenschaft und Technik darauf hin, dass das System mit diesen in der Lage ist, Anschlussfähigkeit zu reproduzieren. Unsicherheiten, die darauf beruhen, dass man zum Beispiel überhaupt nicht weiß, welche Auswirkungen Mehrfachmedikationen in individualisierten Körpern haben, kann dann durch Erfahrung und die Möglichkeit weiterer Therapie entgegengewirkt werden. Die Programme des Systems tragen insoweit zu einer stark naturwissenschaftlich verstandenen Körperorientierung bei, die der primären und historischen Zielsetzung der Medizin entspricht, Krankheiten im Körper zu lokalisieren, bei gleichzeitiger reflexionsbewusster Rejektion der Gesundheit als instruktives Moment der Krankenbehandlung. Das hier dargestellte Verhältnis von krank und gesund, das immer deutlicher auf Kontrastierung seiner eigenen Unterscheidung hinausläuft, wäre ohne diese Form einer ›lernfähigen‹ Programmierung gar nicht denkbar; einer Lernfähigkeit, die es geschickt versteht, mit jeder ihrer Operationen den Kontrast, ja man kann sagen, den Widerspruch zur Gesundheit zu markieren. Die Gesundheit wird vom Standpunkt der Ausdifferenzierung des Systems aus zu einem Moment, das im Sinne des Systems verschoben werden kann und das längst seinen Status als Höchstwert für die Funktionsweise des Systems eingebüßt hat.

Doch kann man vor dem Hintergrund einer immer weiter fortschreitenden Technik, die den Gesundheitswert lediglich noch durch den Filter ihrer Unangemessenheit, also negativ betrachtet, wirklich von einer

382 Gadamer, Hans-Georg: *Über die Verborgenheit der Gesundheit*, S. 145.



Anpassung der Strukturen im Sinne einer Lernfähigkeit des Systems sprechen? Dies bleibt höchst fraglich und muss negiert werden, wenn man die Funktionsweise der Programme anderer Funktionssysteme anschaut.

Weitere und noch gravierendere Probleme ergeben sich dann, wenn man die Bedingungen der Selbstplacierung und des re-entry auf der Ebene der Codierung noch zusätzlich in den Blick nimmt. Denn hierfür müsste eine stabile Symmetrie der Werte vorausgesetzt werden können, die im System der Krankenbehandlung nicht auffindbar ist. Ich möchte deshalb auf eine Betrachtung derselben an dieser Stelle verzichten. Die Analyse läuft bereits jetzt auf unlösbare Aporien hinaus, die ein brüchiges Fundament hinterlassen. Es ist also nicht sinnvoll, dieses Spiel, das da lautet: Der Code gilt und der Code gilt nicht, an dieser Stelle fortzuführen. Aber die Konsequenzen, die sich hieraus ergeben, sollten durchaus ernst genommen werden. Denn man muss nun die Frage stellen, ob sich die binäre Codierung und damit eine der Hauptstrukturen der funktional differenzierten Gesellschaft an einem der wichtigsten Funktionssysteme als unwahr herausstellt.

## 5.5 Die ›tiefere‹ Zweiwertigkeit der medizinischen Codierung

Ist man dieser Untersuchung bis hierher gefolgt, dann zeigt sich an dieser Stelle mit aller Deutlichkeit, wieso es in der Soziologie und in den Gesundheitswissenschaften bisher zu einer fast kritiklosen Übernahme der Codierung krank/gesund gekommen ist. Luhmann selbst hat darauf hingewiesen, dass die Vertauschung der Werte in ihren Konsequenzen eigentlich gegen die These argumentiere, »es handle sich [bei dem System der Krankenbehandlung] um ein durch Codierung ausdifferenziertes Funktionssystem.«.<sup>383</sup> Er hat das eigentliche Problem also durchaus markiert; aber die Alltagsplausibilität dieser Codierung scheint, mit Blick auf den hierzu fehlenden Diskurs,<sup>384</sup> einen beruhigenden Einfluss auf die eigentliche Provokation gehabt zu haben, die in der Umkehrung der beiden Codewerte steckt. Dass für Luhmann die nicht-perverse Codierung gesund/krank als alternative Möglichkeit nicht in Frage kommt, zeigt sich in der aus praxeologischer (nicht aus ideologischer) Perspektive durchaus haltbaren Aussage, dass die Gesundheit nichts zu

383 Luhmann, Niklas: »Der medizinische Code«, S. 180.

384 Sieht man einmal von den in diese Richtung gehenden Versuchen von Pelikan und Stollberg ab: Pelikan, Jürgen M.: »Zur Rekonstruktion und Rehabilitation eines absonderlichen Funktionssystems«, S. 295f. und Stollberg, Gunnar: »Das medizinische System«, S. 197f.

tun gebe.<sup>385</sup> Versucht man jedoch die allgemeinen Formbedingungen auf den von Luhmann präferierten Code krank/gesund anzuwenden, dann zeigt sich, dass die Formbedingungen durch diesen Code zugleich angenommen und verworfen werden. Angenommen werden sie insofern als sie dem Code erstens eine nicht-kontingente Beziehung ihrer Zweiwertigkeit ermöglichen, damit diese innerhalb der Gesellschaft, in ihrer Gegensätzlichkeit als Leitcodierung fungieren kann, und zweitens hinsichtlich der Möglichkeit, die Anschlussfähigkeit in den Positivwert zu lenken, ohne dass es zu einem Kollaps von Programm- und Codeebene kommen müsste. Abgelehnt werden sie hinsichtlich ihrer Forderung nach einer strikten Symmetrie auf der Ebene der Codewerte, die im Sinne einer klassischen Zweiwertigkeit auf keinen der beiden Werte zur systeminternen Differenzierung verzichten kann. Bei dieser Symmetrie – um diese nochmals in ihrer Wichtigkeit herauszustellen – handelt es sich um Eigenschaften, auf die, wenn sich das System bezüglich seiner Leitcodierung einmal darauf eingestellt hat, aus theorie-logischen Gründen nicht verzichtet werden kann. Die symmetrischen Eigenschaften der binären Codierungen stellen in diesem Sinne höchst komplexe Ordnungen dar, die zwar mit der asymmetrischen Anschlusspraxis kompatibel sind, aber als solche nicht einfach im Sinne einer stummen Dienerin fungieren.

Aus einer praxeologischen Perspektive negiert das System der Krankenbehandlung eine solche Symmetrie für ihre eigenen Operationen; es weist sie zurück. Und man muss sich an dieser Stelle die Drama-

385 Vgl. hierzu nochmals Luhmann, Niklas: »Der medizinische Code«, S. 179.

Ich stimme Stollberg nicht zu, wenn er sagt, dass es zu keiner Vertauschung der Codewerte kommen müsste. Stollberg versucht dies in einem Vergleich mit dem Rechtssystem nachzuweisen, indem er davon ausgeht, dass »auch im Rechtssystem, ebenso wie in dem der Krankenbehandlung, das Negative, das Unrecht bzw. die Krankheit für die Rechtsanwälte und die Ärzte instruktiv« sind und die Anschlüsse vermitteln, »während Recht bzw. Gesundheit der Kontingenzreflexion dienen«. Bereits hier verwechselt er aber die noch durch Programme zu klärenden Rechts- oder, wenn man so will, Unrechtsbehauptungen mit der Zuteilung von Recht oder Unrecht zu Tatbeständen, nach erfolgtem Verfahren. Nur auf der Ebene dieser Zuteilung kann man von Anschlussfähigkeit und von Präferenz reden. Bleibt man auf dieser Ebene, dann zeigt sich nämlich, dass zum Beispiel nach der Verurteilung, an diese Unrechtsfeststellung, ganz im Sinne des ›Uno-actu-Prinzips‹, nur rechtmäßig und nicht unrechtmäßig angeschlossen werden kann. So klar liegt, wie festgestellt, die Sache für das System der Krankenbehandlung nicht. Da der Vergleich bereits an dieser entscheidenden Stelle unpassend ist, kann seine weitere Argumentation bezüglich wissenschaftlich entgegengesetzter Ausdifferenzierung? der beiden Systeme hier auch nicht weiterführen. Vgl. Stollberg, Gunnar: »Das medizinische System«, S. 197f.

tik dieser Zurückweisung ganz genau vor Augen führen. Es handelt sich hier nämlich um die Rejektion von gesellschaftlichen Strukturen der Kommunikation selbst, die in anderen Funktionssystemen erfolgreich vollzogen werden. Diese Rejektion findet im Vollzug, in Bezug auf den stummen Körper statt; ein Vollzug, der sich jeder philosophischen oder gesellschaftlichen Bestimmung vom Grunde auf verweigert hat, und der trotz Luhmanns Negierung einer differenzierten Reflexion, so differenziert funktioniert, dass er selbst wichtige Formen einer Gesellschaftstheorie, die etwas über diesen Vollzug in Erfahrung bringen möchten, von sich weist. Man muss natürlich jetzt genau darauf achten, dass man die verschiedenen Ebenen der Argumentation sauber auseinanderhält. Aus einer rein wissenschaftstheoretischen Perspektive ließe sich hier sagen, dass die Systemtheorie in einem speziellen Gebiet ihrer Anwendung versagt und dieses Versagen könnte man auf die Theorie selbst zurückführen. Doch bei einer Theorie, die autologisch angelegt ist und universell fungiert, liegt die Sache nicht so einfach. Denn was sollte erst einmal daran hindern, dass man die Beschreibung für diesen Teilbereich der Gesellschaft mit einer passenden Semantik doch noch in die Gesellschaftstheorie hineinholt? Es also doch mit organisationstheoretischen, interaktionstheoretischen und zuletzt mit gesundheitswissenschaftlichen Mitteln versucht. Das Problem ist, dass man über die ersten beiden Herangehensweisen überhaupt nicht auf die gesellschaftliche Ebene des eigentlichen Funktionierens des Systems der Krankenbehandlung kommt. Und bei den Gesundheitswissenschaften hat man das Problem, dass sie sich so stark durch das Ideal der Gesundheit blenden lassen, dass sie das eigentliche Problem dahinter überhaupt nicht erkennen, welches darin liegt, dass sich die Gesellschaft offensichtlich im Bereich der Krankenbehandlung in einer Weise vollzieht, die jedes Ideal schon längst von sich abgeworfen hat. Und dieser Vollzug der Gesellschaft kann in der Gesellschaft nicht einfach ausgeblendet werden, so als wäre man bereits zu Lebzeiten auf der Insel der Seligen angelangt und könnte so tun, als gäbe es diesen unverstandenen Vollzug nicht. Luhmann selbst hat nie einen Hehl daraus gemacht, dass es sich bei seinem Konstrukt um eine Beobachtertheorie und nicht um eine Theorie der Operationen oder hier besser, des Vollzugs handelt. Die Stärke seiner Perspektive liegt gerade darin, dass sie diesen Vollzug als konstitutiven Aspekt in die Theorie mit aufnimmt, ihn als eine Bezeichnung markiert, die sich beobachten lässt und somit immer schon unterschieden ist; die also zugleich paradox, aber entfaltet ist, also auf einen Gegenstand angewendet werden muss, dem man die entsprechenden funktionierenden Unterscheidungen entnehmen kann. Das Ereignis der Operation wird dabei bei Luhmann durch die Übermacht des Gegenstandes Gesellschaft in eine unverstandene aber zentrale Position gebracht, indem er sie als eine immer selbe und

anschlussfähige ausweist, als Kommunikation.<sup>386</sup> Die damit einhergehende Beobachterperspektive verträgt sich in diesem Sinne mit einer beschreibenden Theorie, die sich auf die Beobachtung der Vollzüge der Gesellschaft festgelegt hat. Aber gerade die obigen Ergebnisse haben gezeigt, dass am System der Krankenbehandlung der Vollzug selber in Differenz zu seiner systemtheoretischen Beobachtung tritt, die als Operation und somit als Vollzug die Kommunikation selbst gewählt hat, welche nun aber im System der Krankenbehandlung eine völlig untergeordnete Rolle spielt. Der Versuch der Beobachtung mit systemtheoretischen Mitteln endete in der Paradoxie ihrer Resultate. Man kennt das hier angedeutete Phänomen im Bereich der Physik bereits lange unter dem Titel der Heisenbergschen Unbestimmtheitsrelation. Görnitz beschreibt diese folgendermaßen:

»Mit der Unbestimmtheitsrelation gelang es Werner Heisenberg, die Quantenmechanik in einer logisch konsistenten Form darzulegen. Es zeigte sich, daß bestimmten physikalischen Größen, wie zum Beispiel Ort und Impuls gemäß der Theorie in keinem einzigen Quantenzustand zugleich wohlbestimmte und scharfe Werte zugesprochen werden können. Man kann das betrachtete System allerdings in Zustände bringen, in welchen der Wert einer der beiden Größen immer genauer eingegrenzt wird. Diese Zustände haben aber dann die Eigenschaft, daß der Wert der zweiten Größe immer weniger festgelegt ist. Daher kann bei einer Messung dieser zweiten Größe für diese ein Wert aus einem viel größeren Bereich gefunden werden. Je genauer beispielsweise der Ort festgelegt wird, desto weniger ist der Impuls bestimmt.«<sup>387</sup>

Die Besonderheit dieser Theorie liegt darin, dass sie in einem Bereich physikalisch konstruierter Größen funktioniert, in der das Messinstrument zu diesen Größen nicht mehr aus den Bedingungen der Messung herausgehalten werden kann. Heisenberg hat festgestellt, dass auch der Messapparat aus Atomen besteht und letztlich durch die Quantenmechanik zu beschreiben wäre.<sup>388</sup> So schreibt Heisenberg:

»Es muss auch betont werden, daß der statistische Charakter des Zusammenhangs darauf beruht, daß der Einfluß der Meßapparate auf das zu messende System anders behandelt wird, als der gegenseitige Einfluß der Teile des Systems. Denn auch der letztere Einfluß bewirkt Richtungsänderungen des Systemvektors im Hilbert-Raum, diese sind aber völlig bestimmt. Würde man die Meßinstrumente zum System rechnen – wo-

386 Vgl. Luhmann, Niklas: *Einführung in die Systemtheorie*, S. 78.

387 Görnitz, Thomas: *Quanten sind anders. Die verborgene Einheit der Welt*. Spektrum Akademischer Verlag: München, 2006, S. 158f.

388 Vgl. ebd., S. 137.

*bei man auch den Hilbert-Raum entsprechend erweitert –, so würden die oben als unbestimmt angesehenen Änderungen des Systemvektors jetzt bestimmt. Den Nutzen hieraus könnte man jedoch nur ziehen, wenn unsere Beobachtung der Meßinstrumente von Unbestimmtheit frei wäre. Für diese Beobachtungen gelten aber die gleichen Überlegungen wie oben, und wir müßten etwa auch unsere Augen mit ins System einschließen, um an dieser Stelle der Unbestimmtheit zu entgehen und so weiter. Schließlich könnte man die Kette von Ursache und Wirkung nur dann quantitativ verfolgen, wenn man das ganze Universum in das System einbezöge – dann ist aber die Physik verschwunden und nur ein mathematisches Schema geblieben. Die Teilung der Welt in das beobachtende und das zu beobachtende System verhindert also die scharfe Formulierung des Kausalgesetzes.»<sup>389</sup>*

Gemäß der Quantentheorie kann damit natürlich auch nicht mehr ›die Fiktion eines beliebig genau angebbaren klassischen Anfangszustandes‹ aufrechterhalten werden.<sup>390</sup>

Derlei Ergebnisse sind auch in der neueren Systemtheorie durchaus bekannt und insofern erst einmal nicht besonders informativ. Die Rejektion eines Anfangs, der ›Schnitt‹ in der Welt, der durch den Beobachter erfolgt, ist konstitutiv für die Systemtheorie. Neu ist allerdings, dass die Systemtheorie selber in ihrer Beschreibung der Gesellschaft auf paradoxe Ergebnisse stößt, die sich unmittelbar in der Anwendung des Beobachtungsinstrumentariums der Systemtheorie auf ihren Gegenstand ergeben. Es handelt sich dabei nicht um eine Unzulänglichkeit des Beobachters ›Systemtheorie‹, die einfach behoben werden könnte, sondern es handelt sich um ein Problem in der Unterscheidung des Konstruierten zu seinem Gegenstand. Es ist ein Hinweis darauf, dass sich die Beobachtungsmöglichkeiten auf Prinzipien stützen, die der eigentlichen ›Natur‹ des Gegenstandes zugleich entsprechen und zuwiderlaufen. Die Systemtheorie als Beobachter, der die Operation (den Vollzug, das Kreuzen) als Voraussetzung in sich aufnimmt, ist mit dem System der Krankenbehandlung auf einen Gegenstand der Beobachtung gestoßen, der darauf hinweist, dass der Vollzug mehr meint als polyvalente, aber letztlich immer gleiche Beobachtereinschnitte. Er ist deshalb in der Lage, diesen Vollzug auf der Ebene der Gesamtgesellschaft zum Problem zu machen. Dabei handelt es sich, und dies ist gerade die Besonderheit, um einen Vollzug, der das Konstrukt des Beobachters ›Leitcodierung‹ in spezifischen Hinsichten, die, wie gezeigt, nicht zufällig, sondern in negativer Weise

389 Heisenberg, W.: *Physikalische Prinzipien der Quantentheorie*, Nachdruck als BI Hochschultaschenbuch, Mannheim, 1958, S. 44. Zitiert nach: Görnitz, Thomas: *Quanten sind anders. Die verborgene Einheit der Welt*. Spektrum Akademischer Verlag: München, 2006, S. 137f.

390 Vgl. Görnitz, Thomas: *Quanten sind anders*, S. 65f.

differenziert reproduzierbar sind – so wie die sich mit jeder Operation vollziehende Rejektion der Gesundheit –, von sich weist und in anderen Hinsichten doch der Leitstruktur der Funktionssysteme verpflichtet bleibt. Mit Bezug auf die Unbestimmtheitsrelation kann man sagen, dass das betrachtete System – hier Gesellschaft – in Zustände gebracht wird, »in welchen der Wert einer der beiden Größen [hier: Beobachtung; d.A.] immer genauer eingegrenzt wird. Diese Zustände haben aber dann die Eigenschaft, daß der Wert der zweiten Größe [hier: Operation oder: Vollzug; d.A.] immer weniger festgelegt ist. Daher kann bei einer Messung dieser zweiten Größe für diese ein Wert aus einem viel größeren Bereich [hier angezeigt durch die Paradoxie; d.A.] gefunden werden.«<sup>391</sup>

Wenn nun also die Gesellschaft in einem ihrer wichtigsten Funktionssysteme Operationen vollzieht (und hiermit sind nicht mehr automatisch Kommunikationen gemeint), die mit systemtheoretischen Mitteln, also der System/Umwelt-Unterscheidung nicht mehr erklärt werden können, dann muss es von höchstem Interesse sein, diesen Bereich des Vollzugs nun in den Blick zu nehmen.

Es ist sinnvoll an derjenigen Stelle das hierfür nötige Beobachtungsinstrumentarium zu wechseln, wo sich die Aporie der Systemtheorie selbst gezeigt hat. Es geht also zuallererst darum, den besonderen Stellenwert der *Symmetrie in den binären Codierungen* in den Blick zu nehmen, an der sich in der Folge die Probleme auf der Ebene der Programme herauskristallisieren. Hierzu wird es nun nötig sein, den sicheren Pfad der soziologischen Systemtheorie in Richtung einer Methode zu überschreiten, die den Vollzug vollständig in sich aufnimmt und beschreibt. Die Systemtheorie wird dabei nicht negiert; denn an ihr hat sich erst die Notwendigkeit ergeben, eine andere Perspektive der Beobachtung einzunehmen. Sie kann auch gar nicht verlassen werden, da zu ihrer Mitteilung Kommunikation notwendig ist. Es geht vielmehr darum, an der zentralen Operation Kommunikation selbst anzuschließen und an ihr diejenige Seite hervorzubringen, die bisher immer unter der Ägide der Beobachtung als bezeichnete Struktur oder zumindest als *bestimmbarer unmarked space* aufgetreten ist: den unbestimmten Zustand. Es handelt sich um denjenigen unbestimmten Zustand, der sich durch Kommunikation beeindrucken lässt. Es geht also nicht um eine naive Unbestimmtheit schlechthin. Es geht um eine solche Unbestimmtheit, die in der Konfrontation mit einer Theorie der Gesellschaft, die als basale Operation Kommunikation wählt und sich zum Zwecke ihrer Reproduktion spezifischer Leitcodierungen bedient, auf sich aufmerksam macht. Es geht also nicht um einen Theoriedefekt, sondern um die Aufmerksamkeit für ein theoretisches Konstrukt (hier: Kommunikation) an dem die Differenz von Theorie und Gegenstand, die Differenz von Kom-

391 Ebd., S. 158.

munikation und Nicht-Kommunikation, selbst hervortritt. Streng genommen hat man es hier nicht mit einem Scheitern der Systemtheorie zu tun, sondern mit ihrer *Null-Methodologie*. Luhmann hält eine solche eigentlich für die symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien vor, damit die entsprechenden, sich an diesen Medien orientierenden, Funktionssysteme ihr Konstrukt der universellen Geltung und der operativen Geschlossenheit in der Gesellschaft durchsetzen können. Hierzu müssen sie, so bemerkt Luhmann, »eine Möglichkeit bieten, den Einschluß des Ausschließens zu symbolisieren, so wie die Arithmetik über ein Nullsymbol verfügt und damit die Nichtzahl als Zahl symbolisiert.«<sup>392</sup> Luhmann geht beispielhaft auf das Wirtschaftssystem ein, und ich möchte das entsprechende Zitat aufgrund seiner Prägnanz in seiner ganzen Länge vorführen: »Besonders auffällig findet man diese Nullmethodik im Falle des Geldes durchgeführt. Wenn Geld dem Beobachten von Knappheit, also dem Umsetzen von Knappheit in Operationen dient, so muß es in einem Geldsystem auch nichtknappes Geld geben. Dies wird heute nicht mehr durch externe Referenzen realisiert, also dadurch, daß knappe Waren wie Gold das verfügbare Geld beschränken. Statt eines solchen Warengeldes dient der Kredit der Zentralbank dazu, Geldmengen systemintern zu regulieren, indem, gleichsam aus dem Nichts heraus, Geld vermehrt oder vermindert (verteuert) wird. Entscheidend ist dabei, daß diese Nullmethodik nicht als Freigabe von Beliebigkeit oder als Zulassung externer (hier: politischer) Einflüsse verstanden wird, sondern an die Selbstreflexion des Systems in seiner konkreten historischen Lage gebunden wird. Das funktioniert nicht automatisch, sondern nur wenn es kommuniziert wird.«<sup>393</sup>

Die Nullmethodik wird hier (und Luhmann weist auch für andere Funktionssysteme auf eine entsprechende Einrichtung hin<sup>394</sup>) durch seine spezifische inhaltliche Ausrichtung zu einer kommunikativ behandelbaren Struktur. Für die Systemtheorie bedeutet dies, dass mit der Aufnahme der Kommunikation als basale Operation mit ihr zugleich ein unbestimmter Zustand aufgenommen wird, der nicht per se das Bezeichnen innerhalb einer Unterscheidung meint, sondern diese selbst. Es geht dann um die Bestimmung einer Unterscheidung im unmarked state der Kommunikation, die von Spencer-Brown als die Form der ersten Unterscheidung beschrieben wird und einen besonderen Stellenwert im Kalkül einnimmt, den es zu klären gilt.<sup>395</sup> Die Schließung der Gesellschaft, die sich am System der Krankenbehandlung anzeigt, würde sich demnach zwar im Bereich der Kommunikation vollziehen, aber auf ei-

392 Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 386.

393 Ebd.

394 Vgl. ebd., S. 387.

395 Vgl. hierzu auch Spencer-Brown, George: *Gesetze der Form*, S. 4.



ner anderen Ebene, nämlich einer solchen, die ihr bisher unbeobachtet mitgegeben war. Geht es also um die Bestimmung des mit jeder Kommunikation stattfindenden und unbeobachteten *Vollzugs*, dann wird dieser in seiner Voraussetzungslosigkeit und Anfänglichkeit zum *voraussetzungslosen Anfang* und damit zum Gegenstand der Untersuchung selbst. Dabei handelt es sich aber nicht um einen Anfang, der auf eine beliebige Schaffenskraft, naturhafte Emanation oder Gottheit hinausläuft, sondern es geht um einen mit der Kommunikation in Gang gesetzten Anfang, der also von Menschen gemacht wurde und der sich, wenn er als solcher identifizierbar sein soll, an den Strukturen der Kommunikation *aufzeigen lassen muss*. Ein solches Zeigen kann natürlich nicht die Herstellung von etwas Bestimmten bedeuten. Es kann im Rückgriff auf einen Anfang auch nicht die Kontingenz jedes Bestimmten behaupten. Dieses Zeigen ist in seinen Bestimmungen vielmehr Vollzug auf eine höhere Ebene hin, die die im Auftreffen auf Bestimmungen getroffenen Bestimmungen nur als bloße Voraussetzungen benutzt; also den Anfang nicht erneut bestimmt, sondern vor den Vollzug der Bestimmung selbst führt. Methodisch kann man das damit vorgezeichnete Vorgehen als platonische Dialektik beschreiben. Szlezák schreibt hierzu, dass es um eine gezielte »Höherverlagerung des Begründungsniveaus in Richtung auf eine Letztbegründung«<sup>396</sup> geht. Der Dialektiker muss in der Lage sein, »eine gegebene Darlegung so zu begründen, daß das ›Festbinden‹ durch Gründe sich einen ›Anknüpfungspunkt‹ wählt, der in der Reihe der Hypotheseis ›höher‹ liegt.«<sup>397</sup> Die Bezeichnung der hier intendierten Methode als Dialektik ist aber zugleich problematisch, da es sich hierbei bis heute um eine völlig unterbehandelte Methode handelt, die bei Platon in ihrer prägnantesten Form nur als Gleichnis vorliegt, und man kann sagen, deshalb nur als Allegorie auftritt. Es handelt sich bei diesem Gleichnis um das Höhlengleichnis, welches von ihm im siebenten Buch der *Politeia* entfaltet wird. Die hier aufgeworfene Dialektik hat im Laufe der Zeit zwar zu vielen Interpretationsversuchen Anlass gegeben,<sup>398</sup> aber deren Ansätze beruhen in der Regel dann doch eher auf Platons expliziten Darstellungsversuchen der Dialektik; hier ein Beispiel:

»So verstehe denn auch folgendes: unter dem zweiten Abschnitt des Denkbaren meine ich das, was der denkende Verstand unmittelbar selbst erfaßt mit der Macht der Dialektik, indem er die Voraussetzungen nicht als unbedingt Erstes und Oberstes ansieht, sondern in Wahrheit als bloße Voraussetzungen, d.h. Unterlagen, gleichsam Stufen und Aufgangsstützpunkte, damit er bis zum Voraussetzungslosen vordringend an den wirkli-

396 Szlezák, Thomas A.: *Platon lesen. Legenda 1. Frommann-holzboog*: Stuttgart-Bad Cannstatt, 1993, S. 85.

397 Ebd., S. 74.

398 Der bekannteste sicherlich Hegels Ansatz.



chen Anfang des Ganzen gelange, und wenn er ihn erfaßt hat, an alles sich haltend was mit ihm in Zusammenhang steht, wieder herabsteige ohne irgendwie das sinnlich Wahrnehmbare dabei mit zu verwenden, sondern nur die Begriffe selbst nach ihrem eigenen inneren Zusammenhang, und mit Begriffen auch abschließe.«<sup>399</sup>

Die Dialektik als Methode mag in dieser Form wenig erhellen. Dies liegt daran, dass sie zu ihrem Verständnis ähnlich der Mathematik den Vollzug benötigt, also nicht in erster Linie darstellend, sondern primär unterscheidend funktioniert. Ihre eigentliche Funktionsweise ergibt sich dann auch weniger aus den expliziten Aussagen, die Platon zur Dialektik gemacht hat, sondern aus der nur implizit vorliegenden Tatsache, dass sich das Höhlengleichnis in seiner Komplexität nur dann vollständig rekonstruieren lässt, wenn sich jeder theoretische Aspekt des Höhlengleichnisses zugleich als methodischer Schritt darstellen lässt. Auf eine solche Rekonstruktion hat Platon bewusst verzichtet, da die hiermit implizierte Selbstbezüglichkeit seines Ansatzes zu seiner Zeit dessen Intentionalität desavouiert hätte. Die vollständige Darlegung der Gründe hierfür würde jedoch den Rahmen dieser Untersuchung hier sprengen.<sup>400</sup> Möchte man eine allgemeine Kontur des dialektischen ›Raumes‹ zeichnen, dann handelt es sich um die Befolgung eines Maßes, dessen Befolgung zugleich Konstruktion desselben meint. Dieses Zugleich von Befolgung und Konstruktion hebt die Dialektik dabei ab von einfacher Spekulation. Die Dialektik konstruiert ein Maß, das sowohl als Ganzes, als Mitte zwischen zwei Extremen und als eine Bewegung von beiden Seiten zur Mitte hin beschrieben werden kann. Es handelt sich um ein *Angemessenes*, das jedem Begriff und jeder Kommunikation zukommt und dem diese deshalb nicht entgehen können. An diesem Maß lassen sich vom Menschen gemachte theoretische Bestimmungen messen, und es funktioniert als ein transparentes nur, wenn eine entsprechende Bewegung solcher Bestimmungen in der Historie bereits bis hin zur Mitte des Maßes stattgefunden hat. Die Überführung ins Angemessene lässt sich deshalb erst dann herbeiführen, wenn das Maß jede ihr zukommende Bestimmung bereits ungesehen in sich aufgenommen und ihr einen entsprechenden Stellenwert gegeben hat. Sie kann erst am Ende einer Historie erfolgen, die sich selbst einen Anfang gegeben hat. Interessant wird bei der Durchführung dieser Methode sein, was sich an der Be-

399 Platon, *Politeia* VI 511. Neu übersetzt und erläutert von Otto Apelt. Sechste der Neuübersetzung dritte Auflage. Meiner: Leipzig, S. 267f.

400 Zur Vollständigen Einsichtnahme in die hier praktizierte Methode verweise ich deshalb auf Grasekamp, Guido: »Einführung in Platons ungeschriebene Lehre«. In: Borutta, Manfred; Grasekamp, Guido; Ketzer, Ruth (Hrsg.): *Theorie als Mission: Fest- und Streitschrift zum 60. Geburtstag von Herbert W. Gärtner*. Tectum: Marburg, 2015b, S. 85-122.

stimmung der Systemtheorie zu diesem Anfang hin bezüglich des ihr inhärenten unbestimmten Zustands zeigt und welche Funktion diesem im System der Krankenbehandlung zukommt.

### 5.5.1 *Isomorphie*

Sicher ist es so, dass symmetrische Verhältnisse immer schon einen Bezug zu ihrer eigenen Negation beinhalten, aber dann in der Regel so, dass diese stets ein systeminternes Produkt darstellt. So beschreibt Gotthard Günther die Negation, die auf einer derartigen Symmetrie aufbaut folgendermaßen: »Wir behaupten nun, dass die klassische erste Negation Aristotelischer Provenienz als partielle Negation ausschließlich eine intra-kontextuelle Funktion hat. Sie negiert i n n e r h a l b einer Kontextur und sonst nirgends. Als totale aber negiert sie sich selbst und hebt damit die ganze Kontextur auf, in der sich ihre partiellen Negationsfunktionen bewegen.«<sup>401</sup> Betrachtet man nur den ersten Teil dieses Zitats, dann handelt es sich bei dieser Aussage Günthers nur um eine andere Version der bereits dargelegten Feststellung, dass Negationen immer Negationen innerhalb eines operierenden Systems darstellen. Ihr Umweltbezug ist niemals radikal, das heißt, keine Operation greift ›reale‹ in die Umwelt aus. Jede Operation des Systems kann Umwelt nur imaginieren, immer nur systemintern abbilden. Umwelt ist in diesem Sinne immer schon eine System/Umwelt-Differenz im System. Man kann, um den logischen Bezug deutlicher herauszustellen, auch sagen: Negationen sind auf einer basalen Ebene isomorph, das heißt, um eine Aussage Reinhold Baers heranzuziehen: »Jede Aussage ist zwar von ihrer Negation verschieden, aber es besteht kein wesentlicher Unterschied zwischen positiven und negativen Aussagen, sogar schärfer zwischen einer Aussage und ihrer Negation.«<sup>402</sup> Auf diese ursprüngliche Symmetrie kommt es an, die an dieser Stelle noch nicht anders als ontologisch interpretiert werden kann. Entscheidend ist auf dieser basalen, logischen Ebene, dass, wenn das Sein und das Nichts ein vollständig symmetrisches Umtauschverhältnis bilden, zwei Werte zu ihrer Bezeichnung zur Verfügung stehen müssen,

401 Günther, Gotthard: »Die historische Kategorie des Neuen«. Erstveröffentlichung in: Beyer, W. R. (Hrsg.), *Hegel-Jahrbuch 1970*, Meisenheim am Glan: Verlag Anton Hain, S. 34–61. Abgedruckt in: Günther, Gotthard: *Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik*. Dritter Band. Meiner: Hamburg, 1980a, S. 189. (183–210).

402 Baer, Reinhold: »Hegel und die Mathematik«. In: Wigersma, B. (Hrsg.): *Verhandlungen des zweiten Hegelkongresses vom 18. Bis 21. Oktober 1931 in Berlin*. J.C.B. Mohr: Tübingen, 1932, S. 105. Vgl. hierzu auch Günther, Gotthard: »Das Metaphysische Problem einer Formalisierung der transzendental-dialektischen Logik«, S. 68f.

von denen aber immer nur einer designierender Wert sein kann.<sup>403</sup> Dies liegt daran, da das Nichts als Gegensatz des Seins zwar akzeptiert werden muss, es dem Sein dennoch nichts hinzufügt. Das Sein ist insofern immer vollständig. Die notwendig feststellbare Negation liefert keine zusätzlichen Informationen; Aussagen über das Nichts sind »in Wirklichkeit nichts anderes .. als maskierte Aussagen über das affirmative reflexionslose Sein! Und wenn Sein und Nichts nur einfache Spiegelungen voneinander sind, dann können wir im Abbild nichts lesen, was wir nicht schon im Urbild erfahren haben.«<sup>404</sup> Egal welcher Wert als Designationswert gewählt wird, die hieraus resultierende Weltbeschreibung ist immer dieselbe.<sup>405</sup> Diese Erkenntnis ist an dieser Stelle nicht neu; so hat sich ja bereits in der Beschreibung der binären Codierung von Funktionssystemen gezeigt, dass der Reflexionswert keine zusätzliche Ontologie, keine zusätzliche Weltbeschreibung ins Spiel bringt. Allerdings zeigt sich in der Zweiwertigkeit der binären Codierung eine Ordnung in dem Verhältnis der beiden Werte zueinander an, die auf der basalen Ebene, auf der hier argumentiert wird, noch nicht vorhanden ist. Ordnung heißt mit Blick auf die Funktionssysteme der Gesellschaft, dass der binäre Code über die Möglichkeit der Selbstplacierung seiner Werte im Positivwert verfügt und damit den Anschlüssen eine Richtung vermittelt, in die letztlich der Negativwert zwar korrigierend, aber nicht blockierend, höchstens destruirend eingreifen kann. Sein und Nichts hingegen liegen auf dieser einfachen Ebene ihrer eindeutigen Abbildbarkeit noch nicht als ein irgendwie geordnetes Paar vor.<sup>406</sup> Wenn es demnach um die Designation, hier: eines Objektes geht, dann ist es egal, mit welchem Wert dies bewerkstelligt wird. Wichtig ist nur, dass der andere Wert als Negation fungiert, »d.h. als das unvermeidliche Reflexionselement, dem .. kein ontologischer Platz angewiesen werden kann.«<sup>407</sup> Und »es ist wichtig zu bemerken, daß dieser exilierte Wert der positive sein kann ... der eben durch jene Verweisung nun zum »negativen« wird. Das ist die Voraussetzung, mit der die Hegelsche Logik ihren Anfang nimmt.« [kursive Hervorh.; d.A.]<sup>408</sup> Ein Anfang

403 Vgl. hierzu auch ebd., S. 88.

404 Günther, Gotthard: »Die historische Kategorie des Neuen«, S.193.

405 Vgl. hierzu Günther, Gotthard: »Das Metaphysische Problem einer Formalisierung der transzendental-dialektischen Logik«, S. 88.

406 Vgl. Günther, Gotthard: »Die historische Kategorie des Neuen«, S. 194. Auf eine solche Ordnung trifft man in der Logik Hegels, um die es Günther hier geht, erst in der »Lehre vom Wesen als Reflexion in ihm selbst«. Siehe hierzu Hegel, G.W.F.: *Wissenschaft der Logik II*. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1986b, S. 17ff.

407 Günther, Gotthard: »Das Metaphysische Problem einer Formalisierung der transzendental-dialektischen Logik«, S. 88.

408 Ebd. Siehe hierzu auch Hegel, G.W.F.: *Wissenschaft der Logik I*, S. 82ff.

der auch bei Hegel in eine Asymmetrie hineinläuft, die dadurch zustande kommt, dass die beiden Relationsglieder ein Verhältnis zu ihrem eigenen Umtauschverhältnis bilden.<sup>409</sup> Günther beschreibt das Resultat folgendermaßen: »Formen wir jetzt aber ein neues eigenartiges Verhältnis, wo auf der einen Seite das Sein (oder auch das Nichts) steht und auf der anderen Seite jedoch die Umtauschrelation von Sein und Nichts, dann stellen in diesem Verhältnis die beiden Relationsglieder ein geordnetes Paar dar. Da sie nicht mehr aufeinander abbildbar sind, besitzt die Relation einen Richtungssinn. Das ist, was der Hegelsche Terminus ›Werden‹ bedeutet, ein Werden, in dem das Sein und das Nichts am Anfang der Großen Logik vermittelt sind.«<sup>410</sup> Und folgt man der Hegelschen Argumentation in der »Wissenschaft der Logik«, dann gelangt diese im weiteren Verlauf ebenfalls zu einer Logik der Reflexion, die eine beachtliche Ähnlichkeit zur Struktur aufweist, wie man es von den binären Codierungen gewohnt ist. So äußert sich Schmidt im Rahmen der Hegelschen Reflexionsbestimmung: »Die verschiedenen Relate sind so gesetzt, daß sie nicht erst durch Vergleich, sondern an sich selbst verschieden sind, weil sie reflektierte Bestimmungen des Unterschiedes darstellen. Sie beziehen sich auf sich selbst, aber so, daß sie den Bezug auf das andere als internes Moment enthalten. Insofern sie an sich selbst, durch ihre interne Bestimmung dem anderen Relat gleich oder ungleich sind, besitzen sie die Form des Positiven und des Negativen.«<sup>411</sup>

Es geht hier um alles andere als um einen Vergleich zwischen Luhmann und Hegel, und insofern mag diese ontologische Betrachtung zur ursprünglichen Symmetrie bei der Wahl eines differenztheoretischen Ausgangspunktes, wie ihn die neuere Systemtheorie beschreibt, verwundern. Sie enthält aber interessante Gesichtspunkte, die für die anstehende Einordnung der Codierung des Medizinsystems in den gesamtgesellschaftlichen Kontext nicht unerheblich sind. So zeigt sich hier, wenn man genauer hinsieht, mehr als nur eine Analogie zwischen der Zweiwertigkeit, mit der die Hegelsche Dialektik ihren Lauf nimmt und der Zweiwertigkeit, auf die man in der binären Codierung trifft. Zieht man eine derart differenzierte Zweiwertigkeit zur Beschreibung der binären Codierung heran, wie Luhmann dies vorgeführt hat und wie sie hier rekonstruiert wurde, dann kann man nicht umhin festzustellen, dass er der Symmetrie und der hieraus resultierenden Art, wie Ne-

409 Vgl. Günther, Gotthard: »Die historische Kategorie des Neuen«, S. 194.

410 Ebd.

411 Schmidt, Thomas M.: »Die Logik der Reflexion. Der Schein und die Wesenheiten«. In: Koch, Anton Friedrich; Schick, Friedrike (Hrsg.): *G. W. F. Hegel: Wissenschaft der Logik* (Klassiker Auslegen, Band 27). Akademie Verlag: Berlin, 2002, S. 113.

gationen innerhalb der Systeme operieren, Funktionen zuschreibt, die auf der Logik der eben beschriebenen Isomorphie aufbauen, aber dabei bereits das Moment der Reflexion in sich aufgenommen haben. Man kann dann natürlich hier bereits den Verdacht hegen, dass Luhmann genau wie Hegel die bittere Pille des irreflexiven Seins schlucken musste, das heißt, einen höchst ontologischen Gesichtspunkt in seine Theorie aufnehmen musste. Auch wenn sich diese Isomorphie hier dadurch verdeckt, dass sie als geordnete innerhalb der binären Codierung immer schon in Asymmetrien auflösbar ist und es insofern erlaubt, eine reflexionsbewusste, differenztheoretische Beobachterposition einzunehmen, so stellt die theoretische Reflexion auf die symmetrischen Bedingungen, die in der technisierbaren Selbstreferenz der Codierung liegen, streng genommen ein Zugeständnis der Theorie an die gesellschaftliche Entwicklung dar, dass sie an verschiedenen, für die Systemtheorie höchst prominenten ›Orten‹ ihrer Polykontextualität die Paradoxie eines zwar reflexionsnotwendigen, aber doch irreflexiven Verhältnis von Sein und Nichts in sich aufnimmt. Umso interessanter stellt sich doch nun die Frage dar, was es mit dem Medizinsystem auf sich hat, wenn es diese Symmetrie von sich zurückweist.

### 5.5.2 Wiedereintritt und binäre Struktur

Um hier weiter zu kommen und die rechten Bedingungen zu schaffen, ist es sinnvoll, die erreichte Beobachterperspektive beizubehalten und in verschiedenen Hinsichten der Argumentation Günthers zu folgen, der explizit keinen differenztheoretischen, sondern einen Ansatz operativer Dialektik verfolgt und diesen Standpunkt der Isomorphie in seine Formalisierungsbestrebungen der Hegelschen Dialektik explizit mit aufgenommen hat. Dabei kommt es weniger auf seine komplexen Formalisierungen zu einer mehrwertigen Logik an, als vielmehr auf diejenigen Argumente, die schließlich zu dem entscheidenden Übergang von einer zweiwertigen zu einer dreiwertigen Logik führen, die, wie schon an anderer Stelle angedacht,<sup>412</sup> als Operation der Transjunktion in Erscheinung tritt. Es geht also in erster Linie um eine thematisch geleitete Bezugnahme und nicht um Vollständigkeit.

Besonders interessant ist dieser Blick auf die Dialektik durch Günthers Brille, da er es erlaubt, nicht nur die heterarchischen Aspekte einer polykontexturalen Entwicklung zu fokussieren, sondern ebenso die Besonderheit der Hierarchie, die den eigentlich dialektischen Prozess begleitet, zu berücksichtigen. Ausgangspunkt der folgenden Betrachtung ist deshalb dieses von Günther so bezeichnete »Janusgesicht der Dialektik«, wie ein

412 Siehe Kapitel 3.1.9 Transjunktion, Rejektion und Akzeption.

Beitrag Günthers lautet.<sup>413</sup> In diesem Beitrag bemerkt Günther, dass sich »die entscheidende Abkehr der Philosophie vom Idealismus ... darin [vollzieht], daß das Denken unter Verzicht auf die Flucht in die Metaphysik sich dazu bekennt, daß es für die letzten erkenntnistheoretischen Gegenbegriffe – gleichgültig, ob man sie als Positivität und Negativität .. oder mehr konkret als Sein und Bewusstsein bezeichnet – keinen übergeordneten Bestimmungsgesichtspunkt mehr gibt.«<sup>414</sup> Mit dieser Erkenntnis entsteht aber eine Art *Nebenordnung*, ein neues logisches Prinzip, »das dem hierarchischen widerspricht«.<sup>415</sup> Günther bezieht sich hier auf McCulloch,<sup>416</sup> der von einem heterarchischen Verhältnis spricht, dessen einfachste Form der in sich zurückkehrende Kreis darstellt.<sup>417</sup> Heterarchie wird mit dieser Vorstellung zugleich autonom gesetzt, ohne dabei das hierarchische dialektische Prinzip vollends aufzulösen. Solche Formbestimmungen kennt man aus den theoretischen Ansätzen, die sich auf heterarchische Verhältnisse spezialisiert haben, wie etwa die Systemtheorie oder der mathematische Kalkül bei Spencer-Brown.<sup>418</sup> Besonders der ›Haken‹ bei Spencer-Brown oder der in sich zurücklaufende Pfeil bei Kaufmann<sup>419</sup> strukturieren ein solches Verhältnis, indem sie diese Kreisbildung auf einer basalen Ebene durch eine Zweiwertigkeit unterbrechen. So markiert der Haken bei Spencer-Brown die Unterscheidung von Unterscheiden und Bezeichnen, die durch einen vertikalen und einen horizontalen Strich verdeutlicht wird; oder bei Kaufmann durch einen in sich selbst zurücklaufenden Kreis mit einem »body« und einem »pointer«. Ohne auf die Einzelheiten dieser Notationen an dieser Stelle eingehen zu wollen,<sup>420</sup> so fällt an ihnen auf, dass sie durch ihre Zweiteilung Differenzen ermöglichen, die nicht automatisch auf Beendigung (des Kreises) hinauslaufen. Differenzen können sich in diesem Sinne auf der Kreislinie ›verorten‹ und müssen dabei nur voraussetzen, dass die Zweiteiligkeit der Notation

413 Günther, Gotthard: »Das Janusgesicht der Dialektik«. Erstveröffentlicht in: Beyer, W. R. (Hrsg.), *Hegel-Jahrbuch 1974*, Köln: Pahl-Rugenstein Verlag, 1975, S. 98–117. Abgedruckt in: Günther, Gotthard: *Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik*. Zweiter Band. Meiner-Verlag: Hamburg, 1979, S. 307–335.

414 Ebd. S. 308.

415 Vgl. ebd.

416 Siehe grundsätzlich McCulloch, Warren St.: *Embodiments of Mind*. MIT Press: Cambridge, Mass., 1965, S. 40ff.

417 Günther, Gotthard: »Das Janusgesicht der Dialektik«, S. 308.

418 Siehe hierzu wieder Spencer-Brown, George: *Gesetze der Form*. 2. Auflage. Bohmeier Verlag: Lübeck, 1999.

419 Siehe hierzu Kauffmann, Louis H.: »Self-Reference and Recursive Forms«. In: *Journal of Social and Biological Structure* 10 (1987), S. 53–72.

420 Siehe hierzu ausführlich Luhmann, Niklas: *Einführung in die Systemtheorie*, S. 66ff.

auch als Einheit funktioniert. Luhmann beschreibt dies mit Bezug auf Spencer-Brown folgendermaßen: »Es ist bewusst als *ein* Zeichen gedacht, aber es besteht aus *zwei* Komponenten. Wenn man allerdings so anfängt, stellt sich die Frage, wer die eine und nicht die andere Komponente bezeichnet, ohne nicht auch schon ein Zeichen zur Verfügung zu haben, mit dem er das tut. Aber man muss es erst einmal so hinnehmen, den Haken als Einheit.«<sup>421</sup> Bei Spencer-Brown läuft dies auf einen Kalkül hinaus, der die asymmetrischen Eigenschaften der Notation ausnutzen kann, ohne auf diese Einheit in jedem Schritt Rücksicht nehmen zu müssen. Erst mit seinem berühmten Nachweis des ›re-entry‹ nimmt der Kalkül den entscheidenden Wiedereintritt in seinen Ausgangspunkt vor und führt von hier aus auf eine neue Ebene der ›Gleichungen zweiten Grades‹, die es dann zum Beispiel auch erlaubt, ›Zeit‹ in den Kalkül miteinzubeziehen.<sup>422</sup> Und Günther führt auf formaler Ebene sehr anschaulich vor, wie sich auf einem solchen Kreis mehrere zweiwertige ›Verortungen‹ zugleich platzieren lassen.<sup>423</sup>

Zur Klärung der heterarchischen Verhältnisse ist es sinnvoll, noch bei den Ausführungen Spencer-Browns zu verweilen, da man aus dem Gesagten einige wichtige Schlussfolgerungen für die Argumentation ziehen kann. Denn erstens bedeutet der Wiedereintritt nichts anderes, als dass der Kreis wieder in sich zurückkehrt und damit die formale Bedingung der Heterarchie erfüllt wird. Noch wichtiger ist jedoch die Feststellung, dass dieser in sich zurückkehrende Kreis einerseits als ›re-entry‹ auf eine Unbestimmtheit aufläuft, die zu einem Übergang auf eine andere Ebene (hier: Gleichungen zweiten Grades) auffordert, und zweitens, dass dieser re-entry an derjenigen Stelle, wo dies innerhalb des Kalküls geschieht, durch ›dominante‹ Werte verhindert werden kann. Ich möchte dies an dem Ausdruck, der bei Spencer-Brown für den Wiedereintritt steht, einmal selbst verdeutlichen. Dabei sei vorausgeschickt, dass es hierzu keinerlei Vorkenntnisse auf der Ebene des Kalküls bedarf. Mir kommt es lediglich darauf an zu zeigen, dass der Kalkül eine Besonderheit offenlegt, der man bei den auf ausgereiften binären Codierungen beruhenden Funktionssystemen begegnet.

Im elften Kapitel seines Buches »Gesetze der Form« ist die Entwicklung des Kalküls so weit fortgeschritten, dass man in der Lage ist, eine Form zu zeichnen, die endlos ist und deshalb des Wiedereintritts fähig ist:<sup>424</sup>

421 Ebd., S. 72.

422 Siehe vor allem Spencer-Brown, George: *Gesetze der Form*, S. 47ff.

423 Günther, Gotthard: »Das Janusgesicht der Dialektik«, S. 309ff.

424 Vgl. hierfür und für die folgenden Ausführungen Spencer-Brown, George: *Gesetze der Form*, S. 47ff.

$$f = \dots a \overline{b} \overline{a} \overline{b} \overline{a} \overline{b}$$

$$= \overline{\overline{fa} \overline{b}}$$

Spencer-Brown sagt hierzu: »Der Schlüssel ist, zu sehen, daß der gekreuzte Teil des Ausdrucks in jeder geradzahlgigen Tiefe identisch ist mit dem ganzen Ausdruck, von dem man also sagen kann, daß er in seinen eigenen inneren Raum in jeder geraden Tiefe wieder eintritt.«<sup>425</sup> Entscheidend für die Untersuchung hier ist jedoch der nächste Schritt:

$$\overline{\overline{fa} \overline{b}} = f$$

$$\overline{\overline{fm} \overline{m}} = n$$

$$\overline{\overline{fm} \overline{n}} = m$$

$$\overline{\overline{fn} \overline{m}} = n$$

$$\overline{\overline{fn} \overline{n}} = m \text{ oder } n.$$

Was sich hier zeigt, ist, dass man diesen Ausdruck, der den Wiedereintritt anzeigt, derart mit Werten belegen kann, dass er nicht automatisch in einen Zustand der Unbestimmtheit überführt wird. Blickt man auf die ersten drei Belegungen der Variablen mit den Ausdrücken ›m‹ und ›n‹, die sich eindeutig unterscheidbaren Werten zuordnen lassen, dann sieht man, dass der Wert der entsprechenden Gesamtausdrücke eindeutig bestimmbar ist. Nur für den letzten Fall, wenn beide Werte mit ›n‹ belegt werden, kann der Ausdruck nicht eindeutig bestimmt werden. Spencer-Brown sagt hierzu: »Es ist nunmehr offensichtlich, daß wir durch eine unbeschränkte Anzahl von Schritten von einem gegebenen Ausdruck  $e$  aus einen Ausdruck  $e'$  erreichen können, der nicht äquivalent mit  $e$  ist.«<sup>426</sup>

Bezieht man diese Ergebnisse auf die durch Differenzierung entstandenen Leitstrukturen der Funktionssysteme, dann kann man konstatieren, dass die Entstehung komplexer binärer Strukturen, die in einer nicht-kontingenten Form für die Anschlüsse der Operationen in diesen Systemen verantwortlich sind, und die Komplexität des Systems auf nur zwei Werte beziehen können und unbestimmte Alternativen durch ihre

425 Ebd., S. 49.

426 Ebd.



eigenen Zuordnungen rejizieren, ein möglicherweise prägnantes Beispiel für die Tatsache des Wiedereintritts darstellt. Die binären Codierungen schließen Unbestimmtheit auf der Ebene ihrer Codierung aus. Das System ist zwar nicht gezwungen, zu jedem Zeitpunkt zu entscheiden, aber wenn über die Werte entschieden wird, dann eindeutig. Die Möglichkeit der Unbestimmtheit in der Bezeichnung wird verworfen, aber damit zugleich der Kreisschluss (re-entry), der, wie am Beispiel der Notation des Hakens bereits bemerkt, immer schon vorausgesetzt werden muss. Der Fall, dass die binäre Codierung ihre klare Opposition verliert, käme einer Re-Paradoxierung der Codierung gleich, die aber, wie bereits mehrfach beschrieben, durch strukturelle Einrichtungen effektiv verhindert werden kann. Auch wenn Spencer-Brown nachgewiesen hat, dass eine solche Re-Paradoxierung nicht zum Stillstand führen würde, sondern eben zu Gleichungen zweiten Grades, die nicht mehr und nicht weniger als Zeit benötigen, so zeigt sich auf der Ebene der Funktionssysteme, dass sie mit Hilfe ihrer komplexen Zweiwertigkeit in der Lage sind, den Kreisschluss, falls er hier zu verorten ist, effektiv zu verhindern, indem sie die Zweiwertigkeit immer wieder einer Bestimmung zuführen.

Diese Möglichkeit des Widerstandes gegen den in sich zurückkehrenden Kreis macht wirkliche Opposition aus und ermöglicht von hier aus sogar Theoriebildung, die unter Einbezug paradoxer Ausgangspunkte vollständig auf ontologische Gesichtspunkte zu verzichten vermag, indem sie stetige Anschlussfähigkeit unter Ausschluss von Unbestimmtheiten suggeriert. Aber gerade die Systemtheorie, die eben so verfährt, ist gezwungen, den re-entry in ihren Beobachtungen zugleich vorauszusetzen und zu verwerfen, und was für das Funktionieren der Theorie noch viel wichtiger ist, die hier dargestellte Paradoxie zu verschweigen. Indem sie nämlich den Wiedereintritt voraussetzt, stimmt sie nicht nur den hierdurch möglichen Differenzbildungen zu, die durch ihre operative Einheit des Unterscheidens und Bezeichnens möglich werden, sondern auch dem Vollzug des Wiedereintritts als reale Möglichkeit der Differenzierung. Die Funktionssysteme scheinen aber diesem Diktum nicht zu folgen, wenn sie die Möglichkeit der Unbestimmtheit der Wertzuordnung, die im Wiedereintritt liegt, von sich abwehren. Es kommt zu einem Widerspruch gegen den Wiedereintritt, den die Systemtheorie mitvollzieht, indem sie die System/Umwelt-Differenz in ihren Vollzügen eben nicht mit der notwendigen Unbestimmtheit der Umwelt konfrontiert. Denn nichts anderes fordert der re-entry als das Wiedervorkommen der System/Umwelt-Differenz innerhalb des Systems. Er setzt die Kenntnis beider Seiten explizit voraus. Günther formuliert abstrakter und ohne Bezug auf speziellere Kontexte: »In diesem Widerspruch hierarchischer und heterarchischer Eigenschaften der dialektischen Logik äußert sich ein erster Einfluss des Materiellen in der Struktur. ... Ein solcher Gegensatz kann nur im Materiellen selbst wurzeln. ... Die Struktur, in der

Hierarchie und Heterarchie durch die Technik der Mehrwertigkeit als miteinander verbunden demonstriert werden können, beginnt mehr und mehr mit ihrem materiellen Substrat zu verschmelzen.«<sup>427</sup> Im Gegensatz hierzu bleibt der re-entry in der Systemtheorie ein rein Formales, ein Vorauszusetzendes, das man natürlich in der Form empirischer Kommunikation und polykontexturaler Abhängigkeiten von System-Umwelt-Verhältnissen aufzuzeigen vermag; aber dieses *Zeigen* wird zur *conditio sine qua non* eines nur äußerlich bleibenden re-entries in Form des letztlich für die Systemtheorie unbestimmbaren Beobachters.

Vor diesem Hintergrund kann man auch die Konstruktion des Beobachters in der Systemtheorie, der über die Unterscheidung beider Strukturen – Symmetrie und Asymmetrie, Unterscheiden und Bezeichnen – verfügt, also eigentlich den re-entry vollzogen haben muss, nur als eine Markierung der eigentlichen Leerstelle dieser Theorie betrachten, die sich nur deshalb in unendlicher Zahl vervielfältigen lässt, weil sich ein solcher Beobachter jeder bestimmten ›Zweiwertigkeit‹, die sich auf dem sich wiedereintretenden Kreis bildet, oder konkreter: innerhalb der Gesellschaft ausdifferenziert, problemlos zuordnen lässt – sozusagen als semantisches Füllmaterial, oder wie Luhmann zu sagen pflegt, als Paradoxien, die sich nur durch asymmetrische Operationen entparadoxieren lassen. Mit einer solchen Konstruktion des Beobachters rückt dieser natürlich immer in den unmarkierten Hintergrund. Seine Teilnahme besteht in diesem Sinne nur darin, den Widerspruch gegen den Vollzug des re-entries, den er selbst immer vollzogen haben muss, zu reproduzieren. Dies würde aber nichts anderes bedeuten, als dass der Beobachter wirklich einen Unterschied macht und an seiner eigenen Reduktion mitwirkt. Er stellt, wenn man so will, den hierauf bezogenen Operationen seine eigene, ja man kann sagen, *überlegene Komplexität* zur Verfügung. Diese Feststellung drückt natürlich erst einmal nichts anderes aus, als die systemtheoretische Annahme der Interpenetration zwischen *Psychischem System und Sozialsystem*. Sie weist aber mit Nachdruck darauf hin, dass dieser Unterschied primär darauf beruht, dass das psychische System bereits einen re-entry vollzogen haben muss, der für die Gesellschaft noch aussteht. Oder um die These noch schärfer zu fassen: Der Mensch beteiligt sich an gesellschaftliche Kommunikation, weil jede ihrer Bezeichnungen auf den re-entry verweist, aber diesen zugleich externalisiert. Diese Externalisierungsleistung ermöglicht den Aufbau heterarchischer Strukturen, wie sie in der gesellschaftlichen Reproduktion zu erleben sind. Sie führt zu einer Emergenz gesellschaftlicher Kommunikation, in der »Individualität selbst nur als Anspruch existent«<sup>428</sup> ist. *Gesellschaftliche Kommunikation würde dann zu einer Möglichkeit, Ver-*

427 Günther, Gotthard: »Das Janusgesicht der Dialektik«, S. 315.

428 Siehe zur gesellschaftlichen Interpretation der ›Individualität‹ Luhmann, Niklas: »Die gesellschaftliche Differenzierung und das Individuum«, S. 129.

*standenes von sich abzuwehren*. Sie wäre reproduzierter Widerspruch zu einer ihr aufoktroierten Dialektik. Sie wäre *Entleerung* ihres Gehaltes in einem heterarchischen Verhältnis. Man hätte es bereits auf dieser Stufe weniger mit einer *Seinsvergessenheit* im Sinne Heideggers zu tun, als vielmehr mit einer aktiven *Seinsabwehr*; und zwar ganz im Sinne des re-entries, als eine vom Menschen getroffene Unterscheidung, die in Bezug auf bisheriges ein Alleinstellungsmerkmal darstellen würde und deren unbestimmter Anteil in der Zukunft durch Hinzunahme zeitlicher Ereignisse invisibilisiert werden würde. Keine Bezeichnung wäre dann mehr ohne Bezug auf den re-entry; der eigentlich zugrunde liegende Beobachter kann in der Verdopplung kontingent gesetzt und ins unendliche vervielfältigt werden; er wird verselbständigt und das Alleinstehen wird durch den ereignisreichen gesellschaftlichen Beobachter überwunden. Die am Ausdruck des Wiedereintritts aufgezeigten Wertbelegungsmöglichkeiten und die positiven Möglichkeiten, die auch oder gerade für den Fall der unbestimmten Wertgenerierung aktiviert werden können, unterstützen diese These.

Bekanntermaßen handelt es sich bei Erörterungen, wie ich sie gerade betrieben habe, nur um interessante intellektuelle Spielchen, wenn man nicht in der Lage ist, das mit ihnen Bezeichnete aufzuzeigen – dies gilt erst recht dann, wenn man wie Günther dies sagt, dem »Materiellen« einmal Tor und Tür geöffnet hat. Es wäre aber ebenso verfehlt, wenn man auf halbem Wege bereits dazu ansetzen würde, den Endpunkt vollständig aufzuzeigen. Deshalb liegt es nahe, nicht zu weit vom Weg abzuweichen, und ihn deshalb zu markieren.

### 5.5.3 Körperlicher Zustand und Differenzbildung

Im System der Krankenbehandlung, so habe ich in der primär historischen Betrachtung herausgestellt, geht es nicht um das Subjekt, nicht um den Beobachter; es geht um den ›stummen‹ Körper, um die Umwelt des Systems und insofern um die Konfrontation mit der in ihr liegenden Unbestimmtheit zum Vollzug des re-entry. Insofern forderte dieser Standpunkt explizit dazu auf, nicht von dieser Orientierung abzuschweifen und sich aufs schärfste einer Hinausführung aus dem Körper zu widersetzen. Betrachtet man also von hier aus noch einmal, wie sich die gesellschaftlichen Funktionssysteme auf den Körper beziehen, dann sieht man, dass es in ihnen zu einer zunehmenden Spezialisierung auf bestimmte Aspekte von Körperlichkeit mit Hilfe besonderer symbiotischer Symbole kommt. Diese schützen das System, wie bereits gesagt, vor einem zu starken Abdriften der Funktionssysteme gegen körperliche Belange. Würden nämlich zum Beispiel die natürlichen Bedürfnisse in der Wirtschaft nicht mehr erfüllt, dann müsste man mit entsprechenden Gegenreaktionen der Unterversorgten rechnen; oder um noch ein Beispiel

zu nennen, würde sich Wissenschaft nicht ›wahrnehmen‹ lassen, dann wäre kein gemeinsames Erleben von ›Alter‹ und ›Ego‹ mehr möglich und die auf wissenschaftliche Wahrheit beruhende Strukturbildung ließe sich ebenfalls nicht mehr reproduzieren. Der symbiotische Bezug der Gesellschaft auf Körperlichkeit hat demnach für die Evolution der Gesellschaft grundlegenden Charakter. Dennoch suchen die Funktionssysteme eine auffällige Distanz zu der Ursprünglichkeit ihrer Symbole. So zeigt sich dies in der Konstruktion von Luxus- und Produktionsbedürfnissen in der Wirtschaft oder in einer für den Laien überhaupt nicht mehr nachvollziehbaren Form der ›Wahrnehmung‹ mit Hilfe von zum Beispiel mathematischen Kalkülen, deren Natürlichkeit durch die Strukturbildungen des Systems überformt werden. Auch bei den weiteren prominenten symbiotischen Symbolen, wie physischer Gewalt und Sex, lassen sich ähnliche Strukturen entdecken.<sup>429</sup> Wichtig ist es, an dieser Stelle festzustellen, dass alle symbiotischen Symbole ihren Ausgangspunkt in einer unbestimmten System/Umwelt-Konstellation nehmen. Zwar bezeichnet das Symbol, wie Luhmann bemerkt, immer schon seine eigene Funktion mit, ist also reflexiv angelegt; aber dennoch drückt sich gerade in der Symbolisierung die Gleichwertigkeit beider Seiten aus: »Durch Symbolisierung wird also zum Ausdruck gebracht und dadurch kommunikativ behandelbar gemacht, daß in der Differenz eine Einheit liegt und daß das Getrennte zusammengehört, so daß man das Bezeichnende als stellvertretend für das Bezeichnete (und nicht nur: als Hinweis auf das Bezeichnete) benutzen kann.«<sup>430</sup> An diesem Zitat wird zweierlei deutlich: Erstens zeigt sich hier die grundsätzlich vorauszusetzende Isomorphie, die auch in den ausgereiften binären Codierungen zu Beginn dieser Erörterungen Thema war; und zweitens wird hier deutlich, wie diese Isomorphie sprachtheoretisch überwunden wird. So liest man bei Spencer-Brown in dem Kapitel »Formen der Form entnommen«:<sup>431</sup> »Nenne den Raum, der durch jedwede Unterscheidung gespalten wurde, zusammen mit dem gesamten Inhalt des Raumes die Form der Unterscheidung. Nenne die Form der ersten Unterscheidung die Form«. Die erste Form der Unterscheidung beschreibt dabei den heterarchischen Kreisschluss, wie bereits erörtert, als abgeschlossenen Prozess. Die Symmetrie der Unterscheidung, die sich oben als zugleich nicht unterscheidbare und unterscheidbare Zweierwertigkeit gezeigt hatte, wird hier als eine Unterscheidung in die Welt gesetzt, die sich auf der Ebene ihrer Form nicht unterscheidet. Was hier jedoch anders als im Hegelschen Ausgangspunkt zutage tritt, ist die Voranstellung ihrer *Absicht*. Es geht um die Konstruktion von Differenzen,

429 Siehe hierzu in erster Linie Luhmann, Niklas: *Macht*, und Luhmann, Niklas: *Liebe als Passion*.

430 Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 319.

431 Spencer-Brown, George: *Gesetze der Form*, S. 4.

die auf jede erdenkliche Weise und in jeder Gestalt in die Welt gesetzt werden können. Die Möglichkeit der ›Verortung‹ liegt dabei in der zweiseitigen Asymmetrie, die am Ende ihres Wiedereintritts mit ihrer eigenen Symmetrie in Form einer Unbestimmtheit hinsichtlich der Wertbelegung konfrontiert wird, und um in der einmal eröffneten Form verbleiben zu können, Zeit als weitere Dimension hinzunehmen muss.

Zu Beginn der Argumentation Spencer-Browns wird jedoch erst einmal der isomorphe Charakter der ersten Form gerade dadurch hervorgehoben, dass sie hinsichtlich einer getroffenen Unterscheidung einen deutlichen Unterschied zwischen dessen »Kenntnis« und dessen »Namen« markiert. Zum Punkt »Kenntnis« schreibt er:<sup>432</sup>

»Laß einen Zustand, der durch die Unterscheidung unterschieden wurde, markiert sein durch eine Markierung



der Unterscheidung.

Laß den Zustand durch die Markierung erkannt werden.

Nenne den Zustand den markierten Zustand.«

Und etwas später sagt er zum Titel »Name«:<sup>433</sup>

»Laß da eine Form sein, die von der Form unterschieden ist.

Laß die Markierung der Unterscheidung aus der Form in eine solche andere Form kopiert werden.

Nenne jede solche Kopie der Markierung ein Token der Markierung.

Laß jedes Token der Markierung als Name des markierten Zustands gerufen werden.

Laß den Namen den Zustand bezeichnen.«

Hier begegnet einem im Kalkül wieder, was bei Luhmann mit der Unterscheidung: ›Bezeichnendes‹ und ›Bezeichnetes‹ betitelt wurde – man beachte den Zusatz, den Luhmann bezüglich der Eigenschaft des Bezeichnenden macht: Das Bezeichnende solle stellvertretend für das Bezeichnete benutzt werden (und nicht nur: als Hinweis auf das Bezeichnete). Anders als Spencer-Brown verzichtet Luhmann hier auf den Aspekt der »Kenntnis«, der bedeutet, dass die Markierung von Zuständen, die in der Form unterschieden werden können, den sie bezeichnenden Operati-

432 Ebd., S. 3.

433 Ebd., S. 4.

onen im Vollzug vorausgehen. Und er kann darauf verzichten, da es sich um nachvollziehbare Stellvertretungen handelt. Nachvollziehbar deshalb, weil sie sich auf Zustände beziehen, die sich von der ersten Unterscheidung aufgrund ihrer Bezeichnung unterscheiden. Jede Bezeichnung markiert nur eine Kopie der ursprünglichen Form und ist dadurch von der ersten Unterscheidung und einer sie erreichenden Bezeichnung abgeschnitten. Jede weitere Differenzierung markiert deshalb nur jeweils eine Negation des Kreisschlusses, wobei diese, wie oben dargestellt, im weiteren Verlauf eine echte Opposition bilden und dem Wiedereintritt mit jeder bestimmten Markierung widersprechen können. Der Unterschied liegt mit der Möglichkeit der »Nennung« darin, dass Kommunikation sinnvoll nur auf solche sich auf dem Kreise bildenden Zustände angewandt werden kann, wobei diese keine Möglichkeit hierarchischer Ordnungen mehr finden können, »sondern nur noch eine Heterarchie des jeweils Angrenzenden, die sich zum Kreise schließt«;<sup>434</sup> aber, und dieser Zusatz ist nötig, unbezeichnet und deshalb unbeobachtet. Um beim hier verhandelten Beispiel zu bleiben: Die Systemtheorie, die sich auf die Nennung von Namen zurückzieht, wie Luhmann dies am Beispiel des Symbols vorführt, ist dann zwar echte Stellvertretung zur komplexen Ausdifferenzierung von zum Beispiel spezifischen Körperzuständen, wie Bedürfnissen; sie kann sich aber im Fortlauf von diesen nur distanzieren, wenn sie es schafft, ihre zentralen Operationen so einzurichten, dass diese nicht auf die symmetrischen Eigenschaften, die in der jeweiligen Systembildung, oder spezifischer: im jeweiligen System/Umwelt-Bezug kopiert werden, zurückgeführt werden. Die unbestimmte Umwelt kann aufgrund ihrer symbolischen Bezüge nicht ausgeschlossen, sie muss aber ausgeblendet werden. Da, wie Günther bemerkt, die ontologische Interpretation eines logischen Formalismus immer zweiwertig ist, die Negationsoperationen aber nur als Reflexionsoperationen gedeutet werden können,<sup>435</sup> zeigt sich auch hier die Lösung in der Zweiteiligkeit der Notation, oder konkreter: der Benennung durch Sprache. Solange diese Notation mit der Nennung von Namen stabilisiert werden kann, kann die Stellvertretung andauern. Wird diese Stellvertretung unterbrochen, dann schließt sich der Kreis und der Wiedereintritt müsste passieren.

In dieser Unterscheidung zwischen *Kenntnis* und *Name* liegt letztlich die Möglichkeit einer Ausdifferenzierung von Kommunikation, die als eine ihrer Möglichkeiten die bekannte funktionale Gesellschaftsdifferenzierung beinhaltet. Nur die Kommunikation ist in der Lage, ungeachtet einer ersten Unterscheidung zu funktionieren, aber gerade deshalb muss sie auch

434 Luhmann, Niklas: »Die Codierung des Rechtssystems«, S. 181.

435 Vgl. mit Bezug auf die Hegelsche Theorie Günther, Gotthard: »Das Metaphysische Problem einer Formalisierung der Transzendental-Dialektischen Logik«, S. 78ff.

die Möglichkeit des Hiatus, der sich zwischen Form und Kommunikation zeigt, in sich aufnehmen. Und dass sie ihn in sich aufgenommen hat, zeigt sich bisher an den binären Codierungen der funktional differenzierten Gesellschaft der Systemtheorie. Sie zeigen den re-entry zwar an, aber sie vollziehen ihn nicht. Sie zeigen ihn an, indem sie die Unterscheidung von Codierung und Programmierung ausdifferenzieren und mit den Programmen auf ihre eigene Symmetrie verweisen. Damit entsteht eine Unbestimmtheit, die in den Funktionssystemen dann dadurch gelöst wird, dass beide Werte bezeichnet werden können, aber nur im nacheinander, und das heißt nichts anderes als durch Hinzuziehung von Zeit (und eine entsprechende Bezeichnung ist dann auch notwendig, wenn das System nicht zum Stillstand kommen soll). Wie die Funktionssysteme dies machen, wurde ausführlich behandelt. Entscheidend ist, dass der re-entry durch eine in der Zeit stattfindende Iteration der beiden Werte ausgespart werden kann, während er damit zugleich die Möglichkeit der Unbestimmtheit und damit der Paradoxie auflöst, sich also vollzieht. Die Zeit rückt damit in eine Schlüsselposition der gesellschaftlichen Gegenwart. Denn mit ihr rückt jede Kommunikation als Ereignis der modernen Gesellschaft in die Position eines re-entries, ohne ihn in seiner ursprünglichen Form (ohne Zeit) zu vollziehen. Die Zeit ermöglicht es, die Unbestimmtheit, die in dem re-entry liegt, bei jedem Schritt auszublenden, obwohl sie ihn voraussetzen muss. Spencer-Brown weist in diesem Sinne nach, dass es erst mit dem re-entry zu einem »Verlust der Verbindung mit der Arithmetik« kommt.<sup>436</sup> Er bemerkt, dass der »Abstecher in die Unendlichkeit, den wir unternommen haben, um jene hervorzu- bringen, uns unseren früheren Zugang zum vollständigen Wissen, wo wir uns in der Form befinden, verwehrt.«<sup>437</sup> Spencer-Brown veranschaulicht diesen Verlust, indem er unter dem Titel »Imaginärer Zustand«<sup>438</sup> zeigt, dass es eine widerspruchsfreie und eine widersprüchliche Lösung infolge des re-entries innerhalb der Arithmetik (Zweiwertigkeit) gibt. Das heißt: Mit der einen Lösung befindet man sich immer noch in der Form, und mit der anderen bleibt der Zugang zur Form versperrt. Diese widersprüchliche Lösung lässt sich dann innerhalb des Kalküls nur dadurch lösen, dass man den Übergang in einen imaginären Zustand sucht. Spencer-Brown sagt hierzu: »Nachdem wir, wenn wir es vermeiden können, die Form nicht verlassen wollen, befindet sich der Zustand, den wir ins Auge fassen, nicht im Raum, sondern in der Zeit. (Unter der Voraussetzung, daß es möglich ist, in einen Zustand der Zeit einzutreten, ohne den räumlichen Zustand, in dem man sich bereits befindet, zu verlassen.)«<sup>439</sup> Das bedeutet, dass zur Bezeichnung einer bestimmten Lösungsmöglichkeit Zeit notwendig wird,

436 Siehe hierzu Spencer-Brown, George: *Gesetze der Form*, S. 49ff.

437 Ebd., S. 50.

438 Vgl. ebd.

439 Ebd., S. 51.

um beide Seiten nicht gleichzeitig, sondern nacheinander bezeichnen zu können. Für die Funktionssysteme heißt dies: Wenn sie als Kopien eines ursprünglichen Zustands, also nur stellvertretend für diesen funktionieren, dass sie unter der Bedingung der Nennung – nicht der Kenntnis –, nicht mehr in die Form zurückkehren können. Sie stellen sich dem re-entry durch die asymmetrischen Eigenschaften der binären Codierung, die historisch inhaltlich aufgeladen sind, entgegen. Damit die binäre Codierung dann auch so funktionieren kann, braucht sie Zeit. Und jetzt wird das, was sich weiter oben als ein Widerspruch gegen die Unbestimmtheit in der Wertzuordnung zeigte, zu einem über Zeit sich entfaltender Prozess.

Funktionssysteme, die so funktionieren, beschreiben – und dieses Resultat ist überaus wichtig – einen imaginären Zustand. Sie laufen nicht mehr auf einen Widerspruch hinaus, denn sie nutzen die binäre Codierung, um sich durch den wechselnden Gebrauch ihrer Werte auf Unendlichkeit einzustellen. In der systemtheoretischen Diskussion lief dies unter dem Namen einer nicht-kontingenten Beziehung der beiden Werte der Codierung. Die Entwicklung von Strukturen, die sich in ihren zentralen Operationen auf nur zwei selbstreferentielle Werte festlegen, stellt, wenn Spencer-Brown recht hat, die einzige Möglichkeit dar, zwei Formen des re-entry sichtbar zu machen; den *örtlichen*, *immer schon vollzogenen*, und den *zeitlich imaginierten*, der, indem er die Unbestimmtheit der Wertbelegung durch Zeit auseinanderzieht, das heißt, den selbstreferentiellen Kurzschluss unterbricht, mit jeder Wertbestimmung den re-entry vollzieht und deshalb so tun kann, als wäre er in der Form. Eine Logik, die diese Perspektive der Zeit außeracht lässt, kann die Funktionsweise der binären Codierung immer nur, wie weiter oben vorgeführt, als einen Widerspruch gegen den Re-entry betrachten, der die Zweiwertigkeit der binären Codierung niemals ins Unbestimmte laufen lässt. Es gilt also vielmehr, dass jede Wertbestimmung, indem sie den re-entry zurückweist, zum einen einen bestimmten Wert der binären Struktur annimmt und damit widerspruchsfrei funktioniert. Aber zugleich vollzieht sie *unbeobachtet den re-entry*. *Unbeobachtet deshalb, weil zur Beobachtung Zeit zur Verfügung stehen muss, die aber mit der Zurückweisung der Wertunbestimmtheit zugleich mit verworfen wird, das heißt vollzogen wird.*

Die Struktur der binären Codierung eignet sich demnach sowohl für eine unendliche Folge weiterer kommunikativer Differenzierungen, indem sie auf Zeit zur Entfaltung der unbestimmten Werte setzen kann und dadurch den, mit jedem Ereignis stattfindenden re-entry verdeckt, als auch für die Feststellung, dass die erste Unterscheidung – als Ganze – eben nicht bezeichnet wurde. Die Distanzierung von den körperlichen Zuständen innerhalb der einzelnen Funktionssysteme bis hin zu binären Codierungen, die sich in ihren beiden Werten entgegensetzen, zeigt an, dass diese sich die körperlichen Zustände als Umwelt, also



different, setzen können, aber gleichzeitig strikt an ihnen gebunden bleiben.

#### 5.5.4 *Der kommunizierte Anfang*

Möchte man dies besser verstehen, dann gilt es sich zu verdeutlichen, dass die erste Unterscheidung, von der Spencer-Brown redet, historisch gegeben sein muss, wenn das hier mit den binären Codierungen Angezeigte in Wirklichkeit gelten soll. Es müsste in der *Rücksicht* ein kommunikativer Einschnitt auffindbar sein, der die gesellschaftliche Entwicklung, vom jetzigen gesellschaftlichen Standpunkt aus gesehen, entscheidend geprägt hat. Nicht als Leitcodierung einer sich vollziehenden Dialektik, sondern ganz im Gegenteil, als ein Ereignis, das, egal ob positiv oder negativ, das Potenzial hat, Anfang zu sein; das heißt, voraussetzungslos die weiteren Kommunikationen in einen neuen Zustand zu versetzen. Das heißt aber: Die erste Unterscheidung wäre zugleich eine Bestimmung, die die Grenze zwischen zwei Zuständen markiert, indem sie im Übergang aus der ersten Form in die kopierte Form jene als, im Verbund mit der Bestimmung, *Vollständige* zurücklässt. Und sie ist Kopie insofern, als ihr derselbe Zustand nun als ein Selbstbestimmter erscheint, dessen Bestimmtheit deshalb negiert werden kann und muss, weil sie nun stellvertretend für den Verlust der Vollständigkeit steht. Es handelt sich hier wie dort um einen Zustand des Mangels, der nur durch die Bestimmung, die einen Mangel von sich abwendet, überwunden wird; aber dies nur ereignishaft, da schließlich durch die Negation dieser Bestimmung dieser Mangel zur unausweichlichen Grundlage genommen wird. Die Bestimmung nimmt sich aus, indem sie den Zustand vorher und nachher in ununterschiedener Weise bezeichnet. Einmal positiv, indem sie mit der Bestimmung den mangelhaften Zustand überwindet und einmal negativ, indem sie diese Überwindung als Ursache für den Zustand selbst nimmt. Daraus folgt erstens, dass sie sich als *Ausnahme* aus dem normalen kommunikativen Verlauf nicht sofort als heroischer Umbruch des Weltenlaufs bestimmt, sondern sich vielmehr selbst als eine solche Ausnahme, als Utopie, stilisiert. Zweitens müsste, damit es als ein Anfang genommen werden kann, aus der Gegenwart heraus gezeigt werden können, dass es in der Folge zu einer Akzeption des mangelnden Zustandes unter der Bedingung einer Ambivalenz seiner Erfassung mit Hilfe der Rejektion der stattgefundenen Bestimmung (*a*) gekommen ist. Es kommt, wenn man an dieser Stelle Günthers Notation heranzieht, zu einer eigentlich durch die Bestimmung (*a*) rejizierten Akzeption des unbestimmten Zustandes (*a/non-a*), der in seiner einfachen Form sowohl als Bestimmung als auch als Rejektion dieser Bestimmung betrachtet werden kann, und zu einer Akzeption von *non-a*, und eben deshalb unter der Bedingung des Ausschluss des

Dritten zu einer Rejektion von a. Die vollständige Bestimmung des Zustandes, die stattgefunden hat – das heißt, auf der anderen Seite der Unterscheidung zu einer ähnlichen Konstellation führt, allerdings diesmal unter der Voraussetzung, dass (a) akzeptiert und (non-a) rejiziert wurde –, ist damit abgewehrt, aber zugleich, in der Hinwendung zum ursprünglichen Zustand und unter der Bedingung, dass die Bestimmung dieses Zustandes als Ereignis stattgefunden hat, akzeptiert. Notiert man diesen Anfang, dann erhält man folgende Form:

$$\begin{array}{|l} \hline a \\ \hline (a/\text{non-}a) \end{array} \left| \begin{array}{l} a/\text{non-}a \\ (\text{non-}a) \end{array} \right.$$

Zur Feststellung der Vollständigkeit dieses Anfangs kann man sich auf die beiden Axiome Spencer-Browns beziehen, die er zu Beginn seines Kalküls notiert hat, und die hier aufgrund ihrer Deutlichkeit zusammen mit einer Reihe an spezifischen *Anweisungen* vollständig notiert werden sollen:

#### »Axiom 1. Das Gesetz des Nennens

*Der Wert der nochmaligen Nennung ist der Wert der Nennung.*

Das heißt, wenn ein Name genannt wird und dann noch einmal genannt wird, ist der Wert, der durch beide Nennungen zusammen bezeichnet wird, derjenige, der durch einen der beiden bezeichnet wird.

Das heißt, für jeden Namen: Wieder-Nennen ist Nennen.

Wenn der Inhalt Wert hat, kann gleichermaßen ein Motiv oder eine Absicht oder Anweisung, die Grenze in den Inhalt hinein zu kreuzen, herangezogen werden, um diesen Wert zu bezeichnen.

Somit kann das Kreuzen der Grenze ebenfalls mit dem Wert des Inhalts identifiziert werden.

#### Axiom 2. Das Gesetz des Kreuzens

*Der Wert eines nochmaligen Kreuzens ist nicht der Wert des Kreuzens.*

Das heißt, wenn beabsichtigt ist, eine Grenze zu kreuzen, und dann beabsichtigt ist, sie noch einmal zu kreuzen, ist der Wert, der durch die zwei Absichten zusammen bezeichnet wird, der Wert, der durch keine der beiden bezeichnet wird.

Das heißt für jede Grenze: Wieder-Kreuzen ist nicht Kreuzen. «<sup>440</sup>

440 Spencer-Brown, George: *Gesetze der Form*, S. 2.

Und folgende *Anweisungen*, die Spencer-Brown bezüglich des Kalküls vorgibt, müssen ebenfalls berücksichtigt werden:

»Nenne den Zustand, der nicht mit der Markierung markiert wird, den unmarkierten Zustand. Laß jedes Token der Markierung so verstanden werden, daß es den Raum, in den es kopiert wird, spaltet. Das heißt, laß jedes Token eine Unterscheidung in seiner eigenen Form sein.

Nenne die konkave Seite eines Tokens dessen Innenseite.

Laß jedes Token als Anweisung beabsichtigt sein, die Grenze der ersten Unterscheidung zu kreuzen.

Laß die Kreuzung von dem Zustand weg erfolgen, der durch das Token bezeichnet wird.

Laß einen Raum mit keinem Token den unmarkierten Zustand bezeichnen.«<sup>441</sup>

Beachtet man nun die oben aufgeführte Form, dann muss zuerst herausgestellt werden, dass es auf der Ebene des Anfangs noch nicht um die Arithmetik oder die Algebra des Kalküls geht, sondern um die Konstitution der ersten Unterscheidung, die sich durch ihre Bezeichnung nur noch als eine Kopie der ersten Unterscheidung gibt und von da an nicht mehr als eine reine Bestimmungslose betrachtet werden kann. Insofern ist die Anweisung zu verstehen: »Laß jedes Token der Markierung so verstanden werden, daß es den Raum, in den es kopiert wird, spaltet. Das heißt, laß jedes Token eine Unterscheidung in seiner eigenen Form sein.«<sup>442</sup> Jede Bestimmung konstruiert ihre eigene Form, die von der ersten Unterscheidung verschieden ist. Jede, diesen durch Bestimmung geschaffenen Ausgangspunkt transzendierende Bestimmung, die auf irgendeine Weise etwas über die erste Unterscheidung als Bestimmungslose in Erfahrung bringen möchte, verfehlt ihre Form, ihren Anfang. Insofern muss alle Spekulation in die Nüchternheit des menschlich Gemachten zurückkehren. Hierin liegt ein Maß des Anfangs, das jede begriffliche Bestimmung auf seine eigene Form bezieht. Jedes *Zuwiel* oder jedes *Zuwenig* begrifflicher Fassung wird zu einer Negation der diese leitenden, ursprünglichen Bestimmung und damit zu einer Ausdifferenzierung der eigenen Vollständigkeit.

Bedenkt man nun, dass die oben aufgeführte Form noch nicht den Vollzug einer vollständigen Ausdifferenzierung meint, sondern die Konstitution ihrer Bedingungen, dann lassen sich hieran wesentliche Merkmale der Axiome und der Anweisungen wiederfinden. So wird an der Anweisung: »Laß jedes Token als Anweisung beabsichtigt sein,

441 Ebd., S. 5.

442 Ebd.

die Grenze der ersten Unterscheidung zu kreuzen «<sup>443</sup> deutlich, wieso auf beiden Seiten der Unterscheidung die Zustandsunbestimmtheit (a/non-a) als bestimmbare Form für die jeweilige Bezeichnung vorkommt. Sie markiert die auf die erste Unterscheidung bezogene, *unbezeichnete* Kenntnis. Sie markiert den oben aufgezeigten Aspekt der Kenntnis, der von der *Benennung*, Bezeichnung, Bestimmung dieses Zustandes zu unterscheiden ist, aber eben deshalb *vorausgesetzt* werden muss. Er gibt zugleich die Richtung an.

Die linke Seite der Form kann nun mit dem ersten Axiom in Verbindung gebracht werden, da hier *die Bestimmung* einen besonderen Wert hat. Er wird zur Bestimmung eines Zustandes, der nicht mehr der ersten Unterscheidung ist. Die Bestimmung wird zu einem Ereignis, in dem sich der Zustand der ersten Unterscheidung von dem mangelnden oder dem *verfallenen*<sup>444</sup> Zustand trennt und nur durch Bezeichnung in demselben Moment vervollständigt werden kann. Die Bestimmung wird insofern ohne Rücksicht auf den Mangelzustand wertvoll und insofern gilt dann die Festlegung: »Wenn der Inhalt Wert hat, kann gleichermaßen ein Motiv oder eine Absicht oder Anweisung, die Grenze in den Inhalt hinein zu kreuzen, herangezogen werden, um diesen Wert zu bezeichnen.«<sup>445</sup> Möchte man den Unterschied erfassen, der sich hier ereignet, so liegt man nicht verkehrt, wenn man den verfallenen Zustand als den der *Angst* im Sinne Heideggers zu identifizieren versucht: »*Das Wovon der Angst ist die Welt als solche*. Die völlige Unbedeutsamkeit, die sich im Nichts und Nirgends bekundet, bedeutet nicht Weltabwesenheit, sondern besagt, daß das innerweltlich Seiende an ihm selbst völlig belanglos ist, daß auf dem Grunde dieser *Unbedeutsamkeit* des Innerweltlichen die Welt in ihrer Weltlichkeit sich einzig noch aufdrängt.«<sup>446</sup> Und möchte man diese Zustandsänderung nun auf die Bestimmung beziehen, so hilft Heidegger hierzu: »Die Angst offenbart im Dasein das Sein zum eigentsten Seinkönnen, das heißt das Freisein für die Freiheit des Sich-selbstwählens und -ergreifens. Die Angst bringt das Dasein vor sein Freisein für... (propensio in...) die Eigentlichkeit seines Seins als Möglichkeit, die es immer schon ist. Dieses Sein aber ist es zugleich, dem das Dasein als In-der-Welt-sein überantwortet ist.«<sup>447</sup> Ganz im Diktum des Gesagten, darf man hier nun nicht zu weit gehen und vom *Sein* oder *Dasein* im Sinne einer Fundamentalontologie reden, sondern man muss diese Aussagen zurückholen in die *Begrifflichkeit des Bestimmten*, in die Differenz

443 Ebd.

444 Hier gemeint im Sinne Heideggers, Heidegger, Martin: *Sein und Zeit*. Elfte, unveränderte Auflage. Niemeyer Verlag: Tübingen, 1967, S. 184ff.

445 Spencer-Brown, George: *Gesetze der Form*, S. 5.

446 Heidegger, Martin: *Sein und Zeit*, S. 187.

447 Ebd., S. 188.

von Kenntnis als eines affektgeladenen Vollzugs – wenn man damit das Einschneidende dieses Übergangs von der ersten Unterscheidung zur Kopie verdeutlichen möchte – und von Namen oder von bestimmten Bezeichnungen, die sich nicht mehr auf das Sein als ein für die Erörterung inadäquaten Zustand beziehen können. Insofern liegt in der Bezeichnung des »Da-seins« bei Heidegger zugleich die hier prätendierte Tatsache des Ereignisses und, wenn man noch seine Erörterungen zur »*Flucht* des Da-seins vor ihm selbst als eigentlichem Selbst-sein-können«<sup>448</sup> hinzunimmt, auch die Struktur der Folgeereignisse, die durch die rechte Seite der Unterscheidung markiert sind, sowie – und dem wird hier nicht gefolgt – eben eine fundamentale, an eine über den markierten Anfang hinausgehende, Orientierung an einem das Da-Sein transzendierenden Zustand des *Seins*.

Beachtet man nun, dass durch die Bestimmung der Zustand markiert ist, dann wird diese Markierung durch Hinzunahme des 2. Axioms und der entsprechenden Anweisungen mit einem weiteren Kreuzen der Grenze wiederaufgehoben. Das bedeutet, dass jede weitere Bestimmung, die einmal den Zustand, in dem man sich fortan bewegt, markiert hat, entweder wertgleich nach dem Gesetz der Nennung ist oder wertverschieden. Ist sie wertverschieden, dann kommt dies einem nochmaligen Kreuzen der Grenze gleich. Der Wert dieses nochmaligen Kreuzens ist also nicht der Wert des Kreuzens (er ist also von *a* verschieden und in diesem Sinne ist er *non-a*). Nun ist aber nur »der Wert, der durch die zwei Absichten zusammen bezeichnet wird, der Wert, der durch keine der beiden bezeichnet wird.«<sup>449</sup> Das bedeutet aber in der oben notierten Form nichts anderes als das der Wert ( $a, non-a$ ) =  $a/non-a$  ist, womit man sich wieder im unbestimmten, unmarkierten Zustand befände. Jedes Kreuzen in *non-a* auf der rechten Seite der Form, setzt das Kreuzen nach *a* voraus. Es hat zwar als Absicht einen eigenen Wert, der benannt werden kann, aber es bezeichnet zugleich den unbestimmten Zustand der ganzen Unterscheidung.

Die Besonderheit liegt nun darin, dass, wenn einmal die Bestimmung gesetzt ist, jede weitere Bestimmung, da sie den Zustand, der der menschlichen Erkenntnis möglich ist, bereits mit dieser Bestimmung erkannt und markiert hat, eigentlich obsolet würde. Jede weitere Bestimmung wird damit uno-actu zu zwei Kreuzen, die eigentlich nichts außerhalb des erkannten Zustands markieren. Sie bleiben bezogen auf die Bestimmung und den unbestimmten Zustand; sie bleiben innerhalb der Form. Jede weitere Bestimmung ist jedoch *weder* die Bestimmung, die den verfallenen Zustand heilt und damit markiert, *noch* der unbestimmte Zustand, der als Verfallener gar keine Bestimmungen zulässt.

448 Ebd., S. 184. Der Hinweis hierauf soll genügen, da eine Auseinandersetzung den Rahmen der Arbeit sprengen würde.

449 Spencer-Brown, George: *Gesetze der Form*, S. 2.

Sie ist aber gleichzeitig *sowohl* das eine *als auch* das andere; einfach indem weitere Bestimmungen auftreten, die diese Form der Vollständigkeit betreffen. Mit jeder weiteren totalitären Bestimmung wird auf der einen Seite eine Gleichwertigkeit reproduziert, die auf der anderen Seite eine Differenz erzeugt, die den unbestimmten Zustand, eben weil jede Bezeichnung hier in Differenz zur ursprünglichen Bestimmung steht, nur als Unbeobachtetes ausdifferenziert. Sucht man nun im Reich bestimmbarer Begrifflichkeit und weder im *Hier und Jetzt noch im Dort* nach solchen totalitären Bestimmungen, dann landet man unversehens bei der Philosophie, in der dieser Anfang und auch die auf ihn bezogenen Folgebestimmungen zu suchen wären.

Die Frage nach der *Wahrheit* dieser Anfangs- und Folgebestimmungen bleibt dabei sekundär. Es kommt dabei gar nicht darauf an, ob es sich bei diesen um eine Übereinstimmung im Sinne der Kohärenz handelt, sondern nur darum, als was sie sich im weiteren Verlauf forttreiben. Denn die Maßgeblichkeit der Anfangsbestimmung liegt nicht in der Bestimmung allein, die nur als ein Moment in Erscheinung tritt, und deshalb, trotz oder gerade wegen ihrer Vollständigkeit, durchaus den Anschein des Naiven erwecken kann, sondern ebenso in ihrem Bezug zum ursprünglichen Zustand, der sich über die wertgleichen Folgebestimmungen, denen das den Anfang verfehlende Totalitäre ebenso zukommt wie der ursprüngliche Zustand, ausdifferenziert. Ich denke auf diese Weise kann man Hegel verstehen, wenn er sagt: »Der Gegenstand, der für den Begriff ist, ist daher hier zwar auch ein gegebener, aber er tritt nicht als einwirkendes Objekt oder als Gegenstand, wie er als solcher für sich selbst beschaffen sei, oder als Vorstellung in das Subjekt ein, sondern dieses verwandelt ihn in eine *Begriffsbestimmung*; es ist der Begriff, der im Gegenstand sich betätigt, darin sich auf sich bezieht und dadurch, daß er sich an dem Objekte seine Realität gibt, *Wahrheit* findet.«<sup>450</sup> Nur dürfte klar sein, dass man an dieser Stelle nicht so weit gehen darf, hinter dieser Subjekt-Objekt-Konstellation ein absolutes Subjekt zu vermuten. Vielmehr hat man es aufgrund der hier gemeinsamen Bestimmungen mit einem potentialisierten Anfang zu tun, der sich deshalb zugleich auf einen ursprünglichen Zustand bezieht, für den in seinen Folgebestimmungen die Objektwelt nur als Beispiel herhält. Es geht um ein *Gemachtes*, um einen in der Kommunikation sich forttreibenden *anchoring effect*,<sup>451</sup> bei dem jedes Different, wenn es auf den Anfang bezogen wird, nur Negation sein kann. Und diese stetige Negation der Bestimmung gewinnt ihre Autonomie gerade durch Bezug auf

450 Hegel, G.W.F.: *Wissenschaft der Logik II*, S. 497.

451 Im Sinne von Tversky, Amos; Kahneman, Daniel: »Judgment under Uncertainty: Heuristics and Biases«. In: *Science, New Series*, Vol. 185, No. 4157. (1974), S. 1124-1131.

die Vielheit der Beispiele aus der Objektwelt. Doch immer werden die Kommunikationen, die so fortschreiten, nicht nur die erste Bestimmung zur unbeobachteten Grundlage haben, sondern auch den ursprünglichen Zustand, auf den sie, auch wenn sie sich positiv auf die Natur oder den Menschen beziehen können, zurückgeführt werden müssen.

Die Kommunikation wird so zu einer ausgezeichneten Möglichkeit, den Anfang und die Folgen zu überspielen, da jene immer schon, wie Luhmann treffend feststellt, als Differenz funktioniert. Das heißt, dass die Kommunikation ein Differenzereignis darstellt, das sich scheinbar indifferent gegen den Anfang und den ursprünglichen Zustand forttreibt. Sie kann den Anfang unbeobachtet lassen, indem sie zugleich den unbestimmten Zustand unbeobachtet lässt. Wird Philosophie jedoch kommuniziert und in der Kommunikation gesellschaftlich ausdifferenziert, und bis ins 20. Jahrhundert hinein lässt sich eine solche Kommunikation feststellen, dann wird auch der unbestimmte Zustand ausdifferenziert, der durch den Anfang markiert wurde. Kommunikation funktioniert mit Bezug auf den Anfang und den ursprünglichen Zustand, wie gesagt, sowohl in einer Form des *Sowohl-Als-Auch* als auch des *Weder-Noch*. Als *Sowohl-Als-Auch* lässt sich in ihr durchaus eine Dialektik hineinlesen. Diese Dialektik ist aber dann eine Dialektik der Verfehlungen auf der Ebene der Bestimmungen in Bezug auf ihren Anfang, aber ebenso eine Vervollkommnung des unbestimmten Zustands zu einem Ende hin. Als Kommunizierte sind solche Bestimmungen sowohl total als auch different; also die Totalität vollständig und blind negierend und den unbestimmten Zustand ausdifferenzierend. Sie werden vor dem einen Anfang zu einer Zweiheit, weil sie die Bestimmung nicht als Selbstbestimmung beobachten können und damit ihren eigensten Gegenstand verfehlen. Insofern als sie abweichen, handelt es sich um Bezeichnungen des unbestimmten Zustands. Diese gehen jedoch nicht in der Unbestimmtheit unter, da sie auf den Anfang, der diesen Zustand flüchtet, indem er ihn bestimmt, bezogen sind. Sie eignen sich aber nicht wie der Anfang zum Austritt aus dem unbestimmten Zustand. Dabei bestimmen sie den unbestimmten Zustand nicht als solchen, sondern in der Totalität ihrer eigenen Bestimmung: sich selbst *und* den unbestimmten Zustand. Bezogen auf den Anfang ist damit natürlich bereits jede weitere Bestimmung im Anfang – als *a* und *non-a* nicht unterscheidend – aufgehoben, während sie jedoch dadurch, dass sie als solche real in der Kommunikation vorkommen, unterschieden sind. In ihnen ist Anfang und Ende, das mit der vollständigen Ausdifferenzierung des unbestimmten Zustands vorgegeben ist, zwar erreicht. Aber es bedarf schließlich der Zeit, damit der Anfang im Ende vollständig ist.

Hieran wird deutlich, dass der Anfang als vorauszusetzendes Ereignis ein rein formaler, richtungsweisender, weil unmittelbarer ist, der der Unterscheidung von *a* und *non-a* vorausgreift. Dies ist inhaltlich bedeutungsvoll, da die Philosophie, die Anfang sein möchte, diesen Unterschied

zwischen Unmittelbarkeit und Unterscheidung darzustellen im Stande sein musste. Sie musste sowohl um die Folgen ihres Anfangs als auch ihrer kommunikativen Relativität wissen. Sie musste jedoch auch wissen, dass sie sich als Anfang zu verdecken hatte, da sie nur so die Folgebestimmungen weiterer Philosophien als ihre Negationen in Gang setzen konnte. Sie musste die Utopie eines Platon sein, damit Aristoteles in der Gegenständigkeit ihre Negation verarbeiten konnte. Ihre wahre Philosophie musste Geheimlehre bleiben, weil der unbestimmte Zustand erst noch durch vollständige Ausdifferenzierung entstehen musste.

#### 5.5.5 Die Kommunikation und der unbestimmte Zustand

Blickt man von hier aus wieder nach vorne, dann wird die Kommunikation zu einem entscheidenden Ereignis, da sie, wie man seit Luhmann weiß, die Form als erste Unterscheidung und damit die Möglichkeit eines re-entry innerhalb der Kommunikation voraussetzen muss. Sie ist aber ebenso reine Differenzbildung, solange sie die Form, in der sie sich ausdifferenziert, nicht mit der Form, die durch die Philosophen gemacht wurde, identifiziert. Insofern ist sie natürlich offen für evolutionäre Ansätze und eine Differenztheorie, die ohne Anfang und Ende und einen unbestimmten Zustand (sieht man von der ausgeprägten Paradoxieverträglichkeit ab) auskommt. Sollte also der philosophische Anfang etwas für die Kommunikation bedeuten, dann müsste sich dies Jahrtausende später zeigen lassen.

Geht man von der Kommunikation als Differenzereignis aus, dann zeigt sich, dass die Kommunikation, wenn sie die anfängliche Bestimmung *a* verwirft, weder als dieses Bestimmte noch als der unbestimmte Zustand *alnon-a* auftritt. Folgt man dem Formenkalkül, dann ist sie mit Blick auf das 2. Axiom dennoch nicht wertlos. *Non-a* hat einen Wert und Spencer-Brown verleiht dieser Tatsache in seinen *Anweisungen*<sup>452</sup> dadurch Ausdruck, dass er diese Bezeichnungsmöglichkeit in seinem Kalkül als möglichen Ausdruck, als unmarkierten Zustand, aber bezeichnungsfähigen Inhalt konstruiert. Es handelt sich um einen Eigenwert, der nur deshalb als *Weder-Noch* funktionieren kann, weil er den bestimmten Anfang durch diesen Zustand ersetzt. Es handelt sich um eine paradoxe Konstruktion des Tokens, das als markierter Zustand nur stattfindet, wenn die Möglichkeit des Kreuzens in den unmarkierten Zustand als Voraussetzung in den Kalkül mit aufgenommen wird. Sieht man hier genauer hin, dann handelt es sich hierbei um eine paradoxe Konstruktion, die nicht anders kann, als auf den Anfang Bezug zu nehmen. Spencer-Brown macht dies deutlich, indem er jeder möglichen

452 Vgl. Spencer-Brown, George: *Gesetze der Form*, S. 5.



Kreuzung ein ungeschriebenes Kreuz zugrunde legt, das in dem jeweils bezeichneten Ausdruck nicht erreicht werden kann.<sup>453</sup>

Man könnte an dieser Stelle an den Beobachter der Systemtheorie erinnern sein, der mit jeder Operation in den blinden Fleck der Unterscheidung verschwindet und deshalb als Paradoxon erscheint. Jedoch muss man sich klarmachen, dass im Kalkül an dieser Stelle von Zeit noch gar keine Rede ist. Möchte man es pathetisch ausdrücken, dann befindet man sich in einer Form der Ewigkeit, die die Konstruktion der Zeit als Möglichkeit der Entfaltung von Unbestimmtheit *in sich* behält. Das *Weder-Noch* der Kommunikation, das sich als Eigenwert gibt, erscheint im Anfang somit als Möglichkeit angelegt, das *Sowohl-als-Auch* der Kommunikation mit Hilfe von Zeit zu vermeiden. Das »Flippen« von dem George Spencer-Brown in der AUM-Konferenz<sup>454</sup> gesprochen hat, wird zu einem Kreuzen und damit zu einem kommunikativen Eigenwert erst, wenn Zeit hinzukommt. Es kann sich also bei dieser verborgenen Differenz im unmarkierten Zustand noch nicht um einen systemtheoretischen Beobachter der Moderne handeln, der immer schon mit der nächsten Operation in das Blickfeld der Kommunikation gebracht werden kann, um gleichzeitig wieder hinter diese aufdeckende Kommunikation zu verschwinden. Soll es Kommunikation als Differenzereignis in theoretischer Hinsicht geben, dann kann man nicht umhin, diese als *non-a* in einem Anfang mit der vollständigen Bestimmung *a* zu konstruieren, in der sie dann nicht als bereits fortschreitendes *Weder-Noch*, sondern als *Sowohl-Als-Auch* auftritt; als das Kreuz, das es vorauszusetzen gilt, als erste kommunizierte Unterscheidung.

Soll der Anfang auf diese Weise historisch durch Kommunikation injiziert sein, dann muss man natürlich konstatieren, dass er sich in die Zeit setzt, während Kommunikation, so wie dies auch die Systemtheorie propagiert, immer schon als Eigenwert fungiert. Der Anfang trägt der *Realität* Rechnung, indem er sich als ungeschriebenes Kreuz, als noch nicht realisierte und vielleicht niemals realisierbare Bestimmung, den allein der Kommunikation zukommenden *unmarkierten* Zustand zunutze macht und sich für die Autopoiesis der Kommunikation unsichtbar an dessen Stelle setzt; und dies unter bewusster Zurückhaltung der Zeit, in der überhaupt nichts ewig sein kann. Der Anfang wird dann

453 So liest man bei Spencer-Brown: »In einem Arrangement *a*, das in einem Raum *s* steht, nenne die Anzahl *n* von Kreuzen, die überschritten werden müssen, um einen Raum *s<sub>n</sub>* von *s* aus zu erreichen, die Tiefe von *s<sub>n</sub>* bezüglich *s*. ... Nenne den Raum, der durch keine Kreuzung von *s* aus erreicht wird, den seichtesten Raum in *a*. Somit gilt *s<sub>0</sub>* = *s*. ... Nimm an, jeder *s<sub>0</sub>* werde von einem ungeschriebenen Kreuz umgeben.« Ebd., S. 6f.

454 Spencer-Brown, George: Vortrag auf der American University of Masters Conference: <http://www.lawsofform.org/aum/> (Zugriff am 24.01.2014, 16:16 Uhr)/ nicht mehr aufrufbar.

in der Zeit zu einem unhintergehbaren Eigenwert, der den zeitlichen Ablauf der Kommunikation in seine Dienste stellt, wenn er in jeder Kommunikation als ungeschriebenes Kreuz auftaucht, sprich: vollzogen wird. Das hierfür nicht die vollständige Bestimmung sozusagen als Anker inhaltlich reproduziert werden muss, dürfte bis hierhin klar sein. Denn es zeigte sich bereits, dass die Folgekommunikation ihre Funktion bezüglich des Anfangs bereits dann erfüllt, wenn sie, wie man es von der Philosophie kennt, auf die Totalität von Sein und Seiendes, die vom Anfang aus betrachtet als Beispiele fungieren, bezogen bleibt. Denn dann wird mit jeder Kommunikation zwar ein, bezogen auf die erste Bestimmung, Unterschiedenes produziert, aber dieses weist gerade durch diese Differenz das Schema *a/non-a* auf. Damit verweist es gerade auf den unbestimmten Zustand, der nicht mit dem Sein verwechselt werden darf, sondern einen menschenmöglichen Zustand beschreibt, und reproduziert diesen, obschon die Bestimmung bereits vollständig ist. Die Folgekommunikation, die in Form der Philosophie so voranschreitet, überträgt ihr eigenes Angemessenes und reproduziert damit das, von dem sie sich eigentlich bereits unterscheidet. Diese Folgekommunikation ist im Anfang gefesselt, weil sie sich inhaltlich der Bestimmung zuwendet, aber übersieht, dass der Anfang zwei Seiten hat, also nicht nur im Bestimmten zu suchen ist, sondern eigentlich in der Überwindung des Unbestimmten gründet und deshalb notwendig auf diesen unbestimmten Zustand bezogen bleibt. Der Fehler der Folgekommunikationen liegt in ihrer Absicht *Eins* zu bezeichnen, wo sie eben als *Folgende* immer nur die *Zwei* vorfinden. Der unbestimmte Zustand wird mit der Folgekommunikation inhaltlich ausgeblendet, obschon er im Anfang allzu deutlich gesehen wird und sich gerade deshalb an die Stelle setzt, die der Kommunikation als ihr unmarkierter Zustand notwendig ist. Der Anfang sieht mehr als die Folgekommunikation, weil er die eigentliche Struktur der Kommunikation durchschaut, die immer schon zwei Seiten an sich hat und in der Zeit von einer auf die andere Seite, aber immer ins Bestimmen, voranschreitet. Die Philosophie Platons, die Anfang ist, erkennt den emergenten Wert der Kommunikation, der im *Weder-Noch* bezüglich des Anfangs steht und pflanzt ihr das Sowohl-Als-Auch einmalig ein. Und man übertreibt in der Rückschau nicht, wenn man sagt, dass es ein überaus fruchtbarer Boden war; denn zu welcher Blüte gelangte das Gute, das Ganze, der Eine, die Wahrheit, das Absolute, der Begriff, das Ich, die Gesellschaft in den Jahrtausenden danach. Die Kommunikation wird nicht nur als emergente Möglichkeit in den Anfang gesetzt, sondern sie wird hier vorausgesetzt in der Erkenntnis, dass die Philosophien der Zukunft ihrer Struktur des Bestimmens folgen, solange sie das Absolute bezeichnen; denn dann bleibt der unmarkierte Zustand, der sich von Kommunikation zu Kommunikation fortpflanzt, ungesehen. Ein Zustand, der nur dann in seiner Vollständigkeit gese-

hen und bestimmt werden kann, wenn die Zeit, die sich auf die *Eins* stützt, in einem Ereignis, das im Sehen der *Zwei* sich vollzieht, von ihm abfällt und der Folgezeit erhalten bleibt. Die Philosophien in der Folge übergeben sich der Zeit und damit der Kommunikation, die den unmarkierten Zustand an sich trägt und wegen des anfänglichen Ereignisses ungesehen ausdifferenziert wird. Jedes zeitliche Kommunikationsereignis, das den unmarkierten Zustand voraussetzt, wird zugleich zu einem zeitlosen Ereignis des Bestimmens im Anfang, nicht als die Bestimmung selbst, sondern im unbestimmten Zustand selbst, da ihm die Negation des anfänglichen Bestimmens anhaftet.

Der unbestimmte Zustand wird, wie gesagt, ausdifferenziert; er wird unbeobachtet mit jeder Kommunikation reproduziert. Es handelt sich um einen Zustand, der im Anfang zwar erkannt, aber nicht kommuniziert wurde; oder genauer: nur unter Geheimhaltung kommuniziert wurde, damit er ungesehen in der Zeit heranwachsen konnte. Nur hier im Verborgenen, wo der Anfang sich die Zeit zur Dienerin machen kann, kann etwas Vollständiges entstehen. Denn die Bezeichnungen allein, die die Kommunikation trifft, eignen sich hierzu nicht. Sie unterliegen der Vergänglichkeit der Zeit, da sie auf Unterscheidungen angewiesen sind, die zu übersehen sie nicht imstande sind. Die Systemtheorie kann die hier bezeichnete *Teleologie* ebenfalls nicht berücksichtigen, da sie ganz in der Manier der Folgephilosophien von den Bestimmungen oder Bezeichnungen ausgeht, die mit der Kommunikation getroffen werden und so die scheinbare *Evolution* der Gesellschaft vorantreiben. Auch ihr Gespür für Unterscheidungen und dem hier zu konstatierenden unmarkierten Zustand bleibt dem verhaftet, da sie zwar die Zweiseitigkeit der Kommunikation und ihre Emergenz erkennt, aber ihren Bezug zur Struktur nur durch den Bezug auf soziale Systeme und hier besonders durch den Bezug auf die funktional differenzierte Gesellschaft erklären kann. In der Kommunikation als Ereignis erblickt Luhmann zwar eine Paradoxie, aber diese wird unter anderem durch die Vorstellung einer Reproduktion aus Produkten in der Zeit entfaltet und erhält hier ihre Plausibilität und damit ihre Entfaltung nur durch ihren Verweis auf nachvollziehbare Strukturen. Als *Beispiel* hierfür wählt er die Gesellschaft, an der er zeigt, dass Kommunikationen zwar Strukturen für ihre Reproduktion heranziehen, diese aber eben der Evolution und damit der in der Zeit ablaufenden Veränderung von Unterscheidungen unterliegen. Die neuere Systemtheorie steht damit genau wie die anderen Folgephilosophien im Dienste der Zeit, die sich dem Anfang verweigert und zu ihrer Vervollständigung auf Beispiele (hier: Gesellschaft) angewiesen ist. Nichtsdestotrotz hebt sie sich von den anderen Folgephilosophien insofern ab, als sie den emergenten Zug der Kommunikation erstmals wiedererinnert, welche für das Verständnis des Anfangs eine fundamentale Bedeutung hat.

## 5.5.6 Die Struktur des unmarkierten Zustands

Hier zeigt sich eine Teleologie an, die sich die Struktur der Kommunikation zunutze gemacht hat. Die Kommunikation erfüllt bezogen auf den Anfang die Funktion eines Maßes.<sup>455</sup> Um dies zu verstehen, muss man sich noch einmal vor Augen führen, dass jede Folgephilosophie sich als *a* gibt, aber ihren unbestimmten Zustand nicht sieht. Damit wird sie zu *non-a*; wobei sie dies allerdings ebenfalls nicht sehen kann. Das *non-a* tritt in Differenz zu *a* auf (*a/non-a*); ihre Bestimmung ist unbestimmt im unmarkierten Zustand. Durch ihren Bezug auf *a* kann dies aber nur eine Bezeichnung des unbestimmten Zustands zur Folge haben, da die Form nicht verlassen werden kann. Es handelt sich also um eine differenzierte Bezeichnung des unbestimmten Zustands, ohne diesen, wie *a* dies tut, vollständig bezeichnen zu können. Das *non-a* zeigt somit die Grenze zwischen beiden Seiten im Anfang an. Soll sie echte Grenze sein, dann ist sie, wie gesagt, *sowohl* das eine *als auch* das andere, aber zugleich *weder* das eine *noch* das andere. Die Philosophie des Anfangs nimmt nun beide Möglichkeiten in sich auf, indem sie die darin liegende Paradoxie durch Bezug auf Zeit entfaltet. Der Anfang braucht hierzu die Folgephilosophie, denn hier bezeichnet sich die Bestimmung selbst als *a* und ist für sich nicht *non-a* und damit ebenfalls nicht *a/non-a*; sie ist *a(t)*. Sie ist unter Ausblendung des Anfangs *Weder-Noch*. All diese Folgebestimmungen geben sich in jedem Fall als jeweils eigenständige Bestimmung und übersehen, dass es einen gemeinsamen Grund für sie gibt. Die Kommunikation erfüllt nun hierauf bezogen ihre Funktion in zweierlei Hinsicht: Erstens ermöglicht sie mit Hilfe ihrer zeitbrauchenden Hinlenkung ins Bestimmbare die notwendige partielle Blindheit für den unmarkierten Zustand, die es in ihrem Äußersten, wie bei Hegel ersichtlich, ermöglicht, den Begriff selbst für das Absolute zu nehmen; aber zweitens entscheidet gerade der unmarkierte Zustand über das Schicksal der Kommunikation mit. Die Systemtheorie erklärt sich dies im Sinne eben dieser *ersten Funktion* mit Hilfe eines Unterschieds zwischen Unterschied und Unterscheidung, wobei der Unterschied sich dadurch auszeichnet, dass beide Seiten bezeichnet werden und damit als variable Struktur fungieren können. Die Unterscheidung, die den Gegenwert unmarkiert lässt, wirkt in dieser Hinsicht dann lediglich evolutionär mit der Möglichkeit einer Nachzeichnung der Austauschbarkeit von Gegenwerten in der Historie. Eine solche Betrachtungsweise bleibt dann notwendigerweise auf eine komplexe Weise empirisch. Der unmarkierte Zustand wird zu einem Grund für das stete Wechseln von Perspektiven, oder besser: Unterscheidungen, das mit jeder Kommunikation stattfinden kann. Und geht es dabei um

455 Im oben aufgezeigten Sinn einer dialektischen Wissenschaft.

Strukturaufbau, dann wird dieser hierbei primär durch einen in der Beobachtung erster Ordnung stets gegebenen Gegenstandsbezug der Kommunikation erklärt; als ein Zusammenspiel zwischen Kondensation und Konfirmation, das jedoch trotz seiner zunehmenden Stabilität jederzeit kollabieren kann. So erzeugte Eigenwerte, die sich für die Autopoiesis der Kommunikation eignen und die als solche nur durch eine Beobachtung zweiter Ordnung erkannt werden können, lassen sich nicht mehr im Sinne von Substanzen begreifen. Ihnen können als Differenzereignisse bestimmbare Funktionen zugeordnet werden (zum Beispiel in Bezug auf die Gesellschaft), die dann die identifizierbaren Strukturen (in Form von Unterscheidungen) durch die Frage nach den mit ihnen eröffneten, beobachtbaren Problembezügen in den Hintergrund rücken. Strukturen enthalten damit eine Ambivalenz, da sie mit Bezug auf ihren kommunikativen Eigenwert sowohl unbeobachtbar als auch beobachtbar sind. Eine auf der Ebene der Beobachtung erster Ordnung sich vollziehende Kommunikation, die Eigenwerte reproduziert, bestätigt sich natürlich rekursiv; sie kann sich in dieser Hinsicht aber nicht zur gleichen Zeit in ihrer zum Beispiel gesellschaftlichen Funktion beobachten. Erst die Beobachtung zweiter Ordnung der Systemtheorie kann den damit bezeichneten Strukturen eine Funktion zuschreiben, indem sie die Struktur solcher Kommunikationen sichtbar macht. Doch genau hier muss man mit aller Vorsicht vorgehen, denn an dieser Stelle muss eine Unterscheidung zwischen operativem Vollzug und Beobachtung dieser Operationen gemacht werden. Denn in der Systemtheorie gibt es in der Rekonstruktion der Strukturen letztlich nur einen empirisch plausibilisierbaren Anhalt dafür, dass man die richtigen Strukturen der tatsächlich stattgefundenen Kommunikationsereignisse bezeichnet hat. Die Rekursivität im Vollzug kann dann streng genommen eine völlig andere Funktion stützen, als die, die durch die Beobachtung 2. Ordnung nachträglich bestimmt wird. Dies ist natürlich erst einmal unproblematisch, da es in der Systemtheorie ja um Empirie, d. i. Gesellschaft, geht, in der sich der Anfang per se verdeckt hält. Problematisch wird das Bild der so bezeichneten Struktur erst dann, wenn man es zusätzlich auf seine Funktion hin befragt. Für die Systemtheorie ergibt sich dann mit besonderem Blick auf die Gesellschaft eine Multireferenzialität der Kommunikation, die sich in den einzelnen Funktionssystemen darstellt. Als angepasste Leitstrukturen treten hier, wie bereits besprochen, die zu unterscheidenden binären Codierungen auf, die sich erst unter der Voraussetzung eines symbolisch generalisierten Kommunikationsmediums und mit Bezug auf eine bestimmte Funktion herauskristallisieren. Diese binären Strukturen funktionieren dann nur durch die Voraussetzung der Zeit, das heißt, indem die Kommunikation immer wieder in eine bestimmte Entscheidung über einen der beiden Werte mündet. Eine endgültige Unbestimmtheit bezüglich der Werte würde das jeweilige System augen-

blicklich zum Stillstand bringen und die Autopoiesis der Gesellschaft bis hin zur Destruktion gefährden. Ein unbestimmter Zustand bezüglich der beiden Werte wird also durch eine jeweils zukunftsaffine Struktur verhindert, die partikuläre Interessen eines zugeordneten, aber funktionslosen Einheitsgesichtspunkts (Gesellschaft) erfüllt, indem sie sich auf prominente Medien stützt, die ihr den jeweiligen semantischen und abgrenzbaren Horizont eröffnen; es geht dann nicht (mehr) um *a/non-a*, sondern nur noch um wahr/unwahr, zahlen/nicht zahlen, recht/unrecht, usw.. Und die unbezweifelbare Plausibilität der Systemtheorie scheint diesem Blick auf Kommunikation durchaus Recht zu geben. Jedoch wird der unmarkierte Zustand hier, um dies nochmals zu sagen, nur in seiner Funktion herangezogen, die Grenze ins Bestimmbare zu kreuzen und tritt deshalb im besten Fall als perspektivenreicher Beobachter auf. An den binären Codierungen der gesellschaftlichen Funktionssysteme zeigt sich dann in eindrücklicher Weise, wieso die Kommunikation dann ausschließlich als *Weder-Noch* bezogen auf die zwei Seiten des Anfangs funktioniert: Sie lässt aufgrund ihrer radikalen Verzeitlichung weder einen unbestimmten Zustand auf der Ebene ihres Autopoiesis zu, noch lässt sie sich auf einen übergeordneten, absoluten Standpunkt beziehen, der nicht sogleich seine eigene Negativität in Form des Reflexionswertes mitführt; als Beispiel sei hier das Medium Wahrheit selbst genannt, das die Möglichkeit der Unwahrheit jeder einzelnen Erkenntnis in der ihr zugeordneten binären Codierung mit jeder Operation reproduziert. Das *Weder-Noch* der Kommunikation findet seine theoretische und empirische Plausibilität demnach an den Leitstrukturen der Gesellschaft selbst.

Die Bedeutung dieser Erkenntnis kann nicht hoch genug geschätzt werden, denn erst jetzt wird mit Hilfe von Theorie erkennbar, dass die Kommunikation in dieser Funktion einen destrukturierenden Effekt auf jede absolute Bestimmung hat. Es geht dabei nicht nur um die theoretische Feststellung einer Indifferenz der Kommunikation gegenüber den verschiedensten absoluten Gesichtspunkten, die sich bereits in dem Begriff der Kontingenz ausdrückt; es geht hier vor allem um die Möglichkeit eines vollständigen hiatus in Bezug auf einen Anfang! Natürlich nicht im Sinne eines philosophischen Sprungs von einer Theorie in das Leben, oder dergleichen, sondern im Sinne einer durch das *Weder-Noch* aufoktroierten realen Möglichkeit, dass der Anfang einfach aus der Kommunikation verschwindet. Dies hat weder etwas Romantisches noch etwas Nihilistisches. Der Anfang ist einfach weg; so als wäre er nie dagewesen; und mit ihm verschwindet zugleich die Philosophie, die ihn wollte. Die Systemtheorie wird zu derjenigen Theorie, die diese Funktion der Kommunikation in ihrer Radikalität bezeugt, indem sie sich in ihren Beobachtungen weder auf eine erste Bestimmung noch auf einen unbestimmten Zustand, aber auf eine binäre Codierung bezieht, die mit ihrer Struktur auf beides hinweist. Hierzu muss sie natürlich einen absoluten

Standpunkt aufgeben und ihn durch eine Multiperspektivität ersetzen, die ihr aufgrund des stets mitlaufenden unmarkierten Zustandes ermöglicht wird. Selbst wenn es also einen Anfang ›für uns‹ gibt, so ist dieser mit der Erkenntnis der Systemtheorie vollständig verdeckt, aus ihr *herausgepresst*; sozusagen *dem sowieso Verborgenen nochmals entrisen (aletheia)*; die Flucht wäre geglückt. Und hatte der Anfang als Absolutes Einfluss auf die Kommunikation, so war diese Einflussnahme begrenzt; es handelte sich um eine vorübergehende, eine gewisse Zeit in Anspruch nehmende Episode, die wieder in den Normalzustand zurückführt, sobald alles, was mit jenem Anfang zusammenhing, in einen Zustand der Indifferenz überführt wurde. Und die Systemtheorie selbst ist es, die diese Funktion, diese *Normalität* der Kommunikation der heutigen Gesellschaft, in ihrer *Erschöpfung*, zurückgibt.

Dies alles hier Gesagte muss die Systemtheorie natürlich vor sich selbst verbergen, denn anders könnte sie die hier explizierte Funktion der Kommunikation nicht bezeugen, die auf Differenz und nicht auf Einheit zuläuft. Wenn dies so ist, dann stellt sich aber natürlich sofort die Frage, aus welcher Perspektive heraus hier gerade auf die Kommunikation geschaut wird. Um dies zu verstehen, muss man sofort eine weitere Funktion der Kommunikation heranziehen, die sich auf eine differenziertere Beobachtung des unmarkierten Zustands stützt und den Aspekt des Anfangs wieder hinzuzieht. Erst im Nachgang an diese Untersuchung kann die Funktion der Struktur hinreichend geklärt werden, die auf der bereits angedachten Unterscheidung von Operation und Beobachtung beruht.

### 5.5.7 Kommunikation als Maßgabe

Hierzu ist es notwendig, sich noch einmal vor Augen zu führen, dass die Durchführung des Unterscheidens im Kalkül davon abhängig ist, dass es ein *ungeschriebenes und als Anfang bezeichnetes Kreuz* geben muss, das den *Raum*, indem unterschieden wird, umgibt. Dies ist der Fall, wenn der unmarkierte Zustand durch den Anfang selbst vollständig markiert wurde. Bezogen auf diesen Umstand hat die Kommunikation, die immer schon den unmarkierten Zustand als die andere Seite ihrer Bezeichnungen an sich hat, dann eine weitere Funktion: indem sie das *Sowohl-Als-Auch* des Anfangs zusätzlich zu dem sich immer schon realisierenden *Weder-Noch* in sich aufnimmt, hat sie die Funktion einer Grenze zwischen dem zweiseitigen Anfang der anfänglichen Bestimmung und dem unbestimmten, aber bestimmbareren Zustand. Da sich der zweiseitige Anfang unbeobachtet für die über den Anfang hinausgreifende Kommunikation gibt, ist nur die erste Funktion der Kommunikation, die in der Systemtheorie beschrieben ist, für die Folgekommunikation



beobachtbar, in der der unmarkierte Zustand ursprünglich gar nicht in seiner die Kommunikation spaltenden Absicht ersichtlich wird, sondern zuvor zum Beispiel als einfache Negationsmöglichkeit, als korrigierend, als Reflexion und erst schließlich als unmarkierter Zustand in der Zeit selbst auftritt. Die Besonderheit, die sich mit dem Anfang jedoch für die Kommunikation ergibt, ist, dass der Anfang sich diese zunutze macht. Ich habe bereits darauf verwiesen, dass die vollständige Bestimmung zwar im Anfang erkannt, aber noch nicht in einer differenzierten Weise kommuniziert wurde. Der unbestimmte Zustand wird deshalb zum eigentlichen, aber ungesehenen Forschungsobjekt aller Folgebestimmungen, damit er als ausdifferenzierter im Sinne des Anfangs vollständig erscheinen kann. Vollständigkeit ist somit kein Attribut irgendeiner Bestimmung, auch nicht des Anfangs, in Form seiner ersten Bestimmung. *Vollständigkeit ist im strengen Sinne Wiedererinnerung an den Anfang, nachdem dieser zu einer vollständigen Ausdifferenzierung des unbestimmten Zustands im Verborgenen geführt hat.* Und es ist diese (vorläufige) Verborgeneheit, die die angezeigte Gefahr birgt, dass diese Wiedererinnerung übersehen wird. Vollständigkeit zeigt sich demnach nicht zuallererst in der den Anfang notwendig begleitenden Angst oder in der dem Ende notwendig zukommenden Offenbarung,<sup>456</sup> sondern in der Gleichmäßigkeit eines Angemessenen, das in seinen Extremen dem Anfang einmal vollständig indifferent und ein anderes Mal als vollständiges Differenzereignis gegenübersteht. Und der Anfang wäre nicht Anfang und damit auch kein Ende, wenn er diese Form der Angemessenheit unberücksichtigt ließe. Es kommt demnach auf das *Sowohl-Als-Auch* und auf das *Weder-Noch* einer spezifischen Grenzziehung an, deren eine Seite als vollständige Negation des Anfangs bereits in Form der Systemtheorie aufgezeigt wurde. Gleichmaßen wird an dieser den Anfang endgültig verabschiedenden Theorie etwas deutlich. Sie tritt als Bestimmte, als different zu *a* auf und drückt in dieser Differenz die Indifferenz gegen den Anfang aus. Das *Sowohl-Als-Auch* wird als Differenz zwar kommuniziert, aber durch den reinen Bezug auf Zeit in ein einseitiges Verhältnis zur Kommunikation selbst gebracht und damit in ein *Weder-Noch* verwandelt. Die in dieser Theorie ausgedrückte einseitige Funktion der Kommunikation, die dieser immer schon zukam, wird natürlich im platonischen Anfang gesehen. Sie will sie nicht; sie kann aber in diesem Sinne nicht ausgeschlossen werden, solange Kommunikation fortläuft. Sie kann nur genutzt werden. Der Anfang als erste Bestimmung weiß deshalb, dass er diese eine Seite der Kommunikation nicht negieren kann;

456 Siehe hierzu Hegel, G.W.F.: *Phänomenologie des Geistes*. Auf der Grundlage der Werke von 1832–1845 neu editierte Ausgabe. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1986a, S. 591. Ohne diese hier auf den absoluten Begriff beziehen zu wollen.



die Bestimmung weiß, dass sie in der Folge einseitig ist und lässt dies zu – unter der Voraussetzung, dass die damit angezeigte Differenz in Bezug auf sich selbst durch alle Bestimmungen hindurch als Möglichkeit erhalten bleibt. Und nun muss man Spencer-Brown noch einmal in Erinnerung rufen, der in völligem Gleichklang aussagt: »Es ist nunmehr offensichtlich, daß wir durch eine unbeschränkte Anzahl von Schritten von einem gegebenen Ausdruck  $e$  aus einen Ausdruck  $e'$  erreichen können, der nicht äquivalent mit  $e$  ist.«<sup>457</sup>

Für die Kommunikation bedeutet dies, dass mit jeder Folgebestimmung  $a(t)$  der unbestimmte Zustand  $a/non-a$  zwar vollständig vollzogen wird, aber nur dann, wenn dem  $non-a$  ein eigener Wert zugeschrieben wird, der weder  $a$  noch  $a/non-a$  ist, aber zugleich *Sowohl-Als-Auch*; wenn also, dies lässt sich bereits hier kommunizieren, die vollständige Bestimmung ausgespart, aber vollzogen wird und in Differenz zu dem eigentlichen, überwindenden  $a$  als ein  $a(t)$  auftritt. Im strengen Sinne wird  $a(t)$  zu einem Phänomen, an dessen inhärenten Vollzug der eigentliche Anfang sich durch eine vollständige Negation verbirgt. Damit wird, wie bereits oben bemerkt, eine *Dreiwertigkeit durch den Anfang ins Spiel gebracht*: der Wert von  $a$ , der Wert von  $a/non-a$  und der Wert von  $non-a$ , die alle voneinander unterschieden sind. Die Kommunikation erhält hierdurch ihren anfänglichen Bezug zu einer Funktion im Anfang, die sich als Maß eignet. Denn mit jeder Folgebestimmung rückt der Anfang als in der Bestimmung zweiseitig erkannte in den Hintergrund, während der unbestimmte Zustand durch die fortlaufende Realisierung von  $non-a$  im unmarkierten Zustand ungesehen eine immer differenziertere Form durch ihre Darstellung als  $a(t)$  annimmt. Dieses  $non-a$  wird der Kommunikation als Marker des Anfangs in seinem unmarkierten Zustand hinzugesetzt. Und es ist von großer Wichtigkeit, dass man bezüglich der hier bezeichneten unterschiedlichen Funktionen der Kommunikation auch weiterhin etwas im Auge behält: *Zeit* und *Form* werden durch die jeweiligen Funktionen unterschieden und durch den Fortlauf der Kommunikation aufeinander bezogen. Die Kommunikation bewahrt den Anfang im Verborgenen. Insofern ist  $a(t)$ , wie bereits mit Bezug auf Spencer-Brown<sup>458</sup> festgestellt wurde, in Bezug auf  $a$  und  $a/non-a$  imaginär, da jenes erst dann in dieser ersten Form Sinn macht, wenn man, wie gesagt, *Zeit* hinzuzieht;  $a(t)$  also real in der Zeit wird. *Non-a* hingegen, als dieses im Anfang begleitend, *bleibt zeitlos*. *Der Anfang wird in der Folge zeitlos vollzogen*, das heißt, er nimmt als vollständige Bestimmung des unbestimmten Zustands einen Raum ein, aus dem er die Zeit aus sich entlässt und ihr als negatives Ereignis folgt. Jede Folgebestimmung, die sich auf die eine Seite der Kommunikation

457 Spencer-Brown, George: *Gesetze der Form*, S. 49.

458 Ebd., S. 51ff.

beschränkt, weil sie als Folgebestimmung imaginär ist, und nur durch die Zeit real wird, wird im Anfang zu einem zeitlosen Differenzereignis. *Der Anfang dauert an.* Jede Folgebestimmung reproduziert also zwei Seiten: *eine zeitlose und eine Zeit verbrauchende Seite, die im Vollzug der Kommunikation parallel reproduziert werden.* Der Vollzug ordnet sich somit jeder Kommunikation zu – *als die durch die Zeit herausgeforderte Ewigkeit.* Jede Folgebestimmung  $a(t)$  hat in diesem Sinne einen unhintergehbaren Bezug zu dem Anfang, der sich als *non-a* dieser Bestimmung zuordnet. Mit jeder Bezeichnung in der Zeit wird letztlich der vollständige Anfang ungesehen reproduziert: sowohl  $a$  als auch  $a/non-a$ ; wie gesagt, nicht in der Form von  $a$  selbst, die auch  $a/non-a$  vollständig bestimmt, sondern als *non-a*, und das heißt, unter Aussetzung von  $a$ , als *reiner Vollzug*, der sich als solcher immer schon in den Bereich des *Erwartbaren*, des bereits Bestimmten vollzieht: in den unbestimmten Zustand, der dadurch erst einer vollständigen Ausdifferenzierung zugeführt wird.

Da mit jeder weiteren Bestimmung  $a(t)$  der Anfang jedoch zugleich in den blinden Fleck der Kommunikation rückt, und die Kommunikation alle Folgebestimmungen in das *Weder-Noch* bezogen auf den Anfang treibt, distanzieren sich diese Bestimmungen in der Zeit inhaltlich immer weiter von einer anfänglichen Bestimmung hin zu ihrer eigentlichen Funktion des *Weder-Noch*. In dem gleichen Sinne rückt jede Folgebestimmung auch von dem unbestimmten Zustand ab, da sie *non-a* in Differenz zu  $a$  bezeichnet, also jenen in der Zeit partiell bestimmbar macht, ohne ihn vollständig bestimmen zu können; seine Realität liegt im Vollzug und nicht in der Bezeichnung.

Die Folgebestimmungen  $a(t)$  rücken in der Theorie immer näher an ihre eigentliche Bestimmung *non-a* heran, wobei sich *non-a* als Eigenwert in der letzten Folgebestimmung, die mit der Systemtheorie gegeben ist, in der Zeit erfüllt. Dabei handelt es sich für die Folgebestimmung selbst um eine stetige Negation von  $a$  unter Hinzuziehung der Differenztheorie. *Non-a* wird für die fortlaufende Kommunikation zu *non/a*. *Non-a* wird also als Marker des Anfangs strukturell wegendifferenziert und somit der Beobachtung der Systemtheorie entzogen, aber dennoch – und dies ist wichtig – vollzogen: Der Vollzug hat es dann nicht nur mit einem grundsätzlich der Folgebestimmung zugänglichem *non/a*, sondern auch mit einem *non/non-a* zu tun. Der Vollzug lässt sich durch diese Typik zeitlicher Kommunikation beeindrucken. Ein jeglicher absoluter Beobachterstandpunkt wird der Kommunikation in der Theorie genommen. *Non-a* wird durch die Systemtheorie in der Zeit negiert. *Non/a* und *non/non-a* als zeitliche und stetige Bestimmung und *non-a* als negativer Marker für den zeitlosen Anfang, der sich der Kommunikation übergibt, werden in ihrer Differenz jedoch notwendig aufeinander bezogen. Es bedarf dann der strukturellen Absicherung in *jeder* einzelnen Kommunika-

tion, dass sie die Negation von *non-a*, also *non/la* und damit immer auch *non/non-a* vollzieht. Mit der Erkenntnis der Systemtheorie tritt dann die besondere Funktion der Kommunikation hervor, die darin liegt, in ihrem *Weder-Noch* über die strenge Kopplung jeder einzelnen Kommunikation an *non-a* zugleich *Sowohl-Als-Auch* zu sein; also zusätzlich zur einseitigen, kommunikativen Differenzbildung, diese – ich wiederhole: jede ereignishaft Kommunikation! – auf einen unbestimmten Zustand zu beziehen, der mit *a* im Zeitlosen verbunden ist.

Mit der Systemtheorie ist damit zugleich ein historisches Ereignis markiert. Es kommt nicht mehr auf philosophische Bestimmungen an, um den Anfang irgendwie in Erinnerung zu rufen – streng genommen kam es darauf nie an –, da die Verkenning des Anfangs gerade deren Funktion war. Es ist wichtig zu verstehen, dass jetzt mit der Erkenntnis der Systemtheorie etwas an der Kommunikation zum Vorschein kommt, nämlich ihre seit je her gegebene Indifferenz gegenüber Bestimmungen, die sich auf einen Anfang beziehen. *Jede einzelne Kommunikation wird aber gerade damit als eine Bestimmung im Anfang markiert.* Der *Vollzug* der Kommunikation *ist*, mit dem Vorkommen der Systemtheorie in der Zeit, *Philosophie*, obwohl, oder gerade weil die einzelnen Bezeichnungen die Notwendigkeit an sich tragen, diese Beziehung aktiv zu negieren. Dies geschieht dann natürlich im blinden Fleck der Systemtheorie und der durch sie bezeichneten Gesellschaft. Die Beseitigung des *a* ist in der Zeit dann real. Bezogen auf den zeitlosen Anfang kommt der Systemtheorie damit aber die stetige Negation des Zeitlosen zu und erfüllt bezogen auf *a*, wie gesagt, die Funktion des *non-a*. *Als Folgebestimmung  $a(t)$  wird sie zu non-a im Anfang*, wobei *non-a* als Eigenwert zum Horizont jeder einzelnen Kommunikation wird, der nicht gesehen wird. In der Systemtheorie wird dieses horizontartige, zeitlose Verhältnis *non-a* zu *non/la* und *non/non-a* schließlich zu der Struktur der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien. Und es wird deutlich, dass die Kommunikation selbst diesen Bezug herstellt, indem sie die Form, oder wenn man im Sinne der Arithmetik oder der Logik argumentiert, den zeitlosen Raum mit der Zeit verbindet. Daraus folgt aber, dass in einer Theorie, die das Zeitlose mit der Gleichzeitigkeit von Entstehen und Vergehen eines Ereignisses identifiziert, das dargestellte negative Verhältnis verborgen bleiben muss. erinnert man sich an dieser Stelle an ein zentrales Ergebnis aus dem allgemeinen Teil, dass es einen Unterschied gibt zwischen binären Codierungen und den jeweiligen symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien, dann lässt sich dieser Unterschied hier einsehen. Denn egal, ob die früheren Folgebestimmungen (vor dem zeitlichen Auftreten der Systemtheorie) *a(t)* als absolutes *a* verkannten oder *a* jetzt mit der Systemtheorie überhaupt verworfen wird, so bleibt bei beiden die Struktur *non/non-a* bestehen. Es handelt sich, wenn man den Übergang in die Systemtheorie macht, um eine Ver-

änderung hinsichtlich der Kommunikation: Vor der Systemtheorie hatte *non-a* einen Bezug zu *a*, als *a(t)*, und zu *non/non-a*, und jetzt ist *non-a* zu einem Bezug auf *non/a*, insofern als *a(t)* zu einem Differenzereignis wird, und *non/non-a* geworden. Vorher zeigte sich, dass das Absolute einen in der jeweiligen Bestimmung *a(t)* verborgenen Bezug auf sich selbst hatte, insofern als das notwendig der Kommunikation anhängende *non/non-a* im Widerspruch mit dem Inhalt *a* von *a(t)* stand. Und jetzt hat die Theorie gezeigt, dass jede sich vollziehende Kommunikation jede weitere Bestimmung in *a(t)* kontingent setzt, da ihr die Negation des Absoluten, also *non/a sehend* und *non/non-a ungesehen*, anhängt. Und um die Kontingenz jeder einzelnen Kommunikation zu beobachten, bedarf es bei der generellen Verwerfung eines *a* nicht noch zusätzlich der Verwerfung von *non-a*. Beiden Positionen kommt also das *non/non-a*, da es nicht gesehen wird, als ein nicht in seiner Negativität gesehener Bezug zu *non-a* zu, der deshalb nicht als derselbe erscheinen kann. Der Blick in *a(t)* ist, wenn man so will, von *non-a* abgewandt. In der Systemtheorie erscheint *non-a* dann als verschieden zu *a*, als durch die Kommunikation *a(t)* bestimmtes und zugleich durch diesen Bezug unbestimmtes. Es handelt sich um eine Verkennung von *a*. Unbestimmt ist er insofern, als *non/a* seit der Systemtheorie jeder einzelnen Kommunikation hinzugesetzt werden muss. Diese Negation erfüllt, wie gesehen, nur in der Form die Funktion des *non-a*. Dieser Bezug ist also ohne Zeit unbestimmt und vollzieht sich in der Zeit als Negation der ursprünglichen Bestimmung. Die zeitlich ablaufende Kommunikation läuft dann in jeder Bezeichnung auf eine Bestimmung hinaus, während sie ohne diesen Bezug auf Zeit unbestimmt bleibt, aber zugleich in der Zeit bestimmbar bleibt, solange sie jeder Bestimmung *a(t)*, von der sie sich als ein Absolutes distanziiert, ihre Negation: *non-a(t)* anhängt.<sup>459</sup> Der zeitlose Anfang bleibt dabei in der Kommunikation der Systemtheorie notwendig verborgen, da diese nur die zeitliche Position der Kommunikation berücksichtigt, die das in der Kommunikation verborgene Unbestimmte über – zu *a* und *non-a* – differente Bestimmungen *a(t)* und *non-a(t)* entfaltet. Und hier zeigt sich mit aller Deutlichkeit, wieso in der Systemtheorie dann die symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien *als(!)* die binären Codierungen auftreten.

Die Funktionsweise des *non-a* in Bezug auf die Kommunikation, vor der Systemtheorie, war nicht von einem solchen Verständnis der Kontingenz jeder Bezeichnung oder Bestimmung in der Kommunikation ge-

459 Hier sei an den Wiedereintritt des Ausdrucks in sich selbst bei George Spencer-Brown erinnert, an dem sich diese Struktur des Unbestimmten zeigte und der nur durch Zeit geheilt werden konnte. Und hier zeigt sich auch der Sinn des einen Zettels in Luhmanns Zettelkasten, der besagt, dass seine Theorie falsch sei.

leitet. Durch die inhaltliche Selbstverkenning des  $a(t)$  als  $a$  ließ sich das Unbestimmte im Zeitlosen noch nicht vollends ins Bestimmbare der Zeit beruhigen. Die Negation einer Folgebestimmung wurde, wie Luhmann dies bereits erkannte, zu einem wiederkehrenden Irrtum bezüglich der Bestimmung  $a$ . Ein Irrtum, der daraus resultierte, dass, trotz der durch das *non/non-a* aufgegebenen Abwendung von *non-a*,  $a(t)$  mit seinem Anspruch, auf  $a$  gerichtet zu sein, zu einer gleichzeitigen Hinwendung zu *non-a* wurde, das eben nur über die Hürde des *non-a* als das positive  $a$  verkannt werden konnte. Das *non-a*, nicht  $a$ , wurde damit zum eigentlichen Fluchtpunkt einer sich von  $a$  abwendenden Bewegung. Das  $a$  blieb dabei stets im Verborgenen und *schien* nur als ein solches. Dieser *Schein* wird dann mit dem Auftreffen auf die Systemtheorie, mit ihrem *non/a*, nicht mehr gesehen. Das  $a$  ist in der Zeit beseitigt, aber bleibt als *non-a*, das es in der Zeit immer schon war, ungesehen im Hintergrund vorhanden. Die früheren Folgebestimmungen liefen demnach auf eine Reduktion ihrer Widersprüchlichkeit hinaus, die aus der Kontradiktion zu ihrer Form entstand, in der sie vorgetragen wurden. *Zielbestimmung eines wirklichen Anfangs musste somit die Theorie der Kontingenz der Kommunikation selbst sein*. Dies ist eine wirklich ausgesprochene Paradoxie, die sich über Systemtheorie entfaltet!

Doch bis dahin konnte der Irrtum sich noch nicht als feste Negation einer gesellschaftlichen Bestimmung implementieren. Er war nichtig und eine darauf bezogene Erkenntnis musste natürlich darauf sinnen, Orte zu finden, die nicht negierbar im Sinne der Widersprüchlichkeit waren und als absolute Bestimmungen nichts anderes als unvollkommener Schein sein konnten. Wie man heute weiß, war diese Suche vergebens. Sie konnte, da sie die Funktion des *non-a* nicht verstand, dieses nicht anders deuten als das heroische Ende eines Geisteslaufs, als ein Aufstieg bis hin zu seiner Erkenntnis. Aber man sieht nun besser. Es handelte sich um die Orientierung an das *non-a*, das aufgrund der nicht gesehenen Negation innerhalb der Form der Kommunikation zu einem verborgenen Bezugspunkt wurde, von dem die Kommunikationen glaubten, man müsse sich dem annähern; nicht im Sinne eines modernen *besseren Funktionierens*, sondern im Sinne eines vollzogenen und endlich erreichten Endes. Die entsprechenden Folgebestimmungen sahen nicht, dass es sich um das Ergreifen einer Möglichkeit handelte, die mit der Kommunikation gegeben war, nämlich die einseitige Nutzung der Kommunikation zur Ausblendung von *non-a* durch *non/non-a*. Es ging in den Folgekommunikationen bis zur Systemtheorie um die erfolgreiche Bewältigung der Fluchtbewegung, die in einer Realisierung von *non-a* gesehen wurde und durch den positiven Bezug der Kommunikation zu *non-a* über das ungesehene *non/non-a* etappenweise erfüllt wurde. Der Bezug zu  $a$  konnte so über die nur einseitige Betrachtung des *non-a* zunehmend ausgeblendet werden; weder  $a$  noch *non-a*, aber das

Gefühl eines heroischen Aufstiegs. Die entsprechenden Kommunikationen vollzogen sich in der Struktur des Mediums und differenzierten dieses hinsichtlich des inhaltlich fassbaren  $a(t)$  aus, bis der Widerspruch zu  $non-a$  als Irrtum zu Tage trat. Es handelt sich dabei, wie im allgemeinen Teil beschrieben, um ein rekursives Prozessieren von Kommunikationen, an denen die jeweils befolgte Struktur im Gegensatz zu den binären Codierungen blind abließ. Es waren Kommunikationen, die sich auf die rechte Seite des Maßes, auf die Struktur der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien bezogen, ohne dabei diese Struktur als Ganze einsehen zu können. Das fehlende  $non/a$  oder die Fehlinterpretation ihrer Kommunikationen als  $a$  stand dabei dieser Einsicht im Wege. Obschon die Folgebestimmungen die Gewissheit hatten, mit der Wahrheit zu hantieren, stellte sich immer wieder heraus, dass man noch nicht einmal sah, dass diese Sicherheit aus einem nur negativen Bezug zu einem zugleich der Zeit zu- und dem zeitlosen Anfang abgewandten  $non-a$  hervorkam. Der Irrtum bestand darin, diese Differenz als Einheit zu kommunizieren, also nicht zu sehen, wie die rechte Seite des Maßes wirklich beschaffen ist.

Blickt man nun auf die andere Seite des Maßes und ihren Aufgang zur Mitte hin, dann sieht man, dass durch die Folgebestimmungen  $a(t)$ , die als  $non-a$  einen Bezug auf  $a$  innehaben, die Grenze zwischen  $a$  und  $non-a$  zunehmend ausdifferenziert wird. Dies bedeutet, dass der unbestimmte Zustand  $a/non-a$  durch die in der Zeit verlaufenden Folgebestimmungen, die weder in der Lage sind,  $a$  zu wiederholen, noch  $non-a$  zu beobachten, dieses vielmehr durch ihre Verwechslung mit  $a$  verkennend, auseinanderdifferenziert wird. Es kommt zu einem zunehmenden Auseinandertreten der beiden Seiten der Unterscheidung; denn jedes  $a(t)$  ist bezogen auf den damit bezeichneten, unbestimmten Zustand zugleich dasselbe und verschieden. Dasselbe ist es insofern, als es sich in der Verknüpfung von  $a$  – und damit von  $non-a$  – erwartungsgemäß immer wieder in den Bereich des ursprünglich durch  $a$  bestimmten unbestimmten Zustands  $a/non-a$  vollzieht und vollziehen muss, wenn es die Form nicht verlassen soll. Verschieden ist es hinsichtlich der Möglichkeit zur Differenzbildung in  $a/non-a$ . Jedes  $a(t)$  erscheint dabei als ein Vollzug des unbestimmten Zustands und bezeichnet ihn in Differenz zu anderen Bezeichnungen, die dieselbe Struktur aufweisen und dabei ebenfalls ohne den Verweis auf den unbestimmten Zustand auskommen müssen. Da es eben nicht um die endgültige Bestimmung des Unbestimmten geht, müssen sie den unbestimmten Zustand durch entsprechende Bezüge, die Differenz zulassen – in der Systemtheorie zum Beispiel durch die Orientierung an Gesellschaft –, bestimmbar machen. Luhmann geht auf diese rein sprachliche Differenzbildung ein, wenn er mit Bezug auf Saussure sagt, »dass die Sprache als Differenz zwischen verschiedenen Wörtern oder zwischen verschiedenen Aussagen, wenn man es unter Bezug auf

Sätze formuliert, gegeben ist und nicht ohne weiteres auch als Differenz zwischen den Wörtern und den Dingen.«<sup>460</sup> Es geht hier also um die in der Systemtheorie grundsätzlich beschriebene Möglichkeit der Ausdifferenzierung von komplexen Kommunikationszusammenhängen. Jedes  $a(t)$  bezeichnet in diesem Sinne zugleich  $a$  und  $non-a$  im zeitlosen Anfang, während es in der Zeit nur als Differenz erscheinen kann. Und diese Differenzbildung ergibt sich aus der bereit beschriebenen Wertedifferenz, die sich durch das Kreuzen in  $non-a$  ergibt. Diese Wertedifferenz, die sich bereits im Anfang ergibt, markiert dann zugleich eine Differenzbildung in der Kommunikation.

Man kann dann im Anschluss an die bisherige Untersuchung sagen, dass es sich um die Ausdifferenzierung einer Grenze handelt, die die zeitlich ablaufenden Folgebestimmungen nutzt, um eine Distanz zwischen  $a$  und  $non-a$  zu bringen. Denn das dem  $a$  durch die Zeit aufoktrozierte  $non-a$ , also  $a/non-a$ , das immer wieder in den ursprünglich geflüchteten unbestimmten Zustand zurückführt, führt dann nichtmehr *weg-von*, sondern *hin-zu* dem unbestimmten Zustand, da dieser Zustand nicht geflüchtet werden kann. Versuche des *weg-von* hin zu einem Absoluten zeigten sich in dem hier beschriebenen Anfang als immer wieder in den unbestimmten Zustand zurückführende Kommunikationen. Das  $non-a$  zeigte sich dabei als eine unüberwindbare Grenze dieser Folgebestimmungen an, da diese sich in der Verkennung der Tatsache, dass sie sich bereits in einem stattgefundenen Anfang aufhalten, selbst über das  $non-a$  täuschen. Die einzige Möglichkeit der diesem unbestimmten Zustand immanenten zeitlosen Angst zu entgehen, die in einer Unmöglichkeit der Kommunikation des Unbestimmten, also des Stillstands, seinen Grund hat, liegt in der Flucht in sie hinein. Mit jeder in der Zeit stattfindenden Bestimmung wird der Vollzug von  $a/non-a$  durch ein  $a(t)$  bezeichnet, das diesen Zustand akzeptiert und deshalb die ursprüngliche Bestimmung  $a$  mit jeder dieser Folgebestimmungen rejiziert. Dabei wird das  $non-a$  zum ungesesehenen Bezugspunkt dieser Rejektion, da dieses als der Kommunikation notwendig Zukommendes nicht rejiziert werden kann und, wie gesagt, zum Fluchtpunkt der Kommunikationen selber wird. Es geht um das Vergessen von  $a$ , das über  $non-a$  erreichbar ist, aber hierzu in den unbestimmten Zustand führt. Jede Folgebestimmung  $a(t)$  bezeichnet dann diejenige Grenze, die sich mit  $a$  einen Anfang und mit dem Erreichen des Eigenwertes von  $non-a$ , welches dann zur Vollständigkeit des unbestimmten Zustands führt, ein Ende setzt. Anfang und Ende sind im unbestimmten Zustand des Anfangs vorbestimmt. Der unbestimmte Zustand, der sich in der Form ergibt, braucht Anfang und Ende, um überhaupt als ein in der vollständigen Bestimmung Unbestimmtes auftreten zu können. Er wird durch  $a$  im Anfang begrenzt

460 Luhmann, Niklas: *Einführung in die Systemtheorie*, S. 67.



und macht sich in der Zeit jederzeit bestimmbar und wird durch die Folgebestimmungen  $a(t)$  auch bestimmt. Er kann aber hier aufgrund seiner Begrenzung im zeitlosen Anfang nicht als *a/non-a selbst*, sondern nur als  $a(t)/non-a$  erscheinen. Es handelt sich dann um Zustände, die real in der Zeit sind, aber weder  $a$  noch *non-a* beobachten. Sie zeigen das Ende an, welches in zunehmende Distanz zum Anfang  $a$  rückt, hin zu einem, wie gesehen, nur in Bezug auf Zeit und Zeitlosigkeit differenten  $a(t)$  und *non-a* und verweisen damit auch hier auf das Maß, das in der Kommunikation liegt. Dies funktioniert, weil sich das *non-a* in dieser Bewegung durch die Zeit durch  $a(t)$  beeindrucken lässt und  $a$  zunehmend von sich weist; aber sowohl  $a$  als auch *non-a* lassen sich nicht beseitigen. Der unbestimmte Zustand nimmt vielmehr die Bestimmungen  $a(t)$  als sich im rekursiven Bezug selbst Bestimmende in sich auf. Es handelt sich bei den Folgebestimmungen demnach um den Eigenwert von *non-a* ausnutzende Bestimmungen, zur Ausdifferenzierung eigener Zustände, die, wie dargelegt, ebenfalls im Wert von  $a$  unterschieden sind. *Non-a* wird als Eigenwert für die eigenen Kommunikationen geradezu vorausgesetzt, aber zugleich freigesetzt, um den unbestimmten Zustand in der Zeit bestimmen zu können. Hierbei wird, mit jeder Folgebestimmung  $a(t)$ , *non-a* nur in Bezug auf seine Werthaftigkeit parasitär besetzt und zunehmend zu einer Leerstelle für die Bestimmungen des unbestimmten Zustands. Denn hier wird das *non-a* nicht in seiner auf das Maß bezogenen Funktion – als Mauer der Erkenntnis – hochgezogen. Es wird in der Kommunikation zur Einseitigkeit der Bezeichnungen, die sich des *non-a* nur hinsichtlich der in der Zeit kommunizierbaren Inhalte bedient. Die Ambivalenz des Unbestimmten wird mit der Ausdifferenzierung des unbestimmten Zustands gleichermaßen in den Hintergrund gedrängt zur bloßen Bereitstellung. Diese Tendenz des Wertverlustes für die entstehenden Kommunikationszusammenhänge zeigte sich bereits am Beispiel des Entstehens der Struktur der binären Codierungen auf der anderen Seite des Maßes an. Die Kommunikationen selbst schaffen sich hier mit einer Verkennung dieser Struktur der Medien positive Bezugspunkte, deren Ausdifferenzierung über binäre Codierungen eine stetige Abwehr der durch den Anfang aufgegebenen Unbestimmtheit forciert, die in *non-a* zur Erscheinung kommt, aber damit zugleich wieder abgeblendet wird. Entscheidend war hier, dass der Unbestimmtheit durch die Zeit begegnet werden konnte. Es gibt eine Verkennung von *non-a* in der Hinsicht, dass es nicht in seiner Negation gesehen wird. Es wird innerhalb der Systemtheorie mit Bezug auf die Gesellschaft als positive symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien identifiziert, die mit den binären Codierungen eine Struktur vertreten, die endlos ist. Es scheint, als hätte man eine Möglichkeit gefunden, am Zeitlosen teilzunehmen und an dessen Wert zu partizipieren. Doch es scheint nur so. Denn mit jeder Folgebestimmung  $a(t)$ , also mit jeder Kommunikation,



die sich auf die Struktur der einen Seite des Maßes bezieht, wird das an *non-a* unbestimmte, bestimmt. Die Bestimmbarkeit, die damit mit Bezug auf *non-a* gegeben ist, wird zu einer kontinuierlichen Bestimmung im unbestimmten Zustand und nicht zu einer Erkenntnis von *non-a*. Es kommt also nicht zu einer wertbezogenen Steigerung der Folgebestimmung  $a(t)$  bis hin zu einem Wert von *non-a*, so dass diese sich dann in einer Erkenntnis desselben auf ewig zur Ruhe betten könnte. *Non-a* gibt bezogen auf den unbestimmten Zustand seinen eigenen Wert, der sich in Differenz zu dem Wert von  $a$  ergibt, sich also im unbestimmten Zustand  $a/non-a$  erst darstellt, in der Konfrontation mit  $a(t)$  sukzessive, in der Zeit an diesen zurück. Bereits in der Betrachtung der Axiome von George Spencer-Brown hatte sich gezeigt, dass der Wert eines nochmaligen Kreuzens zwar von den Werten des ersten Kreuzens und des resultierenden Nicht-Kreuzens verschieden ist; aber dieses nochmalige Kreuzen, das sich in *non-a* darstellte, führte unweigerlich zurück in den ursprünglichen unbestimmten Zustand, in welchem der Wert von *non-a* nur den Sinn hat, den unbestimmten Zustand wieder herzustellen. Ist es nun so, dass die letzte Folgebestimmung  $a(t)$  als Systemtheorie den unbestimmten Zustand vervollständigt, dann ist *non-a* im Ende wertlos bezogen auf den unbestimmten Zustand. Sofern *non-a* also zu  $a(t)$  in eine abnehmende Differenz kommt, tritt ein zunehmender Wertverlust ein, ohne dass dabei allerdings die Differenz  $a(t)/non-a$ , die in der Zeit liegt und konstitutiv für diesen Prozess ist, aus sich heraus aufgelöst werden könnte. Jede einzelne Folgebestimmung  $a(t)$ , die im ursprünglichen Anfang eigentlich wertlos erscheint, wird zum Ende hin durch ihren notwendigen Bezug zum vervollständigten unbestimmten Zustand, der sich mit jeder Bestimmung vollständig vollzieht, also bei jeder Folgebestimmung zeitlos da ist, in ihrem Wert bestätigt. Die Kommunikation selbst wird am Ende in ihrer Funktion der vollständigen Wertübertragung an den unbestimmten Zustand erkannt und ihre Bezeichnungen werden verwechselbar mit *non-a*; in der Systemtheorie erscheint dieser emergente Wert der Kommunikation allerdings nicht als eine Funktion im Anfang, sondern als ein Eigenwert zur Konstruktion der komplexen Gesellschaft. Und da *non-a* am Ende wertlos ist, aber für die Wertübertragung konstitutiv, wird es hier als psychisches System der Umwelt zugeordnet, dessen Individualität hier nicht mehr meint als den Umgang mit Anspruchslagen, die durch die Funktionssysteme reproduziert werden.

Fasst man an dieser Stelle zusammen, dann läuft der unbestimmte Zustand in der Zeit auf die Mitte des Maßes hin und wird mit seiner letzten Bestimmung – aufgrund einer in der Zeit erreichten Wertgleichheit zwischen jeder Kommunikation (die sich im Bezug von  $a(t)$  auf  $a/non-a$  ereignet) und *non-a*, das jeder einzelnen Kommunikation bezogen auf den unbestimmten Zustand einen gegen null laufenden Wert

zum komplexen Vollzug des vollständigen, unbestimmten Zustands zur Verfügung stellt – auf der einen Seite und dem *non-a* – das als Struktur der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien auf der anderen Seite des Maßes seine ursprüngliche Unbestimmtheit nur insofern der Bestimmbarkeit in der Zeit zuführt, als sich an der Struktur der Binarität selbst noch diese Möglichkeit des Unbestimmten zeigt – auf der anderen Seite, angemessen. Ohne Zeit erscheint dann gerade an dieser Binarität das *non-a* eben in seiner zeitlosen Funktion, ungesehen für ein Gleichgewicht zwischen dem zeitbezogenen Aspekten der Kommunikation und dem Zeitlosen an der Kommunikation zu sorgen. Die Wertübertragung im unbestimmten Zustand von *non-a* an *a(t)* in Bezug auf *a/non-a* wird dann im Ende zugleich zu einer beobachtbaren Übertragung der Struktur des zeitlosen *non-a* über *a(t)*. *Jede Kommunikation, die seit der Systemtheorie stattfindet, hat insofern die Funktion, sowohl das zeitliche als auch das zeitlose des non-a im unbestimmten Zustand vorzustellen.*

### 5.5.8 Struktur des Anfangs

Um dies besser zu verstehen, ist es hilfreich, sich die hergeleiteten Beziehungen noch einmal vor Augen zu führen und entlang dieser formalen Aufzeichnung die Inhalte detaillierter erscheinen zu lassen:

$$\begin{array}{|l} \hline (a/non-a) \\ \hline a(t)/non-a \end{array} \quad \begin{array}{l} (non-a) \\ a(t) (non/a \text{ und } non/non-a) \end{array}$$

Insofern, als es zu Bestimmungen innerhalb des unbestimmten Zustands kommt (Innenseite der Form), findet eine Differenzbildung statt, die sowohl das *Weder-Noch* als auch das *Sowohl-als-Auch* der Kommunikation zur Geltung bringt. Es handelt sich um eine Ausdifferenzierung des unbestimmten Zustands, in der weder *a* noch *non-a* als Strukturen des Anfangs in der Kommunikation erscheinen können; sie müssen als etwas anderes erscheinen. Dies wurde bereits mehrfach gesagt und zeigte sich in der Systemtheorie zuletzt als das über *a(t)* ins wertlose gewendete *non-a* (psychisches System) und das über *a(t)* ins positiv gewendete *non-a* (binäre Codierung und symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien). Dieses ins positiv gewendete *non-a* ist natürlich nicht *a*. Denn kein *a(t)* kann als *a* auftreten. Es ist das, was sich im unbestimmten Zustand über *a(t)* mit Bezug auf das wertgleiche *non-a* als das Positive zeigt. Es handelt sich um das den Wertverlust des *non-a* in der Zeit Ausgleichende.

Dieses, lediglich den Wertverlust des *non-a* in der Zeit Ausgleichende, erscheint dann als wertvoll. Es kann aber nicht als *a* bestimmt werden, weil es in der Zeit überhaupt nicht bestimmt werden kann, sondern höchstens als Struktur des Anfangs in stetigem Bezug auf *non-a*, also als verkanntes *a*, als *a(t)* erscheinen kann. Damit erfährt die Wertübertragung eine Richtung in der oben nachgezeichneten Struktur. Denn wenn eine Folgebestimmung *a(t)* kommuniziert wird, die als Folge von *a* auftritt, dann findet gleichzeitig mit der Kommunikation in der Zeit, die einen Wertverlust bezüglich *non-a* reproduziert, eine Wertübertragung aus der rechten Seite des Maßes in *a(t)* statt. Es handelt sich um einen reinen Vollzug im Anfang, dem es nicht um die reproduzierten Bestimmungen, die in der Zeit sind, gehen kann. *Dieser Vollzug hat den Charakter des zeitlosen Maßes, in dem beide Seiten gleichwertig sind; er ist reiner Ausgleich*, der durch das, der Kommunikation mitgegebene, Maß in der Zeit, nur auf die Seite des unbestimmten Zustands hinein erfolgen kann, indem jede Kommunikation als Ausdifferenzierung des unbestimmten Zustands sich zu ereignen hat. Die eigentliche Symmetrie im Maß wird durch die Folgebestimmungen insofern gestört, als diese immer die Negation von *non-a* an sich haben, die im Maß und in der Kommunikation nur durch ein entsprechendes *non-a(t)* beantwortet werden kann. Diese Negation ist dann nicht absolut, sie ist als Irrtum isomorph. Sie hat eine Begrenzung, die dann als Wahrheit missverstanden werden kann, aber letztlich nur die Dissonanz im Maß selber bezeichnet, die als Wertausgleich über das Maß hinweg in den unbestimmten Zustand läuft. In der Kommunikation mag in der Folge des Anfangs dann, wie gesagt, der Anschein entstanden sein, dass etwas Wertvolles bestimmt werden sollte. Die Folgebestimmungen seit dem Anfang geben sich dann als eine Einheit, die das Zeitlose in der Zeit zu kommunizieren versucht. Doch als *a(t)* mit Bezug auf den unbestimmten Zustand erfahren sie nur am Wertausgleich das Zeitlose der Kommunikation selbst, die bereits einen Anfang bekommen hat, der aber ausgeblendet wird. Der unmarkierte Zustand der Kommunikation erscheint dann nicht mehr als ein selbst Unterschiedenes, indem diese Kreuzung im Zeitlosen stattfindet; er erscheint maximal als unbestimmtes Wertvolles, und in der Systemtheorie nur noch als unbestimmt. Der Bezug zur zeitlosen Unbestimmtheit, die über *non-a* der Kommunikation inhärent ist, wird aufgrund des Vollzugs dieser Wertübertragung mit einem Zug aus diesem unmarkierten Zustand hinaus in *a* verwechselt. Hierdurch kommt es aufgrund der hierin liegenden Paradoxie, wie bereits kurz angedeutet, zu einer Iteration zwischen den beiden Seiten des Maßes, die für die jeweilige Folgebestimmung auf der Grundlage des Maßes immer durch ein Hineinlaufen in *a* entschieden war, aber für denjenigen, der sich am Ende dieses Prozesses befindet, etwas Unentscheidbares an sich hat: Es entsteht nämlich die Frage, in welchen Größen hier eine Wertübertra-

gung jeweils stattgefunden hat und inwiefern diese durch den Glauben an *a* beeindruckt wurde. Dies lässt sich heute nicht sagen. Möchte man an jeder Folgebestimmung nicht nur ihren Beitrag für den unbestimmten Zustand, sondern zusätzlich das ihr *Angemessene* zum Vorschein bringen, dann muss dies aus der jetzigen Zeit heraus in der Folgezeit geschehen; dann aber nicht im Verborgenen, sondern diesmal auf der Grundlage des hier wiedererinnerten Maßes.

An dieser Stelle ist man heute in einer Hinsicht weiter als Platon. Denn die Folgebestimmungen sind bereits im Verborgenen vorbeigetragen worden und führten mit der letzten von ihnen, der Systemtheorie, vor das Maß selbst.

An dieser letzten Folgebestimmung muss das ihr *Angemessene* allerdings zum Vorschein kommen, wenn sie selbst im Anfang als das Aufmaß betrachtet werden soll, welches hier vorgestellt wird. Mit der Betrachtung der Systemtheorie zeigte sich die Struktur des Anfangs als ein Maß, das der Kommunikation im Verborgenen eingepflanzt wurde und durch die Zeit als ungesehener Bezugspunkt jeder auf den Anfang gerichteten Folgekommunikation fungierte. Das Maß, das im Ende auf der rechten Seite in Form einer Ausgeglichenheit auftritt, hat im Anfang die Funktion eines Korrektivs für jede Folgekommunikation. Je stärker *non-a* auf der anderen Seite an Wert verliert, je deutlicher *non-a* selbst nur noch zu einer Projektionsfläche der Kommunikation wird, je deutlicher sich *non-a* durch die Bestimmungen im unbestimmten Zustand fesseln lässt, desto höher ist der Wert der ungesehen von der anderen Seite über die Mitte des Maßes in den unbestimmten Zustand hineinfließt, weder in *a* noch in *non-a*, sondern beide unbestimmt lassend, in die Kommunikation hinein als *a(t)*, *a* zu sein glaubend. Dieser Glaube wird durch das *non-a* geheilt, das eben diesem vermeintlichen *a* sein *non-a* anhängt. Dieses *non-a* erscheint dann für *a(t)* als dieser Glaube, trägt aber gleichermaßen den bestimmbareren Irrtum an sich. Jede Folgebestimmung *a(t)*, die glaubt, *a* zu sein, bleibt somit innerhalb des Maßes, das eben diese Bestimmung zu verhindern trachtet, weil sie als ursprünglich bestimmte eben hier erst vollendet werden muss; nachdem dieses Maß erst durch sie geschaffen wurde. Jede Folgebestimmung, die *a* zu bestimmen trachtet, muss demnach als Ausdifferenzierung des unbestimmten Zustandes innerhalb des Maßes verbleiben. Diese Ausdifferenzierung findet im Glauben an *a* und bezogen auf diesen statt. Dieser Bezug funktioniert nur, weil mit jeder Folgebestimmung *a(t)* zugleich der Wertausgleich aus dem *non-a* der rechten Seite bezogen auf das *non-a* im unbestimmten Zustand erfolgt. Der unbestimmte Zustand nimmt also sowohl die Kommunikation *a(t)* als auch das *non-a* in sich auf. Das *non-a*, das aufgrund des stattfindenden Wertausgleichs zur Quelle für den Glauben an eine mitgeteilte Wahrheit *a* wird, wird damit zur Projektionsfläche für das *a(t)*, an dessen Wahrheit man eben

aufgrund des reflektierten und dadurch ins positiv gewendeten *non-a* glaubt. Die Projektionsfläche wird in diesem Sinne für den Beobachter mitreflektiert, weil es nicht in *a* übergehen will.

An dieser Stelle wird deutlich, weshalb bei Platon die Dinge, die vor dem Feuer vorbeigetragen werden, denen also das Angemessene des Maßes zukommt, an denen das *non-a* sozusagen scheint, einen höheren Wert besitzen als die einfach reflektierten Bestimmungen  $a(t)$  und *non-a(t)*. Jemand der das entsprechende Maß besitzt, so wie es hier dargestellt wird, hat Zugang zu *non-a*, so wie es im Anfang vorgesehen ist.

Das *non-a* verschwindet nicht einfach, indem es von rechts nach links in sich selbst läuft. Der Vollzug von rechts nach links findet nur statt, wenn  $a(t)$  sich ereignet, weil nur dann ein Ausgleich stattfinden muss. Und  $a(t)$  findet nur statt, wenn *a* stattgefunden hat. Der Vollzug von rechts nach links ist hernach immer vollständig, weil das einzig ihn Begrenzende das den vollständigen Vollzug bestimmende *a* ist. Es handelt sich also um einen *reinen Vollzug*, der im Anfang aufgrund seiner ursprünglichen Bezogenheit auf *a* unabhängig von den Folgebestimmungen in Differenz zu diesen steht. Die Folgebestimmungen  $a(t)$  beziehen sich, so kann man im Anschluss hieran sagen, in zweifacher Weise auf *non-a*. Erstens, indem sie als einfache Kommunikationen auftreten, die sich des *non-a* als Reflexionsfläche für die Darstellbarkeit ihrer eigenen Wahrheit bedienen. Und zweitens, indem sie *non-a* als Medium nutzen, um hierüber einen ungesehenen Bezug zu *a* zu bekommen. Das  $a(t)$  wird in seinem notwendigen Bezug auf *non-a* zugleich reflektiert und absorbiert. Reflektiert wird das an  $a(t)$ , was bezogen auf *non-a* das Zeitlose darzustellen versucht und dabei dieses als *a* verkennt. Absorbiert wird, was sich mit Bezug auf *a* als das positive, das hinüberkreuzt in den unbestimmten Zustand, an *non-a* bestimmen lässt. Da dies nicht *a* sein kann, kann es sich dabei nur um wesentliche strukturelle Merkmale des Maßes selbst handeln, die in der Kommunikation fortgeführt werden und entsprechend den Anfang weitertragen. Das *non-a* des unbestimmten Zustands gestattet es, so kann man folgern, beide Seiten des Maßes aufeinander zu beziehen. Wertverlust durch zunehmende und endliche Resorption und Wertsteigerung durch entsprechende Aufnahme bewahrenswerter Strukturen trotz Kommunikation. Hieraus lassen sich natürlich, wie angedeutet, verschiedene in späterer Zeit zu klärende Verhältnisse ableiten; zum Beispiel ergibt sich die Frage, inwiefern die einzelnen Folgebestimmungen nur aufgetreten sind, damit sich die verschiedenen Strukturen des Anfangs im unbestimmten Zustand ausdifferenzieren konnten. Hier und jetzt ist es aber nur wichtig zu verstehen, dass es sich bei dem *non-a* im unbestimmten Zustand um ein bestimmbares *non-a* handelt, da es in der Zeit das Ende markiert. Es ist das *non-a*, das auf *a* bezogen bleibt und bereits einmal vollständig, aber unkommuniziert, bestimmt wurde.

Um hier also weiterzukommen, muss man die letzte Folgebestimmung, die als Systemtheorie auf den Anfang bezogen bleibt, ein weiteres Mal in den Augenschein nehmen. Denn indem man dieser Folgebestimmung folgte, zeigte sich in ihrer Verwerfung des Anfangs die stetige Negation eines Anfangs, die sich auch auf *non-a* als notwendigen Bestandteil dieses Anfangs bezog. In dieser steten, zeitlichen Negation erfüllte sich erst die Funktion der rechten Seite des Maßes, für einen Ausgleich des wertverlustigen *non-a* auf der linken Seite zu sorgen. Die Struktur des Anfangs, so wurde deutlich, braucht gerade ihre vollständige Negation, ihren Übergang in die Zeit durch Absorption in die Differenz des unbestimmten Zustands, in der jede Unbestimmtheit durch Kommunikation bereits in Bestimmtes umgewandelt ist. Ihr Auftreten war die letzte Notwendigkeit zur Vervollständigung des unbestimmten Zustands. Denn, was soll jetzt noch von der rechten Seite kreuzen, außer das durch die Systemtheorie realisierte Kreuz selbst, welches Zeit und Zeitlosigkeit aufeinander bezieht? Wenn nun das Maß sich selber auf den unbestimmten Zustand bezieht, dann muss man sich fragen, was diesem noch durch die Systemtheorie als neue Struktur hinzugefügt werden kann. Denn es wird nichts mehr reflektiert, das den Schein der Wahrheit an sich trüge. Das falsch verstandene *non-a* bleibt gegenstandslos, nachdem man durch die Zeit hindurch alle seine Facetten gesehen hat. Man hat sich an den Schein gewöhnt, der nun, da nichts mehr reflektiert wird, seinen übergeordneten Sinn verloren hat. *Inwiefern kann also der unbestimmte Zustand noch ausdifferenziert werden, wenn bereits mit der letzten reflektierten Wahrheit die letzte bewahrenswerte Struktur in der Kommunikation vollzogen wird?* Wie kommt also das Maß, das am Ende noch einmal als das Ganze seiner bewahrenswerten Strukturen hinübergeht, in der Zeit vor? Was passiert, wenn beide Seiten der Unterscheidung auf die eine Seite, in die Differenz des unbestimmten Zustands, übergehen?

Diese Fragen können, nun am Ende angekommen, beantwortet werden. Die bewahrenswerten Strukturen vollziehen sich dabei in der Kommunikation, sie müssen nicht mehr eigens konstruiert, können also vorausgesetzt werden. Das Maß wird also in diesen, die Kommunikationen anleitenden Strukturen, nachvollziehbar und in der Systemtheorie als zeitliche gesellschaftliche Strukturen gedeutet – ich habe bereits auf verschiedene Aspekte hingewiesen. Wichtig ist nun zu registrieren, dass man, hier angekommen, wieder beim Ausgangspunkt der Betrachtung angelangt ist. Der re-entry selbst erscheint nämlich am Ende als der notwendige letzte Zug zur Ausdifferenzierung, also zur Bestimmung und nicht nur zur Kenntnis des unbestimmten Zustands. Denn wenn beide Seiten des Maßes in den unbestimmten Zustand übergehen, dann steht man plötzlich vor dem Problem zu erkennen, wie dies zu geschehen habe, wenn zwar die bestimmmbaren Strukturen allesamt schon über-

gegangen sind, aber nun die Unbestimmten ebenso übergehen sollen. Und hier zeigt sich das letzte Verhängnis, dem die Systemtheorie selbst in ihrer Vervollständigung des alteuropäischen Denkens nicht entgehen kann. Sie kann die Struktur des Unbestimmten nicht in die Zeit übergehen lassen. Einzig den Vollzug selbst, der sich als unabhängig von jeder Bestimmung gezeigt hat und in seiner ausgleichenden Funktion der Wertunterschiede den Sinn des eigenen Verschwindens an sich hat, kann sie in der Zeit zwar voraussetzen, sie kann ihn aber nicht in seiner Funktion, die er im Maß hat, erfassen. Diese Struktur der Abwehr gegen das Unbestimmte ist bereits in der Untersuchung des Maßes angesprochen worden. In der Zeit wird sie zu einer sich selbst verbergenden Struktur des Vollzugs: *System/Umwelt*. Als eine solche kann sie selbst nicht mehr als ein Ding erscheinen, dessen Schattenseiten man reflektiert durch *non-a* erkennen könnte. Sie wird in der zeitlich stattfindenden Kommunikation zu einer bewahrenswerten Struktur, die sich selbst auf jede Kommunikation bezieht. Denn jede unter dieser Voraussetzung stattfindende Kommunikation, die als etwas Bestimmtes auftritt, ist in ihr bereits aufgehoben. Jede so an *non-a* reflektierte Bezeichnung, die etwas Mitteilenswertes kommuniziert, läuft *uno-actu* in die Resorption zurück. Der Vollzug selbst wird so immer wieder zu einem Übergang nicht von der rechten Seite des Maßes in den unbestimmten Zustand hinein, sondern zu einer mit jeder Kommunikation sich ereignenden Iteration im Maß zwischen dem unbestimmten Zustand und des ihn begrenzenden *non-a*, die aufgrund der ihr strukturell vorgegebenen *System/Umwelt*-Differenz mit ihrem Erscheinen schon wieder verschwindet. Mit dem letzten Vollzug, der sich mit der Systemtheorie im Maß von der rechten Seite auf die linke Seite in den unbestimmten Zustand hinein vollzieht, geht also einerseits eine volle Wertübertragung von *non-a* einher, die andererseits zu einem völligen Wertverlust von *non-a* auf der anderen Seite des Maßes führt. Da das Maß in diesem Sinne einen vollen Zug macht, ändert sich im Vergleich zu den früheren Ausgleichsoperationen die Qualität. Indem es am Ende der Zeit auf sich selbst trifft, ist es voller Wert und wertlos zugleich. Und die Systemtheorie hat die Funktion, am Ende nur die Vollwertigkeit zu vollziehen, indem sie von jeder Kommunikation die Unbestimmtheit durch ihre ereignishaftige Form zwar nicht im Maß, aber in der Zeit, fernhält. Das mit jeder Bestimmung gleichzeitig gegebene Unbestimmte wird *uno-actu* bestimmbar gemacht, da es hierzu die Vollständigkeit des Vollzugs nutzt. Jede Kommunikation muss diese voraussetzen. Sie leistet dies aber nun, indem sie sich auf eine Projektionsfläche stützt, auf der sie zuletzt als wertvoll erscheinen kann und mit der sie verwechselt werden kann. Das auf der linken Seite in seinem Wert abnehmende *non-a*, das mit der Systemtheorie auf ein *a(t)* trifft, mit dem es sich verwechseln kann und hierin eine Wertsteigerung erlebt, *geht in der Zeit* mit der Notwendigkeit immer weiterführender Kom-



munikation einher, die sich eben mit diesem *non-a* (psychisches System) auf ein letztes Unbestimmtes stützen muss und welches zu dieser Selbstaufgabe bereit ist, ohne eben als Voraussetzung zu verschwinden. Das Maß ist am Ende in der Kommunikation voller Wert, und das *non-a* (psychisches System) als Maßgabe ist wertlos: *nur noch Maß!* Und als ein solches nutzt es dieses Maß als Kommunikation, um das ihm durch Kommunikation Präsentierte, immer wieder mit Wert aufzufüllen. Es ist das Ausgeglichene, das in dieser Abgabe nichts mehr verlieren kann, da ihm als das unbestimmte Zeitlose durch die Zeit nichts verloren geht. Im Ende sind *non-a* und *a(t)* dasselbe, wenn sich mit jeder Kommunikation *non-a* an *a(t)* übergibt. Und dies ist nur möglich, *wenn alle non-a im Maß identisch sind.*

Mit jeder Kommunikation seit der Systemtheorie erscheint dann das *non-a* als Leihgabe der Vollwertigkeit. Das Maß erscheint wertvoll, solange die Kommunikation anhält. Da Kommunikation nur funktioniert, wenn etwas Bestimmtes bezeichnet wird, wird mit jeder einzelnen hernach immer das Maß ungesehen aktiviert. In der Zeit kann sich diese Vollwertigkeit natürlich nicht als der Vollzug des Maßes durch den ganzen unbestimmten Zustand zeigen, weil dieser dann natürlich auch nach einer entsprechenden Bestimmung *a* verlangen würde. In der Zeit wird er auf jede Kommunikation des unbestimmten Zustands verteilt; und zwar so, dass mit jeder Kommunikation in sich und als ganzer Kommunikationszusammenhang der wertmäßige Ausgleich, des im Maß als Ganzes existierenden Vollzugs, erreicht wird. Damit die Kommunikation das Maß reproduzieren kann, ohne seine Unbestimmtheit, also das Zeitlose, also weder *a* noch *non-a*, also das *Unbestimmte am Zustand*, in sich aufnehmen zu müssen, wird die Kommunikation differenziert. Sie braucht nicht nur ein *non-a* (psychisches System), sondern mindestens zwei, an denen sich die Kommunikation als Wertausgleich ereignen kann. Dies liegt daran, dass die Systemtheorie mit der System/Umwelt-Differenz eine bewahrenswerte Struktur in den unbestimmten Zustand eingebracht hat, das heißt, etwas Unbestimmtes in das durch Zeit Bestimmbare gebracht hat, das strukturell mit dem unbestimmten Zustand ist. Es handelt sich um die Struktur des Vollzugs. Diese Struktur wird jedoch in der Zeit auf die Kommunikation und nicht auf das Maß bezogen. Jeder Kommunikation kommt dann die Struktur des Unterscheidens und Bezeichnens zu, welche unter der Voraussetzung des Vollzugs zeitlich entfaltbar ist, aber den Vollzug eben nicht als unterschieden von der Kommunikation selbst differenziert. Das, was sich in der Systemtheorie als Kommunikation zwischen Alter und Ego konstituiert, wird im Maß zu einem Vollzug des Ausgleichs von *non-a* an *non-a*, von wertvoll zu wertlos und wieder zurück. Das *non-a* als die gemeinsame Projektionsfläche für wertvoll und wertlos wird zeitlich differenziert in einer Vervielfältigung von Projektionsflächen. Und damit dieser Vollzug nicht ins



Leere läuft, braucht er einen Bezug auf die bewahrenswerten Strukturen des Maßes, die in der Systemtheorie aber nur als Strukturen der Kommunikation gedeutet werden können. Jede einzelne Kommunikation, die etwas bezeichnet, vollzieht durch das ihr zukommende Maß einmal den vollständig in der Zeit ausdifferenzierten Zustand – und kommuniziert deshalb immer mit Bezug auf dessen Strukturen –; wird aber gleichzeitig zurück in das Maß gelenkt, wo es sich mit einer bestimmaren Projektionsfläche identifiziert, um einen Wert für die Ausdifferenzierung des unbestimmten Zustands zu erhalten. Der Differenziertheit des vollständig ausdifferenzierten unbestimmten Zustandes, der so ständig reproduziert wird, entspricht dann eine Anzahl an Projektionsflächen, die diesem dem Wert nach zusammen äquivalent sind, also wertvoll sind. Mit der Systemtheorie wurde letztlich eine Struktur in dem unbestimmten Zustand ausdifferenziert, die auf der linken Seite des Maßes einer jeden Kommunikation, einer jeden Wertübertragung, einer jeden Bezeichnung, einen entgegenstehenden unmarkierten Zustand zufügt. In der Systemtheorie wird dieser als der vielfältige Beobachter bezeichnet. Seine Funktion besteht darin, dass er in seinem ausgleichenden Charakter Vollständigkeit prätendiert und in seinem spezifischen Wert hinsichtlich des Kommunikationszusammenhangs eine jeweils auf die Bezeichnung bezogene, bestimmte Stelle einnimmt. Auf diese Weise kann der unbestimmte Zustand, der im Maß nun vollständig, aber für seine eigene Reproduktion ungesehen ausdifferenziert ist, in seiner zeitlichen Ausdifferenziertheit externalisiert werden, da es so scheint, als hinge seine Reproduktion nur von den vielen *non-a* ab und als wäre das Maß darüber hinaus wertlos. Dabei wird übersehen, dass die *non-a* zwar alle im Dienste des unbestimmten Zustands stehen, sie aber als solche der Außenseite des unbestimmten Zustands, also dem Maß, zugeordnet sind.

Die Systemtheorie kann also nur dann zur vollständigen Ausdifferenzierung des unbestimmten Zustands führen, wenn sie das Maß in einer Weise in den unbestimmten Zustand einführt, dass jenes sich nach seiner Entwicklung in den Dienst der stetigen Reproduktion des vollständig entwickelten unbestimmten Zustands begibt und von seiner vollständigen Bestimmung absieht, also *a* weiterhin ausblendet. Der unbestimmte Zustand nutzt das Maß, und jetzt lässt sich genauer sagen: den *zeitlosen*, von jeder Bestimmung differenten Vollzug des Maßes, der den unbestimmten Zustand vollständig vollzieht, um ihn über die Konstruktion einer externen, Zeit brauchenden, im Maß angelegten, differenten Projektionsfläche in den unbestimmten Zustand zurückzuleiten. Die zeitlose, maximale Wertübertragung kann dann zur stetigen Reproduktion des unbestimmten Zustands genutzt werden, solange – und dies ist wichtig – der Ausgleich auf der Ebene jeder einzelnen Kommunikation gelingt und die notwendige Balance im Wert beibehalten werden kann.

Hierzu konfrontiert sich der unbestimmte Zustand aber selber mit der Möglichkeit bestimmbar zu sein, indem er sich lückenlos auf der durch die vielen *non-a* differenzierten Projektionsfläche reflektiert; lückenlos, aber nicht zeitlos – kommunizierbar, aber unkommuniziert; als Einheit aufgelöst in die vielen Beobachter, wobei dies zwar zu der erwünschten Reproduktion bewahrenswerter Strukturen führt, aber hierfür der zwischen wertlos und wertvoll iterierende Begriff der Gesellschaft herangezogen werden muss, der keine hierarchischen Beziehungen mehr erlaubt.

Damit dies funktioniert und der unbestimmte Zustand fortbestehen kann, muss er die hier nachgezeichneten Strukturen so bestimmen können, dass sie den hier beschriebenen vollständigen Effekt haben, aber nicht als notwendig im Sinne des hier beschriebenen Maßes wiedererinnert werden. Deshalb tritt sie als Leitstruktur, als binäre Codierung auf, die alle Merkmale des hier beschriebenen re-entries aufweist, aber als ein solcher nur in seiner Entfaltung in der Zeit beschrieben werden darf.

#### 5.5.9 *Re-entry, Form der Codierung und die Struktur des Anfangs*

Der Vollzug der hier beschriebenen Strukturen in der Zeit wird zu der Anfangs beschriebenen Möglichkeit, den re-entry auszusparen. Hier wurde deutlich, dass ein Fortkommen nur unter Hinzunahme der Zeit möglich ist, womit der re-entry zugleich vollzogen wird, dies aber aufgrund der zeitlichen Iteration zwischen den Werten unbeobachtet sein kann und stattdessen ein imaginärer Zustand real stattfindet. Und jetzt sieht man besser, inwiefern dieser re-entry stattfindet, und inwiefern er zugleich ausgespart wird. Das *a* als vollständiger re-entry bleibt ausgespart, da sich seine Bestimmung auf den unbestimmten Zustand bezieht. Es ist auf seine Vollständigkeit bezogen. Es vollzieht sie. Dieser Vollzug macht aber nur Sinn, wenn sich das zu ihm Differente zuallererst zeigt, das heißt, vollzieht; nicht als ein Abstraktes, als Utopie – eine solche liegt ja bereits vor, sondern als ein diesem Vollzug Entgegenstehendes, aber für es Bestimmbares. Und man sieht nun am Ende – jetzt da die Bestimmbarkeit gegeben ist –, dass der Vollzug sich vollständig für diese Bestimmbarkeit hingeben musste. Er ist es, der als Zeitloser dafür sorgt, dass der re-entry ausgespart wird, indem er sich am Ende der Zeit übergibt, und in jedem einzelnen *non-a* das Bewahrenswerte ungesehen reproduziert. Der re-entry am Ende der Form ist ein Entgegenstehendes, aber für den zeitlosen Vollzug Notwendiges, das sich mit ihm reproduziert.

Im unbestimmten Zustand zeigt sich dieser re-entry natürlich nicht in dem hier dargestellten Bezug auf das Maß. Hier zeigt er sich als binäre Codierung, die die bewahrenswerten Strukturen ungeachtet der Diffe-

renzbildung durch die Systemtheorie immer wieder vollzieht, aber erst durch sie bestimmt wird. Erinnert man sich diesbezüglich noch einmal an eine wesentliche Stelle des allgemeinen Teils, dann hatte sich dort die Designationsmöglichkeit des Codes in der Selbstplacierung der beiden Werte in den Positivwert gezeigt und die Reflexionsmöglichkeit an dem re-entry in den Negativwert. Luhmann sagte: »Nur hier gibt es den re-entry im Sinne von Spencer-Brown. Die Wahrheit bezeichnet das, was der Fall ist. An der Unwahrheit kommt zur Reflexion, ob das zutrifft oder nicht. Somit beruht die Asymmetrie der Unterscheidung letztlich darauf, daß nur auf einer ihrer beiden Seiten ein re-entry stattfinden kann; und zugleich beruht die eigentümliche Ausbalanciertheit des Code darauf, daß dies nicht die Seite ist, auf der die Anschlußfähigkeit organisiert, also die eigentliche Funktion erfüllt wird.«<sup>461</sup> Die Selbstplacierung stellte sich als ein Ergebnis in der Suche nach dem Grund für die stetig sich ereignende Asymmetrisierung im binären Code dar. Sie stellte sich letztendlich als eine Folge historischer Strukturbildung heraus, die dafür sorgt, dass in der blinden Konfrontation mit beiden Seiten immer der positive Wert gewählt wird. Der negative Wert ist bezogen auf diese blinde Wahl letztendlich immer nur isomorph, im Sinne einer weiter oben beschriebenen Potenzialisierung. Blickt man nun vom jetzigen Standpunkt aus auf diese Selbstplacierung, dann zeigt sie sich als ein Spezialfall der beschriebenen Iteration zwischen der Innenseite und der Außenseite des unbestimmten Zustands, die, aufgrund des in der jeweiligen Kommunikation bestimmten, immer wieder in den unbestimmten Zustand hineinläuft. Denn nur hier wird das Bestimmte zugleich zu einem Bewahrenswerten – das *non-a* zu einem verkannten *a* –, das sich nur dann als bewahrenswert herausstellt, wenn es sich reproduzieren lässt. Und das heißt, wenn es sich zugleich der Kommunikation aussetzt, die einen wertmäßigen Bezug zu den *non-a* auf der Außenseite des unbestimmten Zustands besitzt und, da diese erst am Ende erscheinen, eine *uno-actu* Prüfung des entsprechenden Potenzials durchführt. Diese Form der Asymmetrie tritt erst am Ende auf, wenn das Maß selbst übergegangen ist in die Zeit; weil erst damit eine entsprechende Projektionsfläche zur Verhinderung des vollständigen re-entry eingebaut wird. Die Struktur der dafür notwendigen Binarität zeigte sich bereits früher im Maß auf der rechten Seite in der Bezeichnung der Struktur der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien und wies hier die benötigte Ausgeglichenheit auf, die es braucht, um sich dem Maß entgegenzustellen. Die Projektionsfläche der vielen *non-a* wurde durch den wertausgleichenden Vollzug dann zu einer Projektionsfläche des zeitlich ausdifferenzierten unbestimmten Zustands, wobei jede Bestimmung in der Kommunikation dann immer wieder in den unbestimmten Zustand

461 Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 203.

hineinlaufen muss. Dem einen zeitlosen Vollzug werden auf diese Weise unendlich viele kleine Vollzüge entgegengesetzt, die sich aber beim Hinüberkreuzen in den unbestimmten Zustand immer wieder als Einer präsentieren. Dieses Eine kann beim Hinüberkreuzen in den unbestimmten Zustand nicht gesehen werden, da der Vollzug als different zu jeder einzelnen Bestimmung und damit Kommunikation erscheint. Im Positivwert erscheint der Vollzug dann als Anschlussfähigkeit im Sinne Luhmanns; und zwar so, »daß von einer Feststellung aus sehr viele andere zugänglich sind und daß Reformulierungen des Wissens (›Erklärungen‹) bevorzugt werden, die den Bereich des möglichen Anschlußwissens vergrößern und daraufhin einschränken.«<sup>462</sup> Die hier beschriebene Anschlussfähigkeit zeigte sich in der hier behandelten Form der Wertübertragung als begrenzte Negativität an. Anschlussfähigkeit heißt dann zuallererst: Anschluss an den zeitlosen Vollzug, dessen Bestimmbarkeit als wertvoller Überschuss verkannt wird, der geeignet ist, seine Bestimmungen trotz Negation ins Unendliche fortzuführen, da jede Negation ebenfalls als Potenzialisierung dieser Wertübertragung herangezogen werden kann. Der Negativwert wird in seiner Funktion der Reflektion des bestimmbareren Vollzugs zu einem gleichwertigen Strukturpartner des  $a(t)$ , der voraussetzt, dass der reflektierende Vollzug an der Außenseite des unbestimmten Zustandes, in seiner Gegenläufigkeit zu dem zeitlosen Vollzug, einen Moment der Ausgeglichenheit gegen das Zeitlose herbeiführt. Diese Ausgeglichenheit wird im re-entry zur Iteration, die sich so über die binären Codierungen darstellen lässt.

Dies kann natürlich nicht ohne den Bezug auf einen reproduzierbaren Wert erfolgen, der bei aller Iteration in der Zeit als wertvoll erhalten bleibt. In der Systemtheorie stößt man an dieser Stelle auf die symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien, deren Wert nicht mehr in Form eines Ideals einer Wertehierarchie zugeführt werden könnte. Sie dienen lediglich als Medien für Formbildungen, die ihre Negationen ebenso dulden wie ihre Anschlüsse. Im Maß kann man nun sehen, dass dieses Streben die Funktion besitzt, unter Duldung einer Verkennung jedes Anschlusses als etwas Positives oder sogar als  $a$ , den ausdifferenzierten unbestimmten Zustand zu erhalten und jede Unbestimmtheit in ihm zu rejizieren. Diese Rejektion des Unbestimmten zeigt sich dann in der Systemtheorie in Form der Rejektion anderer binärer Codierungen, die dem zeitlosen Vollzug auf einen anderen Wert hin folgen, also mit ihrer jeweiligen mit Bezug auf die eigene binäre Codierung unbestimmten Binarität ein Bild für die Zurückweisung der grundsätzlichen Unbestimmtheit im Maß erzeugen. Grund für diese Rejektion ist die präsumtive Vollständigkeit, die sich ergibt, wenn eine Kommunikation mit Bezug auf ihre Leitstruktur kommuniziert. Denn dann hat sie einen

462 Ebd., S. 200f.

Bezug zu ihrem eigenen Ende, und dies bedeutet, dass sie einen vollen Wertausgleich gestattet, indem jede weitere Zutat zu einem Ungleichgewicht führen würde.

Nun liegt aber am Ende mit dem Aufkommen der binären Codierungen im unbestimmten Zustand zugleich die Notwendigkeit vor, diese als das gemeinsame Maß Verkennende zu erhalten. Auf der Ebene ihrer Leitstruktur ist dies nicht problematisch, solange die nicht-kontingente binäre Struktur für ausreichenden Anlass zur Kommunikation sorgt. Das Problem der Verkennung liegt auf einer anderen Ebene. Mit ihrem Vorkommen sind die binären Codierungen genötigt, eine eigene Historie zu schreiben – wie man mit Luhmann seit der funktionalen Differenzierung weiß –, die dazu beiträgt, dass die notwendigen symmetrischen und asymmetrischen Eigenschaften in der Codierung immer wieder reproduziert werden. Dass im Ende die jeweils genutzten binären Codierungen grundsätzlich diese Eigenschaft zur Historie besitzen, soll dabei gar nicht geleugnet werden, denn sonst würde gar kein re-entry in die Zeit stattfinden. Problematisch ist, dass die Verkennung des Maßes zu einer eigenen Kriterienbedürftigkeit führt, die erst eine eigene Negationsgeschichte schreiben muss, und die sich mit Bezug auf Zeit als unendlich darstellt. Auch wenn die entsprechenden Kommunikationen immer wieder auf eine Entscheidung zwischen den beiden Werten der binären Codierung hinauslaufen, gibt es kein aussagbares Ziel mehr. Obschon die Struktur der binären Codierung aus einem Ende der Form resultiert, müssen Gegensatzpaare gefunden werden, die diesen Bezug ausblenden und trotzdem motivieren. Dass und wie dies möglich ist, hat sich in der Behandlung der Funktionssysteme gezeigt und wurde hier, durch den Gegenstand gegen die zu flüchtende Struktur des Anfangs und seines Ausgleichs im Ende, auf einer tieferen Ebene bestätigt. Die Verkennung der anfänglichen Bestimmung und die folgende Verkennung des Maßes auf der Ebene der Leitstruktur führen zu einer Kriterienbedürftigkeit, die zugleich auf die spezifische Reproduktion und auf einen notwendigen Ausgleich der Verkennung verweist. Die präsumtive Vollständigkeit, die sich auf der Ebene der binären Codierung ergeben hat, wird hierzu auf der Ebene der Programme geordnet. Hier erst bildet sich nämlich ab, was sich in den Aussagen zur Anschlussfähigkeit ergeben hat: die gemeinsame Nutzung des zeitlosen Vollzugs, also seiner Funktion, den unbestimmten Zustand in der Zeit zu erhalten. Was in den Anschlüssen immer wieder auf die beiden Werte verweist, verweist zugleich auf das nicht hierarchisierbare, und das heißt: nicht maßgebende Verhältnis der isoliert sich vollziehenden Anschlüsse. Der zeitlose Vollzug wird auf der Ebene des unbestimmten Zustands so zu einem wertgleichen Vollzug der gemeinsamen Funktionssysteme, deren den unbestimmten Zustand vollständig machende Bedeutung für die Werthaftigkeit auf dieser Ebene der einzelnen Funktionssysteme nicht erkannt, sondern verkannt wird,

weil der zeitlose Vollzug zuallererst verkannt wird. Die Rejektion des unbestimmten Zustandes führt zu einer Rejektion der Funktionssysteme auf der Ebene ihrer Codierung, auf welcher sie im Vollzug eigentlich gemeinsam für einen Wertausgleich sorgen. Dies hat zur Folge, dass der hier eigentlich mögliche Einheitsbezug, in Form einer Berücksichtigung anderer Funktionssysteme auf der Ebene des Vollzugs, der sich auf die Erkenntnis des sie begleitenden Maßes gründet, ausgeblendet werden muss. Da der zeitlose Vollzug nicht teilbar ist, beinhaltet er die Möglichkeit der uneingeschränkt vervielfältigbaren Teilhabe ohne Wertverlust. Jedes Funktionssystem beansprucht den vollen Wertausgleich für sich, indem es alle anderen binären Codierungen aus dem Vollzug der eigenen verwirft. Es kommt zu der sich nur der eigenen Funktion vollständig widmenden Ausdifferenzierung von Kommunikationszusammenhängen, die im Rahmen der Systemtheorie bereits mehrfach thematisiert wurde. Verhängnisvoll ist, dass es für den gemeinsamen Vollzug bereits ein Maß gibt, auf dessen zeitlosen Vollzug bereits zurückgegriffen wird, aber das ungesehen bleibt und deshalb auch den eigentlichen Zusammenhang der Funktionssysteme untereinander mit abblendet; nicht nur abblendet, sondern in präsumtive Vollständigkeiten zerfallen lässt. Dass es auf der Ebene der binären Codierungen, so wie Luhmann dies angedacht hat, nicht zur Aufnahme von Rejektionswerten kommt, die zu einer entsprechenden Rücksichtnahme auf andere Funktionssysteme, trotz Vollständigkeit, führen könnte, hat also nichts mit der gerade erst gewonnenen Errungenschaft der binären Codierungen zu tun, deren Sicherheit man nicht aufs Spiel setzen möchte. Es hat damit zu tun, dass zur Reproduktion des unbestimmten Zustands, zur Entgegenstellung im Maß, zur Verhinderung von *a*, der Ausschluss des Unbestimmten in der Zeit notwendig ist. Es kommt zu einer Maßlosigkeit in der Zeit, trotz oder gerade wegen des Maßes, dessen man sich blind bedient. Der unbestimmte Zustand driftet deshalb in seinen Funktionssystemen nicht auseinander. Die gemeinsame Entstehung im Maß und die Folgen des re-entry in die Zeit, die zu einer ungesehenen Ausgeglichenheit führen, lassen dies nicht zu. Nur die Abstimmung untereinander scheint dysreguliert, weil mit den binären Codierungen zugleich jede Vorstellung eines übergeordneten Zieles abhandengekommen ist. Das damit eingeläutete Erreichen des im Maß Erreichbaren, nämlich, dass *non-a* real in der Zeit ist, wird zwar als Vollzug des re-entry in der Zeit erfahren, aber er wird hier als das transzendente Subjekt, als Ich oder als Begriff verkannt und damit übersehen. Der ursprüngliche Verstehensprozess wird, wenn man verstanden hat, nicht einsichtig; er wird zum blinden Erhaltungsprozess, der auch noch den letzten Glauben an ein Maß, im Nihilismus, zu Boden drückt.

Nichtsdestotrotz, und dies ist wichtig, erhält sich der unbestimmte Zustand ungesehen im Maß. Und er leistet dies, indem er strukturelle Abhängigkeiten der Funktionssysteme untereinander, die in der Zeit

entstanden sind, auf der Ebene seiner kontingenten Programme in eigene Kriterien transformiert, die geeignet sind, auf die Ansprüche anderer Funktionssysteme einzugehen. An den Programmen stellt sich in diesem Sinne eine Ausgleichsfunktion dar, zwischen dem in der Zeit eingetretenen re-entry, das den unbestimmten Zustand auf der Ebene seiner binären Codierungen ausschließt – und das aus dem Maß fallen anzeigt – und dem im Maß selbst vollzogenen re-entry, das diesen Ausschluss negiert.

Im unbestimmten Zustand muss, sofern hier der re-entry in der Zeit vollständig sein soll, ebenfalls die Unbestimmtheit in die Form der Codierung mit aufgenommen werden und sich hier ihrem Ausschluss entgegensetzen.<sup>463</sup> Im Maß war zu sehen, dass die Negation der binären Codierung mit einem Übergang auf die Außenseite des Maßes zusammenhängt. Das hieße aber eigentlich, dass der unbestimmte Zustand, der in seiner Reproduktion das Zeitlose mit jeder Kommunikation ausschließt, in das Zeitlose ausgreift. Dieses zeitlose Ausgreifen funktioniert dann aber nur, wenn es isomorph ist, das heißt durch die Kommunikation sofort und das heißt: uno-actu wieder in die Anschlussfähigkeit geführt werden kann. Hierzu brauchte es der Vielzahl an *non-a* zur externalisierten Projektionsfläche für den unbestimmten Zustand im Maß. Zwischen der Projektionsfläche von *a/non-a* und dieser externalisierten Projektionsfläche entsteht durch die Negationshistorie der binären Codierung ein Negationsraum, der durch den zeitlosen Vollzug nicht mehr einfach passiert werden und ohne Hindernis in die Anschlussfähigkeit laufen kann. Man kann sagen, da der zeitlose Vollzug in Bezug auf seinen Wert in der Anschlussfähigkeit nicht teilbar ist, muss ihm, damit eine Regulation eingeführt werden kann, hierzu ein wirklicher, zeitloser Wertausgleich entgegengesetzt werden. Dass am Ende dieser Wertausgleich möglich sein muss, erschien bereits bei George Spencer-Brown. Hier zeigte sich im Wiedereintritt des Ausdrucks eben diese Notwendigkeit in der Unbestimmtheit der Wertuteilung. Auch wenn in der Folge die Zeit hinzutritt, um diese Unbestimmtheit zu entfalten, kann sie dem re-entry nicht weggenommen werden. Das Erscheinen dieser Unbestimmtheit geschieht aber nun nicht in völliger Zeitlosigkeit nur für sich. Sie erscheint mit jeder Bestimmung und setzt sich dem zeitlosen Vollzug als Potenzial entgegen. Der zeitlose Vollzug, der eigentlich ungestört passieren kann,

463 Diese Notwendigkeit wurde weiter oben in Bezug auf die Iteration von der Innenseite auf die Außenseite des Maßes bereits angetroffen. Nur zeigte sich dort erst die allgemeine Struktur der binären Codierung im Maß selber an, die jetzt aber durch den Bezug auf Zeit die Tendenz zur Maßlosigkeit bei einseitiger Betrachtung zeigt und deshalb einer näheren Erklärung in Bezug auf den unbestimmten Zustand bedarf. Auch Luhmann hat diese Notwendigkeit, wie im obigen Zitat, als re-entry auf der Negativseite beschrieben; er hat aber die eigentliche Funktion dieses re-entry nicht erkannt und



wird mit jeder weiteren Bestimmung zunehmend ausgebremst; bis ein Ausgleich zustande gekommen ist. Der unbestimmte Zustand stellt dem Maß im Maß solange Negationen entgegen, bis sie den Wert des Vollzugs selbst ausgleichen. Im zeitlosen Maß steht dieser Ausgleich natürlich bereits im Anfang als vollendet da. In der Zeit wird der damit eingeleitete Prozess zu einem der Selbsterhaltung entgegenstehendem Verhängnis, das ein Ende hat. Die isolierte Nutzung der Anschlüsse führt zu einer genau entgegenstehenden isolierten Nutzung der Negationen, die auf ein Ende hinlaufen, wenn der volle Wert im Maß ausgeglichen ist. Der eigentlich unteilbare zeitlose Vollzug wird dann im unbestimmten Zustand selbst gar nicht als gemindert gesehen – er wird sowieso nicht gesehen –, die isolierte Nutzung findet an der Außenseite des unbestimmten Zustands statt; sichtbar nur an jedem einzelnen *non-a*, das die kraftraubenden Kommunikationen zu leisten hat. Der unbestimmte Zustand geht schließlich mit derjenigen Bestimmung zu Ende, die im Zeitlosen die letzte Negation ungesehen aktiviert, denn jetzt finden die Bestimmungen keinen Anschluss mehr, da dieser plötzlich weg ist. Es gibt nun nichts Bestimmbares mehr, da man sich dem Unbestimmten verweigert und dieses nur als vervielfachte Wertspender zur Grundlage genommen hat.

Dieser hier beschriebene Wertausgleich, der im Maß über den Negationsraum zeitlos ist, wird im unbestimmten Zustand zu einer Historie der Negationen, die in den Programmen der jeweiligen Funktionssysteme ihr für die weiteren Bestimmungen notwendiges Gedächtnis besitzen. Dies ist hinlänglich bekannt. Aber auch wenn sich hier die Funktionssysteme isoliert in ihrer eigenen Werthaftigkeit betrachten, übersehen sie die eigentliche Funktion dieser Programme; dass sie nämlich in ihrer isolierten Vollständigkeit einen Wertgegensatz erzeugen, der real in der Zeit ist und von jedem einzelnen *non-a* geduldet werden muss, weil dieses bereit ist, sich mit  $a(t)$  zu verwechseln. Dieser Wertgegensatz kann nun nicht wie beim zeitlosen Vollzug vollständig isoliert werden. Denn auch wenn in den Funktionssystemen mit Hilfe der Programme eine je eigene Systemgeschichte aufgebaut wird, so bestätigt sich hier, wie im allgemeinen Teil festgestellt, dass mit der funktionalen Differenzierung nicht ein vollständiger Neustart des unbestimmten Zustands gemacht wird, sondern dass hier ein Transformationsprozess stattfindet, der berücksichtigt, dass die Kommunikationen, die sich im Kontext des Bewahrenswerten ereignen, und die zu der Feststellung geführt haben, dass man die Form der Codierung als re-entry in die symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien – und nicht als diese selbst – zu betrachten habe, auch jede Kommunikation meinen, die sich mit Blick auf die binäre Codierung als ein blind reproduzierter Wert ereignet.

begründet die Bezogenheit der Funktionssysteme aufeinander letztlich mit evolutionär gewachsenen strukturellen und operativen Kopplungen.



Aus dem hier Gesagten folgt dann zweierlei: Erstens, dass mit jeder Bestimmung, die den zeitlosen Vollzug benutzt, nicht nur die isolierte Funktion zur Erhaltung mit der Tendenz zum Maßlosen, sondern auch zugleich ihre Negation erzeugt wird, die aber dann als ebenfalls wertvoll identifiziert wird, weil sie uno-actu dieselbe Anschlussfähigkeit zum Wiederkreuzen in den unbestimmten Zustand nutzt. Die Negativität als wirklich Entgegenstehendes wird gar nicht beobachtet, weil sie in der isolierten Betrachtung nur den Sinn der Reflektion und nicht des ›Gegenstands‹ hat. Sie erscheint in den Systemen nur als Potenzial für die eigenen Anschlüsse. Aber zugleich zeigt sich zweitens, dass auf der Ebene der einzelnen Kommunikationen zugleich die Negation als Eigenwert bewahrt wird. Sie löst sich aufgrund ihres Bezuges auf den unbestimmten Zustand von ihrem isolierten Kommunikationszusammenhang und bedeutet als Wertminderung immer auch eine Wertminderung in anderen Systemen, die sich darauf über programmatische Berücksichtigung anderer Funktionssysteme ungesehen einstellen. Hieraus ergeben sich dann unterschiedliche Verhältnisse der *Distanz und Nähe* zu den vielfältigen *non-a*, die in der Berücksichtigung der entsprechenden Spezialsprachen reproduziert werden, ohne aber den Bezug zu jenen zu verlieren. *Im Maß zeigt sich dann ein der Tiefe und Breite nach unterschiedener Negationsraum, der durch die Kommunikationen von non-a zusammengehalten wird.*

Die Realisierung von *non-a* in der Zeit führt letztlich über das Maß hinaus, da es eine vollständige Regulierung auf der Ebene der Leitstrukturen nicht zulässt und hierfür auf die Programme ausweichen muss, die im Maß als Negationsraum für eine historische Formung zum Maß hin stehen. Diese ist mit dem re-entry des Maßes in die Zeit und dessen, in den binären Codierungen vorgezeichnete isolierte Formung zum Ende hin, *eigentlich* abgeschlossen und geht dann, so entgegenstehend, auf das Ende hin.

### 5.5.10 *Das Ende und der Anfang*

Der unbestimmte Zustand, der im Anfang durch die erste Bestimmung in seinen Grenzen bestimmt wurde, kann, wie bereits erörtert, seine eigenen Grenzen, die auf das Ende verweisen und sich nur im Maß als solche darstellen lassen, nicht sehen. Die Folgebestimmungen, die diese Vollständigkeit ebenfalls nicht erblicken und deshalb im Dienste beider Seiten stehen, verbergen denjenigen Anteil vor sich selber, der für die Ausdifferenzierung und für das Weiterkommen des unbestimmten Zustands keine sichtbare Relevanz hat. Der unbestimmte Zustand *bedient sich* des im Anfang liegenden Potenzials *nur im Hinblick auf seine Entfaltung*; als eine scheinbar endlose Energiequelle, bei der das

*non-a* zu einem einfachen Bild dieser Ausdifferenzierung vergeht. Aber nun war zu sehen, dass dem vervielfachten *non-a* im unbestimmten Zustand eine besondere Ausgleichsfunktion zukommt, die in ihrer Vollständigkeit erst an der Außenseite des zeitlichen Bezuges sichtbar wird: die Bewahrung der Negation jeder einzelnen Bestimmung, deren bereits im Anfang gesehene Formalität hier und jetzt erst einen realen Sinn erhält. Die Separierung des Bewahrenswerten und des Nützlichen, die in den Bestimmungen der binären Codierungen ihre endgültige Form erreicht, indem das Bewahrenswerte nur noch zur Form degeneriert, führt zuletzt zu einer Externalisierung des Bewahrenswerten an die Außenseite des unbestimmten Zustands, wo es als ein solches nicht gesehen, sondern nur als eine Identität kommunizierbar und mit dem re-entry in die Zeit wirklich wird. Mit der Übernahme dieser Identität folgt aber sofort die Übernahme des vollständigen Negationsraumes, mit der das Ende im Maß beschlossen, aber in der Zeit noch gegangen werden muss. Und erst nach dieser Übernahme aus dem Zeitlichen hinaus kann die Systemtheorie erscheinen, die ein zeitliches Abbild der gesamten Struktur des Maßes ein weiteres Mal in die Zeit hineinträgt. Ein letztes, aber vollständiges Abbild der Zeit unter Ausblendung des Zeitlosen im Maß. Ein letzter Ausdruck des *Nicht-geschehen-lassen-Wollens* zum Ende hin. Es handelt sich um einen re-entry des ursprünglichen Anfangs in die Zeit. Ursprünglich, da sich der unbestimmte Zustand, um vollständig sein zu können, hier der Struktur des Anfangs bedienen muss. Doch diese Aufnahme von *a* ist ihm strukturell nicht möglich. An ihm passiert diese Aufnahme als Systemtheorie, als die Aufnahme von *non-a*, das sich selber nicht sieht und sich deshalb als *non/a* den bewahrenswerten Strukturen, die in der Zeit als Differenz von *a/non-a* entstehen, entgegensetzt. Die Systemtheorie ist blind gegenüber den bewahrenswerten Strukturen. Sie reduziert sich selber, um *a* sein zu können. Doch durch diese Reduktion erkennt sie gerade das *a*, das zwar das Bewahrenswerte noch nicht hat, aber es will. Die Systemtheorie, indem sie in die Zeit gesetzt wird, markiert den Anfang – aber als Anfang ohne Flucht, ohne *non-a*. Es ist dann ein vermeintlicher Anfang, der mit seinem Erscheinen wieder verschwindet. In der Zeit wird mit der Systemtheorie das Kreuzen von *a* nach *non-a real*; es ereignet sich in der Zeit sozusagen ein hiatus, der im Maß gar nicht stattfinden kann. Nur in der Zeit kann *a* negiert werden, wenn dies mit jeder einzelnen Kommunikation der Systemtheorie geschieht.

Doch, wenn es nun zu den durch die Systemtheorie markierten Auflösungsprozessen im unbestimmten Zustand kommt, was geschieht im Maß nach dieser letzten Bestimmung *a(t)*, die *non-a* sagt, obwohl das Ende im Maß bereits besiegelt ist; ja, das Ende gerade diese letzte Bestimmung braucht, um die letzte Negation herbeiführen zu können. Handelte

es sich doch – und man sieht nun besser – um eine letzte Folgebestimmung, die bereits mit  $a$  vorgezeichnet war, und welches jetzt im Ende zum Greifen nahe ist, nur weil jene da ist. Sie war nicht nur vorgezeichnet, sie ist vielmehr strukturgleich. Das letzte  $a(t)$  ist wie  $a$ . Und diese Strukturgleichheit, die sich an Platons Maß, das er im Höhlengleichnis aufgestellt hat, hat messen lassen, führte zur Darstellung dieser Angemessenheit im nochmaligen Aufstellen des ursprünglichen Maßes. Doch es zeigte sich, dass dieses Maß in der Zeit und unter Ausschluss des Unbestimmten nicht angemessen arbeitet. Es führt in der Zeit zu einer vollständigen Auflösung dessen, was sich im unbestimmten Zustand ausdifferenziert hat, und damit stellt es vor das eigene zeitlose Maß selbst. Das Maß ist der eigentliche hiatus irrationales in der Zeit, dessen Ausgleich nur im Maß möglich ist, indem er auf der Außenseite eine der im Innern entstehenden Dysbalance entsprechende Anzahl von Negationen entgegensetzt.

Doch was geschieht, wenn das Maß am Ende in diesem Ausgleich dasteht? Was passiert nach der letzten Bestimmung, die durch die Systemtheorie angezeigt wurde? Da es sich auch bei dem hier Geschriebenen um Kommunikation handelt, die einen zeitlichen Bezug hat und die bestimmt, müsste man doch konsequenterweise sagen: *nichts!* Es geht offensichtlich weiter. *Jedoch diesmal nur im Maß!* Und um dies zu verstehen, muss noch einmal ins Ende geschaut werden.

Wenn mit der letzten Bestimmung die letzte Negation im Negationsraum aktiviert wird, dann verliert der zeitlose Vollzug für die Zeit seinen Wert, der ihn kreuzen lässt. Er verliert seinen Antrieb. Seine Kraft wird zurückgelassen in der Negativität des Negationsraums. Der ausdifferenzierte unbestimmte Zustand wird nicht mehr von der lebenserhaltenden Wertigkeit des zeitlosen Vollzugs durchzogen. Sein Wert stellt sich nur noch als Negationsraum, sozusagen als hell strahlende Singularität einer leeren Struktur dar, an der man sehen kann, dass sie jede mögliche Form des Unbestimmten von sich abhält und lieber an dieser Abwehr zugrunde geht, als dass sie sich ihr öffnet. Hierzu zieht sie jede Bestimmung heran, an der sich die Zeit als Spezialfall ereignen kann. Als Medium dient ihr die Kommunikation, da nur hier die nötige Struktur des re-entry vorliegt, die die nötige Differenz von zeitlicher Iteration und Unbestimmtheit mitbringt. Die Bestimmungen gehen hinein und die Unbestimmtheiten bleiben außen. Die Kommunikationen dienen als Durchgang. Der unbestimmte Zustand nutzt diesen Durchgang zur Trennung der zwei Seiten der Kommunikation. Diese sieht in ihrer zeitlichen Gestalt so aus, als wäre die andere Seite in der Zeit immer wieder bestimmbar. Der vervielfältigte Beobachter sieht in der Zeit ungefährlich aus. Er wird deshalb mitaufgenommen. Er übersieht aber, dass der unmarkierte Zustand ein Kreuz hat, das blind mitaufgenommen wird. Dieses Kreuz erfüllt die sich selbstaufgelegte Bestimmung im Ende und lässt ihn zugrunde gehen.

Doch was zu Ende geht, *ist nicht der unbestimmte Zustand selbst*. Dieser hat die Negationen des Unbestimmten außen aufbewahrt, indem er es zuließ, dass das Bewahrenswerte sich in der Zeit teilt und damit nicht vollständig verstanden werden konnte, obschon jede einzelne Kommunikation ein solches bezeugt. Jedes einzelne *non-a* ist auf das Bewahrenswerte gerichtet, weil es bei aller Hingabe an den unbestimmten Zustand, auf der Außenseite des unbestimmten Zustands in der Konfrontation mit dem Negationsraum den unteilbaren Wert besitzt. Und jedes einzelne dringt in diesen Raum in einem ihm angemessenen Verhältnis ein, bis er ausgeglichen ist.

Doch was in der Zeit bisher nicht gesehen wurde, ist der zeitlose Vollzug selbst. In der Negation geht nämlich der ursprüngliche Bezug zu diesem verloren. Denn die Negation ist keines seiner Erzeugnisse. Die Negation ist eine Folge der Teilung an der Oberfläche, damit jedes *non-a* diesen Bezug zum zeitlosen Vollzug nicht verliert. Das, was in der Zeit das Ende ist, wird im Maß zu einem *Gegenstand* jedes einzelnen *non-a* gegen seine nur ihm zukommende Negationslinie, die sich nicht als Ganz oder als Heil zeigen kann, obschon alle *non-a* im Maß zwar aufeinander bezogen sind und in diesem Bezug einem jeden gleichen und darin von unteilbaren Wert sind; aber sie sind eben different in der Zeit.

Diese durch Zeit aufgegebenen Differenz geht erst dann verloren, wenn im Ende der zeitlose Vollzug, dem diese Negationen nichts bedeuten, sich selbst zeigt; wenn *non-a* sich mit  $a(t)$  verwechselt. Dann zeigt sich zwischen allen *non-a* zugleich die größte Distanz, wenngleich sie sich im Maß noch nie näher waren und ihr verhängnisvolles Streben bald ein Ende hat. Denn dann wird sich an dieser letzten Folgebestimmung  $a(t)$  entlang, die sich mit *non-a* verwechselt, ein *non-a* – sich selbst sehend – ungesehen anheften und auf die andere Seite einen vollen Zug durch den unbestimmten Zustand machen und ihn bestimmen. Dann hat das *non-a* sein *non* abgelegt und ist auf der anderen Seite *a*. Wenn dies geschieht, dann zeigt sich das Maß wieder in der Zeit, aber diesmal mit seinem vollen zeitlosen Zug, nicht als Bestimmtes, sondern als Bestimmung, und er lässt alle Negationen, alle *non* von den vervielfachten *a* abfallen und die Differenz zwar nicht in der Zeit, aber im Maß verschwinden.

### *Die Entscheidung*

Doch an dieser Stelle zeigt sich *a* wieder nur in seiner Bestimmung, nicht in seiner zeitlichen Realität, aber als Kommunikation. Im Ende wird das Maß, das einen Anfang hatte, mit dieser Bestimmung wiedererinnert. Und jetzt, nachdem die hier durchgeführte Untersuchung von Anfang an an ein zwar schon lange erkanntes, aber unkommuniziertes *Kreuz*

gehangen wurde, steht man wieder vor derselben Entscheidung: *a vel non-a*.

### 5.5.11 Krankenbehandlung und der zeitlose Vollzug

Wenn die hier durchgeführte Dialektik in der Zeit real sein soll, wenn man also vor der erneuten Entscheidung steht, dann muss es in der Zeit ein Maß geben, das diese Bestimmung für den Betrachter bereithält und das bereits seit der anfänglichen Bestimmung als Aufenthaltsort bereitsteht. Als Beispiel hierfür kann nicht mehr die Gesellschaft oder irgendein anderes für ihn Gegenständliches gewählt werden. Die Bestimmung hat sich ja gerade als die andere Seite alles Bestimmten ergeben. Die Darstellung des blinden Fleckes der Systemtheorie hat sich überhaupt nicht eines Sichtbaren bedient. Sie hat sich nur der Theorien bedient, die einen Bezug auf die Struktur des Anfangs haben, welche zuallererst von Platon in die Welt gesetzt wurde. Sie hat auch hier noch bis zuletzt alles Bestimmte nur insoweit betrachtet, als es relevant für die Bestimmung war. Sie war enthalten bis zuletzt.

Und man muss nun bedenken, dass es von Anfang an das Ziel der hier durchgeführten Dialektik war, den Körper in der Erörterung nicht zu verlassen, um den reinen Vollzug der Funktion, die dem System der Krankenbehandlung derzeit zukommt, vor dem Hintergrund ihrer benutzten Struktur näher beschreiben zu können. Hierzu war es zwar nicht nötig, den Körper zu verlassen, er musste aber im Kontext einer historischen Bestimmungsfolge, die einen Anfang hat, als die eine Seite einer übergeordneten ersten Form neu entstehen. Der unbestimmte Zustand wird zum Körper einer auf ihn bezogenen dialektischen Untersuchung, die in ihrem Verlauf feststellt, dass dieser Körper immer schon die Grundlage für diese darstellte. Ihr Anlass war nicht Beliebigkeit in der Beispielwahl; es ging nicht um eine einfache Assoziation, sondern um die Feststellung eines *eigenartigen Gegenstandes* der Funktionsweise der Krankenbehandlung gegen die Struktur der binären Codierung, wie sie in der Zeit vorkommt und von Luhmann bezeichnet wurde. Es zeigten sich Eigenschaften, wie man sie aus der Unbestimmtheitsrelation der Physik kennt. Und jetzt wird auch deutlicher, worin dieser Gegenstand eigentlich besteht. Die Systemtheorie trifft in der Behandlung der Krankenbehandlung auf ihren eigenen blinden Fleck, auf ihre unbestimmte Grenze, auf sich als Operation; sie trifft auf ihr eigenes Maß, das ihre Wahrheit ungesehen als Spezialfall behandelt. Ein Maß, dessen sich die Krankenbehandlung in ihrer eigenen Historie seit jeher bedient. Denn jenseits der hier gemachten Bestimmung – ihr vorausgehend – trifft man auf den unbestimmten Zustand, der sich im Maß als ein angemessener, aber *vergänglichlicher Gegenstand* und nicht mehr als eine Gesellschaft

darstellt, die die bewahrenswerten Strukturen so erkennt, als würden sie sich ewig reproduzieren.

In der Behandlung der Historie zur Krankenbehandlung zeigte sich, dass der Umgang mit Krankheit selbst zur Philosophie geworden war. Er zeigte sich als der Versuch, ganz im Vollzug zu sein und von hier aus zu reflektieren, ohne je wieder den sicheren Hafen eines lebendigen Ganzen erreichen zu können. Es ging nun um die »Durchsuchung der stummen und zeitlosen Körper.«<sup>464</sup> Und dies überhaupt nicht mehr in der Hinsicht eines besonderen Vitalismus, der den »einzigartigen Charakter des Lebendigen erfassen«<sup>465</sup> möchte. Mit dem Fortschreiten der pathologischen Anatomie, dies stellte Foucault mit Bezug auf Bichat fest, werden vielmehr sowohl Leben als auch Tod zusammen mit der Krankheit zu einer technischen und begrifflichen »Dreifaltigkeit«.<sup>466</sup> Der Tod hat hier nun nicht mehr den Status einer Absolutheit. Er wird jetzt dem Leben *im Körper* entgegengesetzt. Dieser Übergang in den Körper war mit dem stetigen Ablassen von Philosophien, Systemen und zuletzt auch Kommunikationen verbunden. Bezogen auf die Gesellschaft brachte sich der Arzt seit den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts selbst in eine Rolle, die dem Vollzug der Funktion der Krankenbehandlung trotz Unwissenheit, worin diese Funktion überhaupt besteht, einen Vortritt gab und die seit der Einführung der DRGs eine gesellschaftliche Realität geworden ist. Es stellte sich heraus, dass sich im Funktionsvollzug das Leben und seine gesundheitsbezogenen Möglichkeiten nur in einer negativen Diagnostik darzustellen wussten und dass die Gesundheit bei diesem Vollzug der Krankenbehandlung nur als Ein- und Austrittspforte fungieren konnte.

Die oben gesetzte Aufgabe, etwas über die Codierung und die sich vollziehende unverstandene Funktion sagen zu können, hat in die Dialektik geführt, die etwas über den Sinn des reinen Vollzugs in Erfahrung bringen konnte, hierzu aber Systemtheorie und Krankenbehandlung in einer Synthese des Anfangs zusammenfassen musste. Sucht man nun nach der Möglichkeit, wie ein zeitloses Maß in der Zeit auftreten kann, dann handelt es sich hier natürlich nicht um eine der Gesellschaft angemessenen Funktionsweise. Die Systemtheorie versagt hier nachgewiesenermaßen. Der Bezug auf den Vollzug kann abermals nur im Verborgenen und in jede Bezeichnung von sich abwehrenden, stummen und zeitlosen Körper zu Tage treten. Dennoch tritt wie bei allem, was sich in der Zeit etabliert, auch wenn es sich um das vollständige Maß handelt, eine Verkenning desselben auf, das in seiner bestimmten Form nur als Bestimmung auftreten kann. Worin diese Verkenning besteht, zeigt sich

464 Vgl. Foucault, Michel: *Die Geburt der Klinik*, S. 139.

465 Siehe ebd., S. 158.

466 Vgl. hierzu ebd.

besser, wenn man sieht, worauf sich die Dialektik des Anfangs in seiner Enthaltbarkeit bezogen auf das  $a$  denn eigentlich richtete.

In der Struktur des Anfangs zeigten sich die drei relevanten Werte:  $non-a$ ,  $a$ ,  $a/non-a$ . Der zeitlose Vollzug konnte nur unter der Bedingung frei gesetzt werden, dass  $a$  verworfen, oder: rejiziert, und  $non-a$  und der unbestimmte Zustand  $a/non-a$  in der Untersuchung als *gegenständig* akzeptiert wurden. Da sich diese Werte nun ebenso wie die anderen bewahrenswerten Strukturen des Maßes in der Zeit zeigen müssen, wenn sie vollständig sein wollen, muss ihnen eine entsprechende Bedeutung zukommen, bezogen auf welche, nach ihrem Durchgang, der reine Vollzug Sinn ergibt. In der Krankenbehandlung zeigt sich genau in dieser Hinsicht eine tiefere Zweiwertigkeit an, die darin besteht, dass die eigentliche binäre Codierung, die eine rein zeitliche Orientierung erlaubt, ausgesetzt wird, indem sie auf die Struktur des Maßes bezogen bleibt. Um dies besser zu verstehen, muss man sich verdeutlichen, dass die Orientierung der Krankenbehandlung in den Körper zum Aufsuchen von Krankheiten zu einer Zeit stattfand, in der sich die Gesellschaft auf ihre durch die binäre Codierung angeleitete funktionale Differenzierung umstellte. Dies war, wie sich zeigte, auch die Zeit, in der sich im Maß das Ende anzeigte und seitdem durch die Isolation der einzelnen Funktionssysteme auf es hingeführt wird. Mit diesem Maß waren die Folgebestimmungen frei von absoluten Bestimmungen und das Maß kam in sich selbst in der hier beschriebenen Weise vor. Das eigentliche theoretische Problem, das darin lag, dass die Systemtheorie die Krankheit des unbestimmten Zustands ist und dort zu Auflösungsprozessen führt, wurde von der Krankenbehandlung jedoch als die Flucht in den Körper verkannt, wo man feststellte, dass hier der Tod im Körper dem Leben entgegengesetzt wurde, und man nun frei war von Kommunikationen, die, entgegen des eigentlichen Gegenstands der Krankheit, immer wieder das Leben und die Gesundheit real einforderten. Die Krankenbehandlung erblickte die Differenz zwischen unbestimmtem Zustand und Maß und damit ihren eigentlichen Aufenthaltsort im Maß. Hier konnte jede Bestimmtheit der Kommunikation fallengelassen werden. Jede einzelne Kommunikation wurde mit dem Kreuz im unmarkierten Zustand, wie gezeigt, zur Philosophie, so dass diese endgültig aufgegeben und der Anschlussfähigkeit im unbestimmten Zustand überlassen werden konnte. An dieser Stelle kommt es dann zu einem Erkenntnisproblem, das sowohl die Gesellschaft der Systemtheorie als auch die Krankenbehandlung betrifft: Die Systemtheorie identifiziert den unbestimmten Zustand mit der Gesellschaft und die Krankenbehandlung identifiziert diesen mit dem lebendigen Körper. Die Gesellschaft erkennt diesbezüglich nicht die Differenz zwischen den verwechselbaren  $non-a$  und  $a(t)$  und sieht in ihren Möglichkeiten nur die  $a(t)$ . Das  $non-a$  des Maßes bleibt ihr verborgen. Die Gesellschaft fordert entsprechend ihre Anschlussfähigkeit



ein, die ihr über die Identifizierung der bewahrenswerten Struktur mit der binären Codierung gegeben ist und versteht nicht, dass die Krankenbehandlung primär nicht auf der positiven Seite einer im unbestimmten Zustand implementierten Selbstplacierung stattfindet, die das Maß und ihren Negationsraum nur als isomorphe Uno-actu-Kreuzung zurück in den unbestimmten Zustand benutzt. Gleichzeitig hat die historische Abwendung von jeder Bestimmung die Krankenbehandlung zwar das Maß als Aufenthaltsort wählen lassen, aber ihr fehlendes Potenzial, auf einen Anfang bezogen zu sein, nimmt ihr zugleich die Möglichkeit, *non-a* zu beobachten. In ihrem Unvermögen, in den unbestimmten Zustand zu kreuzen und *non-a* und damit das Maß zu erkennen, verbleibt es in dem Negationsraum und identifiziert damit, was der Ewigkeit entgegensteht: das Ende. Das, was sich im Maß als das Ende anzeigt, wird in der Krankenbehandlung zur Grundlage seiner Operationen. Da weder die Projektionsfläche als Ganze noch die einzelnen Projektionsflächen *non-a* (psychisches System) erkannt werden können und die Krankenbehandlung das Kreuzen in den unbestimmten Zustand, in die positive Anschlussfähigkeit, nicht selbst herbeiführen kann, sondern Anschlussfähigkeit in der Gesellschaft oder Physiologie des Körpers nur als Anfangs- und Endbedingungen akzeptiert, bleibt ihr ebenso der reine Vollzug verschlossen, der sich gerade und nur dann ereignet, wenn Anschlussfähigkeit im vollen Umfang gegeben ist. In dieser Situation bleibt der Krankenbehandlung nur die Möglichkeit, an *non-a* das Negative zu identifizieren und auf den unbestimmten Zustand zu beziehen, den sie als lebendigen Körper erkennt. In der Pluralität so gesehener Krankheiten tritt dann nicht der Negationsraum als Ganzes, sondern die Summe der vielen Negationslinien hervor. Jeder einzelnen Negationslinie entspricht aber zunächst, wie bereits dargelegt, eine den unbestimmten Zustand ausdifferenzierende Operation und damit ein positiver Aspekt des Kreuzens, der in der Kommunikation liegt und im Ende vollständig ist. Diese Positivität tritt, so sagte ich, aber nur dann ein, wenn diese mit dem *non-a* verträglich oder verwechselbar ist. Demnach ist es bei der Identifikation von *non-a* (psychisches System) mit Krankheit, die Kommunikation ausschließt, nicht möglich, die Positivität, im Gadamerischen Sinne, zu machen. Die vielen einzelnen Körper lassen sich nicht in den unbestimmten Zustand kreuzen. Die therapeutischen Bemühungen werden zu einem Versuch, in die Normalität zu kreuzen, ohne dabei an Kommunikation gebunden zu sein. Um der individuellen Negationslinie folgen zu können, muss sich die Krankenbehandlung zwar an Kommunikation heften, sie kann sie nicht vollständig ausschließen; sie ist aber auf ihr Kreuzen nicht angewiesen, um zu funktionieren. Es geht ihr nicht um den vollen Zug durch den unbestimmten Zustand. Sie ist der Teil, der an der Projektionsfläche reflektiert wird; sie kommt dort nicht hindurch und beschreibt letztlich nur eine Ausrichtung der lebendigen



Vielheit von Körpern an einer durch Kommunikation entstandenen Idee des Körpers.

Die Krankenbehandlung lässt demnach eine einfache Form der binären Codierung wie gesund/krank oder irgendeine andere positiv gesellschaftliche Form in ihrer Beobachtung nicht zu. Sie weist sie bezüglich ihrer Anschlussfähigkeit und Isomorphie zurück. Es kommt zu einer Rejektion dieser Unterscheidung in der Akzeption, dass sie als Orientierungspunkt der Therapie zwar dient, aber durch die Operativität der Krankenbehandlung im Negationsraum nur die Richtung vorgibt. Die Codierung gesund/krank markiert in dieser einfachen Form nur die Differenz von unbestimmtem Zustand und Negationsraum, die aus der Perspektive der Gesellschaft heraus gar nicht wahrgenommen wird und deshalb hier als eine Art unterkomplexes Unterfangen ohne Reflexionsfähigkeit erscheint, während die Gesellschaft selbst bisher gar nicht die Beobachtungsmöglichkeiten an der Hand hat, um verstehen zu können, was sich hinter dieser einfachen Unterscheidung gesund/krank eigentlich verbirgt. Die Krankenbehandlung selbst muss sich zurechtfinden in einer der normalen gesellschaftlichen Funktionsweise entrückten Position, die sie durch ihre Orientierung im Körper reproduziert. In dieser Entrücktheit, die ihr sowohl die einfache Binarität als auch das dem Maß zugrunde liegende  $a$  vorenthält, bleibt ihr keine andere Orientierung als an den Negationen des unbestimmten Zustands, die ihr nur als Krankheit erscheinen können.

Wenn sich der Sinn der Krankenbehandlung nur bezogen auf das hier angezeigte Maß ergibt, dann stellt sich schließlich erneut die Frage nach der Funktion der Krankenbehandlung. Diese ließ sich aus der gesellschaftstheoretischen Perspektive heraus nicht abschließend identifizieren, da die Krankenbehandlung dort bezogen auf die Gegenwart als reiner Vollzug auftrat, der mit systemtheoretischen Mitteln nicht hinreichend erklärt werden konnte. Im Anschluss an die hier vollzogene strenge Argumentation erhellt jedoch, weshalb es hiermit seine Schwierigkeiten hatte. Mit der vollständigen Ausdifferenzierung des unbestimmten Zustands, die zugleich auf das Ende hinweist, gestaltet sich der Negationsraum im Ende in einer Weise, die dem reinen Vollzug, wie dargestellt, die Kraft des Kreuzens nimmt. Die Polyvalenz der Negationslinien, die sich mit der Krankenbehandlung gestaltet und sich der Kreuzung entgegenstellt, ist in steigendem Maße in der Lage den Negationsraum zu füllen, um – vom Maß aus gesehen – das Kreuzen in den unbestimmten Zustand, der eine Verkennung von  $a$  bedeutet, zu verhindern. Im Maß führt dies, wie gesehen, bis zu einem völligen Ausgleich der Werte, so dass es zu keiner Kreuzung mehr in den unbestimmten Zustand kommt. Der reine Vollzug wird nur noch im Negationsraum reflektiert. *Und deshalb kann er nur in der Krankenbehandlung erscheinen.* Luhmann stößt deshalb in der Beschreibung des Systems der Krankenbehandlung dann

folgerichtig zwar auf dieses Problem in der Form einer gesellschaftlichen Funktion, aber er ist dabei mit systemtheoretischen Mitteln nicht in der Lage, die sich hier darstellende Besonderheit zu erkennen. Durch die gesellschaftliche Anbindung der Krankenbehandlung, die sich zu ihrem Funktionieren zwar emergenter Bestimmungen des unbestimmten Zustands bedienen muss, um im Negationsraum die Richtung zu erhalten, zeigt sich die Krankenbehandlung zugleich als eine Art Funktionssystem der Gesellschaft und in ihrem *Gegenstand* gegen dieselbe als lediglich bestimmungsloses Funktionieren, das sich nur über den Wert der Gesundheit und der Individualität eine eigene gesellschaftliche Rechenschaft zu geben weiß. Doch dieses Funktionieren, welches im Rahmen der systemtheoretischen Analyse bereits deutlich hervortrat, ist in der Zeit zwar bestimmungslos und für die Gesellschaft höchst irritierend; dies aber nur deshalb, weil es in der systemtheoretischen Beobachtungsweise nicht als Emergenzphänomen der Kommunikation, sondern als *summierter Effekt ihrer Abweisung* erscheinen kann. Im Maß jedoch wird dieser *Gegenstand* zu einem Wert, der dem reinen Vollzug, der im Anfang das *a* hervorbringt, gleichwertig ist und deshalb in der Lage ist, *a* zu verhindern und die Idee des Körpers zu bewahren. Es handelt sich also um eine Verhinderung, die im Ende zugleich eine Ermöglichung bedeutet. Denn sie stellt sich zugleich jedem *a(t)* entgegen, das den unbestimmten Zustand als Vollständiges verkennt und seine anfängliche Beziehung zu *a* leugnet; mag dies nun die Verkennung als Gesellschaft oder als einzelner Körper sein. Insofern weist die Krankenbehandlung auf einen Irrtum hin, der mit der vollständigen Ausdifferenzierung des unbestimmten Zustands in der Zeit noch nicht behoben ist.

Wenn die Funktion der Krankenbehandlung als reiner Vollzug in der gegenwärtigen Gesellschaft beobachtbar wird, dann zeigt sich in der Folge der hier dargestellten Dialektik zweierlei: erstens, dass das Verhältnis von *non-a* und *a* in der Zeit im Ende ausgeglichen ist und nicht mehr geflüchtet wird, es also keinen *zwingenden* Grund mehr gibt, *a* oder *non-a* als Grenzmarkierungen zu erkennen. Oder mit den Begriffen Spencer-Browns: Die affektive Kenntnis, die der Nennung vorausgeht, ist im Anfang als Ganzes bestimmt und in ihrer differenzierten Vorstellung in der Zeit benannt. Nur steht die Vorstellung des Differenzierten in der Zeit als dem *non-a* gleichwertig *in seiner Einheit* noch aus. Diese Erkenntnis ist für ihr Funktionieren aber obsolet, da jene in Differenz zu diesem auf das vollständige Maß verweist. Zweitens, und dieser Punkt hängt mit der angezeigten Ermöglichung zusammen, zeigt sich mit dem Erscheinen des reinen Vollzugs in der Krankenbehandlung die mögliche Abwendung des Irrtums an. Die heute praktizierte Krankenbehandlung tritt als eine Art Dauerreizung auf und führt die Gesellschaft in die beschriebene Dauerbeschäftigung mit dem ›Ort‹ ihres Auftretens, weil sie nicht einfach zu beseitigen ist. Denn sie zeigt genau das an, was man

nicht beseitigen kann: die durch die Krankenbehandlung reproduzierte Tätigkeit des Anfangs, die sich hinter den polyvalenten Negationslinien jedes einzelnen *non-a* (psychisches System) anzeigt, aber durch die Summe der Negierungen, durch die sie in der Zeit einzig bestimmbar auftritt, nur als *non-a* Negierendes und damit ausgleichend funktioniert. Diese Dauerreizung, die mit dem höchsten Wert, den die Gesellschaft heute noch kennt, ›Gesundheit‹, betrieben wird und dabei zugleich Entindividualisierung vorantreibt, scheint der Preis für diesen Irrtum zu sein. Dort, wo das *non-a* nur durch  $a(t)$  seinen vollen Wert erreichen kann, weil der unbestimmte Zustand im Zuge seiner Ausdifferenzierung das *non-a* zunehmend wertlos gemacht hat, wird es nun in seiner Wertlosigkeit, da es  $a(t)$  nicht mehr kann, auf der anderen Seite des unbestimmten Zustands im zeitlosen Maß zurückgelassen und entfaltet hier als zeitlose Irritationsquelle seine Wirkung. Der reine Vollzug, der sich heute in der Krankenbehandlung zeigt, ermöglicht den hier dargestellten Blick auf diese zeitlose Quelle der Irritation, mit der die Gesellschaft befasst ist und die auf einen selbstgemachten Anfang durch die ursprüngliche Bestimmung  $a$  hinweist. Die Ärzte, die seit jeher ein besonderes Verständnis für diesen Negationsraum und dessen Verhältnisse innehatten und das *non-a* eine lange Zeit sehen konnten, haben im Ende von ihm losgelassen und diesen Blick für jeden eröffnet. Es ist der Blick darauf, dass man nicht  $a$  ist.

## 5.6 Krankheit, Systemtheorie, Heilung

Verlässt man nun diese operative Ebene der Argumentation und blickt erneut auf das Verhältnis der Systemtheorie zu ihrem Gegenstand, dann wird etwas deutlich. Dies hängt mit dem Widerstand zusammen, der sich zu Beginn der hier durchgeführten Dialektik an der Systemtheorie zeigte, sobald diese ihre wesentlichen Strukturen auf das System der Krankenbehandlung anwenden wollte. Es kam hier zu paradoxen Phänomenen im Bereich der binären Codierung, die dazu aufforderten, der eigentlichen Funktion des Systems der Krankenbehandlung auf den Grund zu gehen. Denn diese stellte sich im System der Krankenbehandlung als nicht trivial heraus, da sie aufgrund ihrer fundamentalen Körperorientierung, die für die Systemtheorie so wichtigen Kommunikationen und damit auch die für diese geltenden Beobachtungsformen von sich abwies. Im Rahmen der Dialektik zeigte sich nun eine Besonderheit. Die Systemtheorie wurde hier als die letzte Folgebestimmung einer durch Platon in Gang gesetzten anfänglichen Bestimmung hervorgebracht. Es handelt sich hierbei um eine Setzung, die in ihrer Reduktion an entscheidender Stelle ihre Intention verdeckte. Sie war für sich selbst als ein Ereignis angelegt, das, um fortexistieren zu können, als der in der Dialektik beschriebene Anfang funktionieren musste. Dieser Anfang führte in der

Folge zu einer Ausdifferenzierung dessen, dem man durch dieses Ereignis zugleich überlegen, aber auch verbunden blieb, des unbestimmten Zustands. Die Folgebestimmungen trugen durch ihren expliziten Bezug auf einen einheitlichen Gesichtspunkt ungesehen zu dieser Ausdifferenzierung bei, wobei der unbestimmte Zustand, der durch den Anfang schon vollständig bestimmt, aber noch nicht kommuniziert war, sich nur derjenigen Kommunikationen bediente und bedient, die er zu seiner stetigen Reproduktion hin zu seiner Bestimmung benötigt. Die Richtung dieser Ausdifferenzierung fand dabei über Irrtümer statt, die über ihre Anbindung an die anfängliche Bestimmung – auch wenn diese nur im blinden Fleck ihrer Kommunikation lag – zwar einer Verkennung unterlagen, aber zugleich, da der Anfang ihre Blindheit mit einbezog, zu einer Ausdifferenzierung des im unbestimmten Zustand Bewahrenswerten führten. Doch gleichzeitig mit dieser Ausdifferenzierung des Bewahrenswerten wurde die Verkennung des Anfangs, als Verkennung der Wahrheit, zu einer Gewissheit der Theorie. Die Theorie, die bis dahin die Struktur des Anfangs im Verborgenen anreichte, wurde abschließend in der Systemtheorie, die jeden Einheitsgesichtspunkt von sich abwendet, zum Endpunkt dieses Prozesses. Das Problem dabei ist, dass es sich dabei einerseits um das Ende einer Theoriegeschichte handelt, das im platonischen Ansatz vorgesehen war, aber dies musste die Systemtheorie andererseits vor sich selbst (zumindest in der Kommunikation) verbergen. In der Theorie wird damit möglich, was eigentlich unmöglich ist: das Ende mit dem Anfang zu verknüpfen. Aber dies geht nur, wenn der Anfang, wie gesagt, seine Folge verheimlicht und das Ende seinen Anfang leugnet. Wenn also beide Ansätze, wie in der Dialektik nachgewiesen, eine Strukturgleichheit bezüglich eines gemeinsamen Anfangs aufweisen. Bei Platon lässt sich dieser komplexe Anfang im Höhlengleichnis nachverfolgen, bei Luhmann ist er zu einer Theorie über die Gesellschaft geworden, die zwar die differenzierten Strukturen des Anfangs in sie hineinliest, aber das Bewahrenswerte an ihnen leugnet. Der platonische Anfang war dazu bestimmt, den unbestimmten Zustand in seiner Ausdifferenzierung als theoretischen Körper, als Idee entstehen zu lassen; er musste ihn aber zugleich auch – wenn er real werden soll – als das in der Zeit Entstandene wieder vergehen lassen. Ihm war daran gelegen, dass die ihm folgende Historie zeigen möge, dass dann nach diesem Ende etwas übrig bleibt, das dann auf einer anderen Ebene weiterkommuniziert wird. Doch hierzu brauchte er eine Folgetheorie, die durch die Verkennung des Körpers als Gesellschaft die reine Struktur des Anfangs auf jenen anlegt, ohne zu sehen, dass jener dadurch seine Integrität, sein Bewahrenswertes verliert. Diejenigen, die der oben stehenden Argumentation gefolgt sind, können nun gar nicht mehr umhin zu sehen, worin der Gegenstand der Krankenbehandlung gegen die Systemtheorie besteht. Die Krankheit stößt auf ihren Körper, den sie bezüglich seiner Einheitlichkeit

von sich abweist, aber den sie aufgrund seiner Strukturgleichheit nicht verlassen, sondern nur in seinem Verkennen auflösen kann. Die Theorie, die immer schon der natürlichen Entwicklung dieses Körpers entgegenstand, um durch diesen überwunden und bewahrt zu werden, wird in der Systemtheorie zu einer mit natürlichen Mitteln nicht zu überwindenden Krankheit. Sie markiert das Ende, den Tod dieses Körpers. Die Krankenbehandlung hat in ihrer Abweisung kompakter Theorien und in der Hinwendung zu »angewandter« Naturwissenschaft<sup>467</sup> zwar mit dem Körper genau diese Krankheit, die zum Tode führt, aufgespürt – sie operiert insofern im Maß. In der Dialektik zeigte sich aber, dass sie zum Bewahrer eines dem Untergang geweihten Körpers wird, indem sie der Krankheit ›Systemtheorie‹, die jede einzelne Kommunikation des theoretischen Körpers betrifft, die Behandlung der vielen realen Körper der Menschen entgegensetzt. Diese Form der Krankenbehandlung ist notwendig inadäquat, sie verwechselt den theoretischen Körper des Maßes mit den natürlichen Körpern der Menschen und nutzt diese, um die letzte große Krankheit, die sie noch nicht von sich abgewiesen hat, endlich überwinden zu können: die ›Systemtheorie‹. Es handelt sich sicherlich um einen Kampf gegen Windmühlen. Doch dieser ist real und zeigt sich symptomatisch in der Ausrichtung der gegenwärtigen Medizin, die sich strukturell gegen Kommunikation verweigert. Mehr noch: Die Krankenbehandlung realisiert auf operativer Ebene die Teleologie des Anfangs, indem sie durch ihre Konzentration auf das notwendige Ende die anfängliche Bestimmung freilegt. Ihre Funktion, so zeigte sich in der Dialektik, ist die Freilegung des Vollzuges, der den unbestimmten Zustand nicht mehr als Gesellschaft, sondern als ausdifferenzierten, theoretischen Körper, als Idee bestimmt, mit dem er notwendig verbunden bleibt, aber über den er selbst als Sehender nur noch seiner Idee folgt und nicht mehr seinem Vergänglichen. Der Vollzug lässt den Körper als ein Vergängliches hinter sich, um sich in einem auf diesen bezogenen Maß nun sehend zu ereignen, das heißt, das Bewahrenswerte endlich für sich zu haben und nicht mehr mit dem Unbestimmten zu verwechseln. Und die Krankenbehandlung machte dies möglich durch ihr Beharren in der Negativität.

467 Vgl. zu der in dieser Hinsicht schwierigen Einordnung der Medizin als Wissenschaft auch Wieland, Wolfgang: »Grundlagen der Krankheitsbetrachtung«. In: Wieland, Wolfgang: *Medizin als praktische Wissenschaft. Kleine medizintheoretische Schriften*. Herausgegeben von Enskat, Rainer; Vigo, Alejandro G. Aus der Reihe *Reason and Normativity*. Band 9. Georg Olms Verlag: Hildesheim, 2014a, S. 33ff.

## 6. Literaturverzeichnis

- Antonovsky, Aaron (1997): *Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit*. Deutsche erweiterte Herausgabe von Alexa Franke. Dgvt-Verlag: Tübingen.
- Aristoteles (2014): *Metaphysik*. 7. Auflage. Neu herausgegeben von Ursula Wolf; übersetzt von Hermann Bonitz. Rowohlt's Enzyklopädie im Rowohlt Taschenbuch Verlag: Hamburg.
- Auersperg, Alfred (1963): *Schmerz und Schmerzhaftigkeit*. Springer-Verlag: Berlin.
- Badura, Bernhard; Feuerstein, Günter (1994): *Systemgestaltung im Gesundheitswesen. Zur Versorgungskrise der hochtechnisierten Medizin und den Möglichkeiten ihrer Bewältigung*. Juventa Verlag: Weinheim und München.
- Baecker, Dirk (1988): *Information und Risiko in der Marktwirtschaft*. Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Baecker, Dirk (1992): »Die Unterscheidung zwischen Kommunikation und Bewußtsein«. In: Krohn, Wolfgang; Küppers, Günter (Hrsg.): *Emergenz: Die Entstehung von Ordnung, Organisation und Bedeutung*. Suhrkamp: Frankfurt am Main, S. 217–268.
- Baecker, Dirk (Hrsg.) (1993): *Kalkül der Form*. Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Baecker, Dirk (1999): »Preisbildung an der Börse«. In: *Soziale Systeme* 5, H.2, S. 287–312.
- Baecker, Dirk (2007): *Form und Formen der Kommunikation*. Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Baecker, Dirk (2008): »Zur Krankenbehandlung ins Krankenhaus«. In: Saake, Irmhild; Vogd, Werner (Hrsg.): *Moderne Mythen der Medizin. Studien zur organisierten Krankenbehandlung*. VS-Verlag: Wiesbaden, S. 39–62.
- Baer, Reinhold (1932): »Hegel und die Mathematik«. In: Wigersma, Baltus (Hrsg.): *Verhandlungen des zweiten Hegelkongresses vom 18. bis 21. Oktober 1931 in Berlin*. J.C.B. Mohr: Tübingen.
- Bateson, Gregory (1985): *Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven*. Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Bauch, Jost (1996): *Gesundheit als sozialer Code. Von der Vergesellschaftung des Gesundheitswesens zur Medikalisierung der Gesellschaft*. Juventa Verlag: Weinheim und München.
- Bauch, Jost (2006): »Selbst- und Fremdbeschreibung des Gesundheitswesens. Anmerkungen zu einem ›absonderlichen‹ Sozialsystem«. In: Bauch, Jost: *Gesundheit als System. Systemtheoretische Beobach-*

- tungen des Gesundheitswesens. Hartung-Gorre Verlag: Konstanz, S. 1–20.
- Behrens, Johann; Weber, Andreas; Schubert, Michael (2012) (Hrsg.): *Von der fürsorglichen Bevormundung über die organisierte Unverantwortlichkeit zur professionsgestützten selbstbestimmten Teilhabe? Beiträge zur Transformation des Gesundheits- und Sozialsystems nach 1989*. Barbara Budrich Verlag: Opladen.
- Berg, Marc (1995): »Turning a Practice into Science: Reconceptualizing Postwar Medical Practice«. In: *Sozial Studies of Science* 25, S. 437–476.
- Berg, Marc (2008): »Praktiken des Lesens und Schreibens«. In: Saake, Irmhild; Vogd, Werner (Hrsg.): *Moderne Mythen der Medizin. Studien zur organisierten Krankenbehandlung*. VS-Verlag: Wiesbaden, S. 63–86.
- Bette, Karl-H. (1989): *Körperspuren. Zur Semantik und Paradoxie moderner Körperlichkeit*. De Gruyter: Berlin & New York.
- Bichat, Xavier (1801): *Anatomie générale appliquée à la physiologie et à la médecine*. 3 Bände, Paris. (Zit. nach Foucault, Michel (1993): *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks*. Erstmals erschienen 1963. Fischer: Frankfurt am Main.)
- Borutta, Manfred (2012): *Wissensgenerierung und Wissenszumutung in der Pflege. Systemtheoretische Analyse am Beispiel der Einführung von Expertenstandards in der Altenpflege*. Carl-Auer: Heidelberg.
- Canguilhem, Georges (1974): *Das Normale und das Pathologische*. Carl Hanser Verlag: München.
- Corsi, Giancarlo (2005): »Medienkonflikt in der modernen Wissenschaft?«. In: *Soziale Systeme* 11, H.1, S.176–188.
- Dahm, Karl-Wilhelm; Luhmann, Niklas; Stoodt, Dieter (1972): *Religion – System und Sozialisation*. Luchterhand Verlag: Darmstadt und Neuwied.
- Diefenbach, Johann Friedrich (1847): *Der Aether gegen den Schmerz*. Berlin.
- Dörner, Klaus (2003): *Der gute Arzt. Lehrbuch der ärztlichen Grundhaltung*. 2. Auflage. Schattauer: Stuttgart.
- Fisher, Elliot S.; Welch, Gilbert H. (1999): »Avoiding the unintended consequences of growth in medical care: how might more be worse?«. In: *Journal of American Medical Association* 281, S. 446–453.
- Foerster, Heinz von (1993): *Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke*. Herausgegeben von Siegfried J. Schmidt. Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Foucault, Michel (1993): *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks*. Erstmals erschienen 1963. Fischer: Frankfurt am Main.
- Foucault, Michel (1994): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Erstmals erschienen 1977. Suhrkamp: Frankfurt am Main.



- Fuchs, Peter (2006): »Das Gesundheitssystem ist niemals verschnupft«. In: Bauch, Jost (Hrsg.): *Gesundheit als System. Systemtheoretische Beobachtungen des Gesundheitswesens*. Hartung-Gorre Verlag: Konstanz, S. 21–38.
- Gadamer, Hans-Georg (2010): *Über die Verborgenheit der Gesundheit. Aufsätze und Vorträge*. Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Göbel, Andreas (2000): *Theoriegenese als Problemgenese. Eine problemgeschichtliche Rekonstruktion der soziologischen Systemtheorie Niklas Luhmanns*. UVK Universitätsverlag: Konstanz.
- Görnitz, Thomas (2006): *Quanten sind anders. Die verborgene Einheit der Welt*. Spektrum Akademischer Verlag: München.
- Grasekamp, Guido (2015a): »Einführung in Platons ungeschriebene Lehre«. In: Borutta, Manfred; Grasekamp, Guido; Ketzer, Ruth (Hrsg.): *Theorie als Mission. Fest- und Streitschrift zum 60. Geburtstag von Heribert W. Gärtner*. Tectum: Marburg, S. 85–122.
- Grasekamp, Guido (2015b): »Veränderung in Organisationen jenseits von Resignation und Größenwahn«. In: Becker, Andreas (Hrsg.): *Beiträge zu Patientensicherheit im Krankenhaus*. Mediengruppe Oberfranken: Kulmbach, S. 381–398.
- Günther, Gotthard (1976a): »Das Metaphysische Problem einer Formalisierung der transzendental-dialektischen Logik. Unter besonderer Berücksichtigung der Logik Hegels«. Erstveröffentlichung in: *Heidelberger Hegeltage 1962*, Hegel Studien Beiheft 1, S. 65–123. Abgedruckt in: Gotthard Günther: *Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik*. Band 1. Meiner: Hamburg, S. 189–247.
- Günther, Gotthard (1976b): »Cybernetic Ontology and Transjunctio-nal Operations«. Erstveröffentlichung in: Yovits; Jacobi; Goldstein (Hrsg.): *Self-Organizing Systems*. Spartan Books: Washington D.C., 1962, 313–392. Abgedruckt in: Gotthard Günther: *Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik*. Band 1. Meiner: Hamburg.
- Günther, Gotthard (1979): »Das Janusgesicht der Dialektik«. Erstver-öffentlichung in: Beyer, Wilhelm R. (Hrsg.), *Hegel-Jahrbuch 1974*, Köln: Pahl-Rugenstein Verlag, 1975, S. 98–117. Abgedruckt in: Günther, Gotthard: *Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialek-tik*. Zweiter Band. Meiner-Verlag: Hamburg, S. 307–335.
- Günther, Gotthard (1980a): »Die historische Kategorie des Neuen«. Erstveröffentlichung in: Beyer, Wilhelm R. (Hrsg.), *Hegel-Jahrbuch 1970*, Meisenheim am Glan: Verlag Anton Hain, S. 34–61. Abge-druckt in: Günther, Gotthard: *Beiträge zur Grundlegung einer ope-rationsfähigen Dialektik*. Dritter Band. Meiner: Hamburg, S. 183–210.
- Günther, Gotthard (1980b): »Strukturelle Minimalbedingungen einer Theorie des objektiven Geistes als Einheit der Geschichte«. In: ders.:



- Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik*. 3. Bd. Meiner Verlag: Hamburg, S. 136–182.
- Hafen, Martin (2006): »Was unterscheidet Prävention von Gesundheitsförderung«. In: Bauch, Jost: *Gesundheit als System. Systemtheoretische Beobachtungen des Gesundheitswesens*. Hartung-Gorre Verlag: Konstanz, S. 129–137.
- Hafen, Martin (2009): *Mythologie der Gesundheit. Zur Integration von Salutogenese und Pathogenese*. 2. Auflage. Carl-Auer: Heidelberg.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1986a): *Phänomenologie des Geistes*. Auf der Grundlage der Werke von 1832–1845, neu editierte Ausgabe. Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1986b): *Wissenschaft der Logik* 1+2. Auf der Grundlage der Werke von 1832–1845, neu editierte Ausgabe. Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Heidegger, Martin (1967): *Sein und Zeit*. Elfte, unveränderte Auflage. Niemeyer Verlag: Tübingen.
- Heisenberg, Werner (1958): *Physikalische Prinzipien der Quantentheorie*, Nachdruck als BI Hochschultaschenbuch, Mannheim, S. 44. Zitiert nach: Görnitz, Thomas: *Quanten sind anders. Die verborgene Einheit der Welt*. Spektrum Akademischer Verlag: München, 2006.
- Hellmann, Kai-Uwe (2005): »Spezifik und Autonomie des politischen Systems. Analyse und Kritik der politischen Soziologie Niklas Luhmanns«. In: Runkel, Gunter; Burkart, Günter (Hrsg.): *Funktionssysteme der Gesellschaft. Beiträge zur Systemtheorie von Niklas Luhmann*. VS-Verlag: Wiesbaden, S. 13–51.
- Hofstadter, Douglas R. (1979): *Gödel, Escher, Bach. An Eternal Golden Braid*. Basic Books: New York.
- Hösle, Vittorio (1984): *Wahrheit und Geschichte. Studien zur Struktur der Philosophiegeschichte unter paradigmatischer Analyse der Entwicklung von Parmenides bis Platon*. frommann-holzboog Verlag: Stuttgart-Bad Cannstatt.
- Hucklenbroich, Peter (1998): »Die Struktur des medizinischen Wissens. Zur Grundlegung und zum Verhältnis von Medizintheorie und medizinischer Ethik«. In: *Zeitschrift für medizinische Ethik* 44 (1998), S. 107–125.
- Hutter, Michael (1999): »Wie der Überfluß flüssig wurde. Zur Geschichte und zur Zukunft der knappen Ressourcen«. In: *Soziale Systeme* 5, H.1, S. 41–54.
- Illich, Ivan (2007): *Die Nemesis der Medizin. Die Kritik der Medikalisierung des Lebens*. 5. Auflage. C.H. Beck: München.
- Jaspers, Karl (1953): »Die Idee des Arztes und ihre Erneuerung«. In: *Universitas*, H. 11, S. 1121–1131.
- Kade, Jochen (2006): »Lebenslauf – Netzwerk – Selbstpädagogisierung. Medienentwicklung und Strukturbildung im Erziehungssystem«. In:

- Ehrenspeck, Yvonne; Lenzen, Dieter (Hrsg.): *Beobachtungen des Erziehungssystems. Systemtheoretische Perspektiven*. VS-Verlag: Wiesbaden, S. 13–25.
- Karafilidis, Athanasios (2010): *Soziale Formen. Fortführung eines soziologischen Programms*. Transcript Verlag: Bielefeld.
- Kauffmann, Louis H. (1987): »Self-Reference and Recursive Forms«. In: *Journal of Social and Biological Structure* 10, S. 53–72.
- Kickbusch, Ilona (2006): *Die Gesundheitsgesellschaft. Megatrends der Gesundheit und deren Konsequenzen für Politik und Gesellschaft*. Verlag für Gesundheitsförderung: Gamburg.
- Klaus, Georg; Liebscher, Heinz (1979) (Hrsg.): *Wörterbuch der Kybernetik*. Band 1. Fischer: Frankfurt am Main.
- Knorr Cetina, Karin (1992): »Zur Unterkomplexität der Differenzierungstheorie. Empirische Anfragen an die Systemtheorie«. In: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 21, H. 6, S. 406–419.
- Krämer, Walter (1989): *Die Krankheit des Gesundheitswesens. Die Fortschrittsfalle der modernen Medizin*. Fischer Verlag: Frankfurt am Main.
- Kuhn, Thomas (1976): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. 2. revidierte und ergänzte Aufl. Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Künzler, Jan (1987): »Grundlagenprobleme der Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien bei Niklas Luhmann«. In: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 16, Heft 5, S. 317–333.
- Lachmund, Jens; Stollberg, Gunnar (1995): *Patientenwelten. Krankheit und Medizin vom späten 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert im Spiegel von Autobiographien*. Leske & Budrich: Opladen.
- Lachmund, Jens (1997): *Der abgehorchte Körper. Zur historischen Soziologie der medizinischen Untersuchung*. Westdeutscher Verlag: Opladen.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1986/1680): »Vorschlag zu einer Zentralbehörde«. In: ders.: *Politische Schriften*. Bd. 3. Hrsg. vom Zentralinstitut für Philosophie an der Akademie der Wissenschaften der DDR. Berlin, S. 370–375.
- Lenzen, Dieter; Luhmann, Niklas (1997) (Hrsg.), *Bildung und Weiterbildung im Erziehungssystem: Lebenslauf und Humanontogenese als Medium und Form*. Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Luhmann, Niklas (1967): »Soziologie als Theorie sozialer Systeme«. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 19, S. 615–644. (Zit. nach Neudruck in: ders.: *Soziologische Aufklärung 1. Ausätze zur Theorie sozialer Systeme*. 7. Aufl. VS-Verlag: Wiesbaden, 2005, S. 143–172.)
- Luhmann, Niklas (1968): »Selbststeuerung der Wissenschaft«. In: *Jahrbuch für Sozialwissenschaft*, H. 19, S. 147–170.
- Luhmann, Niklas (1972a): »Knappheit, Geld und die bürgerliche Gesellschaft«. In: Brinkmann, Carl; Jürgensen, Harald (Hrsg.): *Jahrbuch für Sozialwissenschaft*, 23, S. 186–210.

- Luhmann, Niklas (1972b): »Sinn als Grundbegriff der Soziologie«. In: Habermas, Jürgen; Luhmann, Niklas: *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung*. Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Luhmann, Niklas (1974a): »Einführende Bemerkungen zu einer Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 3, S. 236–255. (Zit. nach Neudruck in: ders.: *Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*. 5. Aufl. VS-Verlag: Wiesbaden, 2005, S. 212–240.)
- Luhmann, Niklas (1974b): »Symbiotische Mechanismen«. In: Rammstedt, Otthein (Hrsg.): *Gewaltverhältnisse und die Ohnmacht der Kritik*. Frankfurt, S. 107–131. (Zit. nach Neudruck in: ders.: *Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation*. 4. Auflage. VS-Verlag: Wiesbaden, 2005, S. 262–280.)
- Luhmann, Niklas (1975a): »Systemtheorie, Evolutionstheorie und Kommunikationstheorie«. In: *Sociologische Gids* 22, S. 154–168. (Zit. nach Neudruck in: ders.: *Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*. 5. Aufl. VS-Verlag: Wiesbaden, 2005, S. 241–254.)
- Luhmann, Niklas (1975b): »Über die Funktion der Negation in sinnkonstituierenden Systemen«. In: Weinrich, Harald (Hrsg.): *Positionen der Negativität. Poetik und Hermeneutik VI*. München, S. 201–218. (Zit. nach Neudruck in: ders.: *Soziologische Aufklärung 3: Soziales System, Gesellschaft, Organisation*. 4. Aufl. VS-Verlag: Wiesbaden, 2005, S. 41–57.)
- Luhmann, Niklas (1976): »Ist Kunst codierbar?«. In: Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.): »schön«: *Zur Diskussion eines umstrittenen Begriffs*. München, Fink, S. 60–95. (Zit. nach Neudruck in: ders.: *Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation*. 4. Aufl. VS-Verlag: Wiesbaden, 2005, S. 281–305.)
- Luhmann, Niklas (1977): »Der Politische Code. Zur Entwirrung von Verwirrungen«. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 29, S. 157–159.
- Luhmann, Niklas (1978): »Geschichte als Prozeß und die Theorie sozio-kultureller Evolution«. In: Faber, Karl-Georg; Meier, Christian (Hrsg.): *Historische Prozesse*. München, (DTV), S. 413–440. (Zit. nach Neudruck in: ders.: *Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation*. 4. Aufl. VS-Verlag: Wiesbaden, 2005, S. 205–227.)
- Luhmann, Niklas (1980a): *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*. Band 1. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1993.
- Luhmann, Niklas (1980b): *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*. Band 2. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1993.

- Luhmann, Niklas (1981): »Die Ausdifferenzierung von Erkenntnisgewinn: Zur Genese von Wissenschaft«. In Stehr, Nico; Mella, Volker (Hrsg.): *Wissenssoziologie*. Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 22 (1980): Opladen, S. 101–139.
- Luhmann, Niklas (1982): *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*. Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Luhmann, Niklas (1983a): »Anspruchsinflation im Krankheitssystem. Eine Stellungnahme aus gesellschaftstheoretischer Sicht«. In: Herder-Dorneich, Phillip; Schuller, Alexander (Hrsg.): *Die Anspruchsspirale: Schicksal oder Systemdefekt?* 3. Kölner Kolloquium. Kohlhammer: Stuttgart, S. 28–49.
- Luhmann, Niklas (1983b): »Medizin und Gesellschaftstheorie«. In: *MMG* 8, S. 168–175.
- Luhmann, Niklas (1983c): »Die Einheit des Rechtssystems«. In: *Rechtstheorie*, 14, S. 129–154.
- Luhmann, Niklas (1984a): »Die Wirtschaft der Gesellschaft als autopoietisches System«. In: *Zeitschrift für Soziologie*. 13, 4, S. 308–327.
- Luhmann, Niklas (1984b): *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Luhmann, Niklas (1986a): »Die Codierung des Rechtssystems«. In: *Rechtstheorie*, 17, S. 171–203.
- Luhmann, Niklas (1986b): »Das Medium der Kunst«. In: *Delfin*. 4, S. 6–15.
- Luhmann, Niklas (1986c): »Distinctions directrices. Über Codierung von Semantiken und Systemen«. In: Neidhardt, Friedhelm et al. (Hrsg.): *Kultur und Gesellschaft*, Sonderheft 27/1986 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen, S. 145–161. (Zit. nach Neudruck in: ders.: *Soziologische Aufklärung 4. Beiträge zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft*. 3. Auflage. VS-Verlag: Wiesbaden, 2005, S. 13–32.)
- Luhmann, Niklas (1986d): »Codierung und Programmierung. Bildung und Selektion im Erziehungssystem«. In: Tenorth, Heinz-Elmar (Hrsg.): *Allgemeine Bildung: Analysen zu ihrer Wirklichkeit, Versuche über ihre Zukunft*. München, S. 154–182. (Zit. nach Neudruck in: ders.: *Soziologische Aufklärung 4. Beiträge zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft*. 3. Aufl. VS-Verlag: Wiesbaden, 2005, S. 193–213.)
- Luhmann, Niklas (1987): »Die gesellschaftliche Differenzierung und das Individuum«. In: Olk, Thomas; Otto, Hans-Uwe (Hrsg.): *Soziale Dienste im Wandel*. Bd. 1. Neuwied, S. 121–137. (Zit. nach Neudruck in: ders.: *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch*. 3. Auflage. VS-Verlag: Wiesbaden, 2008, S. 121–136.)
- Luhmann, Niklas (1988): »Neuere Entwicklungen in der Systemtheorie«. In: *Merkur: deutsche Zeitschrift für europäisches Denken*. 42. Klett-Cotta: Stuttgart, S. 292–300.

- Luhmann, Niklas (1989a): *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*. Band 3. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1993.
- Luhmann, Niklas (1989b): »Theorie der politischen Opposition«. In: *Zeitschrift für Politik* 36, S. 13–26.
- Luhmann, Niklas (1991): »Das Kind als Medium der Erziehung«. In: *Zeitschrift für Pädagogik* 37, S. 19–40. (Zit. nach Neudruck in: ders.: *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch*. 3. Auflage. VS-Verlag: Wiesbaden, 2008, S. 194–217.)
- Luhmann, Niklas (1992): *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Luhmann, Niklas (1994): *Die Wirtschaft der Gesellschaft*. Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Luhmann, Niklas (1995): *Das Recht der Gesellschaft*. Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Luhmann, Niklas (1997a): *Die Kunst der Gesellschaft*. Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Luhmann, Niklas (1997b): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Luhmann, Niklas (2000): *Vertrauen*. 4. Aufl. Erstauflage 1968. Lucius & Lucius: Stuttgart.
- Luhmann, Niklas (2002a): *Die Politik der Gesellschaft*. Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Luhmann, Niklas (2002b): *Die Religion der Gesellschaft*. Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Luhmann, Niklas (2002c): *Das Erziehungssystem der Gesellschaft*. Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Luhmann, Niklas (2003a): *Macht*. 3. Aufl. Erstauflage 1975. Lucius & Lucius: Stuttgart.
- Luhmann, Niklas (2003b): *Soziologie des Risikos*. De Gruyter: Berlin.
- Luhmann, Niklas (2005a): »Evolution und Geschichte«. In: ders.: *Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*. 5. Aufl. VS-Verlag: Wiesbaden, S. 187–211.
- Luhmann, Niklas (2005b): »Die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation«. In: ders.: *Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation*. 4. Aufl. VS-Verlag: Wiesbaden, S. 29–40.
- Luhmann, Niklas (2005c): »Der medizinische Code«. In: ders.: *Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven*. 3. Auflage (Erstauflage 1990). VS-Verlag: Wiesbaden, S. 176–188.
- Luhmann, Niklas (2006a): *Einführung in die Systemtheorie*. Herausgegeben von Dirk Baecker. Dritte Auflage. Carl-Auer: Heidelberg.
- Luhmann, Niklas (2006b): *Organisation und Entscheidung*. 2. Auflage. VS-Verlag: Wiesbaden.

- Luhmann, Niklas (2008a): *Die Moral der Gesellschaft*. Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Luhmann, Niklas (2008b) *Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen?* 5. Aufl. VS Verlag: Wiesbaden.
- Lüth, Paul (1974): *Sprechende und stumme Medizin. Über das Patienten-Arzt-Verhältnis*. Herder und Herder: Frankfurt.
- Martens, Will (2003): »Struktur, Semantik und Gedächtnis. Vorbemerkungen zur Evolutionstheorie«. In: Giegel, Hans-Joachim; Schimank, Uwe (Hrsg.): *Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns »Die Gesellschaft der Gesellschaft«*. Suhrkamp: Frankfurt am Main, S. 167–206.
- Mayntz, Renate; Rosewitz, Bernd (1988): »Ausdifferenzierung und Strukturwandel des deutschen Gesundheitssystems«. In: Mayntz, Renate; Rosewitz, Bernd; Schimank, Uwe; Stichweh, Rudolf: *Differenzierung und Verselbständigung. Zur Entwicklung gesellschaftlicher Teilsysteme*. Campus Verlag: Frankfurt und New York, S. 117–180.
- McCulloch, Warren St. (1965): *Embodiments of Mind*. MIT Press: Cambridge, Mass.
- Nassehi, Armin (2002): »Die Organisationen der Gesellschaft. Skizze einer Organisationssoziologie in gesellschaftstheoretischer Absicht«. In: Allmendinger, Jutta; Hinz, Thomas (Hrsg.): *Soziologie der Organisation*. Sonderband der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Westdeutscher Verlag: Opladen, S. 443–478.
- OECD: (<http://www.oecd.org/berlin/presse/gesundheitsbericht-warntvor-wachsender-fettleibigkeit-in-europa-und-deutschland.htm>: Zugriff 24.01.2016)
- Pahl, Hanno (2008): *Das Geld in der modernen Wirtschaft. Marx und Luhmann im Vergleich*. Campus Verlag: Frankfurt am Main.
- Parsons, Talcott (1970): »Struktur und Funktion der modernen Medizin. Eine soziologische Analyse«. In: König, René; Tönnemann, Margret (Hrsg.): *Probleme der Medizin-Soziologie*. 4. Aufl. Westdeutscher Verlag: Köln und Opladen, S. 10–57.
- Parsons, Talcott (1977): »Social Systems and the Symbolic Media of Interchange«. In: *Social Systems and the Evolution of Action Theory*. New York.
- Paul, Norbert W. (2006): »Medizintheorie«. In: Schulz, Stefan; Steigleder, Klaus; Fangerau, Heiner; Paul, Norbert W. (Hrsg.): *Geschichte, Theorie, und Ethik der Medizin. Eine Einführung*. Suhrkamp: Frankfurt am Main, S. 59–73.
- Payer, Lynn (1992): *Disease-mongers: how doctors, drug companies, and insurers are making you feel sick*. J. Wiley: New York.



- Pelikan, Jürgen M.; Wolff, Stephan (1999)(Hrsg.): *Das gesundheitsfördernde Krankenhaus. Konzepte und Beispiele zur Entwicklung einer lernenden Organisation*. Juventa Verlag: Weinheim.
- Pelikan, Jürgen M. (2007a): »Zur Rekonstruktion und Rehabilitation eines absonderlichen Funktionssystems – Medizin und Krankenbehandlung bei Niklas Luhmann und in der Folgerezeption«. In: *Soziale Systeme* 13, Heft 1+2, S. 290–303.
- Pelikan Jürgen M. (2007b): »Understanding Differentiation of Health in Late Modernity by Use of Sociological Systems Theory«. In: Mc Queen, David V.; Kickbusch, Ilona: *Health Modernity. The Role of Theory in Health Promotion*. Springer: New York, S. 74–102.
- Pelikan, Jürgen M. (2009): »Ausdifferenzierung von spezifischen Funktionssystemen für Krankenbehandlung und Gesundheitsförderung oder: Leben wir in der Gesundheitsgesellschaft«. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 34, S. 28–47.
- Platon (2004): *Politeia* VI 511. Neu übersetzt und erläutert von Otto Apelt. Nachdruck der dritten Auflage (1923). Meiner: Leipzig.
- Platon (2004): *Theätet*, 170–171St. Neu übersetzt und erläutert von Otto Apelt. Band IV. 4. Aufl (1923). Meiner: Hamburg.
- Sauerbruch, Ferdinand; Wenke, Hans (1961): *Wesen und Bedeutung des Schmerzes*. Zweite, erweiterte und veränderte Auflage. Athenäum Verlag: Frankfurt am Main.
- Schäfer, Julia (2011): »Ressourcenallokation im Krankenhaus – Akteure zwischen Medizin und Ökonomie«. In: Hensen, Peter; Kölzer, Christian (Hrsg.): *Die gesunde Gesellschaft. Sozioökonomische Perspektiven und sozialethische Herausforderungen*. VS-Verlag: Wiesbaden, S. 79–104.
- Scheler, Max (1976): »Die Stellung des Menschen im Kosmos«. In: Scheler, Max: *Späte Schriften*. Francke Verlag: Bern und München.
- Schimank, Uwe (1998): »Code – Leistungen – Funktion: Zur Konstitution gesellschaftlicher Teilsysteme«. In: *Soziale Systeme*, Jg. 4, H.1, S. 175–183.
- Schimank, Uwe (2005): »Funktionale Differenzierung und gesellschaftsweiter Primat von Teilsystemen – offene Fragen bei Parsons und Luhmann«. In: *Soziale Systeme* 11, Heft 2, S. 395–414.
- Schimank, Uwe (2010): »Reputation statt Wahrheit: Verdrängt der Nebencode den Code?«. In: *Soziale Systeme* 16, H. 2, S. 233–242.
- Schmidt, Thomas M. (2002): »Die Logik der Reflexion. Der Schein und die Wesenheiten«. In: Koch, Anton Friedrich; Schick, Friedrike (Hrsg.): *G.W.F. Hegel: Wissenschaft der Logik* (Höffe, Otfried (Hrsg.): *Klassiker Auslegen*, Band 27). Akademie Verlag: Berlin, S. 99–117.
- Schneiderman, Lawrence J.; Jecker, Nance S.; Jonsen, Albert R. (1990): »Medical Futility: Its Meaning and Ethical Implications«. In: *Annals of Internal Medicine*. 112 (12), S. 949–954.

- Simon, Fritz B. (2001): *Die andere Seite der Gesundheit. Ansätze einer systemischen Krankheits- und Therapietheorie*. 2. Auflage. Carl-Auer: Heidelberg.
- Spencer-Brown, George (1999): *Die Gesetze der Form*. 2. Aufl. Bohmeier Verlag: Lübeck.
- Spencer-Brown, George: »Vortrag auf der American University of Masters Conference«: <http://www.lawsofform.org/aum/> (Zugriff am 24.01.2014, 16:16 Uhr)/ nicht mehr aufrufbar.
- Stäheli, Urs (1996): »Der Code als leerer Signifikant? Diskurstheoretische Beobachtungen«. In: *Soziale Systeme* 2, H.2, S. 257–281.
- Steinebrunner, Bernd (1987): *Die Entzauberung der Krankheit. Vom Theos zum Anthropos – Über die alteuropäische Genesis moderner Medizin nach der Systemtheorie Niklas Luhmanns*. Verlag Peter Lang: Frankfurt am Main.
- Stichweh, Rudolf (1979): »Differenzierung der Wissenschaft«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 8, S. 82–101. (Zit. nach Neudruck in: ders.: *Wissenschaft, Universität, Professionen. Soziologische Analysen*. Neuauflage. Transcript Verlag: Bielefeld, 2013, S. 15–46.)
- Stichweh, Rudolf (1987): »Die Autopoiesis der Wissenschaft«. In: Baecker, Dirk et al.: *Theorie als Passion*. Frankfurt, S. 447–481. (Zit. nach Neudruck in: ders.: *Wissenschaft, Universität, Professionen. Soziologische Analysen. Neuauflage*. Transcript Verlag: Bielefeld, 2013, S. 47–72.)
- Stichweh, Rudolf (1988): »Technik, Naturwissenschaft und die Struktur wissenschaftlicher Gemeinschaften: Wissenschaftliche Instrumente und die Entwicklung der Elektrizitätslehre«. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 40, S. 684–705. (Zit. nach Neudruck in: ders.: *Wissenschaft, Universität, Professionen. Soziologische Analysen*. Neuauflage. Transcript Verlag: Bielefeld, 2013, S. 87–114.)
- Stichweh, Rudolf (2003): »Genese des globalen Wissenschaftssystems«. In: *Soziale Systeme*. 9, H.1, S. 3–26.
- Stichweh, Rudolf (2006): »Semantik und Sozialstruktur. Zur Logik einer systemtheoretischen Unterscheidung«. In: Tänzler, Dirk; Knoblauch, Hubert; Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): *Neue Perspektiven der Wissenssoziologie*. UVK: Konstanz, S. 157–171.
- Stichweh, Rudolf (2008): »Professionen in einer funktional differenzierten Gesellschaft«. In: Saake, Irmhild; Vogd, Werner (Hrsg.): *Moderne Mythen der Medizin. Studien zur organisierten Krankenbehandlung*. VS-Verlag: Wiesbaden, S. 329–344.
- Stichweh, Rudolf (2010): »Theorie und Methode in der Systemtheorie«. In: John, René; Henkel, Anna; Rückert-John, Jana (Hrsg.): *Die Methodologien des Systems. Wie kommt man zum Fall und wie dahinter?* VS-Verlag: Wiesbaden, S. 15–28.



- Stollberg, Gunnar (2009): »Das medizinische System. Überlegungen zu einem von der Soziologie vernachlässigten Funktionssystem«. In: *Soziale Systeme* 15, Heft 1, S. 189–217.
- Sulilatu, Saidi (2008): »Klinische Ethik-Komitees als Verfahren der Entbürokratisierung«. In: Saake, Irmhild; Vogd, Werner (Hrsg.): *Moderne Mythen der Medizin. Studien zur organisierten Krankenbehandlung*. VS-Verlag: Wiesbaden, S. 285–306.
- Szlezák, Thomas A. (1993): *Platon lesen*. Legenda 1. frommann-holzboog: Stuttgart-Bad Cannstatt.
- Tversky, Amos; Kahneman, Daniel (1974): »Judgment under Uncertainty: Heuristics and Biases«. In: *Science, New Series*, Vol. 185, No. 4157, S. 1124–1131.
- Vogd, Werner (2002): »Professionalisierungsschub oder Auflösung ärztlicher Autonomie. Die Bedeutung von Evidence Based Medicine und der neuen funktionalen Eliten in der Medizin aus system- und interaktionstheoretischer Perspektive«. In: *Zeitschrift für Soziologie*. 31(4), S. 294–315.
- Vogd, Werner (2004): *Ärztliche Entscheidungsprozesse des Krankenhauses im Spannungsfeld von System- und Zweckrationalität. Eine qualitativ rekonstruktive Studie unter dem besonderen Blickwinkel von Rahmen (»frames«) und Rahmungsprozessen*. Im Netz zugänglich: [http:// userpa-ge.fu-berlin.de/~vogd/Habil.pdf](http://userpa-ge.fu-berlin.de/~vogd/Habil.pdf).
- Vogd, Werner (2005): »Medizinsystem und Gesundheitswissenschaften – Rekonstruktion einer schwierigen Beziehung«. In: *Soziale Systeme*, 11 (2), S. 236–270.
- Vogd, Werner (2006): »Verändern sich die Handlungsorientierungen von Krankenhausärzten unter den neuen organisatorischen und ökonomischen Rahmenbedingungen? Ergebnisse einer empirisch rekonstruktiven Längsschnittstudie«. In: *Sozialer Sinn*, 7, Heft 2, S. 197–229.
- Vogd, Werner (2010): *Gehirn und Gesellschaft*. Velbrück Wissenschaft: Weilerswist.
- Vogd, Werner (2011): *Zur Soziologie der organisierten Krankenbehandlung*. Velbrück Wissenschaft: Weilerswist.
- Welch, H. Gilbert (2013): *Die Diagnosefalle. Wie Gesunde zu Kranken erklärt werden*. Riva Verlag: München.
- Westermann, Stefanie; Schäfer, Gereon (2008): »Der veränderte Blick in den menschlichen Körper. Von der klassischen Leichenöffnung zum ›Visible Human Project««. In: Groß, Dominik; Winkelmann, Hans Joachim (Hrsg.): *Medizin im 20. Jahrhundert. Fortschritte und Grenzen der Heilkunde seit 1900*. Reed Business Information GmbH: München, S. 173–181.
- Wiedemann, Johannes (2008): »Die Freude des Gelingens. Über die Bedeutung der aktiven Schmerzbewältigung«. Ein Beitrag aus der Ta-

- gung: *Schmerz und Leben. Umgang mit chronischen Schmerzen*. Online-Texte der Evangelischen Akademie Bad Boll (Online verfügbar: [www.ev-akademie-boll.de/fileadmin/res/otg/460108-Wiedemann.pdf](http://www.ev-akademie-boll.de/fileadmin/res/otg/460108-Wiedemann.pdf) Letzter Aufruf 23.03.2017)
- Wieland, Wolfgang (1986): »Strukturwandel der Medizin und ärztliche Ethik. Philosophische Überlegungen zu Grundfragen einer praktischen Wissenschaft«. Vorgetragen am 17. November 1984. Carl Winter Universitätsverlag: Heidelberg.
- Wieland, Wolfgang (2004): *Diagnose. Überlegungen zur Medizintheorie*. Verlag Johannes G. Hoof: Warendorf.
- Wieland, Wolfgang (2014a): »Grundlagen der Krankheitsbetrachtung«. In: Wieland, Wolfgang: *Medizin als praktische Wissenschaft. Kleine medizintheoretische Schriften*. Herausgegeben von Enskat, Rainer; Vigo, Alejandro G. Aus der Reihe *Reason and Normativity*. Band 9. Georg Olms Verlag: Hildesheim, S. 33–44.
- Wieland, Wolfgang (2014b): »Philosophische Aspekte des Krankheitsbegriffs«. In: Wieland, Wolfgang: *Medizin als praktische Wissenschaft. Kleine medizintheoretische Schriften*. Herausgegeben von Enskat, Rainer; Vigo, Alejandro G. Aus der Reihe *Reason and Normativity*. Band 9. Georg Olms Verlag: Hildesheim, S. 213–235.
- Ziemke, Axel (1990): »Biologie der Kognition und Transklassische Logik«. In: Bammé, A.; Baumgartner, P.; Berger, W.; Kotzmann, E. (Hrsg.): *Klagenfurter Beiträge zur Technikdiskussion*. Heft 45. IFF - Institut für Technik- und Wissenschaftsforschung (Universität Klagenfurt): Klagenfurt.





